Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Jahrgang 1889/90.

I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.4:1
pt.1

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1889/1890. — Erster Band.

Text.

Seite

Afrika, Was und wie man ißt in. Von Gerhard Rohlfs 451
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach 494
Athen, Das moderne. Nach Dr. Julius Centerwall. Mit 15 Bildern 422
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben . . 159, 319, 463, 607, 752
Augusta, Ein Nachruf an Kaiserin . . . 753
Bayreuth, Nachklänge an. Von Ferdinand Pfohl-Leipzig. Mit 12 Illustrationen . 257
Berlin und Kölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Von Rudolf Stratz. Mit 1 Einschaltbilde . . 640
Bettlerhände. Gedicht von Frida Schanz . 314
Bildern, Zu unsern. 153, 314, 458, 602, 751, 880
„Böten," Etwas vom. Von Heinrich Seidel. 142
Brasilianische Studienblätter. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt . . 785
Brauch, Seltsamer 458
Briefkasten 460
Büchermarkt, Neues vom. Von Paul von Szczepanski 586, 744, 874
Christkindlein, Des Hagestolzen. Nach André Theuriet. Mit 2 Illustrationen . . . 577
„Comtesse, La petite." Indiskretionen aus der Geschichte eines Theaterstückes. Von Otto Felsing 634
Einfluß, Der beabsichtigte, des Menschen auf die Verbreitung der Tiere und seine Folgen. Von William Marshall 725
Elchwild, Das. Von Ernst Schlotfeldt. Mit 7 Bildern von Rich. Friese 133
Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, Die Lebenserinnerungen des Herzogs. Von Gottlob Egelhaaf. Mit 7 Porträts und 2 Zeitbildern 664
Fahnen, Unter den schwarzgelben. Mit 8 Abbildungen 556
Feste, Venezianische 602
Feuer, Das erste, im Ofen. Von Heinrich Seidel 602
Feuilleton, Berliner. Von A. Baron von Roberts 776
Fiesco, Die Verschwörung des, zu Genua. Von Dr. Hugo Landwehr 211

Seite

Freiheitskampf, Der griechische. Von Gottlob Egelhaaf 305
Freiheitskriege, Der Geburtstag der. Von Th. H. Pantenius. Zu dem Einschaltbilde von O. Brausewetter 448
Geburtstagsgeschenk, Das. Novelle von Karl Erdm. Edler 754
Gehelmbund, Ein deutscher, vor hundert Jahren. Von Ernst Schubert 145
Geige, Die. Novelle in Versen von Frida Schanz 321
Geschlechter, Die deutschen standesherrlichen. 298
Gesundheitsrat 156, 316
Glaube, Stolzer. Gedicht von Ernst Behrend. 126
„Gräfin Langeweile." Von P. v. Sz. . . 156
Grenze, Von der preußisch-russischen. Von Theodor Hermann Lange 292
Hamburg. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt 113
Hayti, Auf. Mein Ritt zum schönsten Fleck der Erde. Von Kapitän Jerrmann 736, 833
Heidschnucken, Die 315
Herbsttag, Sonniger. Gedicht von Heinrich Seidel 458
Hertha. Roman von Ernst Eckstein . . . 33, 225, 385, 497, 677
Hiddemann, Friedrich. Von Adolf Rosenberg. Mit Porträt, 3 Studien und 5 Einschaltbildern 218
„Humor, Der, im deutschen Heere" . . . 459
Hundeleben in Konstantinopel. Von Julius Stinde. Mit 1 Einschaltbilde 301
Hürden, Über die. Von Flatterer. Mit Illustrationen von G. Koch und H. Albrecht. 65
„Im Freilichte." Betrachtungen eines Kunstfreundes. Von C. von Vincenti . . . 522
Internationale, Die dramatische. Berliner Bühnenplauderei. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß 591
Jungfernsprung, Der. Erzählung von Spiridion Govčević 127
Kongreß, Der Wiener. Von Christian Schwarzkopf. Mit 10 Illustrationen im Text, 1 Einschaltbilde und dessen Erklärungstafel 563
Konserven, Wie die Braunschweiger, entstehen. Von Fr. Rudolf. Mit 8 Illustrationen von Aug. Mandlick 409

Seite

Kopf, Der, des Generals. Novellette von Gottfried Böhm 107
Krug, Der zerbrochene. Gedicht von Frido Schonz 751
Latour d'Auvergne, Frankreichs Erster Grenadier 154
Lindenbaum, Der. Von Heinrich Seidel . 854
Lorbeer und Epheu. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit 1 Bilde von R. Knötel . 281
Lyrik, Moderne deutsche. Ein kritisches Potpourri. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß 866
Marr, Karl. Mit Porträt 350
Münchener Spaziergänge. Von Bernhordine Schulze-Smidt. Mit 12 Aquarelldrucken 465
Münchhausen, Der Hamburger 315
Musik, Die, der armen Leute. Von Heinrich Seidel 846
Nase, Lauras 314
Nest, Ein, voll Glück. Gedicht von Frida Schanz 84
Neuigkeiten, Litterarische 751, 880
Nibelungenliedes, Eine neue Übertragung des 603
Orden, Fronzösische 460
Petroleum, Dos kaukasische 155
Pferdebahn, Die Berliner. Von Hanns von Spielberg. Mit 23 Illustrationen . . 644
Photographie, Dos Jubiläum der . . . 328
Porzellanmonufaltur, Die Könlgtiche, in Berlin. Von Otto Felsing. Mit 19 Illustr. 817
Preiskonkurrenz, Die, für das Notionaldenkmal Kaiser Wilhelms I. Von Otto Felsing. Mit 4 Illustrationen 489
Primodonnen der Gegenwort. Von Ferdinand Pfohl. Mit 7 Porträts 710
Quellwasser. Gedicht von Frida Schonz . 676
Rhinoplastik 604
Rubens, Peter Poul. Von H. Knackfuß. Mit 89 Abbildungen im Text und 10 Einschaltbildern 1, 161, 353, 529
Ruhm. Novelle von Hans Hoffmonn 609, 798
Saccharin, Das, ein neuer Süßstoff. Von Dr. Bernhard 150
Scheidewasser. Eine chemische Plauderei von Jullus Stinde 782
Schnadahüpfeln, Tiroler 153
Seide, Künstliche 603
Setbstverständlich. Mit Bild 141
Spielecke, In unserer 157, 317, 461, 605, 752
Spithead in Englond, Die große Flottenparade zu Ehren Kaiser Wilhelms II bei. Text und 18 Illustrationen von Hons Bohrdt. 193
Sprüche. Von Frido Schanz 112, 144, 280, 555
Stanley und Emin Pascha. Mit Porträts. 861
Streifzug, Ein, durch die Holsteinische Schweiz. Von R. Bode. Mit 5 Bildern im Text und 1 Einschaltbilde 282
Tapeten, Fußboden und Teppiche. Eine Plauderei fürs Haus 101
Teetotaler 314
Tellsschuß, Der. Von Alexander Baron von Roberts 187
Tolstoi, Grof Leo, als Dichter und Denker. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Mit Porträts 341
Violoncell, Das 130

Seite

Volkmann, Richord von. Von Bernhord Rogge. Mit Porträt 848
Wälder im Walde. Von Heinrich Seidel . 495
Weihnachtsalmanoch, Velhagen & Klasings, für das Jahr 1889. Von Otto Preuß. Mit 1 Einschaltbilde 488
Wildenbruch, Ernst von. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Mit Porträt, Autograph und 1 Bilde 94
Wilhelm II, Kaiser, und die Marine. Von Reinhold Werner. Mit 4 ganzseitigen Abbildungen 85
Wisentjagd, Die. Ein Song aus der Mork Brandenburg. Von Ernst von Wotzogen. 625

Kunstbeilage:

Dos entflohene Modell. Gemalt von B. Boutier. Lichtdruck . . . . . Titelbild

Einschaltbilder, selbst. Abbildungen ꝛc.

Altweibersommer. Gemalt von O. Piltz. zw. 608 u. 609
Aschenbrödel. Von F. Hiddemonn. zw. 220 u. 221
Athen, Das moderne. Nach Dr. Julius Centerwall. Mit 15 Bildern 422
Augusta, Deutsche Koiserin und Königin von Preußen. Nach dem Gemälde von Gustav Richter . . . . . zw. 752 u. 753
Aus der Kirche. Noch dem Gemälde von Th. Matthei . . . . . zw. 512 u. 513
Boumfrucht, Eine sonderbare. Von F. Hiddemann . . . . . zw. 192 u. 193
Boyreuth, Nachklänge an. Von Ferdinand Pfohl-Leipzig. Mit 12 Illustrationen . 257
Berlin und Kölln, Die Städte, huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Noch dem Gemölde von Jutius Schrader. zw. 640 u. 641
Beute, Reiche. Von A. Schrom. zw. 128 u. 129
Brasilianische Studienblötter. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt . . 785
Christkindlein, Des Hageftolzen. Nach André Theuriet. Mit 2 Illustrationen . . . 577
Don Juan, Der, des Hofes. Gemalt von F. Kraus . . . . . zw. 688 u. 689
Elchwild, Dos. Von Ernst Schlotfeldt. Mit 7 Bildern von Rich. Friese 133
Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Die Lebenserinnerungen des Herzogs. Von Gottlob Egelhaaf. Mit 7 Porträts und 2 Zeitbildern 664
Fahnen, Unter den schwarzgelben. Mit 8 Abbildungen 556
Falkenjagd. Gemalt von Alfr. Wierusz-Kowalski . . . . . zw. 384 u. 385
Fennek, Sondhühner beschleichend. Gemalt von Fr. Specht . . . . . zw. 816 u. 817
Fischfang unter dem Eise. Gemalt von J. Ekenaes . . . . . zw. 848 u. 849
Flachsspinnen in Holland. Gemalt von Max Liebermann . . . . . zw. 160 u. 161
Frisch ongezapft. Gemalt von R. Epp. zw. 785 u. 786
Frühmorgen im Herbst. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner. . . . . zw. 592 u. 593

Seite

Girondisten auf dem letzten Gange zum Schafott. Von C. von Piloty. zw. 64 u. 65
Hamburg. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt 113
Heimkehr vom Schützenfest. Nach dem Gemälde von Fr. Prölß . . . zw. 456 u. 457
Herbstmorgen. Gemalt von E. Hallatz. zw. 320 u. 321
Herbststurm. Nach dem Gemälde von R. Pötzelberger . . . . . zw. 464 u. 465
Hiddemann, Friedrich. Von Adolf Rosenberg. Mit Porträt, 3 Studien und 5 Einschaltbildern 218
Hunde in den Straßen von Konstantinopel. Zeichnung von Rich. Friese. . zw. 304 u. 305
Hürden, Über die. Von Flatterer. Mit Illustrationen von G. Koch und H. Albrecht. 65
Hurra! Die Knödel kommen! Gemalt von Th. Kleehaas . . . . . zw. 352 u. 353
Idylle aus Voß' Luise. Von J. Günther. zw. 288 u. 289
Jugendfreunde, Zwei. Von E. Grützner. zw. 144 u. 145
Kadra Sása. Nach dem Gemälde von Friedrich Stahl . . . . . zw. 488 u. 489
Klein Mütterchen. Von L. Knaus zw. 112 u. 113
Kongreß zu Wien. Nach dem Gemälde von Isabey, gestochen von Godefroy zw. 568 u. 569
Konserven, Wie die Braunschweiger, entstehen. Von Fr. Rudolf. Mit 8 Illustrationen von Aug. Mandlick 409
Landsknechte. Nach dem Gemälde von W. Diez . . . . . zw. 528 u. 529
Liebesbriefe, Alte. Gemalt von J. G. Meyer von Bremen 860
Lorbeer und Epheu. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit 1 Bilde von R. Knötel. . 281
Mädchenpensionat. Nach dem Gemälde von G. Knorr . . . . . zw. 400 u. 401
Marr, Karl. Mit Porträt 350
Morgen, Am frühen. Von F. Hiddemann. zw. 186 u. 187
Münchener Spaziergänge. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit 12 Aquarelldrucken 465
Ohne Genehmigung des Autors. Aquarelldruck. Nach dem Gemälde von B. Vautier. zw. 496 u. 497
Park, Im, von Schloß Benrath bei Düsseldorf. Von H. Böhmer . . . zw. 32 u. 33
Pferdebahn, Die Berliner. Von Hanns von Spielberg. Mit 23 Illustrationen . . . 644
Porzellanmanufaktur, Die Königliche, in Berlin. Von Otto Felsing. Mit 19 Illustr. 817
Preiskonkurrenz, Die, für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. Von Otto Felsing. Mit 4 Illustrationen 489
Primadonnen der Gegenwart. Von Ferdinand Pfohl. Mit 7 Porträts 710
Puppenmutter, Zärtliche. Gemalt von Gustav Igler. . . . . zw. 256 u. 257

Seite

Regen im Salon. Nach dem Gemälde von Edmund Blume . . . . . zw. 576 u. 577
Ritter, Ein junger. Gemalt von W. Schütze. zw. 672 u. 673
Rubens, Peter Paul. Von H. Knackfuß. Mit 89 Abbildungen im Text und 10 Einschaltbildern 1. 161. 353. 529
Rutschbahn, Auf der. Gemalt von Hans Bachmann . . . . . zw. 800 u. 801
Schafherde. Gemalt von Karl Malchin. zw. 704 u. 705
Schweinsknochen mit Klößen. Von F. Hiddemann. . . . . zw. 240 u. 241
Selbstverständlich. Mit Bild 141
Spithead in England, Die große Flottenparade zu Ehren Kaiser Wilhelms II, bei. Text und 18 Illustrationen von Hans Bohrdt 193
Stanley und Emin Pascha. Mit Porträts. 861
Streifzug, Ein, durch die Holsteinische Schweiz. Von R. Bode. Mit 5 Bildern im Text und 1 Einschaltbilde 282
Taufgang, Ein, in Tirol. Nach dem Gemälde von Karl Gustav Herrmann . zw. 736 u. 737
Tiger im Schnee auf der Lauer. Gezeichnet von R. Friese. . . . . zw. 336 u. 337
Toast, Der, auf die Damen. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers 857
Toast. Der humoristische. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers 856
Tod, Der, der Verbannten. Nach dem Gemälde von J. Malczewsky. . . . zw. 624 u. 625
Tolstoi, Graf Leo, als Dichter und Denker. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Mit Porträts. 341
Traudl. Gemalt von Fr. von Defregger . 853
Traunng, Eine, zu Gretna-Green im vorigen Jahrhundert. Nach dem Gemälde von H. Kretschmer. . . . . zw. 600 u. 601
Turmfalken, Bei den. Von Hermann Kaulbach. . . . . zw. 48 u. 49
Veilchen gefällig? Von F. Hiddemann. zw. 224 u. 225
Volkmann, Richard von. Von Bernhard Rogge. Mit Porträt 848
Wie Maler Cholerikus sein Erstgeborenes porträtieren wollte. Bilder ohne Worte von C. Koch 496
Wildenbruch, Ernst von. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Mit Porträt, Autograph und 1 Bilde 94
Wilhelm II, Kaiser, und die Marine. Von Reinhold Werner. Mit 4 ganzseitigen Abbildungen 85
Winterwald, Im. Gemalt von G. von Maffei . . . . . zw. 768 u. 769
Yorks, General von, Ansprache an die ostpreußischen Stände am 5. Februar 1813 im Ständehause zu Königsberg. Nach dem Gemälde von O. Brausewetter. zw. 448 u. 449

Früher erſchien

und kann, ſoweit die Vorräte noch nicht vergriffen ſind, durch die meiſten Buchhandlungen nachbezogen werden:

Hefte, einzeln à 1 Mk.

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris, Freiin v. Spättgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12. (Heft 3 u. 4 ſind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf, als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12. (Heft 2 u. 6 ſind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von F. von Wellnitz, als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatshefte:		Romanbeigaben:	
I. Jahrg. Band 1 und 2	à 90 Pfg.	„Fremdes Blut"	à 50 Pfg.
II. Jahrg. Band 1 und 2		„Um jeden Preis" „Der Geiger von Thun"	
III. Jahrg. Band 1 und 2		„Der Sternburger Kreis" „Auf der Dobenau"	

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. Band 1 und 2 à 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klaſing.

Das entflohene Model

Digitized by Google

11. Gemalt von B. Vautier.

Digitized by Google
Lithographie von Franz Hanfstaengl.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1, September 1889.

Peter Paul Rubens.

Von H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)

An einem stattlichen alten Haus in der Sternengasse zu Köln verkündet eine marmorne Inschrifttafel dem Vorübergehenden, daß hier Peter Paul Rubens geboren sei. Aber weder Köln noch auch das mit dem gleichen Anspruch auftretende Antwerpen hat das Anrecht auf die Ehre, Geburtsstätte des belgischen Malerfürsten zu sein, behaupten können. Als diese ist vielmehr das westfälische Städtchen Siegen mit nicht anzutastenden Gründen nachgewiesen worden.

Die Vorfahren des Rubens waren seit Jahrhunderten als ehrsame Bürger in Antwerpen ansässig. Sein Großvater war Inhaber einer Apotheke und Spezereiwarenhandlung; dessen Sohn Johannes aber wurde zu einem gelehrten Beruf erzogen. Johannes Rubens, geboren im Jahre 1530, studierte die Rechte zu Löwen und zu Padua und bestand zu Rom im Jahre 1554 mit Auszeichnung die Prüfung als Doktor des bürgerlichen und kirchlichen Rechts. Darauf kehrte er in die Heimat zurück, wo er sich am 29. November 1561 mit der Kaufmannstochter Maria Pypelinckx vermählte. Er wurde 1562 zum Schöffen ernannt und bekleidete dieses Amt fünf Jahre hindurch, in jener schwierigen Zeit, wo der Aufstand der vereinigten Niederlande gegen die spanische Herrschaft sich vorbereitete. Als die Geschicke des Landes in die Hände des unerbittlichen Herzogs von Alba gelegt worden und als die Häupter von Egmont und Hoorn auf dem Blutgerüst gefallen waren, hielt Johannes Rubens, der der Hinneigung zum Protestantismus dringend verdächtig war, es für geraten, die Heimat zu verlassen; ausgerüstet mit einem Schreiben der Stadtobrigkeit von Antwerpen, welches seine Ehrenhaftigkeit bezeugte, flüchtete er nach Köln, wo er gegen Ende 1568 ankam. Dort weilte damals die Gemahlin Wilhelms von Oranien, des großen Führers der niederländischen Erhebung, Anna von Sachsen. Durch deren Rechtsbeistand, den gleichfalls flüchtigen Rechtsgelehrten Johannes Betz aus Mecheln, lernte Johannes Rubens die launische und krankhaft erregte Fürstin kennen; er ward ihr Vertrauter und bald ihr Geliebter. Das sträfliche Verhältnis ward offenkundig, und im März 1571 ließ der Bruder des gekränkten Fürsten, der Graf Johann von Nassau, Rubens auf dem Wege nach dem damals nassauischen Städtchen Siegen, wohin sich Anna, die ihrer Niederkunft entgegensah, zurückgezogen hatte, verhaften und nach Dillenburg ins Gefängnis bringen. Nach dem Landrecht hatte Rubens das Leben verwirkt; da seine Schuld durch Geständnis erwiesen und da die Verhaftung auf nassauischem Boden erfolgt war, so hätte nichts den Grafen von Nassau daran hindern können, durch Vollziehung des Todesurteils die Ehre seines Bruders zu rächen, wenn nicht die beiden Fürsten der Erwägung Raum gaben, daß hierdurch das ganze Vorkommnis in unliebsamer Weise an die Öffentlichkeit gezogen worden wäre. Zudem fand der Schuldige eine beredte Fürsprache von einer Seite, von welcher er es am wenigsten verdient hatte. Maria Pypelinckx, seine beleidigte Gattin, bot alles auf, um seine Begnadigung zu erwirken. Zwei Briefe, durch welche sie ihren gefangenen Mann zu trösten suchte, sind auf die Nachwelt gekommen, rührende Zeugnisse des hochherzigsten weiblichen Edelmuts. „Mit Freude ersehe ich“, heißt es in dem einen, „daß Euer Liebden, gerührt von meiner Vergebung, nun beruhigt sind. Ich dachte nicht, daß Ihr glaubtet, ich würde dabei so große Schwierigkeit machen,

Abb. 1. Die Apoſtel Petrus und Paulus. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

wie ich auch nicht gethan habe. Wie könnte ich ſo hart geweſen ſein, Euch in Eurer großen Bedrängnis und Bangigkeit noch mehr zu beſchweren, während ich Euch doch gern, wenn möglich mit meinem Blut herausbelfen würde ... Sollte ich ſein, wie der ſchlechte Verwalter im Evangelium, dem ſo viele große Schulden von ſeinem Herrn nachgelaſſen worden waren und der ſeinen Bruder eine kleine Summe bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen zwang? Seiet daher darüber beruhigt, ob ich Euch gänzlich vergeben habe: gebe Gott, daß Eure Befreiung damit zuſammenhinge, wir würden bald

wieder glücklich sein! .... Ich hoffe, daß Gott mich erhören wird, daß sie uns schonen, daß sie Mitleid mit uns haben mögen; sonst ist es gewiß, daß sie mich zugleich mit Euch töten werden; ich werde sterben mit gebrochenem Herzen, denn ich könnte die Nachricht von Eurem Tode nicht hören; nein, das Leben würde sofort in mir stille stehn. Aber die Worte Ihrer Gnaden (wahrscheinlich der Mutter der oranischen Prinzen), die ich in einem anderem Briefe geschickt habe, geben mir noch Hoffnung .... Mein Herz kann es nicht fassen, daß wir so gänzlich und so kläglich getrennt werden sollten ... O mein Gott, möge das nicht geschehen! Meine Seele ist solchermaßen vereinigt und verbunden mit der Eurigen, daß Ihr keinen Schmerz erleiden könnt, ohne daß ich ebensoviel davon leide wie Ihr. Ich glaube, wenn diese guten Herren meine Thränen sähen, sie würden, selbst wenn sie von Holz oder Stein wären, Erbarmen mit mir haben: ich will auch, wenn mir kein anderes Mittel mehr bleibt, hierzu meine Zuflucht nehmen, obgleich Ihr mir geschrieben habt, daß ich das nicht thun solle. Ach, wir verlangen nicht Gerechtigkeit, wir bitten nur um Gnade, Gnade, und wenn wir die nicht erlangen können, was bleibt uns zu thun übrig? O himmlischer und barmherziger Vater, hilf du uns dann! Du willst nicht den Tod des Sünders, du willst ja im Gegenteil, daß er lebe und sich bekehre. Gieß in die Seele dieser guten Herren, die wir so sehr gekränkt haben, deinen Geist der Milde, daß wir bald befreit werden von diesen Schrecknissen und dieser Trostlosigkeit; sie dauern nun schon so lange! ...“ Der Schluß des Briefes lautete: „Jetzt empfehle ich Euch dem Herrn, denn ich kann nicht weiter schreiben, und ich bitte Euch so sehr, nicht das Schlimmste zu gewärtigen: das Schlimmste kommt früh genug von selbst; immer an den Tod zu denken und ihn zu fürchten ist härter als der Tod. Deshalb verbannet diese Gedanken aus Eurem Herzen. Ich hoffe und vertraue auf Gott, daß er Euch gnädiger strafen und uns noch zusammen für all diesen Kummer Freude verleihen wird, um was ich ihn aus dem Grunde meines Herzens bitte. Und ich befehle Euch dem allmächtigen Herrn, daß er Euch trösten und stärken möge mit seinem heiligen Geist. Ich werde all mein Bestes thun, den Herrn für Euch zu bitten; und desgleichen thun auch unsere Kinderchen, die Euch sehr grüßen lassen und so sehr verlangen, Euch zu sehen, wie — das weiß der Herr — ich selbst. Geschrieben den 1. April nachts zwischen 12 und 1. — Und schreibt doch nun nicht mehr „unwürdiger Mann“, da dies doch vergeben.

Euer Liebden getreue Gattin
Maria Ruebbens“.*)

Der Seelenadel der Mutter spiegelt sich wieder in der vornehmen Größe der Anschauung und Gesinnung, welche den berühmten Sohn ausgezeichnet hat.

Nachdem die hochherzige Frau sich zwei Jahre lang vergeblich bemüht hatte, durch persönliche und schriftliche Bitten den Grafen Johann zur Freilassung ihres Mannes zu bewegen, erlangt sie es endlich gegen eine Sicherstellung von 6000 Thalern, daß er aus dem Dillenburger Gefängnis entlassen und ihm ein Aufenthalt mit beschränkter Freiheit in Siegen gestattet wurde. Hier sahen die Gatten sich im Frühjahr 1573 zum erstenmale nach so schweren Prüfungen wieder. Während des Aufenthalts in Siegen schenkte Frau Maria ihrem Manne zwei Söhne, von denen der ältere, Philipp — das fünfte Kind der Ehe —, geboren im Jahre 1574, sich später im städtischen Dienst von Antwerpen einen angesehenen Namen machte; der andere, der das Licht der Welt am 29. Juni 1577 erblickte und nach seinem Geburtstage, dem Fest der beiden Apostelfürsten, in der Taufe die Namen Peter Paul erhielt, war bestimmt, dem Namen Rubens die Unsterblichkeit zu verleihen.

Gegen Ende 1577 starb die Prinzessin Anna, die inzwischen von ihrem Gemahl geschieden worden war. Johannes Rubens hielt den Zeitpunkt, da seine Mitschuldige aus dem Leben geschieden war, während der Prinz von Oranien einer neuen, glücklicheren Ehe sich erfreute, für geeignet zu einem Versuche, volle Begnadigung zu erlangen. Ein im Anfang des Jahres 1578 abgesandtes Gnadengesuch, welches unterstützt wurde durch die Verzichtleistung auf einen ansehnlichen Teil der hinterlegten Sicherheitsgelder — von deren Zinsen die Rubenssche

*) So schrieb die Familie Rubens ihren Namen während des Aufenthalts in Deutschland, um die heimische Aussprache mit der deutschen Schreibweise in Übereinstimmung zu bringen

Abb. 2. Demokritos, nach der Antike gezeichnet von Rubens, gestochen von L. Vorstermann.

Familie bis dahin in Frieden lebte —, hatte den Erfolg, daß der Bitte des Rubens, in einer den Niederlanden näher gelegenen Stadt wohnen zu dürfen, damit er in der Heimat Hilfsquellen zur anständigen Ernährung von Frau und Kindern aufsuchen könne, Gewährung zu teil wurde, unter der Bedingung, daß er sich, so oft es verlangt wurde, den nassauischen Behörden stellen mußte, daß er die persönlichen Besitzungen des Prinzen Wilhelm von Oranien nicht betreten und daß er sich niemals vor diesem Prinzen sehen lassen durfte.

Die Familie Rubens kehrte nunmehr nach Köln zurück und bezog wieder das Haus in der Sternengasse. Allmählich begannen ihre Verhältnisse sich wieder zu bessern; da kam im Herbst 1582 eine jähe Störung durch den Befehl, daß Johannes Rubens nach Siegen zurückkehren und sich wieder ins Gefängnis begeben solle. Wieder verwendete sich Frau Maria in ihrer rührenden und eindringlichen Weise für den Gatten, und wieder mußte sie ihre Bitte durch ein Geldopfer unterstützen. Der Graf von Nassau gebrauchte viel Geld, um seinem Bruder im Kampfe gegen die spanische Herrschaft Beihilfe zu leihen; gegen Verzichtleistung auf den Rest des Bürgschaftsgeldes — bis auf 800 Thaler, die ihm verblieben — erhielt Rubens endlich im Januar 1583 seine volle Freiheit. Doch verließ er Köln nicht mehr; er starb daselbst am 1. März 1587 und ward in der St. Peterskirche begraben. Wenn man die traurigen Erlebnisse der Familie kennt, so kann man nicht ohne Rührung die Lobesworte lesen, welche seine Witwe ihm in der Aufschrift des hinter dem Altar der genannten Kirche befindlichen Grabsteins gespendet hat. Des Aufenthalts in Siegen geschieht in der Grabschrift keine Erwähnung. Es ist leicht zu begreifen, daß die Familie es gern vermied, davon zu sprechen; gewiß hat die liebende Mutter die düsteren Ereignisse und ihre schweren Bekümmernisse nach Kräften vor den Kindern verborgen zu halten gesucht, und so konnte Peter Paul Rubens später in gutem Glauben sagen, daß er die ersten zehn Jahre seines Lebens in Köln zugebracht habe, und es ist nicht zu verwundern, daß Jahrhunderte lang Köln als sein Geburtsort gegolten hat. Von dem Knaben erfahren wir aus jener Zeit, daß er mit großer Leichtigkeit lernte und in den Anfangsgründen der Wissenschaften seine Altersgenossen schnell überholte; die bedeutsamste Grundlage für die spätere Größe des Mannes war zweifellos dasjenige, was Herz und Seele des Knaben von der hochherzigen und liebevollen, im Trauerspiel die zur Heldin gewordenen Mutter empfingen.

Im Juni 1587 erhielt die Witwe die Erlaubnis, mit ihren Kindern nach Antwerpen zurückzukehren; im folgenden Jahre traf sie dort ein. Peter Paul erhielt zunächst seine weitere wissenschaftliche Ausbildung in der sogenannten Pfaffenschule. Er erwarb sich ausgedehnte Kenntnisse, sieben Sprachen, das Vlämische, Deutsche, Lateinische, Spanische, Französische, Italienische und Englische lernte er mit gleicher Geläufigkeit sprechen. Daß er in der Schule ebenso sehr um seiner Liebenswürdigkeit, wie um seiner geistigen Anlagen willen geschätzt wurde, hat ein Schulgenosse von ihm, der berühmte Buchdrucker Balthasar Moretus, bezeugt. Zur Ausbildung in der guten Lebensart wurde Peter Paul auf einige

Zeit von seiner Mutter als Page zu einer Frau Margarete von Ligne, Witwe des Grafen Philipp von Lalaing, geschickt. Bald trat seine Neigung zur Malerei ungestüm hervor. In Antwerpen blühte damals die Malerei, obgleich die Stadt infolge der schweren Belagerung durch den Prinzen von Parma (1584—1585) verarmt und verödet war; es war, als ob die unglückliche Stadt für den Verlust der Freiheit und den unaufhaltsamen Niedergang unter der spanischen Herrschaft — in der Zeit von 1584 bis 1589 sank die Zahl der Bevölkerung von 85 000 auf 55 000, Gras wuchs auf den Straßen, man begegnete weder Reitern noch Kutschen — in der schönen Traumwelt der Kunst einen Ersatz gesucht hätte. Peter Paul Rubens' erster Lehrmeister war der Landschaftsmaler Tobias Verhaeght, bei dem er indessen nur kurze Zeit blieb; vier Jahre lang lernte er dann in der Werkstatt des Adam von Noort, eines von den Zeitgenossen wegen seiner Geschicklichkeit gepriesenen Malers, über dessen Können wir uns heute schwer ein Urteil bilden können, da kein einziges Gemälde vorhanden ist, welches ihm mit unbedingter Sicherheit zugeschrieben werden könnte; vier weitere Jahre lernte Rubens bei Otho van Veen (Venius), dem „Fürsten der belgischen Malerei jener Zeit," einem sehr gelehrten und vornehmen Manne — sein Geschlecht, das den Titel der Herren von Hogeveen, Desplasse, Vuerse, Draakensteyn u. s. w. führte, stammte von Herzog Johann III. von Brabant und Isabella von Veen ab —, der als vollendeter Hofmann bei dem Prinzen von Parma, dessen Hofmaler er war, in gutem Ansehen stand, und der als Maler in dem „manieristischen," die Italiener nachahmenden Stil der Zeit recht achtbare Werke geschaffen hat. 1598 wurde Peter Paul Rubens als Meister in die St. Lukasgilde aufgenommen.

Wir wissen nicht viel von den Erstlingsschöpfungen des jungen Künstlers. Als eines seiner frühesten Gemälde gilt die Darstellung der heiligen Dreieinigkeit im Museum zu Antwerpen: zwischen Engeln mit den Marterwerkzeugen ruht der Leichnam Christi in den Armen Gott Vaters und darüber schwebt der heilige Geist. Das Bild leidet an unleugbaren Unschönheiten; aber es bekundet schon in überraschender Weise die selbständige Eigenart des Meisters: seine überschäumende Kraft, welche alle Formen schwellen macht, sich in gewagten Verkürzungen gefällt und den Raum mit üppigem Formenreichtum ausfüllt, sowie den unvergleichlichen Sinn für malerische und farbige Wirkung und die Vorliebe für hellleuchtendes, weiches Fleisch, in dessen Schatten das Blut glühend durchzuschimmern scheint. — Eine Verkündigung Marias in überlebensgroßen Figuren, welche sich in der Belvederegallerie zu Wien befindet, wird gleichfalls als ein frühes Jugendwerk von Rubens betrachtet.

Als ein unerläßliches Haupterfordernis für die Ausbildung eines Malers galt damals ein längerer Aufenthalt in Italien. Rubens trat am 9. Mai 1600 seine italienische Reise an. Zuerst wandte er sich nach Venedig; die Werke der großen Meister der Farbe, die dort zu sehen waren, mußten ihn besonders anziehen. Durch die Vermittelung eines mantuanischen Edelmannes, den er in

Abb. 3. Demosthenes, nach der Antike gezeichnet von Rubens, gestochen von H. Witdouc.

Abb. 4. Tiberius und Agrippina. In der fürstlich Liechtensteinschen Bildergalerie zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Venedig kennen lernte, wurde er noch in demselben Jahre an den Hof zu Mantua berufen. Der Herzog von Mantua, Vincenzo Gonzaga, unter den vielen kunstliebenden Fürsten der Zeit der eifrigste Gönner und Förderer der Künste, stellte den jungen Niederländer mit einem Jahresgehalt von 400 Dukaten als Hofmaler an. Wir erfahren, daß Rubens ihm zuerst außer verschiedenen anderen Bildern eine Anzahl schöner Bildnisse malte. Zur Anfertigung von Kopien berühmter älterer Meister wurde er dann im Jahre 1601 nach Rom geschickt. Hier ward ihm auch von der Heimat aus ein Auftrag zu teil. Erzherzog Albrecht von Österreich, den König Philipp II von Spanien im Angesicht des Todes mit seiner Tochter Isabella vermählt hatte und der seit 1598 die Regierung der spanischen Niederlande mit einer gewissen Selbständigkeit führte, trug den Titel eines Kardinals der Kirche Sta. Croce in Gerusalemme zu Rom. Er benutzte die Anwesenheit seines kunstbegabten Unterthanen, der ihm sicherlich schon durch Otho van Veen vorgestellt worden war, in der ewigen Stadt, um seiner Kirche drei Altargemälde zu schenken. Die Dornenkrönung, die Kreuzigung und die Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena waren die Gegenstände, welche Rubens im Auftrage seines Landesherrn für die genannte Kirche malte. Die drei Gemälde, welche sehr bewundert wurden blieben bis 1811 an ihrem Platz; dann kamen sie nach England, wurden im folgenden Jahre wieder verkauft und blieben seitdem verschollen; vor einigen Jahren sollen sie irgendwo in Südfrankreich wiederentdeckt worden sein.

Die unbegreifliche Schnelligkeit des Schaffens, in welcher Rubens ohnegleichen war, muß er damals schon besessen haben. Bereits am 20. April 1602 war Rubens nach Erfüllung der vom Erzherzog Albrecht und vom Herzog von Mantua ihm gestellten Aufgaben wieder am Hof des letzteren. Es versteht sich von selbst, daß Rubens den Aufenthalt in Rom nicht unbenutzt ließ, um die Werke des Altertums und der großen Meister der italienischen Renaissance zu studieren; in der reichen Sammlung von Gemälden und Bildwerken, welche Vincenzo Gonzaga besaß, hatte er Gelegenheit vollauf, solche Studien fortzusetzen. Die Louvre-Sammlung zu Paris bewahrt treffliche Zeichnungen von Rubens nach den Propheten Michelangelos in der sixtinischen Kapelle; von seinen Bemühungen, in selbstgeschaffenen Gestalten der wuchtigen Größe des gewaltigen Florentiners nahe zu kommen, legt eine Handzeichnung in der Albertina zu Wien, welche die beiden Namensheiligen des Künstlers darstellt, Zeugnis ab. (Abb. 1.) An-

ziehend ist die Betrachtung der Art und Weise, wie Rubens italienische Gemälde kopierte. Die Belvedere-Sammlung in Wien besitzt von ihm die Kopie des Bildnisses der Markgräfin Isabella d'Este nach Tizian, die Dresdener Galerie das Bild einer jungen Venezianerin nach demselben Meister. Da sieht man, wie sorgfältig Rubens den großen Meister der Farbe studiert hat, zugleich aber auch, wie selbständig er demselben gegenüberstand; es sind nicht sowohl Kopien im strengsten Sinne, als vielmehr getreue Übersetzungen in die eigene Formen- und Farbensprache; namentlich bei dem Dresdener Bild glaubt man unter der schönen Venezianerin das flandrische Schönheitsideal des Niederländers durchleuchten zu sehen.

In anderen Fällen verfuhr Rubens noch viel freier mit seinen Vorbildern; seine in der Londoner Nationalgalerie befindliche Nachbildung eines Teils von Mantegnas Triumphzug Cäsars ist mehr als eine Übersetzung, es ist eine freie Umdichtung. Unter den Bildwerken des klassischen Altertums fesselten den jungen Meister besonders die charaktervollen Bildnisköpfe; da sah er nicht den kalten Marmor, sondern sie beseelten sich vor seinen Augen zu lebenden Menschen, und in diesem Sinne hat er sie gezeichnet; eine Reihe solcher Studienköpfe nach der Antike ist später (1638) von Kupferstechern der Rubensschen Schule, L. Vorstermann, P. Pontius, H. Withouc und S. a Bolswert, vervielfältigt und veröffentlicht worden (daraus Abbild. 2 u. 3). Mit welchem feinen Verständnis Rubens die klassische Schönheit der antiken Bildwerke aufzufassen wußte, bekundet am sprechendsten das in der fürstlich Lichtensteinschen Sammlung zu Wien befindliche Bildnis eines römischen Ehepaars (Abbild. 4). Auf einem Studienblatte in der Albertina (Abbild. 5). erblicken wir einen nach der Antike gezeichneten Frauenkopf neben einem prächtigen Männerkopf nach dem Leben und zwei Studien gefalteter Hände. Neben diesen lebensvollen Zeichnungen mag der in der Dresdener Galerie bewahrte schöne Kopf eines bärtigen Alten, der wohl zu irgend einem heiligen Bischof als Modell gedient hat, die Art und Weise veranschaulichen, wie der junge Rubens Studien nach dem Leben malte (Abbild. 6).

Abb. 5 Studienzeichnungen. In der Sammlung der Handzeichnungen der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 6. Ein Bischofskopf. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

dem König ſich verzögerte, kam ihm zu ſtatten, daß er nicht nur eigenhändig die Schäden ausbeſſern, ſondern auch noch zwei neue Bilder, Heraklit, den weinenden, und Demokrit, den lachenden Philoſophen (vergl. Abb. 2) hinzufügen konnte; dieſe beiden Bilder befinden ſich noch im Madrider Muſeum. Nachdem Rubens ſeine Sendung beim König von Spanien erfüllt hatte, arbeitete er noch bis in den Spätherbſt für den Herzog von Lerma; er malte unter anderem deſſen Reiterbildnis, ſowie 13 Einzelfiguren: Chriſtus und die Apoſtel; die Apoſtelbilder befinden ſich im Muſeum zu Madrid, das Chriſtusbild iſt verſchwunden. Eine ſpätere, von Schülern ausgeführte Wiederholung dieſer 13 Bilder befindet ſich im Palazzo Roſpigliosi zu Rom, eine inhaltsgleiche Reihe von Zeichnungen in der Albertina zu Wien (daraus Abb. 7).

Im Frühjahr 1603 unternahm Rubens im Auftrag des Herzogs von Mantua eine Reiſe nach Spanien. Der Herzog hielt ihn für die geeignetſte Perſönlichkeit zur Überreichung von Geſchenken, die er dem König Philipp III und deſſen Miniſter, dem Herzog von Lerma, zugedacht hatte. Die Reiſe war vom Wetter nicht begünſtigt, zwanzig Tage lang regnete es ununterbrochen. So brachte Rubens zwar die übrigen Geſchenke — darunter als Hauptſtück einen Wagen mit einem Geſpann von ſieben neapolitaniſchen Pferden — unverſehrt an ihren Beſtimmungsort, aber die von ihm gemalten Bilder, welche einen Beſtandteil der Sendung ausmachten, waren durch die Näſſe zu Grunde gerichtet. Den Vorſchlag des mantuaniſchen Geſandten, die Bilder mit Hilfe mehrerer ſpaniſcher Maler ſchnell auszubeſſern, wies Rubens mit großer Entſchiedenheit zurück, weil er „ſich mit niemand anders vermengen laſſen“ wollte. Der Umſtand, daß das Zuſammentreffen mit

Anfangs 1604 kehrte Rubens nach Mantua zurück, wo ſeine Hauptarbeit in dieſem und dem folgenden Jahre die Anfertigung dreier großer Altarbilder für die Jeſuitenkirche war; das Mittelbild ſtellte die Dreifaltigkeit, die Seitenbilder die Taufe und die Verklärung Chriſti dar. Bei der Einnahme von Mantua durch die Franzoſen im Jahre 1797 wurden die drei Gemälde entführt; das mittlere kam ſpäter, in zwei Stücke zerſchnitten, in die Stadt zurück, wo es gegenwärtig in der Bibliothek aufbewahrt wird; die Verklärung iſt in das Muſeum zu Nancy gekommen, die Taufe Chriſti befindet ſich ſeit 1876, leider ſtark übermalt, im Muſeum zu Antwerpen. — Von Kaiſer Rudolf II erhielt Rubens im Jahre 1605 den Auftrag, zwei Gemälde von Correggio zu kopieren.

1606 verweilte Rubens wieder in Rom;

er malte dort ein Altarbild für die eben fertig gewordene Kirche der Redemptoriſten, die heute noch gewöhnlich als die „neue Kirche (Chiesa nuova)“ bezeichnet wird. Ehe aber dieſes Bild vollendet war, wurde er vom Herzog von Mantua zurückberufen, mit dem er im folgenden Jahre Genua beſuchte; hier ſchenkte er den Werken der Baukunſt beſondere Aufmerkſamkeit und faßte den Plan, durch eine Veröffentlichung der genueſiſchen Prachtbauten in ſeiner Heimat den Baugeſchmack zu heben; ſpäter verwirklichte er dieſen Gedanken durch ſein von N. Rykemans geſtochenes Kupferwerk von 136 Tafeln: „Palazzi di Genova“, welches 1622 zu Antwerpen erſchien. Bemerkenswert iſt das Wahrzeichen, welches der unabläſſig und unermüdlich arbeitende Künſtler auf den Titel des Werkes ſetzte: eine brütende Henne mit der Unterſchrift: Noctu inenbando dinqne — brüteud bei Tag und Nacht. — Für die Jeſuitenkirche (St. Ambrogio) zu Genua malte er — es iſt nicht bekannt, zu welcher Zeit — zwei Altarbilder: die Beſchneidung Chriſti und St. Ignatius Beſeſſene heilend und Kinder erweckend — das letztere ein großes Prachtwerk. In Mailand, wo Rubens ſich ſowohl auf der Rückreiſe von Genua, als auch früher auf der Reiſe nach Spanien aufhielt, fertigte er ſorgfältige Zeichnungen nach Leonardo da Vincis Schlacht bei Anghiari und nach desſelben Meiſters weltberühmtem Abendmahl an; beide Zeichnungen ſind in der Louvreſammlung aufbewahrt. Wahrſcheintich auch in Mailand malte er, gleichſam um mit Leonardo zu wetteifern, das heilige Abendmahl, welches ſich in der dortigen Gemäldeſammlung in der „Brera“ befindet.

Wie verbreitet der Ruhm des dreißigjährigen Künſtlers war, geht daraus hervor, daß Erzherzog Albrecht im Jahre 1607 die Bitte an den Herzog von Mantua richtete, er möge ihm ſein Landeskind Peter Paul Rubens zurückſchicken; Gonzaga aber antwortete, er wünſche denſelben noch zu behalten. Wenn er dabei als Nebengrund anführte, daß Rubens gleichfalls wünſche noch länger in Italien zu bleiben, ſo mochte er hierin wohl recht haben. Rubens gab ſich mit immer neuer Luſt den Eindrücken hin, welche die Meiſterwerke der italieniſchen Malerei auf ihn ausübten. Zahlreiche Gemälde ſeiner Hand legen Zeugnis davon ab. So erinnert ein in der Ermitage zu Petersburg befindliches Gemälde: Chriſtus im Hauſe des Simon, an Veroneſe, eine mehrmals

Abb 7 Chriſtus, aus einer Folge von Zeichnungen: Chriſtus und die zwölf Apoſtel, in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

wiederholte Darstellung von Venus und Adonis (im Haag, in München, in Petersburg) an Tizian, eine Grablegung in der Lichtensteinschen Sammlung in Wien an Caravaggio, anderes an andere italienische Meister; besonders wird der Einfluß des Giulio Romano, der ja in Mantua seine bedeutendsten Schöpfungen hinterlassen hatte, in vielen Gemälden und Zeichnungen (Abb. 8) sichtbar. All diese Eindrücke aber hat der niederländische Meister mit unwandelbarer Selbständigkeit zu verarbeiten gewußt.

Abb. 8. Melchisedech und Abraham. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Rd. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Greffer in Leipzig.)

Von den Gemälden, welche Rubens für den Herzog von Mantua malte, besitzt die Dresdener Gemäldegalerie eins, welches allem Anschein nach eine Verherrlichung dieses Fürsten darstellt: ein junger Held, der Neid und Zwietracht niedertritt, empfängt von der Siegesgöttin den Lorbeerkranz. Den nämlichen Gegenstand hat Rubens später noch oftmals behandelt, ohne daß sich nachweisen ließe, ob er mit dem Helden eine bestimmte Persönlichkeit gemeint hat und welche; wir finden derartige Bilder, die sich durch mehr oder weniger unwesentliche Abweichungen von einander unterscheiden, in den Sammlungen zu Wien, Kassel, München (Abb. 9). Wenn uns heute solche Allegorien ziemlich kalt lassen, so waren sie doch in jener Zeit überaus beliebt. In das nämliche Gebiet gehört das wirkungsvolle Prachtstück in der Pitti-Galerie zu Florenz, welches den Kriegsgott darstellt,

Abb. 9. Die Siegesgöttin krönt einen Helden. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

wie er aus den Armen der Liebesgöttin ſich losreißt, um ſtürmend dem Rufe der Furien zu folgen.

Von in Deutſchland befindlichen Gemälden aus Rubens' italieniſcher Zeit ſeien noch der ſchöne heil. Sebaſtian im Berliner Muſeum und die übermütige Darſtellung des trunkenen Hercules in der Galerie zu Kaſſel (eine größere Wiederholung davon in der Dresdener Galerie) beſonders erwähnt.

Im Jahre 1608 finden wir Rubens wieder in Rom. Hier entſtanden verſchiedene Werke, welche unmittelbar auf die ewige Stadt Bezug nahmen; eine Wölfin mit den Zwillingskindern Romulus und Remus und eine Darſtellung des Flußgottes Tiber, zur Seite die Göttin des Überfluſſes. Das erſtere Bild befindet ſich in der Gemäldeſammlung auf dem Kapitol, das letztere, welches für den Fürſten Chigi gemalt wurde, ſtimmt der

Abb. 10. Der Flußgott Tiber (oder Tigris) mit der Göttin des Überfluſſes. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Beſchreibung nach überein mit dem ſchönen Bild in der Ermitage zu Petersburg, welches bald als Tiber, bald auch — wegen des ſeitwärts ſichtbaren Tigers — als Tigris

mälde vollendet und auf dem Altar der Chieſa nuova aufgeſtellt war, erwies ſich die Beleuchtung als ſo ungünſtig, daß Rubens beſchloß, es durch ein anderes Werk zu er-

Abb. 11. Die Kreuzerhöhung. Nach dem Stich von Witdoec.

bezeichnet wird; die Geſtalt der Abundantia zeigt hier eine gefällige Schönheit, wie ſie ſpäter bei Rubens' Frauengeſtalten nicht oft mehr vorkommt (Abb. 10). — Seine Hauptarbeit in Rom galt der Redemptoriſtenkirche. Als das vor zwei Jahren angefangene Ge-

ſetzen. Er malte nunmehr die heute noch dort befindlichen drei Gemälde, von denen das mittlere, auf dem Hochaltar, die Himmelskönigin, die beiden ſeitlichen je drei Heilige zeigen. Jenes erſte Gemälde, auf dem er die beiden Schutzheiligen der Kirche, Maria

und Gregor, nebſt mehreren anderen Heiligen dargeſtellt hatte, behielt er für ſich; er nahm es mit in die Heimat, um damit das Grab ſeiner Mutter zu ſchmücken.

Im Herbſt 1608 erhielt er bedenkliche Nachrichten über den Geſundheitszuſtand ſeiner geliebten Mutter. Unverzüglich beurlaubte er ſich bei dem Herzog von Mantua und reiſte auf dem kürzeſten Wege nach Antwerpen. Aber er traf ſeine Mutter nicht mehr lebend; ſie hatte bereits in der St. Michaelskirche ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Der tiefererſchütterte Sohn ſoll ſich mehrere Monate lang in der Abtei von St. Michael ganz von der Welt abgeſchloſſen haben. Das römiſche Bild, welches er über dem von ihm mit einer lateiniſchen Inſchrift verſehenen Grabe aufſtellte, befindet ſich nicht mehr dort; es wurde in der Franzoſenzeit entführt und in das Muſeum zu Grenoble gebracht.

Rubens hatte die Abſicht, alsbald nach Mantua zurückzukehren. Aber der Erzherzog Albrecht und die Infantin Iſabella wollten ihren berühmten Unterthan nicht wieder davonlaſſen; ſie beſtellten ihm zunächſt ihre Bildniſſe und am 23. September 1609 ernannten ſie ihn zu ihrem Hofmaler mit allen Freiheiten und Vorrechten, welche mit dieſem Titel verbunden waren, und mit einem Jahresgehalt von 500 Pfund vlämiſch. So war Rubens an ſein Vaterland gefeſſelt. Die Zeit ſeines Aufenthalts in Italien kann man, ſo bedeutende Werke er auch dort hervorbrachte, immerhin noch als eine Art von Lehrzeit betrachten; in der Heimat ſammelte er ſich, und es begann die Zeit ſeines unſterblichen Ruhmes. Der Abſchluß eines

Abb. 12. Die Kreuzerhöhung. Zeichnung mit ſchwarzer Kreide und Rötel auf grauem Papier, mit Waſſerfarben angetuſcht und mit weißen Lichtern gehöht. Im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Abb. 13. Rubens und ſeine Gemahlin Iſabella Brant. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

zwölfjährigen Waffenſtillſtandes im Jahre 1609 gab den ſchwergeprüften Niederlanden Ruhe, die Kunſt trat ungeſtört in ihre Rechte, und der arbeitsfrohe Künſtler fand Thätigkeit vollauf.

Neben dem Willen des Fürſtenpaares war es noch ein anderes Band, welches Rubens feſthielt. Sein Bruder Philipp, der einzige von vier Brüdern des Malers, welcher noch lebte, war als Stadtſekretär in Antwerpen angeſtellt. Sein Bild hat die Hand Peter Pauls uns zweimal aufbewahrt; das eine dieſer Bildniſſe befindet ſich in der Münchner Pinakothek, das andere, welches die beiden Brüder zuſammen, im Verein mit den berühmten Gelehrten Juſtus Lipſius und

Hugo Grotius zeigt, im Pittipalaſt zu Florenz. Philipp Rubens war verſchwägert mit Johannes Brant, dem Stadtſchreiber von Antwerpen. Mit deſſen Tochter Iſabella, einer jugendlich zarten Schönheit, welche der artige Onkel mit dem Weibe des Menelaos verglich, vermählte ſich Peter Paul Rubens am 13. Oktober 1609; in der Michaelskirche fand die Trauung ſtatt. In einem köſtlichen Gemälde, welches die Münchener Pinakothek beſitzt, hat Rubens ſich ſelbſt mit ſeiner jungen Frau abgebildet, wie ſie in ſtillem Glück unter einer Geisblattlaube ſitzen (Abb. 13). Ein vorzüglich ſchönes

Abb. 14. Die Kreuzabnahme. Nach dem Stich von L. A. Claeſſens.

Bildnis der Iſabella Brant, deren Züge uns in der Folgezeit aus manchem Gemälde des Meiſters entgegenblicken, finden wir in der Uffiziengalerie zu Florenz.

Die erſte große Beſtellung empfing Rubens von der Stadt Antwerpen. Für

den Ratssaal der Stadt malte er eine Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande. Das umfangreiche, farbenprächtige Gemälde blieb nicht lange an seinem Platze; die Stadtobrigkeit verehrte es im Jahre 1612 dem Grafen von Oliva, um dessen Gunst zu gewinnen; dieser nahm es mit nach Spanien, und aus seinem Nachlaß ging es, als er 1621 auf dem Blutgerüst geendet hatte, in den Besitz König Philipps IV. über; jetzt schmückt es das Museum zu Madrid.

Im Auftrage seines Landesherrn schuf Rubens fast um dieselbe Zeit ein Altarwerk, in welchem er sich auf einer Höhe der Meisterschaft zeigte, die er auch selbst niemals überboten hat. Erzherzog Albrecht hatte in Brüssel eine adelige Bruderschaft zu Ehren des heil. Ildefons gegründet, welcher er einen Altar in seiner Hofpfarrkirche St. Jakob „auf dem Kaltenberg" zuwies. Den Auftrag, diesen Altar zu schmücken, erhielt Rubens, der ungeachtet seiner bürgerlichen Abkunft in die Bruderschaft aufgenommen wurde und der aus Dankbarkeit hierfür das Altarwerk ohne jede Entschädigung gemalt haben soll. Er gab demselben die althergebrachte Gestalt eines Flügelaltars. Auf dem Mittelbild stellte er das Wunder des heil. Ildefons dar, über welches die Legende folgendes berichtet: Der heil. Ildefons, der im VII. Jahrhundert Erzbischof von Toledo war, verteidigte mit großem Eifer die unbefleckte Empfängnis Marias gegen einige Leugner dieses Geheimnisses; dafür ward ihm die Gnade zu teil, daß die Himmelskönigin in sichtbarer Gestalt in seine Kathedrale herniederstieg und ihm ein Meßgewand aus himmlischem Stoff überreichte. Wir sehen den Erzbischof niedergesunken vor einem die Mitte des Bildes einnehmenden Thron, von dem aus die heilige Maria ihm mit milder Freundlichkeit das wunderbare Gewand darreicht; heilige Jungfrauen stehen als himmlischer Hofstaat der Gottesmutter zu beiden Seiten, und über dem Thron flattern in einem Meer von Licht jubelnde Kinderengel. Auf den Flügelbildern sind die Stifter dargestellt, der Erzherzog und seine Gemahlin: in reiche fürstliche Gewänder gekleidet, knien sie da und nehmen als andächtige Zuschauer an dem Wunder teil; ihre Namensheiligen stehen ihnen zur Seite, bei dem Erzherzog Albrecht der heil. Albert in Kardinalstracht, bei der Erzherzogin Klara Eugenia Isabella die heil. Klara. In dem ganzen Werk hat Rubens eine Vereinigung von zauberhafter Helldunkelwirkung mit glühender Farbenpracht erreicht, die vielleicht ohnegleichen ist. Auf die Außenseiten der Flügel malte er zum Schmuck des geschlossenen Altars eine heilige Familie in idyllischer Auffassung, bekannt unter dem Namen „die Madonna unter dem Apfelbaum". — Das prächtige Altarwerk mußte im Jahre 1641 seinen Platz auf dem Hochaltar einem wunderthätigen Muttergottesbild abtreten; bei dieser Gelegenheit wurden die Flügel gespalten und die „Madonna unter dem Apfelbaum" als selbständiges Bild zusammengefügt. 1657 ging die Ildefons-Bruderschaft ein und die Gemälde kamen in den Besitz der Mönche vom Kaltenberg; im Jahre 1743 brannte die Kirche ab und die Mönche beschlossen, die geretteten Bilder zu veräußern, um aus dem Erlös den Neubau der Kirche zu bestreiten; Kaiserin Maria Theresia ließ dieselben 1776 durch ihren Gesandten Fürst Starhemberg für 40 000 Gulden ankaufen: so kam das herrliche Werk nach Wien, wo es in der im Jahre 1777 eingerichteten Gemäldesammlung im Belvedere einen Ehrenplatz erhielt.

Das Jahr 1610, in welchem Rubens nach alter Überlieferung den Ildefonsaltar vollendete, sah auch die Vollendung eines Altarwerks, welches für die Walpurgiskirche zu Antwerpen bei ihm bestellt wurde. Das ist die berühmte Kreuzerhöhung, welche sich jetzt im Querschiff der Antwerpener Kathedrale befindet. Die Louvresammlung bewahrt eine Handzeichnung des Meisters, welche den Gedanken der ganzen Komposition, die bei der Ausführung in drei Abschnitte zerlegt wurde, zusammenfaßt; in der Mitte die Aufrichtung des Kreuzes, rechts davon die klagenden Frauen, links der römische Hauptmann (Abb. 12). Das Mittelbild des Altarwerks ist durch zahllose ältere und neuere Kupferstiche vervielfältigt worden (Abb. 11). Dichte Finsternis verhüllt den Himmel, zu dem der am Marterholze ausgestreckte Heiland, den ein letzter, verscheidender Lichtstrahl streift, das leidende Antlitz emporwendet; die ganze Aufmerksamkeit des Beschauers wird auf diese eine Gestalt hingelenkt; denn die übrigen Figuren des Bildes

sind gleichgültige Menschen, die an nichts anderes denken als daran, mit Anspannung ihrer kräftigen Muskeln die Last des Kreuzes mit dem Gerichteten emporzuheben, ohne daß der Kreuzesstamm von der Stelle, wo er eingepflanzt werden soll, ausgleitet. Auf dem einen Flügelbilde sieht man den Hauptmann, der, von anderen Reitern umgeben, mit vornehmem Römerstolz seine Befehle erteilt, und im Hintergrunde die beiden Schächer; auf dem anderen die ergreifende Gruppe der klagenden Frauen mit dem Jünger Johannes, der die vom Schmerz überwältigte Mutter Maria unterstützt. Ursprünglich gehörte zu dem Altarwerk noch ein Bogenfeld über der Mitteltafel, mit der Erscheinung Gott Vaters, so daß der Gekreuzigte auf diese seine Blicke zu richten schien, sowie eine Staffel mit drei kleinen Bildern. Diese Wesensbestandteile des Ganzen wurden im XVIII. Jahrhundert vom Kirchenvorstand verkauft.

Abb. 15. St. Christophorus. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Eine noch mächtigere Wirkung als in dem für die Walpurgiskirche geschaffenen Werke erreichte der Meister in dem zwei Jahre später vollendeten Altarwerk, welches jetzt als Gegenstück zu der Kreuzerhöhung gleichfalls im Querschiff der Kathedrale von Antwerpen aufgestellt ist, der Kreuzabnahme. Das Bild wurde 1611 von der Schützengilde für 400 Pfund Groschen (2400 Gulden) bestellt; die Rechnungen sind erhalten geblieben; für den heutigen Leser ist es unterhaltlich, daraus zu ersehen, daß bei drei verschiedenen Besichtigungen des Bildes während der Arbeit 9 Gulden 10 Stüber für den Ehrenwein, der den Schülern des Meisters geschenkt wurde, und nach der Vollendung 8 Gulden 10 Stüber für ein Paar Handschuhe für dessen Gattin ausgegeben wurden. — Rubens' Kreuzabnahme (Abb. 14), mit dem auf einem weißen Leintuch sanft herabgleitenden schönen Leichnam, mit den liebevoll sich abmühenden Jüngern und Freunden, mit der schmerzdurchdrungenen Gestalt der Mutter Maria im dunklen Schleier und den anmutigen Erscheinungen der beiden anderen Marien ist weltbekannt. Das Bild war berühmt vom Tage seiner Vollendung an. Es ist ein Markstein in der Kunstgeschichte wie kaum ein anderes Werk. Seitdem dieses gemalt war, wußten die niederländischen Künstler, daß es nicht mehr nötig sei, nach Italien zu gehen, um Meisterwerke höchsten Ranges kennen zu lernen. — Auf den Flügeln des Altares brachte Rubens die Heimsuchung und die Darstellung im Tempel zur Anschauung, auf die Außenseite der Flügel malte er den heiligen Christophorus — einen Gegenstand, den er in einem in der Münchener Pinakothek befindlichen Ge-

Abb. 16. Kreuzabnahme. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

mälde (Abb. 15) wiederholt hat. Daß in allen vier Darſtellungen Chriſtus getragen wird — als Menſchgewordener bei der Heimſuchung, als zur Welt geborenes Kind bei der Darbringung im Tempel, als Geſtorbener bei der Kreuzabnahme und als Herr der Welt auf den Schultern des Chriſtophorus — ſoll der verbindende Gedanke des ganzen Altarwerks ſein; die Sage weiß zu berichten, die Schützengilde hätte nichts weiter

bestellt als einen Christophorus — Christusträger — und Rubens habe aus eigenem Antrieb den Gedanken in solcher Gestalt erweitert.

Ihren jetzigen Platz haben die beiden Werke, die Kreuzaufrichtung und die Abnahme vom Kreuz, erst im Jahre 1816 erhalten, nachdem sie im Jahre 1794 nach Paris entführt worden waren.

Eine Wiederholung der Kreuzabnahme in veränderter Gestalt, die, wenn sie auch als Ganzes dem Antwerpener Bild an Schönheit nachsteht, doch auch wieder ihre eigene Vorzüge hat, befindet sich in der Ermitage zu Petersburg (Abb. 16). Mit großer Vorliebe ist hier Maria Magdalena behandelt, für welche der Künstler sich eine ganz bestimmt ausgeprägte Form geschaffen hat. Diese eigentümlich anziehende Mädchenerscheinung mit ganz heller, zarter Haut und glattem lichtblondem Haar, der wir auf dem Antwerpener Bilde der Kreuzabnahme zuerst begegnen, kehrt in Rubens' Bildern unzählige Male wieder, und zwar nicht ausschließlich als Magdalena. Häufig hört man die Behauptung, daß diese echt niederländische Schönheit das Abbild von Rubens' erster Frau sei; aber sie hat, wenn man von den allgemeinen vlämischen Stammeseigentümlichkeiten absieht, mit den Bildnissen der dunkelhaarigen Isabella Brant gar keine Ähnlichkeit. Es ist überhaupt nicht anzunehmen, daß diese Lieblingsfigur des Meisters, ungeachtet der festen Ausbildung ihrer nie zu verkennenden Persönlichkeit, das Abbild eines bestimmten Modells sei, schon deswegen nicht, weil sie Jahrzehnte lang in ganz unveränderter Gestalt auftritt; sie ist Rubens' weibliches Schönheitsideal, gleichgültig ob dasselbe eine freie Schöpfung seiner Einbildungskraft sein mag oder ob der Gedanke an ein wirkliches, durch die Erinnerung verklärtes Wesen zu Grunde liegt.

Abb. 17. Brustbild eines Mannes. In der kgl. Galerie zu Kassel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Während der ersten Jahre seiner Verheiratung wohnte Rubens bei seinem Schwiegervater. 1611 bezog er eine eigene Wohnung, die er sich mit großem Aufwand durch den Umbau eines 1610 erworbenen großen Hauses herstellte; er schuf sich im Stil der barocken italienischen Spätrenaissance einen wahren Palast, den er mit fürstlicher Pracht ausstattete; im Garten errichtete er einen reichgeschmückten Rundbau zur Aufnahme seiner großartigen Sammlung von Kunstwerken und Altertümern; überaus prächtig stellte er sich seinen Arbeitsraum her. Heute zeigt das an der breiten Place de Meir genannten Straße liegende Haus nur noch einzelne Überbleibsel der ihm von Rubens gegebenen Gestalt;

Digitized by Google

das einzige Wohlerhaltene iſt ein mit Bildwerken geſchmückter Gartenpavillon in Geſtalt eines triumphbogenähnlichen Thorbaues. An dieſem Pavillon ließ Rubens

Auf der anderen Seite (aus dem nämlichen Dichter):

Daß ein geſunder Geiſt in geſundem Körper dir wohne,

Abb. 18. Perſeus und Andromeda. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Großer in Leipzig.)

zwei Inſchriften anbringen, welche für ſeine Lebensphiloſophie bezeichnend ſind; auf der einen Seite las man die Verſe des Juvenal:

Überlaß es den Göttern, dafür zu ſorgen, was unſer Beſtes ſei und was uns ein gutes Gedeihen bereite;
Lieber iſt ihnen der Menſch als ſich ſelbſt.

Darum bete; erflehe ein ſtarkes Gemüt, das den Tod nicht
Fürchtet, den Zorn nicht kennt und Begierde vermeidet.

Von Rubens' Haus und Einrichtung haben zeitgenöſſiſche Künſtler Abbildungen überliefert. Van Dyck ſelbſt hat es nicht

verſchmäht, des Meiſters Speiſeſaal abzumalen; das Bild befindet ſich im Muſeum zu Stockholm. — Wenn Rubens die Abſicht hegte, die italieniſche Renaiſſance in ſeiner Vaterſtadt einzubürgern, ſo blieb dieſes Beſtreben nicht ohne Erfolg. Manche Antwerpener Bauten des XVII. Jahrhunderts bekunden in ihren üppigen Formen die Wirkung der von ihm gegebenen Anregungen. Seiner perſönlichen Mitwirkung verdankt die Jeſuitenkirche zu Antwerpen (erbaut 1614—21) ihr prunkvolles Ausſehen; namentlich läßt die ſtolze Faſſade die Erfindung des großen Malers erkennen.

Abb. 19. Perſeus und Andromeda. Im kgl. Muſeum zu Berlin.

Daß dem Meiſter ſofort nach ſeiner Niederlaſſung in Antwerpen zahlreiche Schüler zuſtrömten, verſteht ſich von ſelbſt. Im Jahre 1611 war der Andrang ſo groß, daß er die Lernbegierigen auf Jahre hinaus an andere Maler verweiſen mußte; er

Abb. 20. Engelstudien; Federzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Fr. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 21. Madonna mit den unſchuldigen Kindlein. In der Gallerie des Louvre. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

hatte ſchon, wie er einem befreundeten Kupferſtecher ſchrieb, Hunderte zurückgewieſen, darunter gute Bekannte von ihm und ſeiner Frau.

Über Rubens' tägliche Lebensweiſe hat ſein Neffe Philipp Nachrichten hinterlaſſen. Im Sommer und Winter ging Rubens, der um 5 Uhr aufzuſtehen pflegte, jeden Morgen in die Frühmeſſe; erſt in ſpäteren Jahren wurde er bisweilen durch die Gicht hieran verhindert. Aus der Kirche zurückgekehrt, begab er ſich ſofort an die Arbeit,

wobei ihm ſtets ein Vorleſer zur Seite ſaß, der aus irgend einem Buche — Plutarch und Seneca werden beſonders namhaft gemacht — vorlas; der Meiſter beſaß die Gabe, zuhören zu können, ohne dadurch von der Aufmerkſamkeit auf ſeine Arbeit abgelenkt zu werden. Weiter wird berichtet, daß er im Eſſen und Trinken ſehr mäßig war und daß ſeine regelmäßige Erholung nach Schluß der Tagesarbeit, die nur ein kurzes, einfaches Mahl unterbrach, in Spazierritten beſtand, die er gegen Abend auf

Abb. 22. Das Bild der Ceres In der Ermitage zu St Petersburg Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig)

Abb. 23. Der Früchtekranz. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

einem ſeiner ſchönen ſpaniſchen Roſſe unternahm. Die Abendſtunden waren gaſtlicher Geſelligkeit gewidmet; er beſaß zahlreiche ihm wirklich naheſtehende Freunde, beſonders in Gelehrtenkreiſen. In ſeinem Hauſe war, nach den Worten eines ſeiner Lebensbeſchreiber, alles geordnet wie in einem Kloſter.

Abb. 24. Die Beweinung Chriſti. In der kaiſ. Gemäldegalerie zu Wien. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Im Jahre 1612 malte Rubens im Auftrage ſeines Freundes Balthaſar Moretus für das Grabmal von deſſen Vater in der Kathedrale zu Antwerpen das noch auf ſeinem Platze befindliche Bild der Auferſtehung Chriſti, mit Figuren von Heiligen und Engeln auf den Flügeln. Die kirchliche Malerei war zweifellos in jener Zeit der wichtigſte Zweig von Rubens' Thätigkeit. Nebenher aber fand er Zeit zu den mannigfaltigſten Schöpfungen anderer Art. Daß er gelegentlich Bildniſſe malte, verſteht ſich von ſelbſt (Abb. 17 das Bildnis eines Unbekannten aus der Zeit von 1609—1610). Vor allem aber erging ſich ſeine Phantaſie mit Luſt in der antiken Mythologie. Rubens hätte nicht zu den Gebildeten ſeiner Zeit gehört, wenn er in den griechiſch-römiſchen

Abb. 25. Zwei Satyrn. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Göttergeschichten nicht ebenso bewandert gewesen wäre, wie in der biblischen Geschichte. Zu den glücklichsten seiner mythologischen Schöpfungen gehören zwei verschiedene, anscheinend in der Zeit von 1610 bis 1615 entstandene Darstellungen der Befreiung der Andromeda durch Perseus. Das eine dieser Bilder befindet sich in der Ermitage zu Petersburg. Auf dem Hintergrund einer finstern Felsenwand schreitet der Held, dem eine Siegesgöttin den Lorbeer auf das lockige Haupt setzt, auf die befreite Jungfrau zu; schalkhafte Liebesgötter umgaukeln die jugendlich straffe Gestalt, sie gesellen sich zu der schwebenden Viktoria, sie machen sich mit dem Flügelroß, einem feurigen Schecken, und mit dem schreckhaften Gorgonenschild zu schaffen; im Vordergrund sieht man ein Stück des getöteten Ungeheuers hervorblicken, ein untergeordnetes Etwas, das den festlichen Eindruck der liebesfreudigen Komposition nicht stört (Abb. 18). Fast noch schöner ist das andere, im Berliner Museum befindliche Bild. Zwar ist die Gestalt der Andromeda hier nicht ganz so ansprechend wie dort; dafür aber sind die Liebesgötter, namentlich diejenigen, welche auf der breiten Kruppe des Rosses — hier ist es ein Apfelschimmel — spielen, noch reizender als dort; dazu vertieft sich hier die Landschaft und man sieht an den Felsen vorbei auf die dunkelfarbige Luft und das tiefblaue Meer, in dem sich zwischen Klippen das Ungetüm in seinen letzten Zuckungen windet. Die großen Massen der Landschaft, das stolze Roß, die blitzende Rüstung des Helden, die leuchtende Mädchengestalt und die köstlichen Kinderfigürchen bilden zusammen ein wunderbares Gedicht, das in unvergleichlichem Farbenwohllaut zusammenklingt (Abb. 19). Rubens war von jeher ein Meister in der Wiedergabe lieblicher Kindergestalten. Im Jahre 1611 schenkte ihm Isabella Brant ein Töchterchen. Der Anblick des eigenen, sich in blühender Gesundheit entwickelnden Kindes mochte ihn besonders anregen, den Reiz des Kinderkörperchens aufzufassen und wiederzugeben. Ein Studienblatt in der Albertina ist ganz bedeckt mit schnellgezeichneten Engelchen in den verschiedensten Bewegungen (Abb. 20). Das sind vielleicht Studien zu dem um jene Zeit entstandenen entzückenden Gemälde: Maria mit dem Jesusknaben, umgeben von den unschuldigen Kindlein (Abb. 21), ursprünglich zweifellos ein Altarbild, jetzt in der Sammlung des Louvre befindlich. Eine

Reihe der köſtlichſten Kinderfiguren hat Rubens in dem Bilde vereinigt, welches mit dem Namen „der Früchtekranz“ bezeichnet wird (in der Münchener Pinakothek) (Abb. 23). Die zu einem reichen Gehänge zuſammengebundenen Früchte, welche dieſe

Abb. 22. Jaunus und Diana (Die Gaben des Herbſtes). In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

welche die Ermitage zu Petersburg bewahrt: das Standbild der Ceres; da ſind die prächtigen kleinen Liebesgötter bemüht, die Niſche, welche das Bild der nahrungſpendenden Göttin einſchließt, mit dicken Fruchtſchnüren zu ſchmücken (Abb. 22). Mög-

holdſeligen Geſchöpfchen ſchleppen, verdanken ihre feine und ſorgfältige Ausführung vielleicht dem Jan Breughel („Sammetbreughel“), der mit Rubens durch die innigſte Freundſchaft verbunden war. Eine gleichartige Zuſammenſtellung von Kindern und Früchten finden wir in einer koſtbaren Skizze, licherweiſe iſt dieſe ſchöne Skizze der Entwurf zu einem Titelblatt, wie Rubens deren ſeit 1613 viele für die bei ſeinem Freunde Balthaſar Moretus erſcheinenden Werke anfertigte. Tüchtige Kupferſtecher, welche die Rubensſchen Entwürfe, mochten ſie gemalt oder gezeichnet ſein, mit dem

Stichel auf der Platte ausarbeiteten, waren in ansehnlicher Zahl vorhanden. Auch die meisten seiner Gemälde wurden durch Stiche vervielfältigt. Die Kupferstecherkunst, die in dieser Zeit in den Niederlanden die augenfälligsten Fortschritte machte, lernte von der Malerkunst des Meisters. Auch die niederländische Holzschneidekunst schulte ein mit äußerster Vollendung durchgeführtes kleines Bild im Belvedere zu Wien: die Beweinung Christi; der in starker Verkürzung gesehene Leichnam ruht mit den Schultern im Schoße der Mutter, die mit sorglicher Hand die starren Augenlider des Toten zudrückt, seinen rechten Arm hat Magdalena, des Malers schöner Liebling,

Abb. 27. Gefangennahme Simsons. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

und vervollkommnete sich an der Wiedergabe seiner Werke.

Wenn wir uns nach Gemälden von Rubens mit Jahresangabe umsehen, so finden wir von 1613 in der Gemäldegalerie zu Kassel ein mythologisches Bild, Jupiter und Kallisto; von 1614 in derselben Sammlung ein kostbares kleines Nachtstück, die Flucht nach Ägypten, das seine Entstehung sichtlich der Erinnerung an ein Bildchen des Frankfurters Adam Elsheimer, den Rubens in Rom gekannt hatte, verdankt. Die Jahreszahl 1614 trägt auch aufgenommen, ihr gegenüber knieen andere klagende Frauen, und die empfindungsvolle Gestalt des Johannes steht in der Mitte neben der Mutter Maria (Abb. 24). Das Museum zu Antwerpen besitzt eine größere Wiederholung dieses Bildes mit landschaftlichem Hintergrund vom Sammetbreughel. — Übrigens sind die Jahreszahlen selten auf Rubens' Bildern; sie thun auch nicht viel zur Sache; die Kraft des Meisters war, als er sich in Antwerpen niederließ, so reif entwickelt, und er blieb sich selbst sein Leben lang so gleich, daß es bei manchen seiner

Abb. 28. Meleager und Atalanta. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Bilder gar schwierig, wenn nicht unmöglich ist, ihre Entstehungszeit einigermaßen genau bestimmen zu wollen.

Die Mythologie lieferte ihm unerschöpflichen Stoff. Gern entnahm er ihr wildbewegte Vorwürfe, wie die Entführung der Orithyia durch den Sturmesgott Boreas (in der Kunstakademie zu Wien) oder den Raub der Töchter des Leukippos durch die Dioskuren (in der Münchener Pinakothek); mit besonderer Vorliebe aber bewegte er sich in den Kreisen, welche sich um Diana und Bacchus gruppieren. Die ungezügelten Wald- und Feldgötter schilderte er mit Lust und Laune (Abb. 25), ihr ausgelassenes Treiben, ihre schrankenlose Hingabe an Wein und Liebe malte er mit wahrer Ausgelassenheit; bald gesellte er ihnen üppige Bacchantinnen gleichen Schlages, bald stellte er ihnen halb spröde, anmutige Nymphen gegenüber, häufig auch brachte er sie mit der keuschen Jagdgöttin selbst in wirkungsvollen Gegensatz (Abb. 26). Wiederholt behandelte Rubens die Sage von Meleager und Atalante, die ihm gleichfalls die gern gesuchte Gelegenheit bot, durch die Nebeneinanderstellung weiblichen Reizes und übervoller männlicher Kraft zu wirken; die Kasseler Gemäldegalerie besitzt eine vorzüglich schöne Darstellung — in lebensgroßen Halbfiguren — wie Meleager der schönen Jägerin den borstigen Kopf des erlegten kalydonischen Ebers überreicht, während in der Ferne die Furie der Mißgunst heranzieht; in der Münchener Pinakothek befindet sich eine andere Bearbeitung des nämlichen Gegenstandes, welcher die prächtigen Windhunde und die schöne Landschaft noch besondern Reiz verleihen (Abb. 28). — Seltener als zu mythologischen griff der Meister zu alttestamentlichen Stoffen, um seinem Schaffensdrang Genüge zu thun. Von den Bildern dieser Art seien die wirkungsvolle Skizze: Esther vor Ahasver — Entwurf zu einem Deckengemälde, in der Wiener Kunstakademie, und das prachtvoll lebendige Bild: Simson und Delila, in der Pinakothek zu München (Abb. 27), erwähnt.

Abb. 29. Eine Dame mit ihrem Kinde, wahrscheinlich Isabella Brant mit dem kleinen Albert Rubens. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Im Jahre 1614 schenkte Isabella Brant ihrem Gatten den ersten Sohn. Erzherzog Albrecht hob den Knaben aus der Taufe, der nach ihm den Namen erhielt. In dem schönen Bild einer Dame mit einem reizenden, etwa einjährigen Kind auf dem

Abb 30. Kinderkopf (Rubens' erstes Töchterchen). In der fürstlich Liechtensteinschen Bildergalerie zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Bestellungen zwang den Meister, die Hilfe seiner Schüler bei der Ausführung, namentlich der größeren Gemälde und der oft bestellten Wiederholungen, in reichlichem Maße in Anspruch zu nehmen; er selbst überarbeitete dann die Werke in mehr oder weniger eingehender Weise und drückte ihnen so den Stempel seines Geistes auf. Die Schüler arbeiteten sich, so gut es eben die Begabung eines jeden zuließ, in die Art und Weise des Meisters ein. Sein mächtiger Einfluß wirkte aber nicht bloß auf die jungen Leute, die zu ihm kamen, um von ihm zu lernen, sondern auch auf fertige Maler, seine Altersgenossen und selbst auf seine ehemaligen Lehrer. Mit den ihm befreundeten Malern verband er sich häufig zu gemeinschaftlichen Werken. Namentlich arbeitete er, außer mit dem schon erwähnten Johann Breughel, gern mit dem ihm im Alter nahestehenden Franz Snyders (geboren 1579 zu Antwerpen), dem unübertrefflichen Tiermaler, zusammen. In den Gemäldesammlungen von Dresden und München z. B. finden wir lebensprühende Eberjagden, die das gemeinschaftliche Werk von Rubens und Snyders sind. Indessen war es dem Meister keineswegs eine Notwendigkeit, sondern nur eine Arbeitsentlastung, ein Zeitgewinn, wenn er bei Tierdarstellungen den Freund zur Hilfe heranzog. Er selbst war ein Tiermaler allerersten Ranges. Keiner hat so wie er das Pferd in den wildesten Bewegungen aufzufassen verstanden; er schwelgte förmlich in der Schönheit des edlen andalusischen Rosses, das damals für den Kriegs- und Jagdgebrauch vorzugsweise beliebt war;

Schoß, welches die Dresdener Galerie besitzt (Abb. 29), dürfen wir wohl die Bildnisse von Frau Isabella, deren Gesicht um diese Zeit schon spitz zu werden begann, und von dem kleinen Albert Rubens erblicken, ungeachtet der Schwierigkeit, welche das im Hintergrund angebrachte Wappen der Deutung bereitet. Ganz zweifellos aber sehen wir in einem allerliebsten Kinderköpfchen in der Liechtensteinschen Sammlung in Wien das Bild von Rubens' erstem Töchterchen vor uns; mit den etwas schräg stehenden, hellblickenden Augen und dem freundlichen Mund ist die Kleine der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten (Abb. 30).

Die sich immer steigernde Menge der

Abb. 31. Die Löwenjagd. In der kgl. Pinakothek in München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

gelegentlich aber verschmähte er es auch nicht, nach dem plumpen vlämischen Pferd eine Studie zu zeichnen (Abb. 32). Ebenso meisterhaft malte er die Hunde; besonders sagten die schönen gefleckten Wolfswindhunde seinem Geschmack zu, welche die großen Herren sich für ihre Hetzjagden hielten. Einen mächtigen Reiz übten auch die königlichen Raubtiere auf ihn aus, die er in

Abb. 32. Pferdestudie. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig)

Tiergärten und in den Buden der Tierbändiger zu sehen gerade in Antwerpen reichliche Gelegenheit hatte; die Farbenschönheit des bengalischen Tigers hat er in manchem Gemälde verwertet, und den Löwen machte er häufig zur Hauptfigur seiner Darstellungen. Studienzeichnungen nach Löwen sind in Menge von ihm vorhanden. Es wird erzählt, daß er einmal durch einen herumziehenden Tierbändiger einen prächtigen Löwen in seine Werkstatt bringen ließ und den Mann durch eine reiche Belohnung veranlaßte, das Tier durch Kitzeln an den Kinnladen zum Gähnen zu bringen, damit er den geöffneten Rachen studieren konnte; indessen ließ der Löwe sich dieses Spiel nicht lange gefallen, sondern mußte weggeführt werden, weil er gefährliche Mienen machte; es wird hinzugefügt, daß derselbe kurze Zeit nachher seinen Wärter zerrissen habe. — Das schönste Löwenbild besitzt die Münchener Pinakothek; Rubens malte dasselbe um 1616 für den Herzog von Bayern. Sieben Männer, vier zu Roß und drei zu Fuß, haben einen Löwen und eine Löwin angegriffen, einer der Männer liegt schon tot am Boden, ein anderer kämpft verzweifelt mit der Löwin, die ihn niedergeworfen hat; hoch auf bäumt sich der

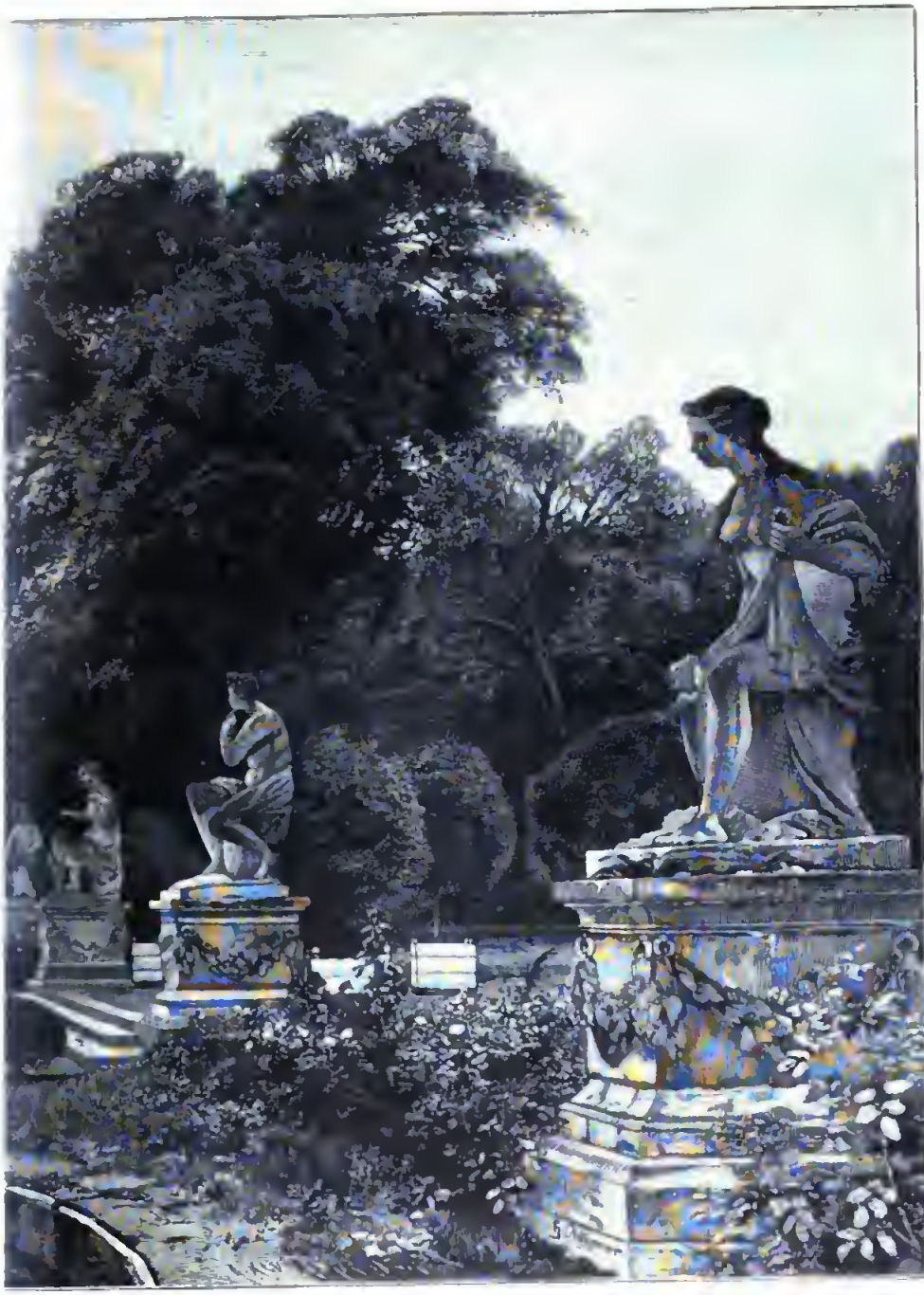
Abb. 33. Die Beweinung Christi. (Entwurf zu dem im Antwerpener Museum befindlichen Altargemälde) in der Sammlung der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Schimmel eines weißgekleideten Mauren, an der Schulter von der Pranke des Löwen verwundet, der den verzweifelt aufſchreienden Reiter im Sprunge herabgeriſſen hat; die Männer hauen und ſtechen, die Roſſe ſteigen und ſchlagen, — es iſt ein prachtvolles Bild des wildeſten Lebens (Abb. 31).

Um 1616 erhielt Rubens von dem Pfalzgrafen von Neuburg den Auftrag, für die Kirche zu Neuburg ein Jüngſtes Gericht zu malen. Dieſen großartigſten aller Vorwürfe hat Rubens einmal in zwei getrennten Darſtellungen behandelt, die ſich beide in der Münchener Pinakothek befinden. Der Künſtler läßt das Richterwort, welches die Begnadigten von den Verworfenen ſcheidet, ſchon geſprochen ſein; auf dem einen Bilde ſteigt die Schar der Seligen gleich einer dichten Rauchwolke zum Himmel empor, wo in ferner Höhe der Weltenrichter auf dem Regenbogen thront; in widerſtrebenden Maſſen zuſammengeballt, die wie Feuergarben durcheinander wogen, ſtürzen auf dem anderen die Verdammten in Flammenglut und Finſternis. Das Wunderbare, das Außerordentliche dieſer Schöpfungen liegt weniger in dem unerſchöpflichen Reichtum der Einzelheiten, welche Rubens in den ſteigenden und ſtürzenden Leibern zur Anſchauung bringt, als vielmehr in der in ſolcher Weiſe von keinem anderen jemals verſuchten Maſſenwirkung; die Zahl der Seelen iſt unendlich, zu Tauſenden und aber Tauſenden ballen ſie ſich zuſammen, und beide Bilder erwecken mit Notwendigkeit die Vorſtellung, daß hier wie dort noch weitere Tauſende folgen werden (Abb. 34 und 35). Das für den Pfalzgrafen ausgeführte Altarbild iſt einfacher in der Kompoſition, ſchon weil es beides, das Emporſchweben zum Himmel und das Hinabſtürzen zur Verdammnis, in einem Rahmen vereinigt. Die Pinakothek zu München beſitzt ſowohl die herrliche eigenhändige Skizze des Meiſters zu dieſem Bilde („das kleine Jüngſte Gericht“) als auch die wiederum ganz anders komponierte Ausführung im großen („das große Jüngſte Gericht“), welche im Jahre 1617 auf dem Neuburger Altare aufgeſtellt, ſpäter in die Gemäldeſammlung der pfalzgräflichen Reſidenz zu Düſſeldorf gebracht und von dort im Jahre 1805 mit zahlreichen anderen Rubensbildern nach München übergeführt wurde.

(Fortſetzung in Heft 2.)

Im Park von Schloß Benrath bei



Düsseldorf. Von H. Böhmer.

Digitized by Google

Hertha.

Von Ernſt Eckſtein.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

In die Glashalle des ſüdvorſtädtiſchen Bahnhofs trat ein hübſches achtzehnjähriges Mädchen. Ihr Antlitz ſtrahlte vor Lebhaftigkeit und fröhlicher Unternehmungsluſt. Der Livreebediente, der ihr das Handgepäck trug, war ſchon vorausgeeilt, um einen Fenſterplatz in der Abteilung für Nichtraucher zu belegen. Ein Ehepaar mit einem fünfjährigen Knaben folgte ihr.

„Du haſt Zeit, Hertha," ſagte die junge Frau. „Nur nicht ſo ſtürmiſch! Du ſiehſt ja ganz echauffiert aus!"

Hertha von Weylburg wandte ſich um und ließ die andren herankommen. „Kein Wunder — bei dieſer Hitze! Man vergeht ja faſt! Du freilich in deiner ſanften, lichtblonden Ruhe...! Ich beneide dich manchmal!"

„Dazu haſt du auch alle Urſache!" meinte der Ehegatte der Lichtblonden. „Julie iſt wie geſchaffen, um glücklich zu ſein und glücklich zu machen, denn ein zufriedenes Gemüt überträgt ſich wie der Wille des Hypnotiſeurs; natürlich muß die Umgebung halbwegs dazu veranlagt ſein. Du raſtloſer Brauſekopf aber..."

„Danke!" unterbrach ihn Hertha von Weylburg lachend. „Willſt du's nicht lieber gleich über den ganzen Perron ſchreien, daß mein zukünftiger Mann — falls mir der Himmel überhaupt je einen beſcheren ſollte — die Hölle auf Erden hat? Oft genug ſchon haſt du's dem großen Unbekannten ja prophezeit!"

Doktor Steinmann nickte ihr ſpöttiſch zu. „Habe ich das, reizende Schwägerin? Nun, ich bleibe dabei! Ganz amüſant mag's ja werden, aber angreifend, angreifend, bis zur chroniſchen Neuraſthenie!"

„Du Perle von einem Schwager! Immer die Höflichkeit in Perſon!"

„Nur die Wahrheit, Fräulein von Weylburg! Übrigens darfſt du mich Herrn von Gruthenau beſtens empfehlen. Ich hätte ihn warnen ſollen!"

„Ach, die Gruthenaus ſind nicht ſolche Erzphiliſter wie du! Marie zumal! Die ſollteſt du kennen lernen! Aber da tönt ſchon die Glocke! Adieu, liebe Julie! Nutze die zwei Monate meiner Abweſenheit aus, um dich gründlich von aller Ungebühr zu erholen!" Sie umarmte die lichtblonde Schweſter und küßte ſie.

„Lebe wohl!" ſagte Frau Doktor Steinmann. „Iſt das Gepäck im Netz? Und die Schirme? Die Taſche liegt ſo nicht feſt; mehr nach der Seite, Klaus! So! Und nun glückliche Reiſe, mein Kind! Auch mich wirſt du ſelbſtverſtändlich empfehlen, nicht wahr?"

„Selbſtverſtändlich!" Hertha wandte ſich nun zu dem Schwager. Der kleine, beleibte Mann ſtreckte ihr die etwas plebejiſch geformte Hand entgegen und drückte die ihre mit bierbrüderlicher Behäbigkeit.

„Ich weiß nicht," murmelte Hertha bewegt, „mir iſt auf einmal ſo eigentümlich zu Mute..., als nähme ich Abſchied auf lange Zeit..., als müßte ich euch ganz feierlich danken für all die Güte und Freundlichkeit, die ich während der letzten zwei Jahre bei euch genoſſen habe..."

„Unſinn!" lachte der Doktor. „Du biſt und bleibſt doch die alte Schwärmerin! Immer exzentriſch, immer voll heimlicher Poeſie! Na, getröſte dich nur! Acht Wochen gehn bald vorüber, und wenn du's vor Sehnſucht nach deinem Schwager nicht aushältſt, ſo kommſt du halt früher zurück."

„Nun, Hänschen," wandte ſich Julie zu ihrem Kinde, „ſag' deiner Tante Adieu und gib ihr die Blumen!"

Der Knabe, der all die Zeit über ſchweigend und ſtaunend in das Gewühl der Bahnhofshalle geſtarrt hatte, machte nun plötzlich ein recht mißvergnügtes Geſicht. „Die Tante ſoll hier bleiben!" ſchmollte er weinerlich. „Die Tante ſoll nicht verreiſen! Wer ſpielt denn mit mir Soldaten, wenn die Tante nicht da iſt?"

„Ich, mein Herzchen!" ſagte die Mutter.

„Ach, du kannſt ja nicht! Du biſt doch immer ſo lang in der Küche! Und dann haſt du zu nähen."

Hertha hob den Knaben empor, küßte ihn zärtlich und ſagte mit ihrer ſilbernen Schmeichelſtimme: „Nicht weinen! Das iſt nichts für einen ſo großen Jungen! So!

Ich danke dir, Hänschen! Die Blumen sind ganz allerliebst! Ach, wie das duftet!"

Frau Doktor Steinmann hatte noch einen letzten Blick aufs Koupee geworfen. „Was, du fährst Nichtraucher?"

„Weshalb nicht?"

„Das wäre mir peinlich. So als einzelne Dame..."

„Das Koupee ist ja leer."

„Um so schlimmer. Auf der nächsten Station könnte ein Herr einsteigen... Dann bist du allein mit dem."

„Und was thäte das?"

„Nun, so ein wildfremder Mensch... Er könnte versuchen, mit dir ein Gespräch anzuknüpfen..."

„Das wäre schließlich kein Unglück."

„Hierneben im Damenkoupee sitzen erst fünf Personen!" sagte Julie nach einer Pause.

„Ja, ich hab' schon hineingesehen," lächelte Hertha. „Fünf Personen, wenn du das Baby nicht mitrechnest. Nein, Julie, das ist mir nicht zuzumuten! Übrigens sei nur ganz ohne Sorge! Im Ernste, ich bin nicht halb so romantisch, wie du vermutest! Ich erwarte durchaus nicht, in Trebra oder in Assefeld werde ein Märchenprinz einsteigen, um sich bis Altenau mit mir zu verloben. Nur mein Behagen such' ich — und frische Luft."

„Bitte, einsteigen!" sagte der Schaffner.

Hertha von Weylburg schwang sich mit der Grazie und Leichtigkeit einer Gazelle in das Koupee, wo sie denn wirklich allein blieb. Als der Zug eine halbe Minute später sich in Bewegung gesetzt hatte, zog sie das Taschentuch und winkte, solange sie die Zurückbleibenden auf dem Perron noch gewahren konnte. Doktor Steinmann schwenkte den Hut, Hänschen die Mütze, während sich Julie damit begnügte, noch zwei- oder dreimal die rechte Hand zu bewegen, wie ein grüßender Sereniſſimus.

„Ein gutes Geschöpf!" sagte sie, als der Gemahl ihr den Arm bot, um sie hinwegzuführen. „Aber zu heißblütig, zu phantastisch! Ich fürchte, das Leben wird ihr noch manche Enttäuschung bereiten. Ehrlich gesagt, so lieb ich sie habe: ich bin froh, daß wir mal ein paar Wochen allein sind. So ständig eine dritte Person im Hause, selbst wenn es die Schwester ist, das hat auf die Dauer etwas Ermüdendes."

„Hm! Findest du?" knurrte der Doktor zerstreut. Er war bereits in Gedanken wieder bei einem „frappierenden" Krankheitsfalle.

„Du etwa nicht?" fuhr seine Gattin fort. „Hast du nicht zehnmal gesagt, Hertha mit ihren sonderbaren Ideen und Phantastereien mache dich krank?"

„Hm! Hab' ich das wirklich gesagt?... Nun, es gibt ja wohl Augenblicke... Wenn man so von der Praxis kommt, müde, hungrig, gerädert, und soll sich dann Zeug vorplappern lassen, wie neulich die Standrede über das Reiten... Aber im großen und ganzen mein' ich, daß Hertha ein recht erfrischendes Element ist in unserm Hausstande."

„O ja", murmelte Julie.

„Siehst du," fuhr ihr Gemahl fort, „ich bin ein Berufsmensch! Ich fühle und trachte nichts anderes als meine Praxis. Du, liebe Julie, bist so ziemlich von gleichem Schlage! Hausfrau von der Sohle zum Scheitel, Gattin, Mutter — darin gehst du ebenso vollständig auf, wie ich in meiner Kurpfuscherei. Ich danke dem Himmel, daß du so bist! Die Gleichmäßigkeit, die Ruhe, die gesunde Alltäglichkeit — das ist die Basis, auf der ich zu bauen wünsche. Na, aber manchmal wird dieser Zustand ein bißchen eintönig. Da ist dann Hertha am Platze. Wenn sie nicht gar zu sehr übertreibt, so halte ich sie für eine ganz zweckmäßige Ergänzung unsers Familienlebens."

„Nun ja," meinte Frau Julie.

„Und du mußt zugeben," sagte der Doktor im Ton eines Mannes, der sich seines gerechten Urteils freudig bewußt ist, „sie erhebt keine Ansprüche. Fast begreife ich nicht, wie sie's mit ihren achtzehn Jahren so bei uns aushält. Wir gehen fast nirgends hin, nur in die paar offiziellen Gesellschaften, wo sie nicht mitgeht. Ab und zu einmal ins Theater. Gäste, für die sie sich interessieren könnte, empfangen wir auch nicht. Also, was bleibt ihr? Das bißchen Malen, die Bücher — und das Getändel mit unserm Jungen. Das versteht sie ja allerdings aus dem Eff-eff..."

Hertha von Weylburg hatte inzwischen den nächsten Vorort erreicht. Hier machte die Bahn eine scharfe nordöstliche Wendung und zeigte so ein herrliches Panorama der Stadt mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln, ihren mächtigen Brücken, durch die

der Strom seine regengeschwollenen Fluten wälzte, ihren lang hingestreckten Villenhügeln und Lustgärten. Wie kam es nur, daß Hertha mit dem Begriff dieser unvergleichlichen Residenz all die Zeit her den eines gewissen Heruntergekommenseins, einer schmerzvollen Eintönigkeit verknüpft hatte? Erste Eindrücke sind ja freilich überaus hartnäckig. Damals, nach dem Tod ihrer Mutter, als Hertha von Weylburg auf der nämlichen Bahnstrecke hinwärts fuhr, sah es da draußen just eben so fahl und so freudlos aus wie in der Brust der Verwaisten. Ein feuchter Septembertag, dünnrieselnd, ohne jeglichen Fernblick; ein niedriger Himmel; das erste, was sie mit Deutlichkeit wahrnahm, eine rußgeschwärzte Flucht unschöner Hintergebäude, und dann am Bahnhof die Schwester in tiefer Trauer...: diese beklemmenden Bilder waren ihr haften geblieben.

Ach, und das Leben, das sich in dieser Stadt nun entwickelte — wie vollkommen entsprach es der Farblosigkeit jenes Anfangs! Ein Tag folgte dem anderen ohne die mindeste Abwechselung. Ein kleiner Spaziergang über das Wallgehege, wo die Aussicht beschränkt und das Publikum nicht das gewählteste war, bildete gleichsam das Centrum dieser ehrbaren Eintönigkeit. Das größte äußere Begebnis für Hertha waren die sogenannten „Besorgungen," die nachmittäglichen Streifereien mit Julien durch die Geschäftsstraßen. Hier gab es dann freilich hundertertei zu sehen, was Auge und Einbildungskraft ergötzte: die Prachtauslagen der Magazine, der Kunsthandlungen, der Buchläden, vor allem aber das bunte Menschengewimmel. Hertha, die sich für alles Genrebildliche stark interessierte und schon als Pensionärin des Margaretenstiftes mit auffallender Gewandtheit skizziert hatte, freute sich an den mannigfaltigen Typen wie ein Knabe am Aufmarsch der Bleisoldaten. Sie machte die minder empfängliche Schwester bald auf diese, bald auf jene Erscheinung mit großer Lebhaftigkeit aufmerksam, unbekümmert um die Mahnworte der etwas ängstlichen Frau, die stets in der Furcht schwebte, ein „solches Benehmen" könne mißdeutet werden.

Hertha von Weylburg, wie sie jetzt, den Arm auf den Rand des Koupeefensters lehnend, über die ferne, sonnbeleuchtete Stadt sah, holte tief Atem. Sie erinnerte sich, daß es ihr jedesmal nach der Heimkehr aus dem Straßengetümmel so eigentümlich beklommen gewesen in der Wohnung des Schwagers. Ein Gefühl drückendster Ödigkeit hatte sie überwältigt — und sie wußte dann nicht, was oder wer diese Ödigkeit ausströmte. Die Wohnung war elegant und behaglich. Das „Fremdenzimmer", wo Hertha wohnte, reichte zwar nicht an die beiden entzückenden Stübchen heran, die sie daheim in dem elterlichen Besitztum innegehabt; dennoch hatte sie sich's vollauf bequem gemacht und alles so ziemlich nach ihrem Geschmack eingerichtet. Die Ödigkeit mußte also den Menschen anhaften, mit denen sie lebte — und dieser Gedanke erfüllte sie jetzt, da sie Abschied genommen, mit einem bitteren Gefühl reuiger Selbstanklage.

Julie war ihre einzige Schwester, ja überhaupt die letzte Verwandte, die ihr das Schicksal noch übrig gelassen. War es nicht undankbar, daß Hertha von Weylburg, trotz aller Freundlichkeiten, die sie erfuhr, so wenig Befriedigung fand in dem Kreise dieser vortrefflichen Menschen? Sie liebte doch ihre sanfte Julie so innig! Sie hätte ihr auf der Stelle jedes Opfer gebracht — nur das eine nicht: das Opfer ihrer Persönlichkeit!

Das freilich war es ja, was Julie, sonst so liebenswürdig und selbstlos, beanspruchte. Hertha sollte sich assimitieren, sie sollte ruhig, leidenschaftslos, alltäglich werden; sie sollte ihr Glück finden in dem Glücke der Schwester. Daß Hertha ein Wesen für sich, und dazu noch ein Wesen von ganz besonderem Schlage war, das wollte der guten, schläfrigen, phantasielosen Julie nicht einleuchten.

Das Felsenthal verengerte sich; kulissenartig schoben die Hügel sich voreinander. Über den Tannenwäldern brütete schweigend die Julisonne. Ein flüchtiger Windstoß trug erquickenden Erdgeruch und Harzduft an das Koupee. Hertha beugte ihr glühendes Antlitz über den Fensterrand. Dieser Harzduft weckte ihr süße Erinnerungen an die Heimat, an die glückliche Zeit, die sie mit ihrer Mutter, in der Stille des Landlebens zugebracht. Der stattliche Herrensitz zwischen den Feldern und Wäldern stieg vor ihrer Seele empor, das Dorf mit seinen prächtigen Lindenbäumen, der große Spielplatz neben dem Pfarrhause, kurz, der fröhliche Glanz ihrer Kindheit, die so reich war an allem, was die junge Seele sich wünschen mag, und nur eines entbehren

ſollte: die liebende Hand eines Vaters. Hertha von Weylburg hatte ihren verſtorbenen Vater kaum noch gekannt; ſie war eben drei Jahre geworden, als ein plötzlicher Tod ihn dahinraffte . . .

Die Bahn ſtieg höher und höher. Da drunten, rechts von dem ſchäumenden Fluſſe, lag ein Dörfchen, nicht viel kleiner als Weylburg und ganz ſo um den Fuß einer wildverwachſenen Ruine geſchmiegt wie ihr Heimatsort um den ſteinernen Herrenſitz. Wirklich, die Ähnlichkeit war überraſchend. Das junge Mädchen hätte ſich einreden können, das leere Burgfenſter, halb von dem Grün einer hochaufragenden Eſche verdeckt, ſei das ihres Schlafzimmers. Die eine Wand — juſt die nach der Wetterſeite — war halb heruntergebrochen; wüſt und leer grinſte der heimlich modernde Raum herüber; Lolche und Neſſeln ſchoſſen aus allen Fugen . . . Ach, ſtand es denn ſeit den letzten zwei Jahren nicht ähnlich mit ihrem Leben? Der Herrenſitz und das ganze prächtige Gut, der Stolz ihrer Mutter, die nicht gewankt und gewichen trotz vielfacher Schwierigkeiten und Arbeitslaſten, war damals der Erbteilung halber verkauft worden. Die wirkliche Heimat lag für Hertha alſo in Trümmern. Das verfallene Burggemach war ein Symbol ihres „Fremdenzimmers“ . . .

Dieſe Empfindung übermannte ſie jetzt. Ihre Augen ſchimmerten feucht. Sie lehnte ſich in das Polſter zurück, preßte das Taſchentuch vors Geſicht und weinte bitterlich. Monatelang hatte ſie ähnliche Anwandlungen zurückgedrängt. Jetzt endlich war es ihr eine Wohlthat, ſich einmal dem Schmerze, der ihr die Seele erfüllte, ungeſtört überlaſſen zu können.

Nach einer Weile raffte ſie ſich trotzig empor. „Ein ſchöner Anfang für eine Vergnügungsreiſe!“ ſagte ſie halblaut.

Der langgezogene Pfiff der Lokomotive löſte ſie vollends aus dem Bann ihrer Wehleidigkeit.

„Station Trebra!“

Der Zug hielt keuchend vor dem unſcheinbaren Stationsgebäude. Gleich darauf wurde die Thür des Koupees, wo Hertha ſaß, mit großer Heftigkeit aufgeriſſen.

„So, da iſt Platz!“ brummte der Schaffner.

Ein Herr zwiſchen ſechsunddreißig und vierzig Jahren, elegant gekleidet, in der Rechten eine ſchwarzlederne Taſche und einen großgriffigen Regenſchirm, ſetzte ſich, flüchtig grüßend, in die jenſeitige Ecke. Durch einen goldenen Klemmer, der auf einer künſtleriſch unberechtigten Naſe ſaß, muſterte er eine Sekunde lang ſeine Fahrtbegleiterin, trommelte dann mit den gelbgrau behandſchuhten Fingern auf ſeinem Knie und blickte nach rechts zum Fenſter hinaus, wobei er mit einem Zucken der Stirnmuskeln den Klemmer herabfallen ließ. Über der ganzen Erſcheinung lag etwas Ausländiſches. Das Geſicht war beinahe häßlich, aber nicht unangenehm. Um den ſchnurrbartverdeckten Mund ſpielte ein Zug ſchalkhafter Treuherzigkeit, der die allzu kräftig entwickelten Backenknochen und die ſonſtigen Mängel der Kompoſition vergeſſen ließ.

Hertha war ſo im erſten Augenblick von dem Einſteigen des Herrn mit dem Klemmer nicht eben erbaut geweſen. Ihre Gedanken drängten nach Einſamkeit. Nun aber ſagte ſie ſich, es ſei immer vielleicht noch geſcheiter, mit dem ſonderbaren Geſellen, falls er ſie anreden würde, ein paar harmloſe Worte zu wechſeln, als ſich dem Schmerz der Erinnerung und dem Kummer über die Nichtigkeit ihres Daſeins zu überlaſſen.

In dem gleichen Moment fragte der Herr, ob es dem gnädigen Fräulein genehm ſei, wenn er die halbhoch ſtehende Scheibe völlig in die Verſenkung drücke. Seine Stimme klang fremdartig, aber ſympathiſch. Das rollende R verriet auf der Stelle den Slawen. Sein unſchönes Antlitz gewann beim Sprechen, denn er legte in ſeine Worte und mehr noch in ſein Gebärdenſpiel eine ebenſo maßvolle als ritterliche Verbindlichkeit.

Hertha neigte ein wenig den Kopf und ſah dann wieder hinaus in die waldgrüne Landſchaft.

Nun tauchte juſt auf der Seite, wo Hertha ſaß, ein gotiſches Jagdſchloß auf, das maleriſch von der Höhe der Bergwand herniedergrüßte.

Der Herr mit dem Goldklemmer rückte etwas mehr in die Mitte und beugte ſich vor. „Prachtvoll!“ rief er mit ungekünſtelter Flottheit. „Verzeih'n Sie die Frage: wem gehört dieſer Bau?“

„Wenn ich nicht irre, dem Grafen Gaßler,“ gab Hertha zur Antwort.

„Gaßler? Gaßler?“ wiederholte der Slawe. „Welch ein ſeltſamer Zufall!“ Er

unterbrach sich, als erwarte er eine Bemerkung. Da Hertha schwieg, fuhr er mit wachsender Lebhaftigkeit fort: „Ich befinde mich nämlich auf der Fahrt nach Göllrode, dem Besitztum eines mir befreundeten Herrn gleichen Namens . . . Sollte Graf Eberhard Gaßler — so heißt mein Freund — mit dem glücklichen Eigentümer identisch sein?"

„Das glaube ich kaum. Die Besitzungen des Grafen Eberhard reichen, soviel ich weiß, nicht über Göllrode hinaus."

„Ah, das gnädige Fräulein kennen den Grafen Eberhard?"

„Nur aus der Schilderung einer Freundin."

„Sie kann nur Gutes von ihm gesagt haben, Ihre Freundin! Er ist ein ausgezeichneter Mann, reich begabt, liebenswürdig, ein glänzender Kavalier!"

„Es scheint so."

Er rückte den Klemmer zurecht. „Fahren das gnädige Fräulein bis Altenau?"

„Noch weiter. Bis Eibenthal."

„Das trifft sich ja allerliebst! Pardon! Der Ausdruck ist etwas stürmisch. Aber ich bin ein förmlicher Epikuräer des Reisens. Ich schwärme dafür, sogar im Koupee — wie soll ich mich ausdrücken — Gesellschaft zu finden, wie sie mir ansteht. Bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich dreist scheine. Wirklich, es liegt durchaus nicht in meiner Absicht."

Hertha von Weylburg fand sein Benehmen überaus drollig, aber nicht dreist. Weshalb sollte sie sich verletzt fühlen, wenn er lieber mit ihr fuhr als beispielsweise mit den Matronen des Damenkoupees?

„Ich reise nämlich bis Wolfshagen," hub der Slawe nach kurzer Pause wiederum an. „Das ist die letzte Station vor Eibenthal. Von dort geht's auf der Chaussee nach Göllrode. Das gnädige Fräulein bleiben wohl auch nicht in Eibenthal?

„Nein. Ich fahre weiter landeinwärts."

„O, die Straße von Eibenthal nach dem Gebirg zu ist wundervoll. Ich kenne mich aus in der Gegend. Viermal schon war ich der Gast meines gräflichen Freundes. Wir jagten zusammen. Leider gibt's keine Bären mehr in Göllrode. Daheim in Rußland habe ich Bären gejagt — es war eine Götterluft! Nun, der Mensch muß dem Himmel für alles danken. In Ermangelung des Großwildes begnügt man sich mit Füchsen und Rehböcken. Einmal — aber ich weiß nicht, ob Sie für Jagdgeschichten Interesse haben?"

„Ich müßte lügen, wenn ich's behaupten wollte," lächelte Hertha.

„Verzeihung —! Ich stoße überall an mit meiner ausgeprägten Vorliebe für das Weidwerk. Sobald die Jagd aufs Tapet kommt, werde ich schwatzhaft. Indes — Graf Gaßler und der Freiherr von Gruthenau geben mir in dieser Beziehung wenig heraus."

„Sie kennen den Freiherrn?" fragte nun Hertha lebhaft.

„Sehr gut," versetzte der Russe. „Ich habe mehrfach auf seinem Schlosse verkehrt. Schloß Gruthenau liegt ja kaum vier Stunden von Göllrode entfernt."

Hertha lächelte. „Schloß Gruthenau ist das Ziel meiner Reise," sagte sie zögernd.

„Ah!" Der Russe lüpfte den Hut. „So gestatten Sie, daß ich hier einer Form genüge, die ich sonst wohl vernachlässigt hätte. Als Tourist bin ich der Ansicht Ihres großen Poeten, daß Name nur Schall und Rauch ist. So aber, da wir uns ganz unzweifelhaft wiedersehen . . . Bitte gehorsamst — hier meine Karte!"

„Wladimir Orlowsky," las Hertha und neigte den Kopf. „Ich heiße Hertha von Weylburg," sagte sie höflich. „Marie von Gruthenau, die Sie wohl auch kennen, ist meine liebste Freundin aus der Pension."

„Ob ich sie kenne! Ein reizendes junges Mädchen! Die Grazie, die Anmut, die Belesenheit selbst! Dazu häuslich wie eine Deutsche. Ah, Pardon, die Wendung klingt hier absurd. Wir sagen nur so in Rußland . . ."

Hertha wunderte sich. Die Schilderung, die Wladimir Orlowsky von ihrer Freundin entwarf, paßte durchaus nicht. Gewiß, Marie von Gruthenau war ein liebenswürdiges, frisches, geweckes Mädchen: aber schon damals im Margaretenstift ging sie vollständig auf in einer gewissen tändelnden Weltlichkeit. Was man häusliche Pflichten nennt, war ihr ein Greuel. Gerade dies Leichtlebige, Oberflächliche, Champagnerartige ihres Wesens hatte das tiefgründige Naturell Herthas mit so lockender Unwiderstehlichkeit angezogen. Sie erblickte in Fräulein von Gruthenau eine Ergänzung ihrer eignen Persönlichkeit, ein Gegengift wider die stürmischen Regungen ihres Gemütes und die Rastlosig-

keit ihrer Sehnsucht und Einbildungskraft. Eine sonderbare Idee von Herrn Wladimir Orlowsky, diese ausgesprochene Salondame, die schon mit fünfzehn Jahren für Kavallerieoffiziere geschwärmt, in Sprachen, Wissenschaften und Handarbeiten die schlechtesten Noten gehabt, dafür jedoch der erklärte Liebling des Tanzmeisters gewesen, zum Urbild deutscher Hausfrauentüchtigkeit stempeln zu wollen. War er so mild oder so kurzsichtig . . .?

In Altenau stieg man um. Wladimir Orlowsky hielt es für selbstverständlich, daß er auch ferner mit Hertha zusammenblieb. Nach höflich eingeholter Erlaubnis nahm er ihr schräg gegenüber Platz und gab nun in zwangloſem Zwiegespräch einige Andeutungen über seine Vergangenheit. Er stammte aus Kiew, hatte in Petersburg, Zürich und Leipzig Rechtswissenschaft studiert und dann eine Zeitlang in Moskau als Richter gearbeitet, bis eine unerwartete Erbschaft ihm den Entschluß reifte, die beschwerliche Praxis aufzugeben und sich völlig der wissenschaftlichen Theorie zu widmen; — vornehmlich dem Studium deutscher Einrichtungen und deutschen Rechtslebens.

Hertha von Weylburg hörte seinem Geplauder nicht ohne Vergnügen zu. Wladimir Orlowsky hatte etwas Vertrauenerweckendes, Anheimelndes, trotz der Fremdartigkeit seines Accents. Man glaubte diesen treuherzig blickenden Augen schon früher begegnet zu sein; das Lächeln, das ihm den rechten Mundwinkel etwas höher zog als den linken, war das eines alten Bekannten.

Als er in Wolfshagen von ihr Abschied nahm, reichte ihm Hertha unwillkürlich die Hand. Sie wußte selbst nicht, was sie dazu veranlaßte. Wollte sie sich dem Reisebegleiter erkenntlich zeigen, weil er sie an der Verfolgung ihrer melancholischen Selbstschau gehindert hatte? Sie sagte sogar „Auf Wiedersehen!“ Was mochte der Mann von ihrer lebhaften Artigkeit denken?

2. Kapitel.

Fünfzehn Minuten später hielt der Zug in der Stationshalle von Eibenthal. Eine schlanke Blondine in duftigster Sommertoilette stand auf dem Perron.

„Hertha!“

„Liebste Marie!“

Die beiden Mädchen umarmten sich, während Holm, der Bediente, den steifkrempigen Lederhut wieder aufstülpte und das Handgepäck aus dem Koupee nahm.

„Nein, wie du reizend geworden bist!“ sagte Marie von Gruthenau. „Papa wird Augen machen! Er hat dich noch im Gedächtnis, wie du vor dritthalb Jahren warst. Das ist nun freilich ein Unterschied! A la bonne heure! Auch trägst du das Haar jetzt anders. Mehr in die Stirne.“

„Man geht mit der Mode,“ lächelte Hertha.

„Und welch entzückendes Reisekleid! Höchst distinguiert! Die Taille sitzt wundervoll! Wie aus dem Ei geschält! Gustav und Leutnant Höffert mögen ihr Herz nun behüten! Laß uns eilen, die Herren werden sonst ungeduldig! Hoch zu Roß warten sie draußen neben dem Einspänner. Sie wollten sich's absolut nicht nehmen lassen, die neue Sonne am Himmel unsrer Geselligkeit feierlich einzuholen!“

„Sehr liebenswürdig!“

„Holm, nehmen Sie hier den Gepäckschein! Was, Hertha? Nur ein Stück — im Gewichte von siebenundvierzig Kilo? Aber ich denke, du willst ein paar Wochen bleiben?“

„Wenn ihr's erlaubt — gewiß!“

„Ja, wie kommst du dann aber mit so wenig Gepäck aus? — Flink, Holm! — Wenn es nur ein einziger Koffer ist, den schnallen wir schon hinten aufs Brett. Aloys mit seiner Karre mag leer heimfahren. Er trödelt ohnedies zum Verzweifeln, und du hast dann gleich deine Sachen bei dir!“

Holm stelzte mit großen Schritten ins Bahnhofsgebäude.

„Also wirklich nur ein einziger Koffer?“ wiederholte das Freifräulein. „Wie bescheiden du bist! Ein Mädchen in deinen Verhältnissen! Ich für mein Teil brauche schon für acht Tage das Dreifache. Sonst fühl' ich mich eingeengt . . .“

„Ja du, die gefeierte Weltdame, die Bestrickerin aller Herzen! — Das ist etwas anderes!“

„Schmeichle nicht!“ wehrte Marie. „Wenn du das thust, weiß man nie so recht, was du im Schilde führst.“

„Ich?“

„Ja, Hertha, du bist ein Schalk. Oder willst du nur hören, daß du ebenso hübsch und womöglich noch hübscher bist? Wir brauchen übrigens hier auf den Holm nicht zu warten. Ich stell' dir inzwischen den

Leutnant vor. Dein letztes Bild, das, unter uns gesagt, nicht einmal sehr geglückt ist, hat seinen Busen in Brand gesetzt."

„Du sagst das im Tone einer sieghaften Überlegenheit . . ."

„Wirklich? Nun, Herr von Höffert macht natürlich auch mir bedeutend die Kour. Aber du kennst mich doch! Ich bin die Selbstlosigkeit in Person. Wir teilen uns schwesterlich!" Sie lachte hell auf und schob den Arm zärtlich in den ihrer Freundin.

Wie jetzt die beiden so durch die Umzäunung auf den Platz vor dem Bahnhof traten, boten sie in der That einen herzerquickenden Anblick. Marie, das Näschen so selbstbewußt und so keck, die Lippen so küßlich und doch so gemessen, glich einem reizenden Porzellanpüppchen. Das schneeige Kleid saß ihr wie angegossen; der rotgefütterte Sonnenschirm überströmte sie mit ambrosischem Licht. Hertha in ihrem graublauen Reisekostüm sah nicht ganz so lustig und duftig, aber hierfür wohl stattlicher, voller und weiblicher aus. Dazu die flammende Glut ihrer Augen, die so groß in die Welt hinausblickten, als forschten sie unbewußt nach den Rätseln des Daseins!

Die jungen Herren, die bis dahin im Schatten der Ahornbäume gehalten, ziemlich zerstreut geplaudert und ihren Pferden einige Freiheit gegönnt hatten, nahmen die Tiere jetzt straffer zusammen und zogen die Hüte. Leutnant von Höffert ließ um den hübschen gekräuselten Schnurrbart ein Lächeln tiefinnerlicher Befriedigung spielen, während Gustav beim Näherkommen der beiden Damen flüchtig errötete „Eine Göttin!" murmelte er unhörbar. „So berückend hatte ich mir den Engel doch nicht geträumt."

Hertha verneigte sich freundlich. Ihr offener Blick hatte sich rasch orientiert. Beide Herren konnten in ihrer Art für interessant gelten — der blonde, schwärmerische Student ebenso gut wie der blasse, aristokratisch dreinschauende Offizier, dem der hellgraue, mit Forstgrün ausgeschlagene Reitanzug ganz vortrefflich stand.

Leutnant von Höffert warf mit einem etwas übermütig gefärbten „Bitte, mein lieber Gustav!" dem Studenten die Zügel zu, war wie ein Blitz aus dem Sattel und half den Damen, die seiner fördernden Hand übrigens kaum bedurften, dienstefrig in die Polster des Einspänners.

Hertha setzte sich rechts, ihre Freundin links. Jetzt kam auch Holm, der Bediente, mit dem Gepäckträger, der den leider nur siebenundvierzig Kilo wiegenden Koffer hinter dem Wagensitz ablud, ihn festschnallen half und hiernach von dem Leutnant „fürstlich" abgelohnt wurde. Wenigstens war die Gebärde, mit welcher ihm Paul von Höffert das Fünfzigpfennigstück einhändigte, völlig die eines Herzogshüte verteilenden Kaisers. Holm kletterte auf den Bock, und der Einspänner setzte sich in Bewegung.

Gustav ritt seiner Schwester zur Seite; der Offizier drängte seinen feurigen Rappen, das eleganteste Pferd aus dem Marstall des Freiherrn von Gruthenau, so dicht an Fräulein von Weylburg heran, als es die Räder des Fuhrwerks gestatteten.

„Gnädiges Fräulein haben eine recht strapaziöse Reise gehabt," sagte er im Ton des Bedauerns. „Dreißig Grad Celsius im Schatten."

„Es war zu ertragen," versetzte Hertha. „Ich finde mich überhaupt leicht in alles. Ein wenig Hitze geniert mich nicht."

„Also ganz militärisch! Ich beglückwünsche gnädiges Fräulein! Immerhin etwas langweilig, solch staubige Fahrt während der Mittagsstunden."

„Langweilig?" bemerkte hier Gustav erstaunt. „Die Fahrt über Trebra und Altenau gehört zu den schönsten Strecken in Deutschland! Diese prächtigen Hügel! Diese rauschenden Buchenhaine!"

„Sie sind Poet!" sagte der Leutnant und gab seinem Rappen die Gerte, als wolle er andeuten: mit solch einem Vollblut komm' ich im Leben weiter als du mit deinem geflügelten Pegasus! „Wir Alltagsnaturen schmettern wohl auch mal gelegentlich unter den Tannen ein Frühlingslied und begeistern uns für die Linien der Berggürtel: aber wir machen kein bürgerliches Metier daraus, am wenigsten auf der Reise."

„Ist's möglich, Herr Leutnant? Auch Sie haben geschmettert? Und Sie erröten nicht, diese Schwäche hier einzugestehen?"

So schneidig, so keck-ironisch hatte Gustav noch niemals mit dem sechs oder sieben Jahre älteren Höffert gesprochen. Der Leutnant begriff sofort. Nur die Anwesenheit Herthas konnte diesen Umschwung bewerkstelligt haben. Sieh mal an, dieser verdammte Junge! Da Höffert jedoch im Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit den Wettbewerb Gustavs um die

Gunst dieser reizenden Hertha lediglich als ein lustiges Intermezzo, vielleicht sogar als eine prickelnde Würze betrachtete, so nahm er die kleine Attacke nicht krumm, lachte vielmehr und wandte sich wieder an Hertha.

„Da haben wir's, gnädiges Fräulein! So wird unsereiner behandelt von diesen gottbegnadeten Musensöhnen! O, ihr Wolkenwandler und Mondanbeter! Ihr seid ein arges Gelichter und gleich schrecklich, ob eure Lyrik uns nun verherrlicht oder verulkt! Gnädiges Fräulein werden's wohl auch noch erleben, daß Ihnen morgens ein rosenfarbnes Billet durch das Fenster fliegt — mit einem zarten Akrostichon, das hier günstigerweise das Recht hat, mit H zu beginnen. Im Verwenden des ‚Ha!' und des ‚O' ist unser Gustav schon Meister."

„Sie sind ein garstiger Spötter, Herr Leutnant!" sagte Marie.

„Wirklich? So thue ich Buße. Ich will sogar einräumen: das Liebespoem an die schöne Iduna war klassisch."

„Iduna?" fragte Hertha mit einem Blick auf die Freundin.

„So heißt die Frau des Professors, von dem ich dir schrieb — Iduna Ehlers, eine sehr nette und liebenswürdige Dame. — Herr von Höffert, ich finde, Sie werden jetzt geradezu tückisch! — Laß dir nur sagen, Hertha, es handelt sich hier natürlich durchaus nicht um ein Liebespoem, sondern um ein ganz erlaubtes und ehrenwertes Geburtstagsgedicht. Gustav, galant wie er ist, schenkte der jungen Frau einen herrlichen Feldblumenstrauß, den er selber gepflückt und wundervoll arrangiert hatte. Bei dem Bukett lag ein Zettel mit einigen Glückwunschversen. Herr Leutnant von Höffert macht daraus eine förmliche Liebeserklärung. Ich bin empört darüber. Wenn die Professorin ahnte . . ."

„Nun, sie würde wohl Scherz verstehen," lachte der Leutnant. „Gerade sie . . ."

„Weshalb gerade sie?"

„Gott — sie scheint mir . . . nicht eben schwerfällig in dieser Beziehung . . ."

Der Ton, in welchem Paul von Höffert diese Bemerkung ausklingen ließ, war eigentümlich. Marie empfand das Bedürfnis, Frau Iduna in Schutz zu nehmen. „Sie ist lustig und leichtlebig," sagte sie vorwurfsvoll, „aber ich zweifle doch stark, ob sie von solchen Späßen erbaut wäre."

„Nun wohl," versetzte der Offizier. „Dieses Geburtstagspoem gebe ich preis. Aber wie steht's denn mit dem feurigen Hymnus auf die kleine Komteß? War das auch nur ein Glückwunsch?"

„Ah, die niedliche Gaßler?" fragte Marie. „Davon weiß ich ja nichts! Cher frère, hast du sie wirklich besungen?"

„Und wenn selbst?" gab der Student zurück. Er war blutrot geworden.

Hertha von Weylburg amüsierte sich köstlich über dies sonderbare Geplänkel. „Ihr verkehrt wohl viel mit den Gaßlers?" wandte sie sich an Fräulein von Gruthenau.

„O ja! Schrieb ich dir nicht davon?"

„Nur so beiläufig," sagte Hertha. Dann fuhr sie, wie zur Erläuterung fort: „Ich hatte nämlich von Trebra bis Wolfshagen einen Herrn Orlowsky oder so ähnlich zum Reisebegleiter. Er stellte sich vor — ein wenig unmotiviert, aber doch ohne Zudringlichkeit."

„Wladimir Orlowsky — der wütige Weidmann?" lachte Marie.

„Allerdings, er hat mir von seiner Vorliebe für die Jagd erzählt, mehr aber von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Graf Eberhard und zu deinem Papa."

„Als Gast des Grafen ist er selbstredend auch der unsere. Aber Papa schwärmt nicht für ihn."

„Du, wie es scheint, auch nicht?"

„Ehrlich gesagt, nein. Er hat eine Art — ich weiß nicht . . ."

„Mir gefällt er recht gut," sagte Hertha. „Sonst habe ich ein Vorurteil gegen die Slawen; dieser Russe jedoch . . ."

„Ich finde ihn furchtbar häßlich," meinte das Freifräulein. „Und dann sagt er zuweilen die Dinge so gerade heraus, so . . . wie soll ich mich ausdrücken? Es fehlt ihm an Zartgefühl."

„So? Mir schien er nur offenherzig."

„Er kann sich ja gratulieren, dich so begeistert zu haben."

„Von Begeisterung ist nicht die Rede. Aber sein tüchtiges, ehrliches Wesen wirkt sympathisch auf mich. Graf Gaßler scheint ihn doch auch sehr zu schätzen?"

„O ja, der! Einen Narren hat er an ihm gefressen, um's deutsch zu sagen. Mir unbegreiflich."

Die Straße, die bis dahin thalabwärts dem linken Ufer der reißenden Wiesach ent-

lang geführt hatte, bog jetzt, da sich die Senkung verminderte und eine weite, saatenbestandene Fläche sich aufthat, links ab und erreichte nach fünf Minuten die Gruthenauschen Forstungen. Gleich an der ersten Schneuße waren zwei Holzarbeiter damit beschäftigt, zerkleinerte Fichtenstämme übereinander zu schichten.

Als der Wagen vorbeikam, warfen sie gerade ein recht knorriges Stück obenauf, und nicht eben geschickt, denn die Stammwalze kollerte jenseits herunter und schlug mit einem wuchtigen Prall an den Grabenrand. Das Pferd Paul von Höfferts scheute, machte erst einen Sprung seitwärts, so daß es mit den Vorderbeinen fast in die Räder kam, und stieg dann kerzengerade in die Höhe. Der Leutnant war ein ausgezeichneter Reiter; mit eisernem Knieschluß hielt er sich bei dieser fast unmöglichen Situation im Sattel. Zwei Sekunden später hatte er den zitternden Rappen wieder in seiner Gewalt. Sehr bleich, holte er tief Atem. Die Lippen schließend, wie einer, der sich zur Antwort auf eine schnöde Beleidigung anschickt, versetzte er seinem Tier mit dem Knopf der Reitpeitsche einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Als der Rappe nun ausgriff, wiederholte er diese Mißhandlung drei- oder viermal und straffte dabei die Zügel kürzer und kürzer, bis das Pferd, die Hand seines Meisters fühlend, mit schnaubenden Nüstern still stand. Paul von Höffert ließ den Wagen um hundert Schritte voraus und holte ihn dann in scharfem Trab wieder ein.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, wenn sich die Damen erschreckt haben! Dieser edle Ramiro ist manchmal in einem Grade nervös, daß man ihm zureden muß. Herr von Gruthenau wird mir's Dank wissen."

„Ihr Pferd blutet," sagte Hertha nach einer Weile. „Sie haben in Ihrer Bestürzung die Gerte verkehrt genommen."

„Verkehrt allerdings, aber durchaus nicht in der Bestürzung."

Also im Ärger?"

„Auch das nicht, mein gnädiges Fräulein! Nur in der vollberechtigten Absicht, die Bestie zu züchtigen. Wahrhaftig, Sie haben recht, das ist eine tüchtige Schmarre! Fatal! Was soll Herr von Gruthenau denken? Pah, er muß einsehen, daß es noch weit fataler wäre, hätt' ich mir etwa den Arm oder das Genick gebrochen."

„Natürlich," beruhigte ihn Fräulein von Gruthenau. „Machen Sie doch von der Kleinigkeit weiter kein Aufhebens!"

Über das glänzende Fell des edlen Tieres rann inzwischen das Blut in schweren Tropfen hernieder; es bespritzte den Kutscherbock und den Grauschimmel, der sich in seiner Gabel manchmal wie teilnehmend nach dem Genossen umsah. Ein Schwarm von Insekten, der schon seit längerer Zeit den Wagen umtanzte, stürzte sich mehr und mehr auf die Wunde. Ramiro schüttelte schmerzgepeinigt den Kopf, zuckte und schauerte mit den Halsmuskeln und ließ ein ängstliches Schnauben vernehmen.

„Aber Herr Leutnant," bat Hertha von Weylburg mit einiger Lebhaftigkeit, „so nehmen Sie doch die Gerte!"

„Wenn Sie befehlen! Ich dachte nur, die kleine Lektion sei dem Racker zu gönnen."

Er fuchtelte nun mit der grüngeflochtenen Spitze unter den Mücken herum, traf dabei aber mehrmals den Kopf des Tieres, ohne die Quälgeister zu verscheuchen.

Zwischen den Brauen Herthas zeigte sich eine Falte des Unmutes. „Bitte, Marie, laß den Kutscher einen Augenblick halten! Wir müssen das Pferd verbinden."

„Meinst du?"

„Schon aus Vorsicht. Die Sache kann schlimm werden. Wir hatten ein Fohlen, das starb ganz in dem gleichen Falle an Blutvergiftung."

Hertha zog den Kopf des armen Ramiro heran, gab ihrer Freundin die Zügel und legte dem Tiere, das nun geduldig still hielt, unter geschickter Benutzung zweier Taschentücher und ihres Plaidriemens einen Verband an, während der Leutnant allerlei Phrasen der Abmahnung stammelte und die größte Besorgnis zur Schau trug, das gnädige Fräulein möchte sich etwa die Hände oder das Kleid beschmutzen.

Auch im weiteren Verlaufe der Fahrt strengte sich Paul von Höffert ersichtlich an, den peinlichen Vorfall durch Aufbietung aller erdenklichen Ritterlichkeit wett zu machen. Hertha schien ihm doch gar zu reizend in ihrer blühenden Jugendfrische! Daß sie bezüglich des unangenehmen Ramiro so sentimental war, schadete nichts. Im Gegenteil: wie sie den Gaul so mit dem allerliebsten Battistlappen schmückte, sah sie einfach be-

zaubernd aus; man hätte den ekelhaften Tralehner beneiden mögen . . .

Schloß Gruthenau, von waldigen Höhen umringt, kam in Sicht.

Herr von Höffert nagte die Lippen. „Wirklich äußerst fatal, die Geschichte da mit dem Pferde," sagte er kopfschüttelnd. „Höchst ungeschickt! — Was meinen Sie, lieber Gustav? Ich fühle mich etwas blamiert Ihrem Papa gegenüber, der mir sein bestes Tier anvertraut! — Erfinden wir einen Steinwurf! Eminent wahrscheinlich! Was sagen die Damen dazu?"

„Ganz wie Sie wollen!" lachte Fräulein von Gruthenau.

„So instruieren Sie gütigst die Dienerschaft."

„Habt ihr's gehört, Holm?"

„Zu Befehl, gnädige Baroneß."

Kurz danach rollte der Einspänner in den Vorgarten. Der Leutnant schwenkte sofort ab, um den Ramiro selbst nach dem Stalle zu führen. In dem breiten Portal auf der Freitreppe stand die Baronin mit einem Lakaien und einer Kammerjungfer. Jetzt kam sie die Stufen herab, umarmte Hertha und küßte sie auf die Stirne.

„Grüß Gott!" sagte sie liebevoll. „Wie freue ich mich, Sie endlich mal hier zu haben! Kommen Sie! Ich bringe Sie gleich in Ihr Zimmer. Ein Viertelstündchen haben Sie Zeit; dann bitte zu Tisch! Nein, sind Sie hübsch geworden und groß! Man erkennt Sie kaum wieder!"

Sie gingen ins zweite Geschoß hinauf. Holm und das Kammermädchen folgten mit dem Gepäck.

3. Kapitel.

„Da wär' ich denn also," sagte Hertha von Weylburg, als Frau von Gruthenau sie allein gelassen. Sie schaute sich um. „Ganz allerliebst! Behaglich und stimmungsvoll! Beinahe poetisch!"

Es war ein großes zweifenstriges Gemach, in welchem sie stand. Rechts führte ein offener Durchgang nach einem kleineren Raume, wo Holm ihren Koffer hingesetzt hatte.

Schloß Gruthenau rührte in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem letzten Drittel des XV. Jahrhunderts her. Die Nischen vor den kleinscheibigen Fenstern waren anderthalb Meter tief, die Zimmerdecke durch einen kunstvoll geschnitzten Längsbalken in zwei Felder zerlegt und mit Flachstuck verziert. Zu dieser Architektur paßte die urväterliche Wucht und Behäbigkeit der Möbel, wie eigens bestellt, obschon diese natürlich einer weit späteren Epoche entstammten.

Staunend weilte der Blick Herthas auf dem gigantischen Himmelbett, dessen Ertimmung eine gewisse Kunstfertigkeit im Voltigieren erforderte, und auf den schweren blauseidnen Gardinen, deren Falten diesen hochragenden Schlummerthron einrahmten wie metallene Thorflügel. Dann betrachtete sie das braungelbe, silberbeschlagene Pfeilerschränkchen zwischen den Fenstern, die hochbeinige Kommode und vor allem den Schreibtisch, ein Musterstück altfränkischer, poesievoller Traulichkeit. Hier hätte Faust den Mondschein heranwachen können: so magisch, so weihevoll, so gelehrt sah er aus! Ein mächtiges Tintenfaß mit darüberliegendem Schreibrohr und ein Sandfaß von der Höhe eines bayerischen Bierkrügels, beide aus Ebenholz, standen hier zwischen alten Folianten und Quartbänden, die — so schien es — seit Jahrhunderten nicht geöffnet waren. Darüber ein Himmelsglobus, ein Fernrohr und ein englischer Kupferstich: „The three merry sisters." Ganz urzeitlich, ganz vom Odem des Einst durchweht, — die verschiedenen Säkula freilich bunt durcheinandergequirlt, aber doch weit abseits vom Strudel der Gegenwart! Nur vorn — just an der Stelle, wo der hochrückige, buckelbeschlagene Sessel mit den abgegriffenen Armlehnknäufen den Schreibtisch berührte, stand ein Schreibzeug von modernstem Gepräge, offenbar für die neue Bewohnerin dieses Gemachs eigens hierher gestellt.

Auch sonst fand Hertha Spuren einer besonderen Aufmerksamkeit. Vor dem Spiegel prangten zwei hübsche Vasen mit blühenden Rosen. Ein ähnlicher Strauß, nur dunkter, schmückte den kleinen Tisch vor dem Sofa. Hier lagen auch einige Bücher, deren Inhalt und Ausstattung wenig mit den Kompendien, Historien und Wörterbüchern da drüben gemein hatte: Novellen von Theodor Storm und Paul Heyse, die „Ahnen" von Gustav Freytag, eine lyrische Anthologie und der „Zlatarog" Rudolf Baumbachs. Nicht ohne Rührung trat Hertha an dieses Tischchen heran. Wie liebenswürdig von ihrer Freundin! Marie kannte die Schwärmerei Herthas für die zeitgenössische Litteratur und ihre Ge-

pflogenheit, das längſt bekannte Werk eines Lieblingsſchriftſtellers planlos aufzuſchlagen und ſich in das zu verſenken, was ihr der Zufall ſo vor die Augen führte. Ein herziges Ding, dieſe blonde, glänzende Baroneß, die ſelber nur wenig las, aber das ſchöne Talent hatte, die Intereſſen anderer mitzuempfinden!

Unwillkürlich ergriff Hertha das reich gebundene Exemplar des Baumbachſchen Zlatarog, das ihr zunächſt lag. Oben vorn vor dem Titelblatt ſtand in den feinen, grundſtricharmen Schriftzügen ihrer Freundin der Eintrag: „Marie von Gruthenau. 1880.“ Beſitz von dem Werke war alſo pflichtſchuldigſt ergriffen worden; aber der Goldſchnitt hielt noch vielfach die Seiten verklebt, und das ganze Buch ſtrömte die überzeugende Botſchaft aus, Fräulein von Gruthenau habe es gerade nur das eine Mal aufgeklappt, als ſie den Namen einſchrieb. Ganz begreiflich! Was um Himmelswillen hatte dies leichtlebige, ſonnig-heitere Geſchöpf mit den ernſten Molltönen der ſloweniſchen Bergſage gemein?

„Triglavroſen,“ klang es plötzlich in Herthas Seele, „Todesroſen.“ Nein, es waren ganz andere Roſen, die auf dem Lebenspfade Mariens blühten! Das Wort Schwermut ſtand nicht in ihrem Lexikon.

Der Blick Herthas fiel wieder auf den Roſenſtrauß zwiſchen den Büchern. Sie dachte, es ſei doch ein ſonderbares Zuſammentreffen, dieſe plötzliche Reminiszenz aus dem Dichtwerke und die Blumen da mit ihrem dunkelſchimmernden Rot. Ja, dieſe Roſen waren tief dunkel, beinahe ernſthaft im Vergleich mit den lebensluſtigen Centifolien, die vor dem Fenſter ſtanden. Und nun ſummten ihr plötzlich andere Verſe im Ohr, und wie traumbefangen flüſterten ihre Lippen:

Die flammende Roſe beut mir nicht,
Gib mir die dunkelrote!
Sie leuchtet mit ihrem Blumenlicht
Mildlächelnd meinem Tode.

Denn tot iſt lange mein armes Ich,
Umhüllt vom Sterbeſchleier;
Die Morgenglocken wehmütiglich
Verkünden die Leichenfeier! –

Der Schlag der alten Schloßuhr dröhnte dreimal über den Hof herüber, ſchwer, feierlich, faſt theatraliſch.

Hertha beſann ſich, daß die Baronin ihr gerade ein Viertelſtündchen zur Toilette gegönnt hatte. Die Hälfte der Friſt war ſchon beinahe vorüber. Und Hertha wollte doch ihr Koſtüm wechſeln. Das war ſie dem alten Baron — dem echten Papa ſeiner Tochter —, das war ſie dem hocheleganten Leutnant, vor allem aber ſich ſelbſt ſchuldig. Weshalb ſollte ſie hinter Marie zurückſtehen? Im Gegenteil! Sie wollte beweiſen, daß man ſehr wohl eine „Schwärmerin“ und für alles Erhabene, was die Menſchheit bewegt, empfänglich ſein könne, ohne dabei gewiſſe Äußerlichkeiten hintanzuſetzen.

Sie trat in das Seitengemach und legte den Hut ab. Ihre Friſur bedurfte kaum einer Auffriſchung; das ſchwere, braunblonde Haar ſaß ſo feſt und ſo prall wie zur Stunde der Abfahrt; nur hier und da ein Druck mit den Fingerſpitzen, ein flüchtiges Taſten nach den Knöpfen des Schildpattkammes: die Sache war abgethan.

Hertha klingelte. Lore, das Kammermädchen, ſtand ſchon, ihrer Befehle harrend, im Korridor. Dienſtwillig half ſie den Koffer öffnen. Hertha wählte ein crêmefarbenes Kleid mit ſchwarzbraunem Beſatz, das ſich einfach und ſtolz zugleich um ihre ſchöne Geſtalt ſchmiegte, brach ſich dann ein paar dunkle Roſen aus dem Bukett, und ſteckte ſie vor die Bruſt. „Alles in Ordnung?“ fragte ſie, nach den Handſchuhen greifend.

„Tadellos,“ verſetzte das Kammermädchen. „Eine entzückende Robe! Gnädiges Fräulein ſehen aus zum Verlieben!“

Es klopfte. „Ich bin's,“ klang die Stimme des Freifräuleins. „Kommſt du denn bald? Der Koch will anrichten laſſen, und Papa möchte dich doch vor Tiſch noch allein ſprechen!“ Sie war eingetreten. „Ah, opulent!“ rief ſie mit einem bewundernden Blick auf die Crêmerobe.

„Sehr gütig von deinem Papa,“ erwiderte Hertha, ohne von dieſem Ausruf Notiz zu nehmen.

„Er meint, das gehöre ſich ſo,“ fuhr das Freifräulein fort. „Als Herr des Hauſes will er doch vor den übrigen Tiſchgenoſſen etwas voraus haben. Halt, mein Engel! Die Roſe da hängt ein wenig den Kopf. So, ganz allerliebſt! Faſt zu hübſch für eine intime Freundin! Sie können jetzt gehen, Lore! — Kind, du haſt keine Ahnung, wie koloſſal du dich während der letzten zwei Jahre herausgemacht haſt.“

„Ach, Thorheit!“

„Auf Ehre! Ich weiß gar nicht, was für ein eigentümlicher Glanz von dir ausstrahlt! Wenn ich dich streng kritisieren soll — so bist du, ehrlich gesagt, durchaus keine Schönheit. Die Nase zum Beispiel — oder verletzt dich das? — die Nase ist weit weniger griechisch als meine! Und doch . . . deine verteufelten Augen, dein Lächeln, dein Teint . . .! Wie kommst du nur zu diesem rosigen Teint? Du bist doch eigentlich gar nicht so blond wie ich? Nun, Gott sei Dank, es sind ja Herren genug hier! Wir brauchen einander nicht ins Gehege zu kommen; wenigstens da nicht, wo's einmal Ernst wird."

„Ah, steht es so mit dem Fräulein?"

„Du irrst, Kind! Mein Herz ist so frei wie der Vogel in der Luft. Aber ich meine nur. . . . Die Saison für Schloß Gruthenau hat erst eben begonnen. Je mehr gegen Herbst, um so schöner die Gäste! Auch in Göllrode, in Laßberg, in Wolfshagen gibt es dann reizende Überraschungen. Wer kann da wissen . . .? Eine Kartenschlägerin hat mir vorausgesagt, daß ich in diesem Jahr mich verloben würde. Verlobt zu sein — ich denke mir's himmlisch! Du auch? Na, nun komm! Die Handschuhe sind zwar nicht de rigueur — wir speisen ja ganz unter uns — aber es schadet nichts. So! Mit dem Fächer macht sich's pompös! Bitte, hier links die Haupttreppe! Wenn sich Papa nur nicht gleich beim ersten Anblick in dich verschießt!" Sie lachte und gab ihr einen schallenden Kuß auf die Wange.

Nun schritten sie nach dem Zimmer des Freiherrn.

„So, Papa," sagte Marie im Ton einer militärischen Meldung, „da hast du sie, Hertha, meine entzückende Freundin vom Margaretenstift! Wir hießen die Unzertrennlichen und haben doch Jahre verstreichen lassen, ohne uns wiederzusehen! Jetzt aber soll sie so bald nicht wieder loskommen! Nicht wahr, Papa?"

Herr von Gruthenau, ganz in Schwarz gekleidet, ein auffallend schöner, etwas verlebter Aristokrat, verbeugte sich mit gewinnendem Lächeln und trat dann zwei Schritte vor, um der flüchtig errötenden Hertha die Hand zu reichen. „Ich schätze mich glücklich," sprach er mit einer wohltönenden, etwas verkünstelten Stimme, „die treue Pensionsgenossin meiner Marie auf Schloß Gruthenau willkommen zu heißen."

Hertha von Weylburg dankte ihm.

Nach einigen Phrasen der Höflichkeit entspann sich ein kurzes Zwiegespräch über Herthas Erlebnisse, Neigungen und Talente. Der Freiherr wußte dies Thema festzuhalten gegen den Willen des jungen Mädchens. Er streifte alsbald den Ton einer lebhafter werdenden Galanterie. Fräulein von Gruthenau warf ihrer Freundin einen Blick des Triumphes zu. Hertha las darin: „Siehst du, was habe ich gesagt? Du hast ihn erobert; du kannst ihn jetzt um den Finger wickeln."

Herr von Gruthenau erkundigte sich, ob Fräulein von Weylburg mit ihrem Zimmer zufrieden sei. Da Hertha eifrig bejahte, fuhr er, die langen, weißen Finger in den graumelierten Vollbart einwühlend, fort: „Ich habe gerade dies Zimmer für Sie bestimmt, weil ich aus guter Quelle von Ihrem Hang zur Romantik gehört habe. Auch sollen Sie das besitzen, was von den Männern der Wissenschaft historischer Sinn genannt wird. Nicht wahr, Marie? Ihr Zimmer ist nun aus beiden Gesichtspunkten merkwürdig. Dort wohnte nämlich vor so und so vielen Jahrhunderten bei meinem Urahn, dem Freiherrn Ebbo von Gruthenau, ein gewisser Thomasius, der als Sterndeuter und mehr noch als Goldmacher und Alchymist eines bedeutenden Rufes genoß und bald in Göllrode, bald hier sein Zelt aufschlug; denn die Edelleute von damals wetteiferten in der Bestrebung, den Magier zu fesseln und sich nach Würden von ihm ausbeuten zu lassen. Just an der Stelle, wo Sie nun schlafen werden, stand seine Hexenküche. Das Nähere können Sie aus der Gruthenauer Chronik ersehen, die im Archive unserer Bibliothek verwahrt ist."

„Sie scheinen ja in den Annalen Ihres Besitztums gründlich bewandert zu sein, Herr Baron."

„Ich weiß die Geschichte zufällig vom Grafen Gaßler, unserm Gutsnachbar. Ich selbst bekümmere mich wenig um die Vergangenheit — praktisch wie theoretisch. Das überlass' ich den Spezialisten oder der holden Jugend, die sich, wie Sie, mein gnädiges Fräulein, nur um so jugendlicher und rosiger fühlen muß, je öfter sie sich in das Grau solcher Abenteuerlichkeiten für Augenblicke versenkt. Es ist dies ein Sport wie jeder andere."

„Nur ein Sport?"

„Nicht mehr als das; ein flüchtiger Scherz, bei dem das lebendige Leben schließlich doch recht behält. So bin ich fest überzeugt, Leutnant von Höffert, der den Vorzug hatte, Sie in Eibenthal abzuholen, interessiert Sie schon jetzt weit entschiedener als der sagenumwobene Thomasius mit seinen dämonischen Goldtiegeln."

„Beides zu seiner Zeit," erwiderte Hertha lachend. „Vorläufig kenn' ich ja beide Herren kaum erst dem Namen nach."

Herr von Gruthenau nickte befriedigt.

In diesem Augenblick ertönte die Tischglocke. Das Freifräulein schritt voraus, während ihr Vater sich mit vollendeter Grazie vor Hertha verbeugte und ihr den Arm bot. Hertha bemerkte jetzt, daß der eigentümliche Veilchenduft, den sie beim Eintritt in das Gemach des Freiherrn mehr geahnt als gespürt hatte, von seiner Person ausströmte. Er war kunstgerecht parfümiert wie ein verliebter Sekondeleutnant, wenn es zum Balle geht. Auch seine Bewegungen und der Ausdruck, mit dem er sein Antlitz zu ihr herabneigte, hatten ein unbeschreibliches Etwas, das an den Tänzer und den Ballsaal erinnerte.

Im Speisezimmer traf man bereits die Dame des Hauses. Herr von Gruthenau ließ seine junge Begleiterin los, verbeugte sich fast noch förmlicher als zuvor und schritt dann auf seine Gemahlin zu, um ihr mit einem scharmanten Lächeln die Hand zu küssen. „Nun, Kind, wie steht's?" fragte er leichthin. „Was macht die Migräne? Ziemlich vorüber? Freut mich! Ah, der Tisch ist ja heute besonders nett arrangiert! Welche Fülle von Blumen! Sehr hübsch, sehr hübsch! Du siehst, ich habe mit Fräulein Hertha schon gute Freundschaft geschlossen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

„Herr von Gruthenau ist außerordentlich gütig!" wandte sich Hertha zur Freifrau. Die Art und Weise, wie man ihr hier entgegenkam, übte wirklich einen bestrickenden Reiz auf sie aus. Sie war nicht eben verwöhnt vom Haus ihres Schwagers her, und wenn sie auch instinktiv fühlte, daß manches hier anders glänzte und gleißte, als es in Wahrheit beschaffen sein mochte, so that es ihr einstweilen doch wohl, sich täuschen zu lassen.

Die Thür des Nebengemachs öffnete sich. Eine Frauengestalt von mittlerer Größe ward sichtbar, voll, biegsam und von eigenartiger Prägung der Züge. Frau Iduna Ehlers vereinte das nachtschwarze Haar, die schöngeschwungenen Brauen und langen Wimpern der Südländerin mit dem schneeigen Teint der Blondine. Sie konnte nur wenige Jahre älter sein als Marie und Hertha; ihr Auftreten jedoch, ihr Blick, ihr Lächeln ließ sie bei weitem reifer erscheinen. Hinter ihr folgte ein dünner, blonder Mann, schmalschulterig, das schwärmerisch blickende Auge halb von dem etwas gerötenen Lid überdeckt, ein ungepflegtes Schnurrbärtchen auf der Lippe, Idunas Gemahl.

Nachdem Herr von Gruthenau mit einigen liebenswürdigen Phrasen das Ehepaar und Fräulein von Weylburg miteinander bekannt gemacht hatte, erschien Leutnant von Höffert mit Gustav. Der letztere ward von Iduna Ehlers sofort mit Beschlag belegt. Sie zog ihn höchst ungeniert — wie eine Mutter es etwa mit ihrem Primaner gethan haben würde — in die Nische des Eckfensters und vertiefte sich für drei oder vier Minuten in ein Gespräch mit ihm, wobei er mehrfach errötete, während sie ihm gebieterisch zuraunte: „Also es bleibt dabei!"

Man wartete noch auf Fräulein von Halfferke, Mariens Großtante — Tante Susette, wie sie schlechthin genannt wurde — eine sechzigjährige, sehr unscheinbare, aber sehr kluge Dame, die von den verschiedenen Insassen des Schlosses auf die widerspruchsvollste Weise beurteilt wurde. Jetzt endlich kam sie, etwas abenteuerlich kostümiert, in hellvioletter Seide, ein unvorteilhaftes Spitzenhäubchen auf dem spärlichen Haar — und machte ihr stereotypes altfränkisches Hofkompliment für die Allgemeinheit.

Als Frau von Gruthenau Hertha zu ihr heranführte, musterte Tante Susette das junge Mädchen mit einem ruhig forschenden Blicke aus ihren graublauen Augen, nickte dann durchaus nicht ceremoniell und bot ihr herzlich die kleine, etwas knöcherne Hand.

Hiernach ging man zu Tische. Herr von Gruthenau präsidierte. Zu seiner Rechten saß Tante Susette, zu seiner Linken Hertha von Weylburg. Bisher war Frau Iduna seine Tischgenossin gewesen; jetzt saß sie ihm gegenüber am anderen Ende der Tafel zwischen Marie und Gustav.

„Heute gibt's keine bunte Reihe mehr," sagte Professor Ehlers.

Digitized by Google

„Wahrhaftig, es fehlt ein Herr," bestätigte Frau Iduna mit leichtem Spotte. „Das hast du doch gleich herausgekriegt, lieber Leopold!"

„Dem Übelstande wird bald wieder abgeholfen sein," versetzte der Hausherr.

„Wieso?" fragte Leutnant von Höffert. „Erwarten Sie noch Besuch?"

„Sie wissen noch nicht . . .?"

„Kein Wort!"

„In der That, ich sprach bis jetzt nur mit meiner Gemahlin darüber. Heute vormittag bekam ich die Nachricht: die Herrschaften waren just beim Krocket. Wir erwarten den Oberst von Anzendorff, einen entfernten Kousin meiner Frau."

„Das ist ja reizend!" rief die Professorin. „Was für ein Regiment kommandiert der Herr Oberst?"

„Bedaure. Herr von Anzendorff ist seit Jahren nicht mehr aktiv. Kurz nach dem Feldzuge nahm er infolge einer unbedeutenden Differenz mit seinem Vorgesetzten den Abschied. Er ist ein Mann von achtundfünfzig bis sechzig Jahren."

„Also ein Kavalier für Tante Susette!" sagte Marie voll schalkhaften Übermutes.

Fräulein von Halfkerke war bei der Nennung des Namens „von Anzendorff" heimlich zusammengefahren. Jetzt erwiderte sie, gutmütig lächelnd: „Eure Tante Susette braucht keine Kavaliere, gönnt sie von Herzen euch jungem Volke und findet es selbst der Ehre zu viel, daß ihr lieber Herr Neffe ihr den Platz zu seiner Rechten hier einräumt, der doch unstreitig der Frau Professorin zukäme. Wir alten Jungfern haben überhaupt keine Ansprüche mehr."

„O, o!" wehrte der Freiherr mit scharmant gespielter Entrüstung.

„Es ist so! Wir sind überflüssige morsche Möbelstücke, die jedem im Wege stehen, und die man nur deswegen nicht zur Seite schiebt, weil man den Staub und die Motten fürchtet."

„Sie sind zu gütig," rief Iduna mit einer grotesken Verneigung, „mir den Platz da zu offerieren. Aber ich fühle mich äußerst wohl als Tischnachbarin des Sohnes und verlange nicht wieder nach der gefährlichen Nähe des Vaters." Dann zu Gustav gewandt: „Im vollen Ernst, Herr Studiosus, Ihr Papa ist hundertmal gefährlicher als Sie."

„Wie soll ich das auffassen?" stammelte Gustav.

„Natürlich als Schmeichelei!" sagte Leutnant von Höffert.

Nach einer Weile frug Hertha: „Ist das der nämliche Oberst von Anzendorff, der sich damals im Kampfe gegen den General Faidherbe auszeichnete?"

„Ja, ja!" versetzte der Freiherr lebhaft. „Otto von Anzendorff! Ich staune, mein gnädiges Fräulein, wie bewandert Sie sind in den Einzelheiten unserer modernen Kriegsgeschichte."

„O, das wußte ich schon als Kind — durch meine Mama. Sie hat mir häufig genug von der Sache erzählt. Nein, wie ich mich freue! Oberst von Anzendorff und Papa waren intime Freunde von Jugend auf, und beide griffen entscheidend ein in die Schlacht von St. Quentin."

„St. Quentin? Stimmt aufs Haar, gnädiges Fräulein! Welch ein wunderbares Zusammentreffen! Er ist ein liebenswürdiger Mann, der Herr Oberst. Vor Jahren haben wir viel miteinander verkehrt; er hat eine große Anhänglichkeit an die Hardenecks; Sie wissen doch, meine Frau ist eine geborene von Hardeneck. Wir trafen ihn letzten Winter in Budapest, luden ihn ein, und heute, zu unserer freudigsten Überraschung, kommt nun ein Brief, durch den er sich ansagt."

„Auf lange?"

„Für einige Wochen. O, ich denke, wir halten ihn schon; nicht wahr, liebste Bertha? Unter uns — ich habe ihn stark im Verdachte, daß es nicht nur selbstlose Freundschaft ist, was ihn hierher führt. Er treibt allerlei geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien, und Gaßler hat ihm verraten, daß unser Schloßarchiv reich ist an interessanten und bedeutenden Urkunden. In Herrn von Anzendorff steckt auch so ein Stück Romantik, Fräulein von Weylburg, so eine heimliche Schwärmerei für das Mystische, Rätselhafte, für die Astrologen und Goldmacher ..."

„Ich möchte doch wissen," versetzte Hertha, „wer mich in diesen seltsamen Ruf gebracht hat? Ich glaube, Marie, du machst dir ein stilles Vergnügen daraus, mich als unpraktische Träumerin zu verschreien? Was? Aber da sind Sie völlig im Irrtume, Herr von Gruthenau! Trotz des historischen Sinnes, den Sie mir zuerkannt haben, bin ich ein Kind der lebendigen Gegenwart, just wie

Sie, Herr Baron! Ich schwärme für Luft und Sonne, für den greifbaren Tag, den ich atme, und ein bißchen sogar für die nebelumhüllte Zukunft, die ich mir bei entsprechender Laune so rosig als möglich male."

Es entstand eine Pause des Nachdenkens. Mehrere der anwesenden Personen hatten das dunkle Gefühl, als ob sie durch Herthas Worte, die in etwas bewegtem Tone gesprochen waren, im Kern ihres eignen Wesens getroffen würden.

Die Zukunft! Wohl dem, der noch eine besaß!

Auch Gustav malte sich diese Zukunft so rosig als möglich. Er träumte von Liebes- und Ruhmeskränzen und starrte voll Sehnsucht in Herthas leuchtende Augen.

Aber die Hausfrau? Weshalb unterdrückte sie einen leisen Seufzer?

Und Herr von Gruthenau? Er schaute unter dem Eindruck dieses mädchenhaften Bekenntnisses doppelt wehmütig in das Einst zurück, sehr im Widerspruch mit seinen sonstigen philosophischen Grundsätzen. „Die besten Trunke sind leider gethan," dachte er trübselig. Dann sprach er im stillen sich Mut ein. Noch schäumte der Becher. Um so voller und rückhaltsloser wollte er nun genießen, was ihm noch übrigblieb. Weg mit aller Kopfhängerei! Sie paßte nicht zu dem glänzenden Epikuräer, der immer auf Blumen gewandelt, der Hunderte von Herzen im Sturm genommen und das seinige niemals verloren hatte . . .

Punkt fünf Uhr hob Frau Bertha die Tafel auf.

4. Kapitel.

Man nahm den Kaffee, wie üblich, draußen auf der prächtigen Parkterrasse. Trotz des Schattens, den die Kastanien, Ulmen und Eichen über die ganze Südwestfront ausstreuten, herrschte hier noch eine drückende Schwüle, die selbst den Leutnant von Höffert sichtlich herabstimmte; zumal er bei Tafel etwas stärker als sonst gebechert hatte. Marie neckte ihn deshalb, sprach mit komischem Pathos von den Exzessen des Militärs und wollte sich totlachen, als der Leutnant im ersten Moment ein wenig verblüfft war. „Beruhigen Sie sich," fuhr sie dann fort. „Wir alle sind ja ein bißchen erschlafft, nicht wahr, Papa? Die Hitze ist schrecklich, und der Burgunder mehr für den Frost berechnet."

Herr von Gruthenau, malerisch in den eisernen Gartensessel gelehnt, drohte ihr mit dem Finger.

Das Gespräch verfiel wieder auf den Oberst von Anzendorff. Herr von Gruthenau erzählte eine Duellgeschichte, bei der sich Anzendorff als Zeuge beteiligt hatte. Ohne daß es der Freiherr just darauf ablegte, trat die Gewandtheit, Hochherzigkeit und Klugheit Anzendorffs bei dieser Erzählung in ein so günstiges Licht, daß der poetisch empfängliche Gustav nicht umhin konnte, mit einem verständnisinnigen Blicke in die Augen seiner Mama die Frage zu murmeln: „Denkst du an deinen Lieblingsspruch?"

Dieser Lieblingsspruch waren die Goetheschen Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

„Ja, ja," nickte Professor Ehlers, wie aus tiefen Meditationen erwachend, „wenn es überall Männer gäbe von so gerader Gesinnung und so offenem, ehrlichem Mute wie dieser Oberst von Anzendorff, dem ich jetzt schon unbekannterweise die größte Verehrung zolle, so würde der schnöde Unfug des Zweikampfes bald aus der Welt getilgt sein."

„Meinen Sie?" fragte der Leutnant selbstbewußt.

„Ja, das meine ich!"

„Und doch, Herr Professor, werden Sie nicht in Abrede stellen, daß es Verhältnisse gibt, in denen der Zweikampf als ein notwendiges Übel, ja vielleicht als eine Wohlthat erscheint."

„Ich leugne das auf das bestimmteste," lächelte Ehlers und blies eine große Rauchwolke vor sich her. „Wir leben in einem Rechtsstaate. Die Gesellschaft mit ihren Forderungen und Pflichten soll ein harmonisch gegliedertes Kunstwerk sein. Wer nun mit eigner Faust in das Räderwerk des Gesetzes eingreift, der sündigt am heiligen Geiste des Weltschönen, das mit dem Guten identisch ist. Wozu haben wir Richter? Für jede Beleidigung gibt's eine Sühne vor den staatlichen Tribunalen."

„Je nachdem, Herr Professor," sagte Leutnant von Höffert. „Wenn jetzt irgend ein thörichter Journalist die Behauptung wagte, Sie hätten Ihre ‚Einführung in die Ästhetik' nicht selbst verfaßt, sondern irgendwo abgeschrieben, so läge nichts näher als die gerichtliche Klage. Aber es gibt auch Beleidigungen, die sich nicht so glatt rubrizieren

lassen, Beleidigungen mehr subtiler Natur, vor allem jedoch solche, die man, ohne sich selbst zu entwürdigen, dem Tribunale nicht vortragen darf . . . Wie soll hier Sühne geschafft werden?"

„Ich verstehe nicht ganz . . ."

„Das Thema ist allerdings in Damengesellschaft schwer zu erörtern."

„Ah so!" meinte Herr Ehlers. „Nun, es mag sein; obgleich ich mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen kann, wie ich zum Beispiel je in die Lage käme, nicht ganz gesetzmäßig mein Recht als Bürger und Mensch zu wahren. Offiziere, die das Duell ja von Amtswegen unterstützen —"

„Bitte sehr um Entschuldigung," sagte der Leutnant. „Wir stehen lediglich auf dem Standpunkte, ein Duell da ehrenhaft durchzuführen, wo es absolut unvermeidlich geworden ist."

„Theorie, Herr Leutnant, aschgraue Theorie. In jedem Fall werden Sie einräumen, daß neun Zehntel aller Duelle auf die erbärmlichsten Nichtigkeiten zurückgeführt werden müssen. Dieser hohe Prozentsatz genügt. Neuerdings macht sich, Gott sei Dank, eine Strömung geltend, die dem traurigen Vorurteil gründlich entgegenwirkt. Sogar in der Kunst."

„Davon weiß ich nichts."

„Ich komme Ihrem Gedächtnis zu Hilfe. Erinnern Sie sich des vortrefflichen Bildes 'Um eine Rose' von Roland Kessinger? Es war die Perle der letzten Ausstellung. Ein Wintermorgen im öden, verschneiten Walde — rechts im Hintergrunde halten die Kutschen — ein Offizier hat eben gefeuert und sinkt nun verzweiflungsvoll in die Arme des Sekundanten; sein Widerpart, ein herrlicher Jüngling, genial in jedem Zug seines todblassen Angesichts, liegt sterbend am Boden. Eine Rose, die seine Brust geschmückt und den Anlaß zu der grausigen Szene gegeben hat, ist halbwelk in den Schnee geglitten. Er verblutet — um einer Rose willen!"

„Ich kenne das Bild," versetzte der Leutnant. „Es wirkt überaus fesselnd und, wenn Sie wollen, erschütternd. Indes — was heißt das: er verblutet um einer Rose willen? Die Rose ist offenbar nur der Vorwand. In Wirklichkeit sind die Männer, die hier gekämpft haben, Todfeinde, Rivalen — und die Rose, um derentwillen der eine dahinstirbt, ist nicht die halbwelke Blume, sondern ein Weib. Er oder ich — so lautet die Alternative. Mich dünkt, das ist Grund genug zu einer blutigen Auseinandersetzung."

„Ich bestreite, daß Roland Kessinger je an die Möglichkeit dieser Deutung gedacht hat. Hätten Sie recht, so könnte der Sieger nicht unmittelbar nach dem tödlichen Schuß Reue bekunden. Nein — Roland Kessinger malt uns hier die Tragikomödie jener kläglichen Salonrivalität, deren Basis nur die persönliche Eitelkeit ist. Die beiden Gegner sind vielleicht Freunde gewesen; die offenkundige Trauer des Überlebenden spricht sogar unabweislich für diese Annahme — und lediglich weil das grausame point d'honneur unsere Kavaliere im Bann hält, nimmt der leichte Konflikt einen so schrecklichen Ausgang. Ich wünschte, Herr Leutnant, eine gute Kopie des Bildes hinge in jedem Offizierskasino. Den erläuternden Text dazu wollte ich gratis liefern."

Hertha von Weylburg interessierte sich höchlich für dieses Thema. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie unter dem Einflusse ihrer phlegmatischen Schwester damals verabsäumt hatte, die Ausstellung rechtzeitig zu besuchen. „Die Sache läuft uns nicht weg," hatte Julie erklärt, „und der Weg ist so weit; vielleicht verbinden wir's demnächst einmal mit einer Besorgung." Als sie dann endlich hinkamen, war das Bild drei Tage vorher nach einer süddeutschen Residenz gewandert. Damals hatte sie's leicht genommen; es gab ja in den drei Sälen wohl noch ein halbes Dutzend packender Kompositionen. Jetzt aber, bei der Schilderung des Professors, hatte sie das Gefühl eines ernsten Verlustes. Hieran schloß sich die stille Betrachtung, wie oft ihr während der letzten zwei Jahre ein Ähnliches widerfahren war, von wichtigen äußeren Geschehnissen bis herab zu den glücklichen Stimmungen, die ihr Julie zerstört hatte, Julie und ihr vortrefflicher, aber leider so traurig prosaischer Mann.

Es schlug sechs. Gustav, der sich vor zehn Minuten schweigend entfernt hatte, kam in flotter Matrosentracht aus dem Gartensalon. Auf dem Programm nämlich für den Nachmittag stand eine Kahnfahrt.

„Muß man sich umkleiden?" wandte sich Hertha an ihre Freundin.

„Bewahre! Wir rudern ja nicht!"

Die beiden Mädchen erhoben sich. Fräulein von Gruthenau setzte den blumen-

Digitized by Google

Bei den Turmfalken. Von Hermann Kaulbach.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

umtroddelten Gartenhut auf, schritt dann zum Freiherrn, schlang von rückwärts die Arme zärtlich um seinen Hals und sagte schmeichlerisch: „Fährst du nicht mit, Papachen?“

Freundlich sah er zu ihr empor. „Nein, mein Engel. Ich habe noch allerlei zu erledigen; einige Briefe . . .“

Sie küßte ihn auf den Mund. „Adieu denn! Adieu, Mama!“

Die jungen Leute und das Ehepaar Ehlers entfernten sich durch den Park — in demselben Moment, als Fräulein von Halfferke auf der Schwelle des Gartensalons erschien. Sie trug in der Linken ein Arbeitstäschchen und ihre Brille, in der Rechten einen zierlichen Stock aus Ebenholz, auf den sie sich stützte, wenn sie, die fleißige Stickerei unterbrechend, zwischen den Beeten einherschritt.

„Adieu, Tantchen!“ klang es voll Übermut von den Lippen Mariens, die sich noch einmal umgekehrt hatte. Nun wandten sich auch die Gesichter der Übrigen zum freundlichen Abschiedsgruß.

Tante Susette sah den Enteilenden mit einem Anflug rührseliger Wehmut nach. Sie entsann sich, daß sie vor langen, langen Jahren denselben Weg durch die Ahornallee geschritten war und dann jenseits der Parkmauer in Begleitung zweier Freundinnen und eines jungen, lebenslustigen Offiziers die Gondel bestiegen hatte. Vier Dezennien waren seitdem ins Land gegangen; die Welt da draußen hatte die wundersamsten Wandlungen erfahren, und doch, im Grunde war sich alles so gleich geblieben! Das Schloß blickte noch heute wie damals in seiner granitenen Starrheit über das Thal hinaus; von dem Altane sah man den See erglänzen wie damals; ja, der Park selbst trug noch heute die alten Gesichtszüge, wenn auch so mancher Baumriese von einst gefallen und durch den unbarmherzigen Nachwuchs verdrängt worden war. Auch in ihrem Gemüte war noch alles wie einst — sonnig und warm und voll innigster Menschenliebe, wenn es auch nicht mehr die Sonne des Frühlings war, die ihr das Herz durchleuchtete.

Sie setzte sich neben die Hausfrau, die gleichfalls in tiefe Gedanken versunken auf jene Stelle im Parke starrte, wo jetzt eben das lichte Gewand Mariens zum letztenmal hinter den Büschen erglänzte.

Im Gegensatz zu der friedsamen Klarheit im Antlitz des alten Fräuleins lag es über der Stirn der Baronin wie heimliche Trauer. Ihr Blick machte den Eindruck, als sei er von jahrelangem Spähen, Harren und Hoffen ermattet, als schaue er mit schmerzlicher Resignation in das Grau einer lichtlosen Zukunft.

Herr von Gruthenau stand jetzt auf, nickte den Damen zu und begab sich ins Schloß. Man hörte ihn gleich darauf klingeln.

Tante Susette hatte inzwischen die Arbeit hervorgezogen und ihre wenig geschmackvolle Brille auf das zierliche Näschen gesetzt. Sie handhabte emsig die Nadel, ohne fürs erste emporzusehen. „Nun, Bertha?“ frug sie nach einer Weile, „du träumst ja wie ein fünfzehnjähriger Backfisch! Nicht wahr, wenn man so sieht, wie die fröhliche, selige Jugend ihr Dasein genießt und jede Sekunde in ein Idyll oder ein Heldengedicht verwandelt, dann überkommt es die Alten wie unwiderstehliche Sehnsucht nach der Vergangenheit? Verzeih, daß ich sage ‚die Alten‘! Ich dachte hierbei an mich. Du bist noch nicht alt, weder an Jahren, noch der Erscheinung nach, aber ich weiß nicht, manchmal kommt es mir vor, als nähmst du das Leben noch schwerer als deine Tante, die doch ganz bequem deine Mutter sein könnte. Heute besonders. Schon bei Tische fiel es mir auf. Du warst so zerstreut, so eigentümlich beklommen. Fehlt dir etwas?“

Bertha von Gruthenau schüttelte langsam den Kopf. „Was sollte mir fehlen?“ sagte sie ruhig. Ihre Stimme bebte nur kaum bemerkbar. Dann, sich völlig beherrschend, setzte sie freundlich hinzu: „Ich danke dir, liebste Tante! Du hast das treueste Herz von der Welt. Aber im Ernste, du irrst. Ich bin etwas angegriffen. Die vielen Ausflüge und Festlichkeiten, von denen ich doch nicht ganz mich zurückhalten darf ... Kurt würde mir's wenigstens bitter verdenken. Er selber ist so elastisch, so unermüdlich ...“

Fräulein von Halfferke reihte mit krampfhafter Schnelligkeit Stich an Stich. „Du weichst mir aus, Kind! Eine Frau in deinen Jahren, eine geborene Hardeneck — die Hardenecks sind ja berühmt durch ihre alles besiegende Zähigkeit — nein, Bertha! Aber ferne sei es von mir, dich bestürmen zu wollen! Es gibt Dinge genug, die der Mensch

mit sich selbst abmachen muß, Dinge, über die man nicht reden mag, selbst wenn Jahre darüber hinweggegangen. Nur das eine wollte ich dir in Erinnerung bringen: daß du bei mir allezeit eine Zuflucht findest für deine trüben Gedanken, für deine großen und kleinen Sorgen — obschon ich mir, wie gesagt, keine rechte Vorstellung davon mache, was dich bekümmern mag."

„Nun also!" lächelte Frau von Gruthenau, dem Fräulein die Hand drückend.

„Aber was hilft's," fuhr Tante Susette fort. „Du machst eben leider nicht immer den Eindruck der Sorglosigkeit. Es ist merkwürdig. Du hast einen liebenswürdigen, aufmerksamen, weit und breit geachteten Mann, reizende Kinder, ein glänzendes Hauswesen. Und war nicht Kurt deine erste und einzige Liebe? Siehst du, das allein schon ist außerordentlich wertvoll. Eine Enttäuschung wirft mitunter auf Jahre hinaus betrübsame Schatten in ein Frauengemüt, während das Hochgefühl, in dem Manne, den man besitzt, gleichzeitig das Idol jener ersten, glühendsten Träume zu sehen, über gar manche schwierige Stunde hinweghilft. Habe ich recht, Bertha?"

„Gewiß!" antwortete Frau von Gruthenau, tief Atem holend. „Du mußt nicht so auf mich achten, Tante! Ich bin wirklich ein wenig nervös. Ich liebe die Einsamkeit, während Kurt, je älter er wird, um so eifriger für die Geselligkeit schwärmt. Du wirst mir nachsagen, daß ich den Neigungen meines Mannes entgegenkomme, aber ich fühle mich, offen gestanden, nicht wohl dabei."

„Also das ...!" murmelte Tante Susette kopfnickend. „Und du bist wirklich eine so unversöhnliche Feindin aller Vergnügungen?" Ein skeptischer Blick ging aus den klugen graublauen Augen über die Brille hinweg.

„Neuerdings, ja."

„Nun, und das Reisen, das doch auch seine Strapazen hat?" fragte die Tante. „Bist du dem Reisen so abhold? Warst du nicht seelenvergnügt, als es im Herbste vor zwei Jahren nach Cannes ging und im folgenden Jahr nach Mentone?"

Bertha errötete. „Ja, ich war froh, schon um deswillen, weil wir auf diese Art die Saison in der Hauptstadt vermieden. Und dann, Marie war damals so bleichsüchtig ..."

Tante Susette handhabte wieder eifrig die Nadel. Sie fühlte, daß die Erklärungsversuche Berthas nicht standhielten. Warum sie nur zu ihrer alten, einzigen Tante so wenig Vertrauen hatte? Machte vielleicht Gustav ihr Sorge? Kaum denkbar! Gustav war eine Seele von einem Jungen! Freilich, er war Student, und Studenten übertrafen in manchen Beziehungen selbst die Leutnants, die Leutnants von heute — denn die von ehedem waren aus anderem Holze geschnitzt als beispielsweise der übermütige, kecke und schroffe Leutnant von Höffert. Übrigens, wenn wirklich etwas daran war ... an jener Bemerkung nämlich, die just dieser Leutnant von Höffert vor einigen Tagen bei der Bowle gemacht hatte, leise und nur zu Gustav, aber doch so, daß Fräulein von Halfferke sie gehört hatte; wenn Gustav wirklich in Frau Iduna „verknallt" war; wenn sich — der bloße Gedanke machte das alte Fräulein erröten bis in die Haarwurzeln — wenn sich gar zwischen ihm und der feurigen jungen Frau etwas anspann ... etwas ... Entsetzlich!

Fräulein Susette gelobte sich, dem jungen Menschen gründlich auf die Finger zu sehen und ihm gelegentlich, wenn sie das mindeste wahrnehme, was ihr verdächtig schien, stark ins Gebet zu nehmen.

5. Kapitel.

Die Gesellschaft eilte inzwischen paarweise nach der Strandmauer. Der See lag glatt wie ein Spiegel.

Professor Ehlers, der eine heimliche Antipathie gegen Wasserfahrten verspürte, nahm eine träumerisch-sinnende Haltung an, räusperte sich und pries in überschwenglichen Worten die Aussicht, die man vom Ufer genoß: die Hügelreihe zur Linken mit ihren schattenden Lauben von wildem Wein und ihren bläulich schimmernden Buchenwäldern; das Tannengehölz zur Rechten mit den vereinzelt aufragenden Felskuppen; und jenseits der Seefläche die reiche, stattliche Ortschaft Laßberg mit dem stilvollen Kirchturme, dessen blinkende Uhr wie ein freundlicher Lichtpunkt herübersah.

Iduna, die ihren Gatten durchschaute, versetzte ihm einen schalkhaften Stoß mit dem Sonnenschirme. „Das können wir alle Tage genießen," sagte sie strafend. „Es ist dir ganz gut bei deiner nervösen Reizbarkeit,

wenn du dich an das Schaukeln im Kahne ein bißchen gewöhnst. Was soll's denn werden, du Hasenfuß, wenn wir im nächsten Jahr nach der Insel Wight gehen? Was? Und den haushoch schäumenden Ärmelkanal passieren? Neigen Sie denn auch so erschrecklich zu Schwindel und Seekrankheit wie hier meine schlechtere Hälfte?" Die letzte Frage galt dem Leutnant von Höffert.

„Gott sei Dank, nein!"

„Liebes Kind," sagte Herr Ehlers ein wenig spitz, „wenn wir denn doch einmal dieses befremdliche Thema hier aufs Tapet bringen, so muß ich bemerken, daß die Seekrankheit durchaus nicht auf Willensschwäche beruht, sondern auf rein physiologischen Vorgängen, auf Reflexerscheinungen ..."

„Ganz recht," nickte die junge Frau. „Und diese Reflexerscheinungen will ich dir abgewöhnen. Wenn wir mitten im See sind, — nicht wahr, Herr von Höffert? — dann fangen wir wieder das amüsante Geschaukel an wie neulich, wo mein vortrefflicher Leopold beinahe unangenehm wurde!"

„Gnädige Frau wissen, daß ich allzeit zu dero Disposition stehe, selbst auf die ernste Gefahr hin, unsern verehrten Professor in Zorn zu versetzen!"

„Immer witzig!" lachte Professor Ehlers. „Schaukeln Sie meinetwegen, soviel Sie wollen! Aber kippt dann die Barke, dann übernehmen Sie wohl auch gütigst die Rettung meiner leichtblütigen Frau? Ich wenigstens sorge alsdann nur für mich selbst."

„Können Sie schwimmen?" fragte der Leutnant.

„Nun, mit Hilfe eines der Sitzbretter würde ich den Elementen wohl Trotz bieten."

„So können wir ja beruhigt sein."

Gustav hatte inzwischen die Kette gelöst. Er hielt sie straff angezogen, so daß die Barke dicht an die Treppenkante zu liegen kam. Der Leutnant reichte zuerst der Professorin, dann Fräulein von Weylburg und zuletzt Fräulein Marie die Hand. Hiernach sprang er selbst in den Kahn, unbekümmert um den blonden Ästhetiker, der zögernd auf der untersten Stufe blieb.

„Nun, Leopold?" klang die Stimme Idunas. „Willst du dort festwurzeln?"

Dem Professor stieg das Blut ins Gesicht. „Ich habe nur abgewartet, daß die Damen sich setzen sollten." Er nahm sich ein Herz und schwang sich mit ungraziöser Anstrengung über die Kluft, die sich infolge des Auf- und Abschwankens zwischen dem Kahn und der Treppe gebildet hatte.

„Bravo!" sagte der Leutnant. Der Beifall kam indessen verfrüht. Herr Ehlers stolperte über das hintere Sitzbrett, kam unwiderstehlich zu Fall und packte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, seine Gemahlin, die auf dem Mittelbrett saß, mit weitausgreifenden Händen am Kopfe.

„Nein, wie ungeschickt!" sagte sie beinahe heftig und warf ihm einen flammensprühenden Blick zu.

„Entschuldige, liebste Iduna, aber keine Galanterie der Welt kann mich hindern, dem Gesetze der Schwere zu folgen. O, dein Hut ...! Ich bedaure unendlich ...! Wär' ich jetzt Scipio und im Begriff, mich nach Afrika einzuschiffen, ich würde Kehrt machen."

„Daran würdest du gut thun," bemerkte Frau Ehlers, die Lippen aufwerfend. „Scipio! Deine Vergleiche sind kühn!"

„Omne simile claudicat! Ich meine ja nur ..."

„Meine jetzt lieber mal gar nichts, wenn ich dich bitten darf, sondern zieh deine Kniee ein wenig zurück! Du hast ein Talent, deine Nachbarschaft zu genieren ..."

„O, o! Ich glaube faktisch, Iduna, du hast mir das übelgenommen mit der Zerdrückung der irrelevanten Blumen da? Aber, wie schon bemerkt, im Stürzen ist selbst ein Gott nicht Herr seiner selbst; sonst hätte Vulkan, als Zeus ihn zur Erde warf, nicht das Bein gebrochen."

Der Leutnant lächelte. Die Reminiscenz an den hinkenden Ehegemahl Aphroditens schien ihm wenig am Platze, vielleicht gerade deshalb, weil sie von selber sich einstellte.

„Fertig!" erscholl jetzt die Stimme Gustavs. Das Steuerruder hatte er fest gebunden. Ungleich gewandter als der Professor, kletterte er zwischen Iduna und Hertha hindurch, um neben dem Leutnant auf dem Ruderſitz Platz zu nehmen. Marie setzte sich nach einigem Hin und Her neben den blonden Ästhetiker. Im nächsten Moment griffen die Ruder aus, und das Fahrzeug glitt geräuschlos nach links, um in den Schatten der buchenbestandenen Hügel zu kommen. Leutnant von Höffert saß dem Fräulein von Weylburg, Gustav der Frau Professorin gegenüber.

„Der Matrosenanzug steht Ihnen reizend!“ sagte Iduna zu dem Studenten. „Nicht wahr, Mariechen? Er sieht aus wie der erste Liebhaber eines französischen Singspiels!“

„Hinreißend!“ bestätigte Paul von Höffert, um den Ausspruch der jungen Frau durch Überbietung zu schwächen.

Gustav schaute etwas bestürzt in die Augen Herthas. Er machte durchaus nicht den Eindruck, als ob die Anerkennung Idunas ihm schmeichle. Im Gegenteil: sein Blick schien um Verzeihung zu bitten für alles, was hier nicht ganz korrekt und harmonisch war: für die schnöde Behandlung des armen Ästhetikers, für die vertrauliche Art der Professorin, vielleicht sogar für die eigne, etwas phantastische Koketterie, die ihn veranlaßt hatte, sich allein vor den Übrigen diese kleidsame, aber nicht ganz motivierte Tracht beizulegen.

Hertha von Weylburg mußte den Blick verstehen. Sie lächelte gutherzig und wandte sich dann, um einen etwas gesetzteren Ton anzuschlagen, mit der Frage an Frau Iduna, ob sie sich ebensosehr für Malerei interessiere wie ihr Gemahl.

„In meiner Art, ja,“ sagte Frau Ehlers. „Ich verschwende nicht so viel Redensarten, aber wenn so ein Bild recht aus dem Leben gegriffen und ordentlich ausgeführt ist, dann stehe ich paff. Es fällt mir dabei nicht ein, mich viel um die Technik zu kümmern, und wie das Zeug alles heißt. Nur die Wirkung verspüre ich, und diese Wirkung kann mich rabbiat machen.“

„Finden auch Sie das Bild, von welchem Ihr Herr Gemahl sprach, so lebenswahr und ergreifend?“

„Und ob!“ versetzte Iduna. „Das ist nämlich merkwürdig: wir sind im übrigen grundverschiedene Naturen, mein Mann und ich, aber gewisse Genrebilder packen uns ganz mit der gleichen Unwiderstehlichkeit. Nicht wahr, Alter?“ Sie nickte ihm freundlich zu, als wolle sie ihre Unart von vorhin wieder gutmachen.

„Meine Frau besitzt großes Verständnis für die bildende Kunst,“ sagte Professor Ehlers mit einem dankbaren Lächeln.

Hertha von Weylburg hatte sich umgekehrt; sie sah, wie die Mundwinkel unter dem borstigen blonden Schnurrbärtchen leise vibrierten. Mit einem Male empfand sie ein unsägliches Mitleid. Was war das für ein seltsamer Herr, der sich so leichthin beiseite schieben oder zum Gegenstande unziemlicher Fopperei machen ließ, um gleich danach in heimliche Anbetung zu versinken, sobald ihm dies übermütige Weib einen Strahl ihrer Huld gönnte? Von dem Professor schweifte ihr Blick nach dem Antlitz Idunas. Hertha empfand jetzt klarer, was ihr von Anfang an dunkel vorgeschwebt hatte, daß sie mit dieser Frau sich niemals befreunden würde. Auch sie, Hertha, neigte gelegentlich stark zum Mutwillen, ja zur Ausgelassenheit, aber so völlig abseits von der Art Frau Idunas, so ganz anders im Kolorit! Nein, die Professorin war ihr wenig sympathisch. Und doch mußte Hertha sich einräumen: es lag etwas Holdes, Verführerisches in diesen Zügen, vor allem in den blitzenden Augen und dem süß schwellenden Munde. „Kennen Sie den Schöpfer jenes Gemäldes persönlich?“ frug Hertha nach einer Pause.

„Den Roland Kessinger? Nein!“

„Ich dächte mir das nun äußerst interessant! Sie haben doch sonst gewiß viele Bekanntschaften unter den bildenden Künstlern?“

„Es geht. Mein Mann vermeidet das eigentlich. Er sagt, als Kunstkritiker müsse er sich die Unbefangenheit seines Urteils bewahren.“

„Sollte das durch den persönlichen Umgang beeinflußt werden?“

„Selbstredend. Wenn man sich mit den Künstlern befreundet ... Man wird zu nachsichtig.“

„Manchmal enttäuscht auch der Künstler unsere Erwartungen!“ rief der Professor.

Hertha nickte.

„Das habe ich an Gustav Doré erlebt — an seiner Photographie wenigstens. Dieser gewaltige Geist, für dessen Zeichnungen ich kein Wort der Bewunderung zu groß finde, schwebte mir vor in der Gestalt eines alttestamentlichen Sehers. Und nun die Wirklichkeit! Ein bartloses, dummes Gesicht! Im vollem Ernste: es war dumm, dieses Gesicht, und lange Zeit wurde ich den unangenehmen Eindruck nicht los.“

„Soviel ich weiß,“ bemerkte Gustav von Gruthenau, „ist Roland Kessinger ein stattlicher, feuriger und geistvoller Mann, von ungesuchter Genialität, etwas rücksichtslos — Gott, wo habe ich nur einen biographischen

Aufsatz gelesen? — In der ‚Norddeutschen Rundschau,' wenn ich nicht irre."

„Ganz recht," bestätigte Ehlers. „Der Aufsatz war von Peretti; er nannte Herrn Roland Kessinger den Messias der Genremalerei."

„Ist er noch jung, dieser Kessinger?" fragte Iduna ihren Gemahl.

„Neunundzwanzig vielleicht."

„Ach! Und schon so berühmt! Der kann's weit bringen, wenn er so fort arbeitet. Neunundzwanzig!"

Die Schatten der Hügelkette legten sich weiter und weiter über den Wasserspiegel. Man brauchte jetzt nicht mehr so nahe am Ufer zu fahren, um die Glutstrahlen der Sonne zu meiden. Paul von Höffert und Gustav gaben der Barke eine veränderte Richtung.

Die kleine Landzunge mit dem Fischerhäuschen hatte man längst im Rücken. Da plötzlich hub die ganze Fläche ringsher sich zu kräuseln an, und im nächsten Augenblick senkte es sich wie aschfahle Dämmerung über die Landschaft. Hinter der Bergkette schob sich mit unheimlicher Geschwindigkeit eine schwarzgraue Wolkenwand auf; ein gelber Blitz huschte über die schwellenden Massen, und langsam verhallend rollte der ferne Donner.

„Wollen wir umkehren?" fragte Marie den Leutnant.

„Wie Sie befehlen! Ich glaube indes, wir haben näher nach Laßberg als zurück nach dem Parke. Wenn wir uns tüchtig ins Zeug werfen, landen wir vielleicht noch, ehe es regnet."

„Meinen Sie?" fragte Professor Ehlers.

„Wir könnten ja mit rudern!" wandte sich Hertha an die Professorin. „Zwei Ruder liegen hier unten im Kiele."

„Ich verstehe mich leider nur schlecht darauf. Aber Mariechen, Sie haben uns neulich ja so erbauliche Proben gezeigt! Kommen Sie, wir tauschen die Plätze!"

„Ums Himmels willen, haltet euch ruhig!" rief der Professor, mit beiden Händen den Rand der Barke umklammernd. „Das ist ja ein förmlicher Sturm! Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, Vorsicht, Vorsicht!"

„Ach, so schnell wird die Barke nicht kentern," lachte Marie, während Iduna sich langsam an ihr vorbeischob. „So, da säßen wir glücklich! Herr Professor, Sie zittern ja! Sehn Sie, mein Ruder hängt schon im Haken! Bist du in Ordnung, Hertha? So, und nun vorwärts! Hübsch im Takt, wenn ich bitten darf! Herr Leutnant, Sie haben die Güte, zu kommandieren!"

Hertha war ohne viel Umstände über die Bank gestiegen und kehrte jetzt ihrem bisherigen Gegenüber den Rücken zu. Kraftvoll stemmte sie ihre kleinen Füße in den zierlichen Knöpfstiefeln wider die Kielrippe.

„Eins, zwei! Eins, zwei!" zählte der Offizier. „Fräulein von Weylburg, mein unterthänigstes Kompliment! Sie rudern eben so meisterhaft wie Fräulein von Gruthenau! Sehen Sie nur, wir fliegen dahin wie die Seemöwen! Herr Professor, verstehen Sie sich aufs Steuern?"

„Theoretisch, ja," hauchte Professor Ehlers.

„Es wäre bei diesem Wellenschlage doch zweckmäßig, wenn Sie die Güte hätten, das Ding loszubinden."

„Ja, wie soll ich denn . . ."

„O, das macht keine Schwierigkeit! Natürlich müssen Sie dann die Handhabe straff in der Faust halten. Ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie nach rechts oder nach links drehen."

Ein steifer Wind blies jetzt über den See, recht stattliche Wellenhügel emporwühlend. Die Barke durchschnitt diese Wogenkämme ganz kunstgemäß. Ihre Spitze senkte sich bald zu Thal, bald schnellte sie wieder empor, so daß der Professor, der sich auf allen vieren nach dem Steuersitze gelotst hatte, auf und nieder tanzte wie ein kartesianisches Teufelchen. Den Strohhut mit dem lichtblauen Tastbande hatte er seiner Iduna zum Halten gegeben. Das strähnige Haar flatterte ihm verzweiflungsvoll um die hageren Schläfe. Krampfhaft hielt er das Steuer gepackt; auf jedes Wort des Leutnant von Höffert lauschte er wie auf eine göttliche Offenbarung. Die fest aufeinander gepreßten Lippen, die weitgeöffneten Augen, das unausgesetzte Vibrieren der Nasorialmuskeln verrieten eine tödliche Angst.

In der That, es war keine Kleinigkeit, so auf schwankendem Fahrzeuge — illi robur et aes triplex circum pectus erat — durch die entfesselte Wut dieser Gewässer zu steuern, die zwar nicht so ausgedehnt wie das tyrrhenische Meer, aber doch gerade tief genug waren, um hundert solcher erbärmlicher Nußschalen samt ihren Insassen auf Nimmer-

wiederſehn zu verſchlingen! Die kindiſchen Backfiſche blieben nur deshalb ruhig und gelaſſen, weil ſie in der Beſchränktheit ihres Gehirns den ganzen Umfang dieſer Gefahr nicht erkannten; Guſtav und der übermütige Offizier wollten ſich in den Augen der Damen als Helden aufſpielen; Iduna vollends blickte nur aus angeſtammtem Oppoſitionstrieb ſo gleichmütig in das fürchterliche Getoſe! Ihre Weltanſchauung war ohnehin eigentümlich genug. Wie oft ſchon hatte ſie ihm geſagt: ‚Siehſt du, wenn jetzt der Zug entgleiſte und hinab in den Fluß ſtürzte, oder wenn das Geländer hier nachgäbe — mir wäre es vollſtändig Wurſt!‘ Sie verachtete ſonach das Leben trotz ihrer Lebensluſt — lediglich um ihn zu kränken, zu alterieren . . .!

Er verſpürte in dieſem Augenblicke etwas wie Haß gegen die kühl dreinſchauende Frau, die nicht einmal mit den Wimpern zuckte, wenn der Blitz unmittelbar vor ihr wie ein hölliſcher Flammenkoloß über die Berge fuhr. Schön war ſie — ja — ſchön und begehrenswert: aber bei all ihrem wonnigen Liebreiz dämoniſch, grauſenhaft, eine Teufelin! Und nun packte ihn der Gedanke: „Du möchteſt doch ſehen, wie ſich die Trotzige anſtellen würde, wenn das Ding jetzt hier umſchlüge, und ſie ſauſte mit ihrem ſchneeigen Meerfrauengeſicht ſchlankweg ins Waſſer!“ Dann überlief's ihn vom Wirbel zur Zehe. Er zog die Kniee zu ſich herauf wie ein Frierender. Es ſtand ihm über allen Zweifel erhaben: ſie würde mit dem Leben davonkommen; nur er, der Mann der harmoniſchen Daſeinsführung, der dankbare Schätzer dieſer vergänglichen Exiſtenz, er würde elend erſaufen, jenem Geſetze zufolge, das den Patroklus ſterben und den Therſites heimkehren ließ.

„Bitte rechts!“ rief der Leutnant, ſo laut er konnte; denn jetzt praſſelte ein gewaltiger Regen hernieder, der die menſchliche Rede faſt übertäubte. „Rechts, Herr Profeſſor! Noch mehr! Immer noch mehr!“

Profeſſor Ehlers that ſein möglichſtes. Er war dankbar dafür, daß der Leutnant ſo energiſch ihn anfuhr. Die fremde Entſchloſſenheit gab ihm einen gewiſſen moraliſchen Halt.

Hertha von Weylburg hatte, während ſie kräftig und gleichmäßig ruderte, den Blick feſt auf die jämmerliche Erſcheinung des improviſierten Steuermannes geheftet. Dieſer Menſch war ihr einfach ein Rätſel. Wie konnte Iduna ihn lieben, wenn ſie nur einmal ihn halb ſo durchſchaute, wie Hertha im Lauf dieſer flüchtigen Viertelſtunde. Das wollte ein Mann, ein Beſchützer ſein für das Weib ſeiner Wahl? Er, der ſelbſt eines Gängelbandes bedurft hätte wie ein lallendes Kind? Sie gedachte ihres verſtorbenen Vaters und der frommen, bewundernden Art, mit welcher ihre Mama bei jedem Anlaß von ihm geſprochen hatte. Ein ſonderbares Gefühl überkam ſie. Ihre Augen wandten ſich ab nach den wolkenverhangenen Wäldern von Laßberg, die näher und näher rückten.

Der Guß hatte nach fünf Minuten ſchon aufgehört; Zeit genug freilich, um die Inſaſſen des Fahrzeuges trotz der aufgeſpannten Sonnenſchirme und der übergebreiteten Shawltücher, Überzieher und Decken ſtark zu durchnäſſen.

„Das wird einen ſcheußlichen Schnupfen abſetzen,“ meinte Herr Ehlers.

„Für Sie vielleicht,“ ſagte der Leutnant. „Wir anderen ſind abgehärtet. Nicht wahr, Fräulein von Weylburg?“

„Ich hoffe.“

Der Ton des Leutnants hatte etwas äußerſt Verbindliches, wärmer noch und lebhafter als vorhin bei dem Kompliment über Herthas Ruderkünſte.

„Schau, ſchau,“ dachte Marie, „er legt es alſo doch darauf ab, ihre Eroberung zu machen! Der Don Juan! Ich hatte mir's eingebildet, er wäre ganz weg von mir! Nun, wir ſind, Gott ſei Dank, in der Lage, höchſt vornehm die Achſeln zu zucken. Viel Vergnügen, Herr Leutnant! Mißgunſt gegen die beſte Freundin, blaſſer Kourneid, wie Papa einmal ſagte, das wäre nicht edel und obendrein lächerlich! Die beiden gäben ein hübſches Paar, wahrhaftig, und er iſt mir ja ſo vollſtändig unter Null . . .“

Trotz dieſer klaren Erkenntnis war ſie doch auf den Leutnant ein wenig böſe. Das gehörte ſich nicht! Einer jungen Dame von Diſtinktion, einer Baroneß von Gruthenau, einer ſo ganz allerliebſten Blondine drei Wochen hindurch eifrig den Hof zu machen, um dann gleich ſo bei der erſten Gelegenheit . . . „abzuſpringen“ war ja zu viel geſagt, aber doch Augen zu haben für eine andere . . . O, o! . . .

Noch fünf Minuten eifriger Arbeit, dann hielt das Fahrzeug am Landungsplatze des Dorfes Laßberg. Während der Leutnant

den Damen beim Aussteigen half, schloß Gustav die Barke an und stützte hiernach den triefenden Herrn Professor, der, ein gebrochner Mann, unsicheren Fußes über die nassen Planken einherkletterte.

„Froh der bestandenen Gefahr," — lächelte Gustav.

„Allerdings," versetzte Herr Ehlers aufatmend. „Übrigens sind wir noch keineswegs über alle Berge. Die Luft hat sich um wenigstens acht Grad Réaumur abgekühlt. Ich wittere jetzt nicht nur das kleine Mißgeschick eines Schnupfens, sondern das unheimliche Gespenst einer Lungenentzündung, wenn wir nicht augenblicklich ins Trockene kommen."

„Das versteht sich von selbst, Herr Professor. Da drüben liegt der Gasthof Zum goldenen Anker. Sie sehen, der Leutnant und Fräulein Hertha schreiten bereits darauf los. Wir lassen uns einen tüchtigen Grog brauen und tanzen ein wenig; die Wirtstochter hat uns schon öfter hier aufgespielt."

„Mir wäre es lieber, ich könnte mich umkleiden. Hören Sie nicht? Ich fange schon an heiser zu werden."

„Pah, der Grog wird das alles hinabspülen! Machen Sie sich Bewegung! Ich versichere Sie, das ist das einzig Vernünftige. Übrigens fragen Sie doch den Wirt: er borgt Ihnen gewiß mit Vergnügen sein Galakostüm! Es wird Ihnen zwar ein wenig zu weit sein . . ."

„Die Idee ist vortrefflich! Sie thäten auch besser, sich die durchnäßten Sachen da schleunigst vom Leibe zu ziehen! Bei den Damen geht's nicht so durch. Die sitzen ja, dank der unausstehlichen Mode, in einer Art Käfig. Sie aber — das klatscht sich ja nur so an —; ein Plastiker könnte Sie gleich modellieren."

Der Student betrachtete sich, nickte und sagte dann resigniert: „Verteufelt! Nun, wir wollen sehn, was sich thun läßt."

6. Kapitel.

In der Gaststube des „Goldenen Ankers" saß nur ein alter Herr — wie es schien, ein Tourist — bei einer dreiviertels geleerten Flasche Rotwein. Als die Gesellschaft in der geräuschvollen Art solcher Ankömmlinge hereintrat, goß er den letzten Rest in sein bauchiges Glas und entfernte sich.

Nun war man Herr des Terrains. Man bestellte den Grog und für die Damen eine große Portion heißen Kaffee. Dann schob man, Gustavs beifällig begrüßten Vorschlag ausführend, sämtliche Tische und Stühle hart an die Wand, um Raum für den Tanz zu gewinnen.

Professor Ehlers, der sich heimlich entfernt hatte, kehrte nach zehn Minuten zurück und erregte eine mehrfach wiederholte Lachsalve. Der Anzug des dicken Wirtes hing ihm sackähnlich um die hagere Gestalt, so daß der Ausruf Idunas: „Wie eine Vogelscheuche!" als äußerst treffend befunden wurde. Professor Ehlers jedoch fühlte sich höchst behaglich, erklärte die etwas verletzende Heiterkeit seiner Fahrtgenossen für Mißgunst und riet den Herrschaften großmütig an, seinem Beispiel zu folgen.

Gustav holte sich in der That eine Joppe, die jungen Mädchen borgten sich von der Haustochter ein paar Umhängetücher; nur die Professorin und der schneidige Offizier, der von den Felddienstübungen her wohl Schlimmeres gewohnt war, leisteten kaltblütig lächelnd Verzicht.

Inzwischen hatte Marie eine gute Idee gehabt. Der Hausbursche war bereits unterwegs mit einem Billet an die Laßbergs. Das Herrenhaus erhob sich nur wenige hundert Schritt nördlich vom Dorfe. Marie lud ihre beiden Freundinnen Linda und Afra von Laßberg, sowie deren Bruder Hans Kunibert auf ein lustiges Stündchen in das kleine Hotel ein.

Die freundliche Wirtstochter Fanny hatte bereits den „Baeio" und die „Blättlein im Winde" gespielt, wobei Frau Iduna mit Gustav wie besessen herumgetollt hatte. Dann war der Kaffee gekommen und das kochende Wasser, das Leutnant von Höffert mit Hilfe eines unverhältnismäßigen Quantums von Arrak in das verwandelte, was die Seeleute einen steifen Grog nennen.

Da ging die Thüre auf und zwei blaßblonde junge Mädchen von sehr heller Gesichtsfarbe, ausgezeichnet durch den fast gänzlichen Mangel der Augenbrauen und die beträchtliche Länge ihrer weißlichen Wimpern, traten, von einem breitschulterigen, blonden Jüngling gefolgt, etwas steifbeinig über die Schwelle.

„Das ist ja reizend!" sagte Marie von Gruthenau. Sie umarmte und küßte erst Linda, die ältere, hübschere, und dann Afra,

Digitized by Google

die jüngere Schwester, deren unangenehme Stülpnase dem Eindruck der Vornehmheit, wie ihn Linda hervorrief, ein wenig Abbruch that. Dann bot sie dem Jüngling Hans Kunibert artig die Hand und vermittelte nun die Bekanntschaft der Laßbergs mit Hertha von Weylburg.

Hans Kunibert verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen. Die beiden Mädchen murmelten etwas Unverständliches durch die Zähne. Linda fügte noch eine formvoll kühle Bemerkung über das Wetter hinzu und lächelte dann mit dem linken Mundwinkel zu Herrn von Höffert hinüber, während sich Afra, die da gewissen schöngeistigen Bestrebungen huldigte, an den Professor wandte. Eifrig war sie bestrebt, das lächerliche Kostüm des verehrten Mannes, der so gründlich Bescheid wußte in den Werken Michel Angelos, Raffaels und Correggios, thunlichst zu übersehen. Ein kleinlicher Geist, wer sich durch solche Äußerlichkeiten beirren läßt. „Was halten Sie von Velasquez?“ frug sie ein wenig unvermittelt.

„Kinder, legt einmal ab!“ rief Marie, noch eh' der Professor die interessante Frage beantworten konnte. „Nehmt ihr Grog oder Kaffee? Gustav, nicht wahr, du sorgst dafür, daß die Bewirtung nicht ins Stocken gerät? — Jetzt bitte, mein liebes Kind,“ — mit diesen Worten wandte sie sich zur Haustochter, die mit gefalteten Händen still am Klavier saß — „frisch und flott die Lanciers-Quadrille! Nicht wahr, Kind, recht feurig? So feurig, als der Klapperkasten es irgend hergibt!“

Fanny spielte die ersten acht Takte mit außerordentlicher Bravour. Dann hielt sie inne.

„Bitte zu engagieren!“ sagte Marie und klatschte dabei in die Hände. Dann heimlich zu Hertha: „Fatal! Eine Dame bleibt übrig. Anstandshalber fällt diese Rolle natürlich mir zu.“

„Weshalb? Laß dich nur getrost auffordern! Ich sehe eben so gern zu.“

„Heuchlerin!“ raunte Marie. „Hand aufs Herz: ist es dir wirklich so gleichgültig, ob du . . . zum Beispiel mit Leutnant von Höffert tanzest?“

„Vollkommen gleichgültig.“

„Aber du wirst doch nicht leugnen, daß Paul Höffert ein ganz reizender Mensch ist?“

„Sehr nett, gewiß!“

Marie von Gruthenau zuckte die Achseln. „Nun, Herr Professor, weshalb engagieren Sie nicht?“ rief sie Herrn Ehlers zu.

„Weil ich nicht tanze, mit Ihrer Erlaubnis.“

Er warf dabei einen Blick auf die Wirtskleider. Augenscheinlich verspürte er keine Lust, zur besonderen Ergötzung des Leutnants den Clown zu machen.

„Wie ungalant!“ sagte Marie.

„Verzeihen Sie — aber jeder nach seinem Geschmack. Ich stehe hier auf dem Standpunkte des klassischen Altertums. Auch bin ich ja überzählig.“

„Das ist wahr!“ bemerkte Iduna. „Lassen Sie ihn, Fräulein Marie! Wir versäumen die beste Zeit!“

„Eine von den fünf Damen muß nun als Kavalier tanzen,“ sagte das Freifräulein. „Wollen wir losen?“

„Ach, es kommt ja nicht darauf an,“ meinte Hertha von Weylburg.

„Doch, doch!“ versetzte Iduna. Sie nahm aus dem steinernen Zündholzständer fünf Hölzchen und brach sie zu verschiedener Länge entzwei. Das Los, ein Paar zu bilden, fiel auf Linda von Laßberg und Marie von Gruthenau. Linda, die etwas größer war als Marie, spielte den Kavalier.

Leutnant von Höffert erkor sich Hertha von Weylburg, Gustav die schöne Professorin. Für den breitschulterigen Hans verblieb somit Afra, eine Konstellation, von der sein schweigsames Herz durchaus nicht erbaut schien.

„Aber das geht doch nicht,“ flüsterte Hertha mit einem Blick auf das blonde Geschwisterpaar.

„Ach was!“ meinte Iduna. Nur keine langen Arrangements mehr! Musik!“

Fanny hämmerte los. Iduna und Gustav hatten den jungen Laßberg und seine stülpnasige Afra zum Gegenüber. Mit plumpen Schritten wandelte der gigantische Jüngling die Tour ab, gelegentlich einen vorwurfsvollen Blick auf das Antlitz Idunas heftend, die doch mit Afra so gut hätte tauschen können! Das nachtschwarze Haar dieser lebhaft erregten Frau, die so in jeder Beziehung das Gegenteil seiner eignen schwerfälligen, weißblonden Natur war, strömte für ihn einen berauschenden Duft aus, den er begehrlich einschlürfte, so oft ihn die Verschlingung des

Reigens an ihr vorüberführte. Mit Afra sprach er kein Wort. Auch Gustav war auffallend schweigsam, so daß Iduna, deren Laune im Anfang geradezu sprühend gewesen, allmählich nachließ.

Um so lustiger scherzten die beiden anderen Paare. Linda von Laßberg, trotz der etwas faden Gelblichkeit ihrer Erscheinung ein ganz sympathisches Mädchen, ward durch die ausgelassene Flottheit Mariens mit fortgerissen. Marie sah zu ihr auf wie eine zärtliche Kleinbürgerin zu ihrem Sonntagsnachmittagstänzer, kokettierte mit ihr, that verschämt oder verlegen und zwang sie so zum Realismus der Kavaliersrolle, die Fräulein von Laßberg zwar mit geringerem Talent, aber in ihrer Weise ganz drollig durchführte. Auch Hertha von Weylburg amüsierte sich gut, und Leutnant von Höffert glänzte durch einige Späße, die unwiderstehlich zum Lachen reizten.

Je mehr diese harmlose Fröhlichkeit aufblühte, um so ernster wurden die beiden anderen Paare. Gustav warf sogar einmal dem Leutnant einen so unangenehmen Blick zu, daß Marie eine Sekunde lang mit den Narrenspossen ihrer Komödie innehielt, um den Bruder staunend zu mustern.

In der Schlußtour jedoch schien auch Iduna sich wieder aufzuraffen. „La main gauche!“ kommandierte Leutnant von Höffert, und dann: „Tournez!“ Halb ärgerlich, halb in der Stimmung einer bacchusfrohen Mänade, drückte sie ihrem Tänzer die Hand. Er sollte äußerst beredt sein, dieser heimliche Händedruck. „Alberner Junge,“ so ließ er sich übersetzen, „du bist ja heute so ledern wie der blaßblonde Krautjunker, der uns da vis-à-vis tanzt! Früher hattest du doch ein Fünkchen vom Dämon der Poesie im Leibe, und so dilettantisch auch dein Festwunsch gereimt war, es klang doch Leben daraus und die Lust am Verkehre mit mir! Was hat dich so umgewandelt?“

Gustav von Gruthenau fuhr zusammen. Eine so ausdrucksvolle „main gauche“ war ihm in all den vierzig oder fünfzig Quadrillen, die er bis jetzt zu verzeichnen hatte, kaum noch begegnet. Wie sollte er's aufnehmen? War's eine Zärtlichkeit? Sie behandelte ihn doch sonst so von oben! Eine Zurechtweisung? Aber er hatte doch nichts verbrochen! Unbegreiflich! In banger Verwirrung dachte er nach über die Rätsel der Frauenseele. Dabei vergaß er beim zweiten „Tournez!“ umzukehren. Die schöne Quadrille endete in heilloser Konfusion.

Hiernach kam eine Polka, ein Walzer und schließlich die Mahnung des Freifräuleins, den improvisierten Ball abzubrechen.

Es war acht vorüber. Noch einmal scharte man sich um den Tisch, wo Gustav, dem Wink seiner Schwester gehorchend, einige Flaschen Kaisersekt hatte entkorken lassen — die einzige Marke, die Vater Lenzius auf Lager hielt. Man füllte die etwas schadhaften Kelchgläser, trank sich zu und leerte die beiden ersten Flaschen in fünf Minuten; denn Leutnant von Höffert war groß im Vertilgen aller Champagnersorten, während Hans Kunibert Trinkbares überhaupt als eine Art bösen Prinzips betrachtete, das man nicht schnell und energisch genug ausrotten könne. Herr Ehlers wirkte übrigens gleichfalls erbaulich mit, und Fräulein von Gruthenau that den Herren mit vieler Grazie Bescheid.

Nur Frau Iduna, die sonst so fröhlich zu bechern wußte, verhielt sich ablehnend. Sie trat vor das Mittelfenster und starrte gedankenvoll hinaus in die Dämmerung. Am taugrünen Himmel erglänzte die Mondessichel und gleich daneben die goldschimmernde Kugel des Abendsternes. Iduna seufzte. Da klang in ihre stille Betrachtung die etwas blecherne Stimme ihres Gemahls hinein.

„Ich trinke dies Glas,“ begann er mit selbstgefälligem Pathos, „auf das Wohl unserer Damen, insbesondere der beiden tapferen Freundinnen, deren unerschrockene Gewandtheit uns hier in den Hafen geführt! Dieses Vertrautsein mit den Künsten des Ruderns, diese Elastizität, mit Kraft und Entschlossenheit zu einer künstlerisch vollendeten Leistung verschwistert, hat meine ganze Bewunderung erregt. Der Gedanke drängt sich mir auf, die beiden Damen seien nur deshalb Siegerinnen über das tückische Element geblieben, weil die Göttin der Schönheit und Liebe einst dem Schoß der Gewässer entstieg. Möge denn Ihnen, möge auch den übrigen Damen, deren Anwesenheit dies bescheidene Zimmer zur Festhalle stempelt, Apyrodite glückliche Fahrt verleihen! Möge Ihr ganzes Leben unter dem Schutze dieser göttlichsten aller Göttinnen stehen!

In dieſem Sinne leere ich meinen Kelch! Unſere Damen, ſie leben hoch!“

Ein herbes Lächeln zog um die Lippen Idunas, die jetzt eben wie ein ſchwärmender Backfiſch nach dem Sterne der Venus emporgeſehen. Hiernach löſten ſich ihre Züge in heimlicher Elegie. Wer dies trauerumfloſſene Antlitz erblickt hätte, er würde die lebensvolle Iduna, die ſprühende Teufelin, wie der Profeſſor ſie in Gedanken getauft hatte, nicht erkannt haben. Indes, nur ſekundenlang währte die ſchmerzliche Umwandlung. Dann ſtieg es heiß in ihr auf wie Zorn und Erbitterung. Sie preßte die Stirn wider die Scheiben und ſuchte ſich zu beherrſchen.

„Nun, Liebling,“ rief der Profeſſor und trat auf ſie zu, „warum ſtößt du nicht mit mir an?“

Schweigend ſchritt ſie zum Tiſche, nahm ihr Glas, in welchem noch hier und da eine Perle emporſtieg, und berührte mechaniſch das ihres Mannes. Sie ſchlürfte ein wenig, führte ihr Taſchentuch an die Lippen und wandte ſich zu dem Leutnant: „Brechen wir auf?“

Die Geſellſchaft war bereits im Begriff, ſich fertig zu machen. Guſtav holte ſich ſeine Matroſenjacke, die man inzwiſchen am Herde notdürftig getrocknet hatte. Profeſſor Ehlers bat den Wirt um die Erlaubnis, das erborgte Koſtüm einſtweilen behalten zu dürfen; er werde es morgen zurückſchicken.

Als man ins Freie trat, lachte man nochmals über die groteske Figur des Äſthetikers. Die drallen Bauernmädchen und ihre Burſchen, die rings vor den Thüren ſtanden, kicherten gleichfalls. Profeſſor Ehlers jedoch war in vortrefflichſter Stimmung. Er half ſich mit dem Sprichwort von dem Zuletztlachen und prophezeite dem Leutnant wie dem Studenten einen greulichen Rheumatismus.

Die Laßbergs verabſchiedeten ſich — Hans Kunibert mit ſeiner ſtereotypen Verbeugung, die Mädchen mit der Gewandtheit fein erzogener Salondamen.

„Alſo auf Wiederſehen übermorgen um fünf!“ ſagte Marie.

„Was gibt's denn übermorgen um fünf?“ wandte ſich Hertha an die Profeſſorin.

„Vorſtudien zu lebenden Bildern! Ach, Sie wiſſen noch nicht . . .?“

Man blickte den drei Geſchwiſtern wohlwollend nach. Sie waren ſo nett, die zwei jungen Damen, die ſich da rechts und links in die hünenhaft entwickelten Arme des Bruders hängten. Und auch er! Zwar unbedeutend, aber ſo gutherzig!

„Ein Schöps!“ meinte der Leutnant. Aber er ließ den unciviliſierten Gedanken nicht laut werden.

Da man es für die Fahrt über den See ein wenig zu kühl fand, wurde beſchloſſen, zu Fuß zu gehen. Der Leutnant erſuchte den Wirt, die Barke durch einen Knecht zurückrudern zu laſſen, was Vater Lenzius mit dem größten Vergnügen zuſagte. Auch den ſchönen Waſchanzug des Profeſſors wollte er nicht vergeſſen.

„Hörſt du, Iduna?“ ſcherzte der Kunſtgelehrte bei dem Epitheton ‚ſchön‘, das der Leutnant hinzugelogen. „Mein Sommerkoſtüm findet Beifall! Wer hat nun recht? Du meinteſt, ich ſolle ſchwarz gehen. Aber die Griechen ſchon trugen geblümte oder karrierte Gewänder, die ernſten Hellenen, die einen Miltiades, einen Phidias erzeugten!“

„Thu doch die Hand da weg!“ raunte Iduna mit einer Bewegung der Ungeduld. „Was fällt dir denn ein? Du kompromittierſt mich ja!“

„Inwiefern? Es wird mir doch wohl erlaubt ſein, meiner eignen, leibhaftigen Frau den Arm um die Taille zu legen, nachdem vorhin während der Polka der Leutnant von Höffert und der Studioſus von Gruthenau das Gleiche gethan!“

„Das iſt ganz etwas anderes. Laß mich jetzt los! Nein, wie du ausſiehſt! Ich glaube, du biſt betrunken!“

„O, o, o!“ flüſterte Leopold Ehlers. „Schön iſt es, bei Gelegenheit unweiſe zu ſein — ſo heißt es ſchon bei Horaz; aber diesmal . . . die wenigen Tropfen . . . aufs Wohl der Damen . . .! Unter den Damen verſteh' ich auch dich, Iduna!“

Sie gab keine Antwort. Zufällig oder vielleicht auch infolge einer beſtimmten Abſicht Idunas war das Ehepaar hinter den jungen Leuten zurückgeblieben. Guſtav und Hertha ſchritten voraus; der Leutnant und Fräulein von Gruthenau folgten. Die Strecke bis zu dem Ehepaar Ehlers war jetzt ſo groß, daß Hertha, die den Beginn der Unliebenswürdigkeiten Idunas noch ſtaunend mit angehört hatte, nichts mehr vernahm. Sie ſchenkte daher den eifrigen Unterhaltungs-

Digitized by Google

verſuchen Guſtavs eine größere Aufmerkſamkeit.

Der Profeſſor und ſeine Frau ſchienen jetzt förmlich in Streit geraten zu ſein. Iduna ſchritt haſtig vor ihrem Gatten her, während der Kunſtgelehrte mit flehender und weithin vernehmbarer Stimme: „Aber, Iduna!“ rief und dem enteilenden Stern ſeines Lebens in etwas ſchwankender Kurslinie nachſteuerte. Die ſonderbare Silhouette des braven Mannes, der Strohhut mit den flatternden Bändchen, der bauſchige Bratenrock und die Pumphoſen — dies alles hob ſich gegen das matt erleuchtete Kleinholz am Wegrande ſo drollig ab, daß Fräulein von Gruthenau ſich „rein hätte krempeln mögen“.

„Apollo und Daphne!“ ſagte der Leutnant ironiſch. „Beſter Profeſſor, was haben Sie Ihrer liebenswürdigen Gattin wieder mal angethan?“

„Ach, nichts!“ lachte Iduna ein wenig gezwungen. „Er hat die ſonderbare Idee, ſich auf mich ſtützen zu wollen, und ich bin müde zum Hinſchlagen.“

„O, o, o!“ keuchte Profeſſor Ehlers. „Vergiß nicht, teure Iduna, daß Wahrheit und Schönheit im Leben wie in der Kunſt unzertrennliche Schweſtern ſind. Stützen hab' ich mich wollen? Ehen! Ganz im Gegenteil! Du ſollteſt dich einhängen! Ich bot dir mit gewohnter Ritterlichkeit den Arm: aber du mochteſt nicht! Ja, du gingſt ſo weit, mir den Sekt vorzuwerfen, den unſchuldig-poetiſchen Sekt!“

„Ich bitte dich, liebſter Leopold,“ ſagte Iduna verwirrt, „laß jetzt dein ſonderbares Gethue! Wahrhaftig, man könnte glauben ...“

„Sie zeiht mich der Trunkſucht!“ lallte Herr Ehlers gekränkt.

„Gott bewahre! Leider kannſt du nur nichts vertragen! Sei jetzt vernünftig! Hörſt du? Ich will auch gut ſein. Komm, gib mir den Arm! So.“

„Iduna! Du kneifſt!“ rief der Profeſſor entrüſtet.

Iduna ward purpurrot. Einen Moment zuckte es ihr in der Schulter, als wollte ſie den Verräter, der dieſe ſtille Lektion nicht voll ſtummer Ergebenheit hingenommen, ohrfeigen. Dann ſagte ſie lachend: „Verzeih mir! Ich dachte, das ſei eine Rockfalte.“

Hertha vernahm wieder auf lange hinaus nur die Schallwellen, die von den Lippen Guſtavs in wechſelnder Modulation an ihr Ohr drangen. Dem Sinn ſeiner Worte folgte ſie nicht. Sie hatte ſehr wohl begriffen, was hinter den thörichten Streitigkeiten des hageren Profeſſors und ſeiner ungefügen Gemahlin ſich abſpielte. „Eine troſtloſe Ehe!“ dachte ſie faſt erſchreckt. „Dieſer heimlich gekniffene Mann, welch ein Ausbund von Mattherzigkeit, jetzt noch kläglicher faſt und erbärmlicher als vorhin während des Unwetters! Und dieſe Iduna!“

Herthas antipathiſche Regung gegen Frau Ehlers ſteigerte ſich in dieſem Moment bis zum Abſcheu. Mit Entſchiedenheit ergriff ſie Partei für den Gatten, obgleich auch er ſie mit heimlichem Widerwillen erfüllte. Weshalb nur wurde ſie von dem Gebaren dieſer zwei Menſchen ſo nahe berührt? Was ging das alles im Grunde ſie an? War das ein Vorgefühl, das den Verkehr mit den beiden ihr als unheilvoll ankündigte? Ärgerlich ſuchte ſie dieſen Gedanken ſich aus dem Sinne zu ſchlagen.

Nun änderte ſich die Gruppierung. Paul von Höffert ſchlüpfte an ihre Seite, während die Frau des Profeſſors neben Guſtav einherſchritt.

Der Offizier unterhielt ſich mit Hertha in einem Tone, der ſich weſentlich von dem bisherigen unterſchied. Er witzelte nicht, er ſcherzte nicht, er ſuchte nicht durch Schneidigkeit und Eſprit zu glänzen. Einfach, natürlich und mit gutem Verſtande plauderte er über Dinge, für die er bei Hertha ein gewiſſes Intereſſe vermuten durfte. Es war, als habe er ſeit ihrer Ankunft alle die Punkte vermerkt, bei denen ſie wärmer geworden: die kriegeriſchen Ereigniſſe bei der Nordarmee, die zeitgenöſſiſche Malerei, das Bild von Roland Keſſinger, ihre Penſionsjahre im Margaretenſtift, ihre glückliche Kindheit ... Ohne zu fragen, lockte er in dieſer Beziehung manches aus ihr heraus, was zu erzählen ihr großes Vergnügen gewährte. Er ſchien der Thatſache eingedenk, daß die wahre Kunſt der Konverſation darin beſteht, die anderen plaudern zu laſſen.

Das ergiebigſte Feld für Herthas Mitteilſamkeit war das Leben im Stifte, die luſtigen Streiche, die ſie mit ihrer Freundin Marie vollbracht, die kleinen Subordinationswidrigkeiten, die heimlichen Kümmerniſſe.

Paul von Höffert lauſchte ihr voll Entzücken. Hertha beſaß ein wunderbares Talent, die Ereigniſſe und Dinge mit wenigen

Worten so wiederzugeben, daß sie auf den Zuhörer mit der Unmittelbarkeit der Anschauung wirkten. Fräulein von Gruthenau hatte das alles ja auch erzählt, aber so sprunghaft, so unklar. Durch Hertha von Weylburg wurde man wie im Handumdrehen in dieser Welt jugendlich knospenden Mädchentums heimisch. Auch was Hertha über die Kunst und die Künstler sagte, war so ehrlich und einfach, daß es den Leutnant verblüffte. Ihr Enthusiasmus schien so gar nicht berechnet. Marie von Gruthenau unterschied sich in diesem Punkte von Hertha sehr wesentlich: sie war immer ein wenig kokett. Hier aber herrschte die vollste Ursprünglichkeit.

„Ein famoses Geschöpf!" dachte der Leutnant. „Geld hat sie auch ... Wahrhaftig, man wäre im stande ... Na, nous verrons!"

So erreichte man, just als es neun schlug, das Parkthor von Gruthenau. Inzwischen war auf dem Schlosse ein neuer, nicht ganz unerwarteter Gast eingetroffen. Kurz nach dem Abmarsch der Kahnfahrer brachte der Postbote ein Telegramm, datiert vom Bahnhof zu Altenau: „Ich bin um sieben Uhr zwanzig in Eibenthal. Herzliche Grüße. Otto von Anzendorff." Der Freiherr hatte sofort anspannen lassen, und gegen halb acht Uhr war der Oberst in Gruthenau angelangt.

Er kam von weither, hatte die ganze vierundzwanzigstündige Fahrt auf einmal zurückgelegt und schien todmüde. Schon um halb neun begab er sich auf sein Zimmer.

„Also die kleine Weylburg ist hier?" hatte er zu dem Freiherrn gesagt. „Freut mich, sie kennen zu lernen. Ich hab' sie ein paarmal gesehen, vor fünfzehn Jahren vielleicht, als sie so hoch war ..."

Hertha bedauerte lebhaft, durch die verspätete Heimkehr um das Vergnügen gekommen zu sein, den Freund ihres Vaters schon heute begrüßen zu dürfen. Auch der Professor, der sich noch immer nicht völlig ernüchtert hatte, sprach eine Phrase der Höflichkeit. Im übrigen nahm die Gesellschaft wenig Notiz von dem Eintreffen Anzendorffs. Paul von Höffert sogar, der doch als Offizier ein gewisses Verständnis für die Bedeutung dieses Mannes besitzen mußte, schien die leuchtenden Blicke Herthas interessanter zu finden als die Aussicht, morgen beim Frühstückskaffee dem Helden von St. Quentin zu begegnen.

Tante Susette fühlte sich leidend. Sie kam überhaupt nicht zur Tafel.

7. Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Hertha sehr zeitig. Die Sonne malte auf das Dunkelbraun der Übergardinen einen goldgesättigten Lichtstreifen. Das Zwitschern der Vögel klang hundertstimmig aus den großen Platanen des Hofes herauf. Noch schien sich im Schloß nichts zu rühren. Hertha sah auf die Uhr. Fünf! Sie war eigentlich noch ein bißchen müde. Aber sie hatte so lebhaft geträumt, so verworren und aufregend, daß sie nicht wieder einschlafen konnte. Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe, trat ans Fenster und schob den Vorhang zurück. Da lagen die beiden Flügel des alten Schlosses in unbeschreiblichem Zauber vor ihr: der links in bläulichem Schatten, der andere voll überströmt von dem flammenden Frühlichte. Die Wipfel der Platanen und Eschen, in flüssiges Goldrot getaucht, regten sich leise, als erwachten sie aus jahrhundertelangem Schlafe, und drüben jenseits der Einfahrt brannten die Blumenbeete des kleinen Vorparks in loderndem Farbenspiel.

„Dornröschen!" murmelte Hertha. „Eine Stimmung wie hier muß das Schloß umschwebt haben, wo der glückselige Prinz sein schlummerndes Liebchen fand." Sie klinkte das Fenster auf. Eine balsamische Luft strömte herein. Die kühlende Kraft des Gewitters, das gestern die Atmosphäre gereinigt, schien fortzuwirken.

Diesen unvergleichlichen Morgen nicht voll zu genießen, wär' eine Sünde gewesen!

Sie trat zurück, warf sich in Eile etwas über, badete Antlitz und Schultern in dem riesigen Alabasterbecken, strähnte das braunblonde Haar und schlang es in einen Knoten, den sie auf kunstlose Art hochsteckte. Hiernach zog sie ein schwarzblaues Tuchkleid an und griff nach dem Gartenhute. Sie seufzte. Was hatte sie nur? Dieser seltsame Traum ...! Ja, das war es! Die Nachklänge wogten und wallten ihr noch durch die Seele. Sie hatte von Frau Iduna geträumt, und zwar so eigentümlich beklommen, so unverständlich ... Die Professorin stand vor dem Landungsplatze in Laßberg; sie, Hertha, wollte dem Kahne entsteigen. Da bot ihr Iduna

Digitized by Google

die Hand und preßte ihr jählings die Finger zusammen, daß sie zerbrachen. — Ein widerliches Gefühl, nicht körperlich schmerzhaft, aber so dumpf, so beängstigend. — Und wie Hertha nun aufschaute, war die Professorin seltsam verändert. Sie glich dem Mephisto von Kaulbach in der vierzigbändigen Goethe-Ausgabe. Ihre Pupillen waren geschlitzt wie die einer Pantherin. Grünliche Strahlen gingen von diesen Pupillen aus und bohrten sich gistig in Herthas Augen, so daß sie erblindete. Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht. Tiefer und tiefer wühlten sich diese leuchtenden Stacheln, bis endlich der Russe Wladimir Orlowsky laut brüllend aus dem Bahnhofsgebäude trat und mit der Rechten wie zur Beschwörung ein hölzernes Kruzifix schwang. Nun endlich erwachte sie.

Wie sie den Hut jetzt aufsetzte, fiel ihr Blick durch den Spiegel auf die Rückwand des Zimmers. Da hing ja das Kruzifix! Ja, so erklärte sich's. Kurz vor dem Schlafengehen mußte sie, halb in Gedanken, das Bildnis des göttlichen Dulders mit ihren Augen gestreift haben.

Dennoch blieb diese Kombination seltsam. Wäre jetzt der gelehrte Thomasius, der Astrologe und Nekromant, hier zur Stelle gewesen, sie hätte ihm sicher den Traum zur Begutachtung vorgelegt. Gab es nicht jetzt noch einsichtsvolle und kluge Köpfe, die von der Möglichkeit vorbedeutender Träume fest überzeugt waren? Wenn sie nicht irrte, neigte selbst Schopenhauer zu dieser Meinung, und neuerdings — wo hatte sie nur den Aufsatz gelesen? — der geistreiche Duprel ... Ach was! Am Ende war das doch nur Selbsttäuschung von diesen Gelehrten. Wirklich, sie war nicht abergläubisch ... Wenn sie's recht überfann, spiegelte selbst dieser scheinbar so thörichte Traum nur ihre eignen Empfindungen wieder. Iduna hatte für sie etwas Unangenehmes, darüber war sie sich gestern schon klar geworden.

Sie schloß die Thür auf und huschte vorsichtig über den Korridor nach der Treppe. Durch den Gartensalon erreichte sie so den Park. Hier war es köstlich über jede Beschreibung. Alle Blätter, alle Blumenkelche voll Tau. Trotz der heiligen Ruhe, die noch überall herrschte, ging's wie ein leise brausender Strom von Leben durch die Sträucher und Baumgänge. Vogelgezwitscher und heimliches Quellgemurmel schlug an ihr Ohr. Langsam schritt sie dem Rauschen des Wassers entgegen. Sie erreichte den Springbrunnen, dessen Strahl wie ein überschäumender Kelch in sich zurückplätscherte. Der Rundplatz um diesen Brunnen war ein zauberhaftes Idyll. Säulenstümpfe, von üppigem Grün überwuchert, luden zur Rast ein. Aus mächtigen Vasen quollen die duftigsten Blumen. Welch entzückendes Schweigen nach dem geräuschvollen Tage von gestern!

In tiefen Zügen die ambrosische Luft atmend, schritt sie weiter, an der uralten Rotbuche vorüber, die zu den Merkwürdigkeiten des Parkes gehörte. So im Glanze der Morgensonne sah der Baum wie ein gigantisches Kunstwerk von Bronze aus, theaterhaft, beinahe unwirklich. Hier war die Gesellschaft gestern nicht vorbeigekommen.

Ach, und dort! Gleich an der Buchtung des Weges stand auf epheuberanktem Sockel ein rohgemeißeltes Reiterbild aus Basalt: Ebbo von Gruthenau, wie die Inschrift erzählte, der Urahn des Schloßherrn, der Freund und Gönner des abenteuernden Goldmachers. Die Nase des regenvermorschten Gesichts war abgeschlagen, vielleicht durch den Steinwurf eines pietätslosen Enkels oder die Ungeschicklichkeit eines Knechtes; aber der Mund war leidlich erhalten, und Hertha mußte sich sagen, das sei in der That der Gruthenausche Familienmund: die Unterlippe ganz eigentümlich hervorquellend, wie sich dies wenig bemerklich bei ihrer Freundin Marie, in deutlicher Ausprägung bei dem Baron zeigte. Die stumme Sprache dieses Familienmundes war Leichtsinn, Keckheit, Begehrlichkeit. Jetzt mit einemmal verstand Hertha, was sie bisher nur dunkel geahnt hatte. Wie gebannt schaute sie zu dem Reiter empor. Sie fühlte ein heimliches Grausen vor diesem entstellten Gesicht, das aus den toten, steinernen Augen so blöde in den lebendigen Morgen starrte.

Nun meinte sie, ihrer Freundin Marie unrecht gethan zu haben mit dem Familienmunde. Hier das übelgeratene Basaltgespenst — und Fräulein von Gruthenau, das hübsche, blühende achtzehnjährige Mädchen! Sie kam sich beinahe gehässig vor. Aber die Ähnlichkeit mit dem Baron schien ihr zu wachsen. Sie schaute und stierte, bis sie mit einemmal die Empfindung hatte, als zucke das Steinbild mit den Mundwinkeln, ganz wie

Digitized by Google

der Freiherr von Gruthenau gestern bei der ersten Begrüßung.

Sie wandte sich nun zum Gehen. Ihre Nerven mußten stark überreizt sein; sie hatte zu wenig geschlafen.

Nach fünf Minuten that sich ein paradiesischer Blick über den See auf. Da war sie ja an dem Platz vor der Strandmauer, gar nicht weit von der Stelle, wo die Treppe hinab zu der Barke führte. Das Bild war so in der Morgenbeleuchtung fast noch reizender als bei Abend. Die Bergkette links mit dem prächtigen Buchenwalde glänzte im Sonnenlicht, während Laßberg und das rechte Ufer in bläulichem Schatten lag. „Herrlich!“ sagte sie leise und schritt auf eine der Bänke zu, von denen die Sonne den Frühtau längst schon hinweggetrocknet.

Da, in demselben Moment trat aus dem Mittelweg eine hohe Männergestalt. Der Herr trug auf dem ergrauenden Haar eine Art Jagdhut mit Spielhahnfeder; auch der rehbraune Sommeranzug erinnerte, man wußte nicht wie und weshalb, an die Tracht eines Forstmannes.

„Herr von Anzendorff,“ dachte Hertha. Hiernach verneigte sie sich, denn der Herr hatte den Hut gezogen und näherte sich mit der augenscheinlichen Absicht, sie anzureden.

„Sie dürfen mir schon nicht zürnen, gnädiges Fräulein,“ sprach er mit freudig bewegter Stimme, „daß ich so ohne weiteres eine Bekanntschaft erneuere, die wohl anderthalb Jahrzehnte zurückliegt.“ Er stellte sich vor. „Ich war der beste Freund Ihres Vaters, und daß Sie Fräulein von Weylburg sind, das würde ich alsbald von Ihrem Gesicht lesen, selbst wenn ich um Ihre Anwesenheit hier auf Gruthenau nicht schon gewußt hätte.“

Er bot ihr die Hand, in die sie mit großer Herzlichkeit einschlug.

„Auch ich hätte Sie augenblicklich erkannt,“ sagte sie freundlich. „In unserm Familienalbum steckt Ihr Bild ja drei- oder viermal. Das letzte ist allerdings schon zwanzig Jahre alt. Wie merkwürdig, Sie haben sich fast gar nicht verändert!“

Der Oberst lachte. „Glauben Sie wirklich, daß ich vor zwanzig Jahren schon so großväterlich dreingeschaut habe wie jetzt?“

„Großväterlich?“ sagte Hertha und blickte ihm voll in die Augen. Freilich, den Jahren nach hätte er Großvater sein können — reichlich! Sie wußte, er war ja genau so alt wie ihr lieber Papa, sechzig Jahre oder doch neunundfünfzig, und ihr Papa hatte verhältnismäßig recht spät geheiratet. Aber wie Herr von Anzendorff jetzt so dastand mit seiner stramm-eleganten Figur, seiner frischen Gesichtsfarbe und dem freundlichen Lächeln unter dem dunklen Schnurrbarte, da kam ihr das „großväterlich“ doch fast wie eine Koketterie vor.

Herr von Anzendorff hatte inzwischen auch ihr nachdenklich in das Antlitz geschaut. „Wahrhaftig, ganz und gar der Papa!“ murmelte er und drückte ihr nochmals die Hand. „Sie müssen es einem alten Soldaten zu gute halten, wenn er beim Anprall solcher Erinnerungen etwas stürmisch erscheint. Wir liebten uns wie zwei Brüder. Bei der Nachricht von seinem Tode habe ich zum erstenmal seit dem Heimgange meiner Eltern Thränen vergossen. Es war ein Zug unwiderstehlicher Sympathie, der uns zusammenführte. Solche Freundschaft ist selten, mein Kind, selten wie alles Große und Schöne! Nun ich die Tochter des Freundes hier vor mir sehe, sein leibhaftiges Ebenbild, nur zarter natürlich und weicher in allen Zügen, da hat's mich ergriffen — mehr als ich sagen kann.“ Er blickte hinaus über den See, als suche er dort in der bläulichen Ferne eine entschwundene Vergangenheit. „Ich begreife auch nicht,“ fuhr er dann fort, „daß ich all die Jahre hindurch so wenig von Ihnen gehört habe! Mein Beruf allerdings, meine Studien, meine Reisen in Europa und Asien — und dann das Gesetz der Trägheit, das auch in geistigen Dingen zu Recht besteht . . .! Ein alter Junggeselle bleibt immer schwerfällig, ein thörichter Sonderling, der das Nächste versäumt und am grausamsten gegen sich selber sündigt.“

Er schaute wieder gedankenvoll über die Wasserfläche.

„Ist es nicht zauberhaft hier an der Strandmauer?“ fragte Hertha nach einer Pause. „Ich bin nun seit gestern erst hier und fühle mich schon so heimisch, so traut, als hätte ich jahrelang diese Luft geatmet! Gestern waren wir drüben in Laßberg. Eine wundervolle Partie! Wir sind tüchtig naß geworden; aber der Heimweg dort an der Uferstraße — geradezu himmlisch!“

„Ich kenne den Weg,“ sagte der Oberst. „Wenn sich die Bergkette abends im See spiegelt, und der Mond steht darüber, so

erinnert's an Lenau. Trotzdem zieh' ich den Fußpfad über den Reckenstein vor. Er ist nicht weiter, und der Fernblick von droben gehört zu den schönsten in Deutschland."

„Sie scheinen ja sehr unterrichtet. Waren Sie früher schon hier?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Vor langer, langer, langer Zeit."

„Ach? Das ist mir ja höchst interessant. Finden Sie, daß sich viel hier verändert hat?"

„Kaum. Das Schloß mag inzwischen ein paarmal neu möbliert worden sein, aber im übrigen erscheint mir alles wie damals — der Park, die Bewaldung, das Dorf da drüben, sogar die Bänke hier. Wollen wir nicht ein wenig Platz nehmen, Fräulein von Weylburg?"

„Gern."

Man setzte sich.

„Also vor vielen Jahren waren Sie hier? Bei dem jetzigen Schloßherrn?"

„O, ich rede von Zeiten, die viel weiter zurückliegen. Unser Baron war noch Quartaner auf der Gerauer Fürstenschule. Auch wohnte ich damals nicht in Schloß Gruthenau, sondern einige Stunden von hier, in Göllrode, beim Grafen Adolar Gaßler, dem Großvater des Grafen Eberhard, der, wie ich höre, die alten traditionellen Beziehungen zwischen Göllrode und Gruthenau aufrecht erhält. Es war dort ein lebensfroher, lustiger Kreis junger Leute beisammen, und mehr als einmal sind wir zu Roß oder zu Wagen hier angebraust wie das wilde Heer. So meinte wenigstens die damalige Herrin von Gruthenau, die Mutter des jungen Quartaners."

„Ich glaube," versetzte Hertha, „das ist auch hier so traditionell, daß die Mamas immer ein wenig spröde thun gegen die Ausgelassenheiten der Jugend. Aber sie meinen's nicht ernst. Frau von Gruthenau wenigstens, die Mutter Mariens, macht mir den Eindruck, als gönne sie's ihren Kindern."

„Gewiß. Die Baronin ist eine vortreffliche Frau, eine Perle an Liebenswürdigkeit und Geduld . . . Ich will sagen . . ." Er unterbrach sich und hielt sich schon auf die Frage gefaßt, wie er das meine mit der „Geduld".

Hertha jedoch war schon ganz und gar wieder bei der Vergangenheit. Solch ein Kramen und Forschen in den Bildern des Ehedem hatte für sie einen unwiderstehlichen Reiz. „Und wen fanden Sie denn hier zur Gesellschaft," fragte sie neugierig, „wenn der jetzige Schloßherr noch in der Quarta saß und die Dame des Hauses nicht gern mit von der Partie war? . . ."

„O, der Papa des Quartaners war von sehr lebhaftem Naturell. Sie kennen ja seinen Sohn: Kurt von Gruthenau hat viel Ähnlichkeit mit dem Vater. Außerdem waren zwei junge Damen hier, von denen die eine wenigstens stürmisch genug Anteil nahm . . ."

„So? Wer war denn das? Bitte, erzählen Sie!"

„Die eine war die Tochter des Schloßherrn, Baroneß Klara, die ältere Schwester des kleinen Kurt. O, ein Ausbund von Tollheit! Die unglaublichste Reiterin! Bei der Ausfahrt die erste und beim Abschied die letzte. Sie starb leider schon im folgenden Herbst an einer Lungenentzündung."

„Davon hab' ich gehört. Tante Klara ist bei den Gruthenaus mythisch geworden. In der Pension schwebte sie meiner Freundin Marie als unerreichbares Ideal vor."

„Ist Fräulein Marie auch so exzentrisch?" fragte der Oberst.

„Gewiß nicht. Als Backfisch trieb sie's ein wenig keck, just so wie ich. Aber man wird ja mit jedem Tag älter. Nun, und die andere?"

„Welche andere?"

„Sie sprachen von zwei jungen Damen . ."

„Ach so. Die war eine Art Cousine des Schloßherrn . . . Wie hieß sie doch nur . . .? Der Name klang etwas holländisch . . . . Fräulein von Hoskerke oder so ähnlich. Ja, ja, ich entsinne mich jetzt: Susette von Hoskerke."

„Halskerke wollen Sie sagen."

„Ganz recht, Halskerke! Aber wie kommen Sie denn dazu . . .?"

„Ein wunderbares Zusammentreffen! Tante Susette hat ja seit acht oder neun Jahren hier auf Schloß Gruthenau ständige Wohnung genommen!"

„Das erste Wort, das ich höre! Allerdings, die Baronin erwähnte gestern so beiläufig eine Tante Susette — aber wie konnt' ich voraussetzen . . ."

„Nein, das ist wirklich romantisch!" rief Hertha und klatschte lustig in die Hände. „Wie auf der Bühne! Und Tante Susette hat all diese Tollheiten mitgemacht? Das

kleine, gebrechliche, dünne Persönchen? Ja, wie alt war sie denn damals?"

„Zwei- oder dreiundzwanzig. Fräulein von Halfferke ist kaum anderthalb Jahre älter als ich."

Hertha von Weylburg blickte ihn groß an. „Unmöglich!" fuhr sie heraus.

„Doch, doch," lächelte Anzendorff. „Wir Herren der Schöpfung, die wir im Lenze des Lebens so unscheinbar hinter der Blütenpracht der weiblichen Schönheit zurückstehen, haben dafür das Vorrecht, im Herbst und im Winter etwas länger zu dauern."

„Das ist wahr," sagte Hertha tiefnachdenklich. „Trotzdem — ich kann's nicht begreifen! Tante Susette sieht aus — sie könnte bequem für Ihre Mama gelten."

„Dann muß sie ja das reine Gespenst sein," scherzte der Oberst. „Übrigens kommt sehr viel darauf an, ob der Mensch sein Leben in ruhiger Arbeit verbringt oder in unbefriedigter Kümmernis."

„Zweifellos. Aber ich glaube, daß Fräulein von Halfferke weder Kümmernis hat, noch von unbefriedigten Wünschen gequält wird. Sie hat etwas Liebes und Gutes in ihrem Wesen, durchaus nichts Verbittertes oder Gehässiges. Freilich, in ihren Augen liegt es manchmal wie eine heimliche Schwärmerei . . ."

„Das hatte sie damals schon. Ihre Lieblingslektüre war Goethes ‚Werther' und Ernst Schulzes ‚Bezauberte Rose'; Baroneß Klara hängte ihr sogar den Spottnamen ‚die sanfte Cäcilie' an."

„War Fräulein von Halfferke hübsch?"

Der Oberst warf ein wenig die Lippe auf. „Nun, gerade nicht häßlich," sagte er gutmütig.

Das junge Mädchen schrieb mit der Spitze ihres rotseidenen Sonnenschirmes etwas enttäuscht einige kabbalistische Zeichen in den Sand. Sie hatte bereits geglaubt, den Grundlinien eines poesiegesättigten Romans auf der Spur zu sein, aber sie merkte nun, daß sie irrte. Die „sanfte Cäcilie," die „gerade nicht häßlich" war, konnte diesen gleichgültig blickenden Mann unmöglich gefesselt haben. Hier, am Schauplatze jener Vergangenheit, an der nämlichen Stelle, wo sie ihm damals begegnet war, hätte sich doch der Nachklang einer Empfindung gezeigt, falls ihm das Herz jemals bei ihrem Anblick höher geschlagen hätte. Und doch war der Oberst vorhin, als noch im allgemeinen von jener längstentschwundenen Zeit gesprochen wurde, eigentümlich ergriffen gewesen. Der bloße Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen konnte ihm nicht so schwer auf die Seele fallen. Was aber sonst? Jedenfalls ein interessantes Geschehnis, ganz danach angethan, die lebhafte Einbildungskraft Herthas in Anspruch zu nehmen. Also dennoch vielleicht ein Roman! Klara? Nein. Er sprach zu kühl, zu kritisch von ihren Extravaganzen. Gleichviel. Irgend ein herrliches, glanzumflossenes Mädchen mit großen Glutaugen und flatterndem Goldgelock mußte dahinter stecken! Goldhaarig — so dachte sich Hertha stets die Heldinnen ihrer phantastischen Träume. Sie selber war ja leider Gottes nur braunblond, und Locken trug sie nur ganz im kleinen — über der Stirne! Um so zweifelloser erschien ihr die Goldlockigkeit jener himmlischen Unbekannten. O, und die blonde Prinzessin hatte ihn sicher geliebt — rasend, über jede Beschreibung! Als junger Leutnant mußte der Oberst berauschend gewesen sein, hundertmal hübscher und interessanter als Herr von Höffert zum Beispiel, der sich doch augenscheinlich für Mars und Apollo in einer Person hielt.

Sie schaute den Oberst nun daraufhin an. Der Moment war günstig. Herr von Anzendorff blickte just auf ein buntbewimpeltes Fischerboot, das von der kleinen Landzunge her nach dem Ostufer steuerte.

Hertha kam zu dem sonderbaren Ergebnis, der Oberst würde gar nicht so sehr gewinnen, wenn sein Gesicht etwas glätter und sein ergrauendes Haar dunkel wäre. Eigentlich gehörte das zu seiner Person; er sah so, der Meinung Herthas zufolge, bedeutender und sympathischer aus; dem Verjüngten hätte etwas gefehlt, was durch die bloße Jugendlichkeit nicht ersetzt werden konnte. Das Haar allenfalls . . . ja, das wäre doch vielleicht hübscher gewesen ohne das würdige Grau, aber im übrigen . . . Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf. Und dieser Mann zählte jetzt neunundfünfzig Jahre! Neunundfünfzig! Er war also einundvierzig Jahre älter als sie! Unbegreiflich!

(Fortsetzung folgt.)

Girondisten auf dem letzten Gange z
Mit Genehmigung der Photograph

Digitized by Google

zum Schaffot. Von C. von Piloty.
schen Gesellschaft in Berlin.

Über die Hürden.

Mit Illustrationen von G. Koch und H. Albrecht.

(Abdruck verboten.)

Wer vor fünfzig Jahren behauptet hätte, daß der Sport in Berlin populär werden würde, wäre sicher einem allgemeinen Zweifel begegnet. Bis weit in die sechziger Jahre hinein galt der Besuch des Rennplatzes als ein Vergnügen der upper ten, und uns Älteren ist noch sehr gut in Erinnerung, mit welchen Schwierigkeiten damals die Freunde des Turfs zu kämpfen hatten, als sie die Beteiligung, das Interesse breiterer Schichten der Bevölkerung an den Rennen erst in Lankwitz, dann in Hoppegarten zu erwecken sich bemühten. Es ist freilich überhaupt noch nicht lange her, daß Berlin sein erstes Rennen gesehen hat — bemerkenswert erscheint es uns aber doch, daß dies just bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Wilhelm von Preußen, unsers späteren Kaiserkönigs, war — und zwar wenige Tage nach der Hochzeit, am 17. Juni 1829 nämlich. Während sich in dem Geburtslande des Turfs, in England, die öffentlichen Rennen im Laufe mehrerer Jahrhunderte entwickelten und sich längst zu wahren Volksfesten im guten und freilich auch manchmal — im bösen Sinne ausgestaltet hatten, stellte sich der Deutsche ihnen kühl bis ans Herz gegenüber, und selbst als Berlin bereits seine klassischen Preise besaß — irren wir nicht, wurde um den Unionpreis schon 1834 und im Herteseld-Rennen 1858 zum erstenmal gestartet — war die Anziehungskraft der Renntage auf die Masse sehr gering.

Wie anders das doch seither geworden ist! Hatte sich schon Hoppegarten die Gunst des Publikums im hohen Grade erworben, so hat die Bahn des Vereins für Hindernisrennen in Westend-Charlottenburg den Sport wirklich populär gemacht. Als der Verein am 9. April 1881 im Hotel Kaiserhof gegründet wurde, schüttelten manche unserer Sportweisen zwar bedenklich die klugen Häupter: wie sollte, wie konnte diese gleichsam aus nichts hervorgerufene Organisation sich gegen den altbewährten Rasen von Hoppegarten behaupten, war in Berlin denn überhaupt für zwei Rennplätze Raum, Bewegung, Teilnahme genug vorhanden? Wirklich stand das neue Unternehmen in den nächsten Jahren denn auch noch auf recht schwankem Boden; es mußte bald hier, bald dort hospitieren und konnte sein knappes Programm oft nur mit größter Mühe einhalten! Aber bald kam es anders: in geradezu überraschender Weise zeigte es sich, daß der Verein das für Berlin, ja vielleicht für Deutschland einzig Richtige getroffen hatte, daß sich der Hindernissport nicht nur der Gunst der maßgebenden Kreise, sondern ganz besonders auch des großen Publikums in weit größerem Maße erfreuen sollte, als man je vorher annahm . . . . in größerem Maße vielleicht als der klassische Sport, wie er in Hoppegarten denn doch vorwiegend gepflegt wird und, wie man zugeben muß, gepflegt werden soll. Konnte der Verein im Jahre 1887 doch bereits 246 600 Mark, im Jahre 1888 gar 390 900 Mark aus eignen Mitteln an Preisen aussetzen — den dritten Teil fast sämtlicher in Deutschland zur Verteilung gelangender Preise — konnte er doch 1888 dreißig erfolgreiche Meetings mit 182 Rennen abhalten, in denen nicht weniger denn 949 Pferde am Start erschienen. Über die Zahl der eintrittzahlenden Besucher der Charlottenburger Bahn liegt uns leider keine Übersicht vor, das aber ist gewiß: sie zählten alljährlich nach vielen Hunderttausenden.

Jagdrennen: Der Sprung über den Wassergraben.

Digitized by Google

Wie wurde dieser, man darf wohl sagen, beispiellose Erfolg möglich?

Im großen ganzen ist es zweifellos der Hindernissport, den der Verein auf seine Fahne schrieb, gewesen, welcher die ungeahnte Anziehungskraft auf die Sportswelt, wie auf das Publikum ausübte! Mag heute bei jedem der Charlottenburger Meetings auch das eine oder andere Flachrennen in das reichhaltige Programm eingeschoben und gut dotiert sein, das Hauptinteresse vereinigt sich doch stets auf die Jagdrennen, auf die Leistungen unserer Herrenreiter — ganz besonders auf die Herren im Rock des Königs, denn diese sind es ja im wesentlichen, welche die deutschen Hindernisrennen bestreiten. Es ist nicht anders: während der sogenannte „legitime Sport," wie man wohl jenseits des Kanals die zur Prüfung der Vollblutpferde abgehaltenen Rennen mit allem, was darum und daran hängt, nennt, bei uns überhaupt nicht so recht zur vollen Entfaltung gelangen will und kann, hat es der Hindernissport zu einer solchen Blüte gebracht, daß man ihn mit Fug und Recht, wie der jüngst verstorbene Oberstleutnant Vogt, in seiner Jugend selbst ein tüchtiger Jagdreiter, einmal meinte, als den „deutschen legitimen Sport" bezeichnen kann.

„Kamerad vom Regiment hat Chancen."

Noch nicht allzulange ist es her, daß man die unleugbaren Vorteile, welche eine aktive Teilnahme am Sport für unsere Kavallerieoffiziere darbietet, ganz würdigen gelernt hat, daß man es seitens der höheren Vorgesetzten gern sieht, wenn die Herren in den Sattel steigen und im heißen Kampfe um die Siegespalme ringen. „Erst in den dreißiger Jahren," sagte Oberst von Krane, „kam das Rennen- und Jagdreiten als ein neues, frisches Element zu der absterbenden Schulreiterei und der kränkelnden Kampagnereiterei zu uns herüber ..... Die Wagnisse und die Kühnheit der Rennen- und Jagdreiter und ihre öffentlichen Triumphe hatten für frische, mutige Herzen ihren besonderen Reiz. Das Klare in dem, was sie wollten, die einfache und praktische Art, in der sie sich ihre Erfolge sicherten, stand dem Unklaren, Unbestimmten, Verschwommenen, der vielfach mattherzigen Art, in der man die Kampagnereiterei vielfach betrieb, glänzend gegenüber." — Aber die Vorurteile, welche man gegen die Beteiligung der Offiziere hier und dort auch aus nicht dienstlichen Gründen hegte, brachen sich bald: dank vor allem der hochherzigen Weise, mit welcher unser unvergeßlicher König Wilhelm den Herrensport stets unterstützte. Wie oft erschien der Allerhöchste Kriegsherr nicht selbst auf dem grünen Rasen, wenn Rosenberg gegen die Rosenhecke bei Hoppegarten angaloppierte — wie viele auch unserer jüngeren Matadore dürfen sich nicht der glänzenden Ehrenpreise rühmen, welche der Monarch ihnen mit eigner Hand und allezeit begleitet von hinreißend liebenswürdigen, gütigen Worten voll Anerkennung und Lob reichte! Heute darf das ganze Heer stolz sein auf die überaus große Zahl schneidiger Herrenreiter, welche ihr angehören — ist es doch eine auch von den Sportkundigen des Auslandes allgemein anerkannte Thatsache, daß von keiner Armee Europas so viele und so tüchtige Reiter sich dem Starter stellen als von der deutschen. Während z. B. im ganzen österreichischen Heere kaum ein Dutzend Offiziere aktiv als Gentlemen Riders auftreten, steigen bei uns jahraus, jahrein weit über hundert Offiziere in den Sattel, ganz abgesehen von einzelnen hervorragenden Reitern, die, wie z. B. Herr von Tepper-Laski, ehedem lange Zeit dem Heere angehörten.

Das große Publikum aber sieht nichts lieber als ein Feld mit recht vielen schneidigen Kavallerieoffizieren, es kennt nichts Schöneres und — Aufregenderes als ein

Flachrennen.

ſcharfes Reiten voll Wagemut. Es iſt das ganz natürlich: wir ſind nicht, wie die Briten, von klein auf für die Rennbahn intereſſiert, und ſelbſt die große Mehrzahl ihrer ſtändigen Beſucher kennt ſich, obwohl ſie es nicht oder doch nur ungern zugibt, wenig aus in den Fineſſen des Flachrenneus mit ihren tauſend der deutſchen Sprache und dem deutſchen Brauche völlig fremden Ausdrücken. Unſerm Sportintereſſenten bedeutet das Pferd viel weniger als der Reiter — daß der Reiter aber auch im Flachrennen es iſt, der das Pferd zum Ziele ſteuert, der jede Chance mit ſcharfem Blick ausnutzt, hier „wartet," dort „führt," der in der letzten Pace mit der höchſten Vollendung der Kunſt aus dem edlen Tier das beſte herauszuholen weiß, was es hergeben kann, das ahnt er kaum. Wenn aber Leutnant von Sydow auf dem dunkelbraunen Valjean nach heißem, gefahrvollem Kampfe mit Rittmeiſter von Heyden-Linden als Erſter durchs Ziel geht, dann jubelt er dem kühnen, friſchen Gardes du Corps-Offizier zu: es iſt der Mann, den er ehren will, deſſen Schneid und Geſchicklichkeit er bewundert. Und mich dünkt, das iſt ſo übel nicht! Es muß freilich um der Wahrheit willen zugeſtanden werden, bei der großen Maſſe des Publikums wirkt auch ein wenig jener Arenadämon ein, der das „Vergnügen" um ſo reizvoller erſcheinen läßt, je gefahrvoller es iſt — jeder eifrige Beſucher unſerer Rennplätze muß leider nur zu oft die Beobachtung machen, daß das Intereſſe der Tribünen ſichtbar mit der Zahl der ja nicht ganz zu vermeidenden Unglücksfälle ſteigt. Indeſſen iſt es gerade mit dieſen Accidents — da wir ſie einmal hier erwähnen, ſei dies eingeſchaltet — doch lange nicht ſo ſchlimm, als es dem Unbeteiligten oft ſcheint. So betrübend der einzelne Fall ſein mag, ſo darf man ihn doch nicht losgelöſt aus dem Zuſammenhange betrachten: vergleicht man aber die Zahl der alljährlich in Deutſchland abgehaltenen Hindernisrennen mit der Zahl der Unglücksfälle, welche einen wirklich ernſteren Abſchluß finden, ſo erſcheinen die letzteren thatſächlich gering. Es iſt nun einmal ein altes, wahres Wort: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne," darum hat aber noch kein Tiſchler auf das Hobeln verzichten wollen, und jeder Reiter ſteigt, obwohl er weiß, daß jeder Ritt ihm Gefahr bringen kann, doch immer mit der gleichen Freudigkeit und Zuverſicht auf ſein Pferd. Dahingeſtellt mag freilich ſein, ob es nicht auch ein Zuviel

des Schneides geben kann, ob es nicht ein allzugroßes Wagnis ist, auch mit nicht ganz zuverlässigen Pferden, wie es z. B. die Najad des allgemein tief betrauerten Leutnants Grafen Nesselrode, der im vergangenen Jahre in Münster so unglücklich stürzte, nach dem Urteil von Fachleuten gewesen sein soll, ein schwierigeres Rennen zu reiten. Dahingestellt mag endlich auch bleiben, ob die Hindernisse besonders im letzten Teile der Bahn nicht hier oder dort ein Zuviel der Schwierigkeiten bieten — zumal da dieselben, wie es jetzt, seit das Vollblut auch bei den Jagdrennen das Halbblut mehr und mehr verdrängt hat, meist der Fall ist, bis zum Auslauf fast stets in überaus scharfer Pace geritten werden.

Wie es die breite, den unvergleichlich schönen Tiergarten in seiner ganzen Länge durchquerende Charlottenburger Chaussee entlang wogt und wallt, wenn bei gutem Wetter ein Meeting auf Westend angesagt ist! Halb Berlin, könnte man glauben, ist „auf den Beinen," um die Triumphe seiner Favoriten nicht nur im Sportbericht der braven, alten Tante Voß, sondern auch mit eignen Augen zu sehen, mit zu erleben. Die Pferdebahnen sind überfüllt, in den Koupees der Stadtbahn ist kein Platz zu erhalten, und zugleich reiht sich, oft in dreifacher Kolonne nebeneinander, auf der Straße selbst korsoartig Wagen an Wagen. Über die „Berliner Equipagen und solche, die es sein wollen," könnte man bei solcher Gelegenheit ein Buch schreiben. Da erscheint neben der Droschke erster Klasse diejenige „zweiter Güte" mit ihrem trübselig dahinkleppernden Angstpferde, der ehrwürdige, auf den Aussterbeetat gesetzte Thorwagen fehlt ebensowenig, wie das Schiff der Wüste, der gewaltige Kremser. Um den breiten, etwas schwerfälligen Landauer des solidfundierten Bankiers, dessen starke Karossiers an wohlgefüllte Geldsäcke erinnern, bahnt sich der hochrädrige Sulky des jungen Börsianers, mit einem prachtvollen weitausgreifenden Traber in der leichten Gabeldeichsel, den Weg. Dort führt in bedächtigem Tempo eine hübsche Equipage, welcher nur der Kundige sofort ihren Ursprung aus dem „Centralbazar für Fuhrwesen" ansieht, einige Fremde dem Rennplatze zu, hier macht es sich die behäbige Madame aus dem Laden in der Bernauer Straße, die sonst den ganzen Tag über wacker „Knoblaucher und Frankfurter, sowie alle Arten Aufgeschnittenes" verkauft, in einem eleganten Phaeton bequem. — Die Herren, welche die eingefleischtesten Gegner des Vegetarianismus sind, verstehen sich meist auf Pferde und Sport, besonders freilich auf den Trabersport von Weißensee, und so zeigt denn auch dies Gespann ein Paar treffliche, tadellos geschirrte braune Mecklenburger. Dann kommt eine jener ungetümartigen, hochgetürmten Mailcoach, von deren Höhe die bunten Uniformen mehrerer Kavallerieoffiziere herableuchten, während es sich deren Diener im Innern bequem machen, hinter einem flotten Tilbury, in deren Kissen sich die reizende Naive eines der neueren Berliner Theater bewundern läßt, trabt ein stattlicher, von hocharistokratischer Hand gelenkter Viererzug, dann aber schallt plötzlich von hinten her lauter Hurraruf, einige berittene Schutzleute sprengen den Weg entlang, und gleich darauf schießt wie im Fluge, von herrlichen Trakehnern gezogen, der Wagen Ihrer Majestät der Kaiserin vorüber. Und auch

Leutnant von Endow.

von der anderen Seite, von Potsdam herüber, kommen die Herren von der Gardekavallerie mit ihren Damen. Da sieht man flotte Juckerzüge, originelle Tandems und schmucke Amerikains, die reichen Villenbesitzer von Wannsee, an dessen schattiger Bucht sich im letzten Jahrzehnt zahlreiche Mitglieder der Berliner Haute Finance ihre Cottage erbaut haben, rücken mit Phaetons und Breaks an, dazwischen aber sucht sich — last not least — der Velocipedist mit Zwei- oder Dreirad keck seinen Weg.

Und nun sind sie endlich am Ziele. Weit dehnt sich die gewellte Rennfläche, in ihrer heutigen Gestalt und mit ihren jetzigen Einrichtungen unstreitig eine der besten Deutschlands. Es ist auch gar kein so unübles landschaftliches Bild, das sie einrahmt: auf der einen Seite beginnt das Eldorado der Berliner, der köstliche Grunewald, tief unten fließt die breite, trotz ihres bösen Rufes weißschimmernde Spree, und drüben am anderen Ufer heben sich die dunkeln Linien der Jungfernheide klar vom Horizont ab. Aber das beste thut doch die Staffage: die buntbewegte Volksmasse, die vollbesetzten Tribünen mit ihrem reizenden Damenflor, die interessanten Gestalten der wirklichen und der — Talmisportsleute, das ganze, ewig wechselnde Getriebe, das sich vorerst noch um die feierlich gehüteten Ställe, um den Sattelplatz, um die Wage und um den Totalisator kristallisiert.

Ja freilich: um den Totalisator! Was wäre denn ein Rennplatz ohne Totalisator? Kaffee ohne Kaffeïn, Havana ohne das süße Gift des Nikotins!

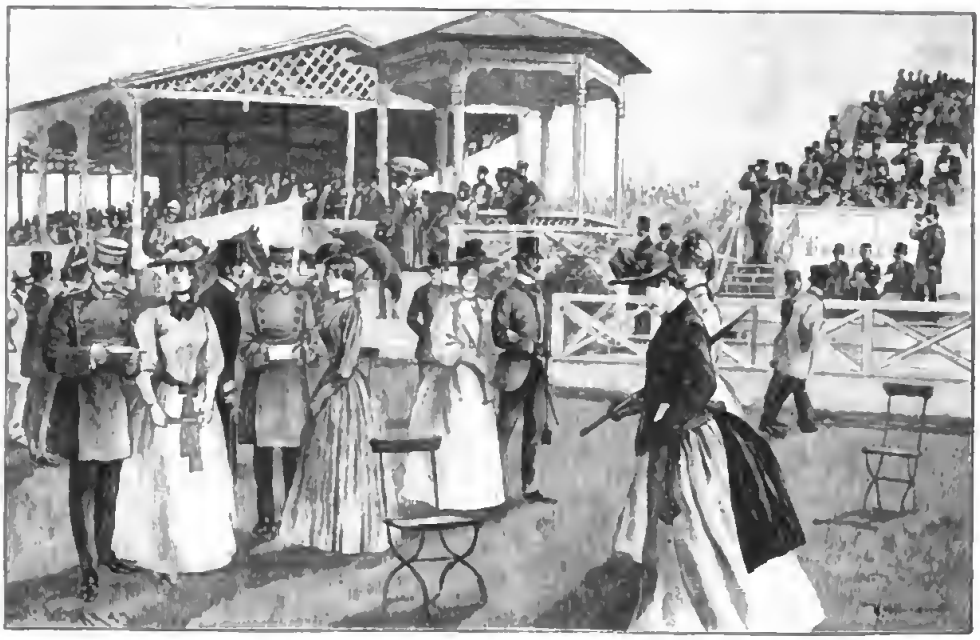
Für unsere unschuldigen Leserinnen, welche noch nie in der angenehmen Lage waren, gegen einen Einsatz von 10 etwa 257 Mark einzutauschen, wie sie z. B. der Totalisator nach jenem Immergrün-Hürdenrennen zahlte, in welchem Leutnant von Garczynski auf seiner braunen Stute La Rose sich gegen ein Feld von Reitern, wie die Herren Graf Dohna, von Suffert II, Graf Hallwyl und von Grävenitz den Preis holte — für diese sei hier das Wesen des geheimnisvollen Glücks- oder Schmerzenbringers in aller Kürze enthüllt. Der „Herr" Totalisator ist sozusagen eine Behörde, welche begrenzte Wetteinsätze von dem Publikum auf jedes startende Pferd einnimmt, diese Einsätze durch Zählmaschinen kontrollieren läßt und sie nach dem Schluß des Rennens derart wieder auszahlt, daß sich diejenigen, welche auf den Sieger gesetzt hatten, in die gesamten Einsätze (nach Abzug von 6 Prozent für die Bahn) teilen. Ein Beispiel macht das ganze Manöver vielleicht am schnellsten klar: Fünf Pferde erscheinen am Start; davon ist A der erklärte Favorit des Publikums, es „bakt" auf ihn vielleicht 20000 Mark; auch B und C finden noch viele Freunde, auf jedes der Pferde sind 6000 Mark gesetzt; D ist nur mit 3000 Mark bedacht und auf E endlich, einen bisher wenig bekannten Renner, haben nur diejenigen gesetzt, die seine verborgenen Eigenschaften wirklich kannten, diejenigen ferner, welche sich als erfahrene Rennplatzbesucher gern vorsichtig decken, und endlich — eine kleine Zahl Wilder, die aufs gute Glück, aufs Geratewohl ihre Doppelkrone riskieren wollen. So sind nur 1000 Mark

(Schluß folgt.)

Auf dem Wege nach dem Rennplatze: Viererzug des Grafen Lehndorf.

auf das Pferd in die Kaſſe des Totaliſators gefloſſen. Da geſchieht das gänzlich unerwartete: der Reiter von A ſtürzt, B, C und D verſagen, und E ſiegt im Kanter. Auf die 1000 Mark, welche auf E geſetzt wurden, entfallen ſomit 35000 Mark oder nach dem Abzug für die Bahn rund 33000 Mark, mit anderen Worten, die glücklichen Gewinner erhalten 33 „Odds," für je eine Krone 330 Mark — und die übrigen gehen betrübt zur Reſtauration, um ſich bei einem Glaſe Sekt neuen Mut für das nächſte Rennen zu holen.

„Aber das iſt ja das reine Monaco!" höre ich ſagen. Je nun, für die große Maſſe iſt der Einſatz am Totaliſator allerdings nicht viel mehr als ein Glücksſpiel, für den Kenner iſt es eine Wette, für welche er alle Chancen der einzelnen Pferde, wie die Tüchtigkeit der Reiter ſorgſam abwägt. Wenn wir nun nur das „Glücksſpiel" im Auge haben und allein die Grundſätze der Moral anlegen wollen, dann müſſen wir wohl oder übel den Totaliſator verurteilen — dann müßten wir freilich auch über jede Lotterie von der Marienburger bis zur Königlich Preußiſchen Klaſſenlotterie den Stab brechen. Es iſt das denn auch ſeiner Zeit geſchehen, über das „grundſchlechte" Ding wurde das Anathema ausgeſprochen, und es verſchwand von den Rennbahnen. Inzwiſchen hat ſich die hohe Obrigkeit indeſſen milderen Anſchauungen zugewandt, weil ſich vor allem herausſtellte, daß die Bahnen, an deren Lebensfähigkeit der Staat ein reges Intereſſe haben muß, ohne die aus dem Totaliſatorbetrieb erzielten Einnahmen ſchlechterdings nicht exiſtieren können. Man hat ihn dafür aber mit gewiſſen Kautelen umgeben: es dürfen z. B., um den Kreis der Intereſſenten zu beſchränken, nicht zu niedrige Einſätze angenommen werden, dieſelben ſind vielmehr ein für allemal auf 10 und 20 Mark normiert worden, und weiterhin wird die Benutzung der Wettmaſchine, etwas anderes iſt der Totaliſator nämlich in der That nicht, nur den Inhabern des erſten, recht teuren Platzes geſtattet. Daß das hier gewagte, gewonnene und verlorene Geld nur einen kleinen Bruchteil der Beträge aller auf der Rennbahn abgeſchloſſenen Wetten ausmacht, iſt bekannt genug. Die in die privaten Wettbücher eingetragenen Summen erreichen oft ganz gewaltige Summen, und auch die Herren „Buchmacher," die profeſſionellen Wetter, ſind noch lange nicht von dem grünen Raſen verſchwunden, ſo ſcharf ihnen auch auf die Finger geſehen wird. Beim Totaliſator geht



Auf dem Tribünenplatz.

es wenigstens unbedingt reell zu, und das ist ein gewaltiger Vorteil besonders für denjenigen, der die tausend Finessen des Sports nicht kennt — wer übrigens Lust und Geld genug hat, sein Scherflein zu opfern, dem sei ein jüngst erschienenes, ganz fachmännisch geschriebenes Büchelchen zur Orientierung empfohlen, das den seltsamen Titel trägt: „Was ist zu beachten, um am Totalisator mit größerem Erfolge zu wetten?“ Viel Glück auf den Weg!

Wetten und Rennsport scheinen fast unzertrennlich zusammenzuhängen. Gewettet wird wenigstens überall — nicht zuletzt unter den frohen Leutchen, die dichtgedrängt den Fünfzigpfennigplatz füllen. Und wenn es „eene jroße Weiße mit 'ner Strippe“ ist, die Gottfried Schulze „uff Kramsta'n“ riskiert, die Pointe ist schließlich dieselbe. Wer das echte, rechte Berlinertum studieren will, findet übrigens hier ein köstliches Feld zu reichen Beobachtungen. Handwerker mit Weib und Kind, Unteroffiziere der Garderegimenter, Subalternbeamte, jüngere Kaufleute aus den Vorstädten und kleine Restaurateure bilden das Hauptkontingent des Publikums, unter das sich allerdings auch zahlreiche jener in keiner Großstadt fehlenden Elemente mischen, die sich in keine Kategorie bringen lassen und die meist auch selbst nicht wissen, welchem Berufe sie denn nun eigentlich ihren Überschuß an Kraft und Geist widmen sollen. Mit schäbiger Eleganz gekleidet, treiben sie sich besonders in der Nähe der fliegenden Marketender herum und suchen nach den „Dummen, die nicht alle werden wollen.“ Überall führen sie das große Wort, prahlen mit ihrer genauen Kenntnis der Stallgeheimnisse, versuchen Wetten zu entrieren, stecken die Grobheiten, welche ihnen gelegentlich ein gesunder Berliner Junge an das edle Haupt wirft, ruhig ein und verschwinden oft wie mit einem Zauberschlage, wenn irgend einer der Herren „vom Kriminal“ auf der Bildfläche erscheint. Selten genug wohl, daß ihnen ein Koup gelingt und sie einen grünen Provinzler nach der Stadt zu einer Partie Kümmelblättchen verschleppen können — die große Masse hier ist viel zu „helle,“ um auf sie hineinzufallen, und auch viel zu interessiert bei den Vorgängen auf der Bahn selbst. Jeder von den Amateuren des letzten Platzes hat so gut seine Favoriten wie die Herren auf dem Sattelplatze, und ich glaube, der ehrliche Beifallsjubel, der hier einem kühnen Sieger entgegenschallt, ist gar kein so zu verachtender Lohn für ein fröhliches Reiterherz. In atemlosester Erwartung drängen sie sich nach vorn, um ja keine Wendung des Rennens zu verlieren: „Das is

Zwei Herrenreiter:
Herr von Tepper-Laski. Rittmeister von Kramsta.

Tepper, der silberjraue mit de blaue Schärpe!" ruft der eine. „Und der weiße Rappen, den er reitet, heeßt Adare und jehört Oehlschlägern!" ergänzt der zweite, mit dem Programm erregt in der Luft herumsuchtelnd. „Muß der ville Pferde haben — die Junhilde, uff die Jrävenitz sitzt, is ja ooch seine!" — „Hoh! hoh! Der weiße mit de jrünen Ärmel holt ihm — so das war recht — nu aber man nich so hitzig — ruhig Blut und warm anjezogen!" — „Na an dem Warmanjezogen wird dem woll nich so ville liejen bei 25 Jrad in'n Schatten." „Da — da, jetzt kommt der Jrävenitz uff!" — „Ne, der Suermondt — 's is een Rheinländscher! Hurrje, nu hat er ihm!" Und „Hurra, hurra!" johlt es über das Feld.

Weit gemessener und ruhiger spielt sich die Teilnahme des Publikums auf den ersten Plätzen ab, obwohl die innere Erregung hier oft gewaltsam genug niedergekämpft wird. Auf den Tribünen und auf dem Sattelplatze ist neben den Mitgliedern des Berliner und Potsdamer Offizierkorps, neben der Aristokratie der Geburt und des Geldes auch der wohlhabende Mittelstand zahlreich vertreten und zeigt gern, daß er nicht nur Geld übrig, sondern auch .... sozusagen .... Verständnis für den Turf hat. Papa opfert seinen Obolus am Totalisator, obwohl seine Bessere es ihm jedesmal bitter vorrechnet, wenn er nämlich verliert, die Fräulein Töchter verfolgen mit augenscheinlichstem Interesse besonders die von den schmucken Herrenreitern bestrittenen Rennen, und der Herr Sohn, seit kurzem selbständig etabliert und daher auch hier gern seine eignen Wege gehend, trägt auf dem Sattelplatz sein neuestes Sportkostüm, dem natürlich zwei riesige Tellermanschettenknöpfe, Hufeisen und Peitsche darstellend, nicht fehlen dürfen, wohlgefällig zur Schau. Er war nicht umsonst Einjähriger bei den zweiten Garde-Dragonern, er hat sich nicht umsonst von Heydebrands Reitsport, Silberers Rennsport gekauft und ist seit einem halben Jahre auf den „Sporn" abonniert — er versteht etwas vom Turf und erregt im Kreise der Freunde berechtigtes Aufsehen. Da steht er eben unter ihnen, breitbeinig, die Fäuste tief in den Taschen des graukarierten aufgeknöpften Staubmantels, und setzt ihnen in einem Atemzuge etwa auseinander, daß Herrn Adalberts Sauce Box nicht „fit," daß Oest der beste aller Trainer

Baldur Stark.

Jagdrennen unbedingt holen müsse. Und dann, wenn einer der wirklichen Herren vom Turf vorübergeht, zieht er wohl gar seinen Hut, erzwingt einen etwas verwunderten Gegengruß und meint überlegen lächelnd: „Ja, man hat so seine Verbindungen. Ich war neulich mit ihm auf dem grünen Rasen in Iffezheim zusammen, als der Padischah im Saint Leger sein Meisterstück machte. Das ist ein Pferdchen — der Przedwitssohn!"

Wer weiß, ob Herr Soundso sich nicht auch noch einmal selbst ein Rennställchen zulegt — man hat Exempel von Beispielen. . .

An den Ställen, an der Wage, wo das Gewicht der Reiter festgestellt und eventuell erhöht wird, herrscht eine ernstere Thätigkeit. Da sieht man wohl Herrn Oehlschläger, den vielbeneideten Besitzer eines unserer erfolgreichsten Rennställe, mit Herrn von Tepper-Laski im angeregten Gespräch oder den trefflichen Rittmeister von Schmidt-Pauli von den ersten Garde-Ulanen, eine der bewährtesten Stützen unsers ganzen Sportwesens, mit einem der beiden Grafen Dohna vom ersten Garde-Dragonerregiment plaudern. Es fehlt nimmer an Anfragen, die sofort erledigt, Instruktionen, die umgehend erteilt werden müssen. Ab und zu erscheint — jetzt leider freilich seltener denn früher — hier wohl auch eine aristokratisch ausschauende junge Dame und nimmt voll profunder Sachkenntnis an den Unterhaltungen der Herren teil: Fräulein von Prillwitz, die liebenswürdige Tochter des Königlichen Kammerherrn, ist es, die mit ganzem Herzen am Sport hängt, unermüdlich für ihn wirkt und wirbt und nebenbei in dem beneidenswerten Renommee steht, nächst der Kaiserin von Österreich die beste Reiterin auf dem Kontinent zu sein.

Endlich werden die Pferde für das nächste

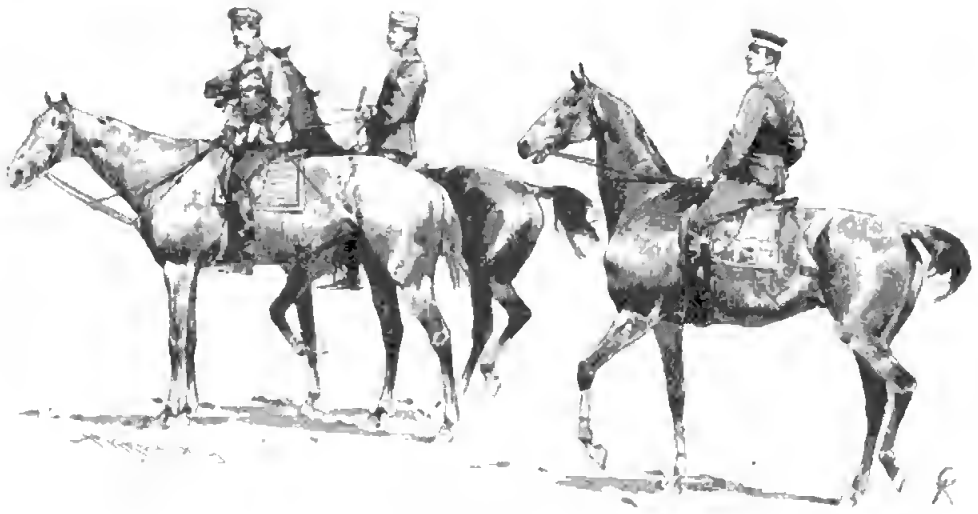
sei und daß Prinz Radziwills Stute War Cry unter Rittmeister von Heyden-Linden sich die 10000 Mark im großen Berliner

Rennen vorgeführt, die Besitzer besichtigen noch einmal ihr kostbares Gut, die Reiter schwingen sich in die Sättel und eilen zum Start.

Ein kostbares Gut ist es in der That — solch edles Pferd. Kostbar zu erwerben und kostbar zu unterhalten. Die Preise welche für Pferde erster Klasse, wenn sie im Zenith ihrer Leistungen stehen, angelegt werden müssen, sind geradezu kolossal — Herrn Oehlschläger dürfte sein Padischah um 200000 Mark kaum feil sein. Es gilt das freilich zumeist für die Flachrenner, und es erscheint vielleicht erklärlicher, wenn wir wissen, daß weitaus die Mehrzahl aller unserer wirklich guten Rennpferde von etwa nur 25 bis 30 untereinander verwandten Stuten abstammen und daß sich ihr „Pedigree," ihr Stammbaum meist auf reichlich 50 Ahnen zurückführen läßt. Bei den Hindernispferden kommt es nicht ganz im gleichen Maße auf die Abstammung und die Mischung des Blutes an, in neuester Zeit dominiert indessen auch hier das Vollblut, und damit hat sich der Durchschnittspreis wesentlich gesteigert. Die Unterhaltungskosten eines Rennpferdes berechnet man nach mäßigen Ansätzen auf 3000 bis 4000 Mark jährlich — was demnach ein Rennstall kostet, ist leicht zu schätzen. Im allgemeinen können sich nur sehr reiche Leute den Luxus eines solchen gestatten, und die Zahl derer, welche durch auf der Bahn errungene Siegespreise allein Ausgaben und Einnahmen für ihren Rennstall balancieren, ist wohl um so geringer, als die Chancen sich selten in mehreren aufeinander folgenden Jahren gleich gestalten. Indessen weisen einzelne hervorragende Rennställe doch auch bei uns ganz beträchtliche Resultate auf, wenn unsere deutschen Sportsfreunde sich auch nicht etwa mit dem Lord Falmouth messen können, der in einem Jahre ein Erträgnis von 750000 Mark erzielte. Von deutschen Rennställen heimste 1888 das Königliche Hauptgestüt Graditz mit 186207 Mark den Löwenanteil ein; ihm folgte mit 134370 Mark Herr Oehlschläger, mit 78045 Mark Leutnant Prinz Radziwill, mit 65695 Mark Kapitän Joë, mit etwa 60000 Mark die Herren Hiestrich, May und Suermondt. Herr von Tepper-Laski erfreute sich eines Gewinns von 52136 Mark, Graf Schönburg erntete 48155 Mark, Leutnant Suffert I 21493, Rittmeister von Schmidt-Pauli 18518 Mark u. s. w. Bei der relativ oft doch recht bedeutenden Höhe eines Preises bringt bisweilen ein Rennen eine gänzliche Veränderung in dem Jahresertrag eines Stalles hervor: während z. B. Leutnant Kekulé im Jahre 1888 in der Reihe der glücklichen Besitzer erst an vierzigster Stelle steht, hatte ihm der brave Tartaruga im vorhergehenden Jahre in dem einen Berliner großen Jagdrennen vom 8. Mai 9900 Mark heimgebracht und seinen Namen in der Gewinnliste auf den fünfzehnten Platz gehoben.

Aber da sind wir ja am Start. Die Plätze sind verteilt, die Flagge sinkt, die Renner schießen vorwärts — o weh, die braune Stute hat den Start vereitelt, die mühsame Arbeit muß von neuem beginnen. Diesmal glückt's — ein prächtiges „Feld" ist's, daß an den Tribünen vorüberbraust, Leutnant von Sydow auf seinem Anderton voran. Die Schlucht ist passiert — atemlos blicken die Zuschauer auf die dahinstürmenden Pferde, die sich jetzt in zwei Rudel gleichsam geteilt haben. Dem braunen Wallach, der bisher führte, ist die Paee zu scharf geworden, Leutnant von Wittichs Vici ist im Vordertreffen, hart von Rittmeister von Schmidt-Paulis Kingsdane, die Herr von Ravenstein mit Meisterschaft steuert, und Leutnant von Reitzensteins Hengst Isotherme gefolgt. Da schießt an der Schleife Leutnant von Senden auf der Ilene hervor und legt sich in die Front — aber vor der letzten Biegung fällt er wieder zurück — nur noch Kingsdane und Isotherme liegen im Kampfe — jetzt gibt auch der Hengst den vergeblichen Streit auf und läßt seinen Gegner mit fünf Viertellängen das Ziel passieren. Unter dem Tusch der Musik reitet der Sieger, von allen Seiten beglückwünscht, langsam dem Sattelplatz zu.

Jedem Rennen folgt eine etwa dreiviertelstündige Pause — gerade lang genug, um das vorhergehende zu kritisieren und für den Verlauf des nächsten mehr oder minder kühne Behauptungen aufzustellen, die der eine auf eigne Anschauung begründen will, der andere aus den Prognostiken der Sportlitteratur schöpft. Die meisten größeren Tagesblätter bringen jetzt einige Tage, ehe die großen Preise gelaufen werden, ihre Berichte über die voraussichtlich am Start erscheinenden Pferde, der „Sporn" veröffent-



Drei Herrenreiter:
Leutnant von Grävenitz. Leutnant von Boddien. Rittmeister von Heyden-Linden.

licht regelmäßig ausführliche Ausblicke für jedes größere Meeting. Daß auch seine gründlichen, oft bewährten und meist sehr vorsichtig gehaltenen Voraussagen nicht immer eintreffen können, ist nur natürlich: im vorigen Jahre erklärte er z. B. Rittmeister von Heyden-Lindens Fénélon zum Favoriten für den Großen Preis von Charlottenburg, andere schworen auf Herrn Adrians Fleur de Pétrole, während schließlich Graf Schönburgs halbblutige Fuchsstute Glückskind ihrem Besitzer die 13000 Mark und ihrem trefflichen Reiter, Leutnant Schlüter, den wohlverdienten Ehrenpreis — eine prächtige Ascot-Plate — heimbrachte. Es war das wohl überhaupt eins der interessantesten Rennen, welches auf der Bahn des Vereins geritten wurde, und der 31. Oktober 1888 wird allen Sportsfreunden lange in Erinnerung bleiben. Zwölf vortreffliche Steepler erschienen am Start: da waren außer den drei schon erwähnten Herrn Oehlschlägers erst kurz vorher aus England importierte Johnny Longtail mit Mr. Moore im Sattel, Herrn von Tepper-Laskis Freiherr unter Leutnant von Grävenitz; Graf Dohna ritt Leutnant Kekulés Savigny, Rittmeister von Geyl Graf Lehndorfs Sharper, Graf Hallwyl seinen Newbridge, Leutnant Freiherr von Senden den Tommy des Prinzen Hohenlohe. — Fénélon und Newbridge übernahmen zuerst die Spitze, von Johnny Longtail, Tommy, Fleur de Pétrole und Sharper gefolgt, denen sich der Rest in scharf geschlossener Reihe zugesellte. Aber schon längs der Wasserwerke traten drei andere Pferde hinter die Führenden, während Fleur de Pétrole zurückgenommen wurde. So kam das Feld an den Tribünen vorüber bis zum Wassergraben, wo Newbridge auf den letzten Platz zurückgedrängt wurde. Als es dann in die Schlucht hineinging, überließ Fénélon anscheinend freiwillig die Tete an Johnny Longtail. Das Feld erschien nun ziemlich weit auseinandergezogen, und an der Bohnenstangenhürde, dann am irischen Wall, an der lebendigen Hecke endlich kam je ein Konkurrent zu Fall und schied aus: so segelte das Pferd des Herrn Oehlschläger, vielfach schon als Sieger angesehen, zum zweiten Male als erster an den Tribünen vorbei und behauptete den ersten Platz bis zur Schleife, wo Rittmeister von Heyden-Linden plötzlich in die Front rückte und sein Fénélon einen Augenblick des Sieges gewiß zu sein schien. Aber der brave Wallach hatte Unglück gehabt, er hatte sich bei dem vorhergegangenen Sprunge verletzt und besaß nicht mehr das Vermögen, bis zum Ziele auszuhalten; Glückskind passierte ihn ohne Mühe, ließ Freiherr, obwohl Leutnant von Grävenitz den Fuchswallach vortrefflich steuerte, um sechs Längen zurück und siegte unter dem Jubel des Publikums mit spielender Überlegenheit. Der Pate, welcher seiner Zeit die Stute taufte, muß prophetischen Geist gehabt haben — Glückskind hatte bereits bis zum Abschluß des Rennjahres 1888

Miß Kate, geritten von Leutnant Graf H. Dohna.

nicht weniger als 56164 Mark, im letzten Jahre allein 30000 Mark und 4 Ehrenpreise verdient.

Es ist, wie gesagt, ein eigen Ding um die „Tips," um die Prophezeiungen über den Verlauf eines Rennens. Abgesehen davon, daß das beste Pferd unter dem gewandtesten Reiter einen Accident erleiden kann, ist der Sieg von hundert gar nicht vorherzusehenden Umständen abhängig. Eine kleine, sonst gar nicht der Beachtung werte Hautabschürfung kann einem braven Pferde den Preis kosten, ein ungünstiger Zustand der Bahn — „des Geläufs" — am Tage des Kampfes, etwa durch einen plötzlichen Regen verursacht, stößt bisweilen alle Berechnungen über den Haufen. Bei einem starken Felde ist es oft sehr wesentlich, ob der Reiter, wenn er seine Nummer für den Start zieht, inwendig oder mehr auswendig zu stehen kommt, mehrfache falsche Starts können die Leistungsfähigkeit eines Pferdes bedeutend vermindern, der erklärte Favorit kann während des Rennens von einem anderen Tiere geschlagen werden. Fast jedes Meeting bringt seine eigenartigen Überraschungen. Nur allzuhäufig hört man dieselben dann als „Stallschwindeleien und Jockeikünste" begründen, in Wirklichkeit sind derartige „Operationen" heute indessen höchst selten, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß sie bereits ganz ausgeschlossen sind. Die jetzigen Reglements sind jedenfalls derart, daß allen böswilligen Versuchen ein gewaltiger Riegel vorgeschoben ist. Ein eigentümlicher Fall ist der, wenn ein Besitzer mit einem bestimmten Pferde zu siegen erklärt hat und trotzdem ein anderes Pferd desselben Stalles als Erstes durchs Ziel geht. Bekanntlich ist es üblich, daß jemand, der in einem Rennen zwei oder noch mehr Pferde gehen läßt, vor dem Rennen das eine davon als mutmaßlichen Sieger bezeichnet. — Damit hebt er dieses also selbst als das bessere hervor, und das Interesse wird sich auf dasselbe vornehmlich konzentrieren. Nun wäre ja aber der Fall denkbar, daß er auf das zweite unter der Hand bedeutende Wetten, für die er sehr günstige Odds erhalten würde,

abſchlöſſe und abſichtlich dann das beſſere Pferd zurückhalten ließe. Das mißtrauiſche Publikum iſt daher, wenn das deklarierte Pferd nicht ſiegt, ſondern ſein Stallgenoſſe, erfahrungsmäßig leicht der Meinung, die Sache ginge nicht „mit rechten Dingen“ zu, denn der Beſitzer habe ſeine Pferde doch „kennen“ müſſen. Wie gänzlich gegen alle Berechnung ſich aber oft der Verlauf eines Rennens geſtaltet und wie unbegründet ſolcher Verdacht unter Umſtänden ſein kann, beweiſt die Thatſache vielleicht am beſten, daß erſt in der diesjährigen Saiſon das doch wohl über jedes Mißtrauen hocherhabene Gradiz ein Rennen nicht mit dem deklarierten Pferde, ſondern mit deſſen Stallgefährten gewonnen hat.

Genug jedoch der Abſchweifungen, halten wir lieber auf der Tribüne und dem Sattelplatze noch ein wenig Umſchau. Sehen Sie den Herrn dort in der Generalsuniform — das iſt Herr von Roſenberg, der Unbeſiegbare, das leuchtende Vorbild aller unſerer jüngeren Reiter; auf Urlaub in Berlin, verſäumt er ſicher nie, einem Meeting beizuwohnen, die aber heute unter ſeinen ſcharfen Augen in den Sattel ſteigen, thun ſicher ihr Beſtes, um ein Wort des Beifalls, ein freundliches Kopfnicken von dem Altmeiſter der Kunſt einzuernten. Und dort — nicht weit von ihm entfernt — taucht ſoeben die ariſtokratiſche Geſtalt des Prinzen Friedrich von Hohenzollern, des Kommandeurs der 3. Garde-Kavallerie-Brigade, auf — das dort iſt Generalleutnant von Krosigk, der als Chef des Militär-Reitinſtitutes zu Hannover dem Heere ſo viele flotte und kühne Jagdreiter erzogen hat. Lebhaften Schrittes kommen von der Wage her eine Anzahl Offiziere der Garde-Kavallerie, ſie haben einem Kameraden, der in einem der nächſten Rennen beſtreiten wird, Glück auf den Weg gewünſcht und gehen jetzt zu ihren Damen. Welch reicher Flor von jugendlichen Schönheiten, welche geſchmackvoll einfachen Toiletten — und welches lebhafte Intereſſe für den Sport iſt bei den letzteren nicht zu erkennen! Die kleinen Hände zittern förmlich vor Erregung, wenn ſie das Opernglas zum Auge führen, und aus den roſigen Lippen ringt ſich wohl ein leiſer Schrei der Sorge, ſobald einer der Reiter in Gefahr zu ſchweben ſcheint. Es iſt nicht jeder Dame das unerſchrockene Herz der Frau von Roſenberg gegeben, die mit ihrem Gemahl und ihren Töchtern um die Wette über den grünen Raſen galoppierte.

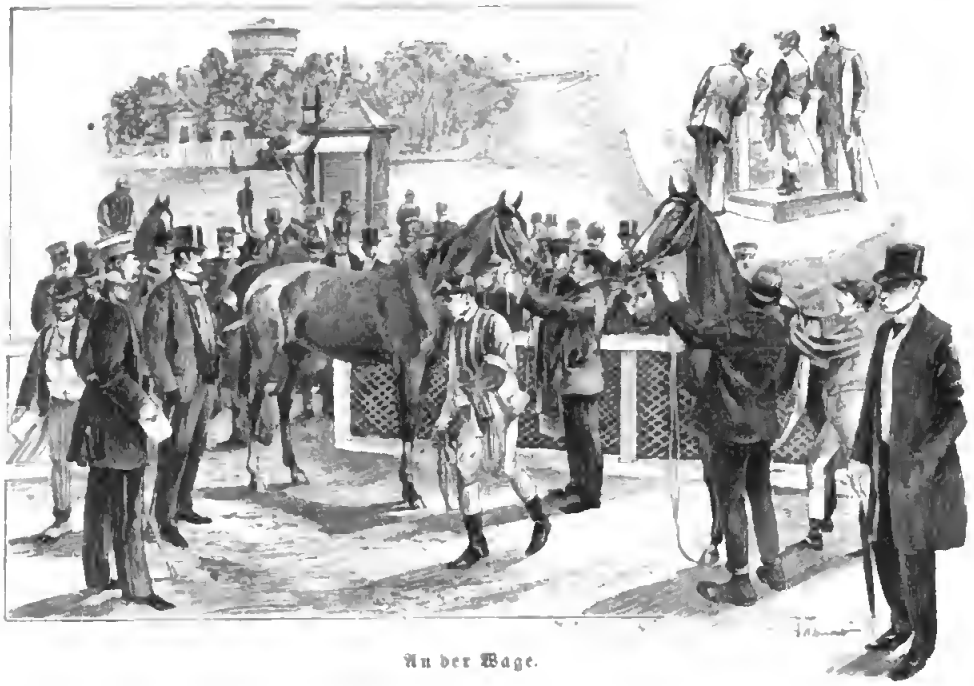
Treffliche Pferde ſind es, die am Start erſcheinen, und Jockeis von hervorragendem Rufe, die ſchon in manchem heißen Rennen ihr Pferd zum Ziele geſteuert haben. Wie die kleinen, ſchmächtigen Geſtalten mit ihren Rennern verwachſen ſind und wie ſcheinbar nachläſſig ſie doch in den

Auf dem Sattelplatze: Aufſitzen.

Offizier-Steeple-chase.

Bügeln stehen! Wie gewandt sie die Pferde beim Start zu behandeln wissen, wie geschickt sie gleich die ersten Chancen ausnutzen, wie der eine den kleinsten Fehler des anderen sofort erspäht und für sich verwertet, wie sie endlich zum Kampfe sich in den Sattel niedersetzen und, mit den Händen bei jedem Galoppsprung dem Vorstrecken des Pferdehalses nachgebend, dem Pferde gleichsam bei der letzten Anstrengung helfen. Es liegt etwas Wahres darin, so paradox es klingt, wenn man von einem erfahrenen Jockei sagte: „Er reitet leichter, als er wiegt!"

Daß es ein lohnender Beruf ist, daß der Beruf des Jokeis, auch ganz abgesehen vom materiellen Gewinn, seine großen Reize hat, ist nicht zu bestreiten — hat doch allein in dem Beifall der Masse zu allen Zeiten ein gewaltiger Sporn gelegen. Aber der Beruf ist auch ein herzlich harter. Wenn bei den landläufigen Schilderungen der Parforcekuren, deren sich ein Jockei im Training unterwerfen soll, auch viel Übertriebenes mit unterläuft, so bleibt doch noch genug übrig, um der Mehrzahl der gewöhnlichen Sterblichen die Lust an jeder Konkurrenz zu verbittern. Starke Bewegung und eine streng geregelte Diät sind für den Jockei, dem nicht ein außergewöhnlich günstiges Geschick das entsprechende leichte Gewicht dauernd von selbst erhält, die unerläßlichen Vorbedingungen des Erfolges. Lange Spaziergänge oder das Reiten von vier bis fünf Pferden in ihren Morgengalopps, das Vermeiden von Saucen, Kartoffeln, Mehlspeisen, allergrößte Mäßigkeit in bezug auf Getränke thun das beste — von einem schnellen und gewaltsamen Herunterdrücken des Gewichtes durch extreme Bantingkuren oder das früher gebräuchliche System der „Schwitze" ist man ziemlich abgekommen. Jede Übertreibung greift die Nerven an, Nerven aber muß der Jockei haben wie von Stahl und Eisen, sonst nutzt ihm das leichte Gewicht blutwenig. Unleugbar gehört zu alle dem ein bedeutendes Maß von Willenskraft, Enthaltsamkeit und unbedingt auch Liebe zur Sache, und es ist ganz in der Ordnung, daß der gute Jockei gut honoriert wird. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Übrigens dürfte der Verdienst, welchen die Jockeis aus dem Reiten ziehen — sie erhalten durchschnittlich für ein Rennen 50 Mark, für einen Sieg das doppelte — meist nur einen Bruchteil ihrer ganzen Einnahme ausmachen; die Mehrzahl gewinnt durch das Trainieren der Pferde weit mehr, einige beziehen von den Besitzern größerer Rennställe auch feste, recht bedeutende Gehalte. So stehen sie sich denn auch bei uns in Deutschland recht gut, wenn auch keiner von ihnen annähernd die Jahreseinkünfte des kürzlich infolge einer übertriebenen Kur



An der Wage.

verstorbenen F. Archer, des „Königs der Jockeis," erreicht, der durchschnittlich jährlich gegen 5000 Pfund verdient und ein wahrhaft fürstliches Vermögen hinterlassen haben soll.

Wir haben einen großen Tag heute. Es ist der 25. Mai 1889, und wieder steht das Große Berliner Jagdrennen auf dem Programm. Trotz Staub und Hitze ist ein gewaltiger Menschenstrom nach Westend hinausgepilgert, und ein prächtiges Feld von acht Pferden stellt sich dem Starter — aber der Tag soll der Bahn noch eine ganz besondere Ehre, ein besonderes Glück bringen. Berlin lebte bereits seit Tagen in froher Aufregung ob des Besuchs Königs Umbertos, des treuen Bundesgenossen unsers Kaisers, daß aber auch die Freunde des grünen Rasens von Charlottenburg heute ihren Anteil an der allgemeinen Freude haben sollten, ahnten nur wenige. Selbst der Vorstand des Vereins hatte kaum auf den hohen Besuch zu hoffen gewagt — trotz des allbekannten hohen Interesses, den Se. Majestät gerade dem schneidigen Hindernissport entgegenbringt, mußte es doch fraglich erscheinen, ob sich in die lange Reihe der dem Könige von Italien bereiteten Festlichkeiten noch ein kleines Entrefilet in Gestalt eines deutschen Jagdreitens erster Klasse würde einschieben lassen. Erst um die Mittagsstunde erfuhr man draußen von der Auszeichnung, welche der Bahn bevorstand, und für die Zehntausende, welche alle Plätze füllten, war sie eine völlige Überraschung. Leutnant Freiherr von Senden II hatte soeben auf seinem Garibrand ein prächtiges Rennen gegen Leutnant von Kaufmanns alten Longridge um den Preis von Oschatz gemacht, als beide Majestäten unter stürmischem Jubel im offenen Wagen, von dem Herzog von Neapel begleitet, einfuhren und im Kaiserpavillon Platz nahmen. Wo blieb da das Interesse des lieben Publikums für das Hürdenrennen, welches vor dem großen Preise noch auf dem Programm stand — aller Augen sind ja nur auf die jugendlich elastische Gestalt des Kaisers, auf das männliche Gesicht seines erlauchten Gastes gerichtet. Während die Allerhöchsten Herrschaften mit den Prinzessinnen Radziwill und Fürstenberg, zwei der allergetreuesten und verständnisvollsten Anhängerinnen unsers Herrensports, plaudern, bereitet sich unten das Ereignis des Tages vor.

Glückskind, den auch diesmal wieder Leutnant Schlüter ritt, war der allgemeine Favorit. Die Stute hatte im vergangenen Jahre ihre Sache so vortrefflich gemacht, die ruhige, sichere Hand ihres Reiters besaß ein solches Vertrauen und sie selbst präsen-

tierte sich gerade heute in so ausgezeichneter Kondition, daß man ihr einen glänzenden Erfolg weissagte. Aber sie hatte gefährliche Mitbewerber. Da erschien einmal wiederum Fénélon unter Rittmeister von Heyden-Linden am Start, und neben Prinz Hohenlohes Tommy, welchen Leutnant von Sydow ritt, Leutnant Sufferts Idee, welche ihrem Besitzer erst wenige Tage vorher den prächtigen Goldpokal heimgebracht hatte. Es starteten

Glückskind. Geritten von Leutnant Schlüter.
Nach einer Photographie von H. Schnaebeli & Co. in Berlin.

weiter Kapitän Joës Lady Onston (Reiter Herr Suermondt), Leutnant Wittichs Vici und Freiherr von Erlangers Potentat unter ihren Besitzern und endlich Herrn Spiekermanns Iceberg II. Erst wenige Tage vorher — bei dem Rennen um den Goldpokal — war der letztgenannte Hengst unter einem anderen Reiter gleich bei der ersten Hürde ausgeschieden, heute sollte er unter Herrn von Ravensteins bewährter Führung sein Bestes thun.

Ein prachtvolles Rennen! Zuerst hat Vici den Kopf vorn, bald aber löst ihr Tommy ab; fast geschlossen, nur mit Idee und Potentat in der Nachhut, galoppiert das Feld an den Tribünen vorbei. Da — erst am Wall, dann am Graben — scheint Iceberg wieder bösen Willen zeigen zu wollen, sein firmer Reiter setzt ihm jedoch den Kopf bald zurecht, und als das Feld aus der Schlucht herausfuhr, wobei Vici aus dem Rennen gedrängt wurde, ist der Hengst schon wieder in der vorderen Linie. Noch immer behält Tommy aber die Führung. So geht die Reise bis zur Hecke nach dem irischen Wall zurück — o weh — Potentat trennt sich von seinem Reiter und galoppiert herrenlos weiter mit. Jetzt hinter der letzten Biegung legt sich Iceberg in die Front und schlägt Tommy, dem der Kampf auf der Geraden zu schnell zu sein scheint. Schon jedoch ist Glückskind scharf an ihn heran, Leutnant Schlüter versucht mit der ausgezeichneten Stute noch einmal Herrn von Ravenstein den Siegespreis streitig zu machen — er kommt mächtig vorwärts —, schon

jubelt das Publikum ihm zu . . . . . aber Iceberg trägt nicht umsonst $8^1/_2$ Kilo weniger als Glückskind — leicht schüttelt der Hengst die gefährliche Mitbewerberin ab und geht mit drei Längen Vorsprung als Erster durchs Ziel.

Voll sichtbarsten Interesses waren die hohen Gäste allen Phasen des wechselvollen Kampfes gefolgt, — als endlich die Entscheidung gefallen war, ließ der Kaiser den glücklichen Reiter zu sich bescheiden und überreichte ihm selbst mit huldvollen Worten den prachtvollen Ehrenpreis. Eine kostbare Silberarbeit war es diesmal, die der modernen Silberschmiedekunst, wie der Kunstfertigkeit der Hofjuweliere Wagner & Sohn, aus deren Ateliers sie hervorging, alle Ehre machte: das Mittelschild der prächtigen Schüssel zeigt in getriebener Arbeit den Reichsadler mit dem Porträt des Kaisers auf der Brust, während die breite Rundfläche die Reliefbilder des ersten Hohenzollern, der siegreich in die Mark einzog, und weiterhin des Großen Kurfürsten, Friedrich I, Friedrich II, sowie der beiden verewigten Kaiser trägt.

Es ist wohl am Platze, hier des nicht zu unterschätzenden Einflusses zu gedenken, welchen die zahlreichen Ehrenpreise, die jahraus jahrein auf unsern deutschen Rennplätzen erstritten werden, auf die Hebung des vaterländischen Kunstgewerbes ausüben müssen. Deutschland ist nicht überreich an Bestellern für Arbeiten von wirklich künstlerischem und zugleich von entsprechendem materiellen Werte, und die alte Klage unserer kunstgewerblichen Ateliers, daß sie für Gegenstände, welche nicht dem täglichen Gebrauch gewidmet sind oder sich der oft so platten Mode anpassen, schwer einen Absatz finden, daß es infolgedessen auch schwierig ist, wirklich tüchtige Arbeiter dauernd und lohnend zu beschäftigen, mag wohl gerechtfertigt sein. Da erscheint es denn doppelt erfreulich, daß in den beiden letzten Jahren je 260 Ehrenpreise, zum großen Teil von nicht unbeträchtlichem Wert, auf deutschen Bahnen zur Verteilung gelangen konnten — wir möchten einschaltend uns freilich nicht versagen, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die Spender dieser Preise stets mit recht großer Sorgfalt und, wenn möglich, unter Heranziehung kunstgewerblicher Autoritäten bei der Auswahl der betreffenden Gegenstände verfahren. Ein solcher Renngewinn muß dauernden Wert haben, er soll womöglich noch die Enkel und Urenkel der glücklichen Reiter an deren kühne, schneidige Thaten froh gemahnen. Da thut es der materielle Wert allein sicher nicht, sonst wäre es ja am einfachsten, man stiftete, wie es jetzt bei einzelnen Lotterieen leider Gebrauch geworden ist, eine goldene Säule, welche einer Masse auseinander gelegter Doppelkronen zum Verzweifeln ähnlich sieht und vielleicht auch nichts anderes vorstellen soll. Ein Stück von wirklich künstlerischer Bedeutung aber trägt den dauerndsten Wert in sich, und nur ein solches dürfte unsers Erachtens als Ehrenpreis erkoren werden. Um übrigens nicht mißverstanden zu werden: das letzte Jahrzehnt hat uns bereits in dieser Richtung einen höchst erfreulichen Umschwung gebracht. Wer einmal die Schätze, mit welchen unsere ersten Herrenreiter ihre Gemächer schmücken konnten, selbst gesehen hat, wird mir darin recht geben.

Freilich, leicht wird ihnen der Sieg nimmer gemacht. Eine Zusammenstellung über die Leistungen und Siege, welche wir auszugsweise dem „Sporn" entnehmen, ist nach dieser Richtung hin sehr interessant — doppelt interessant, weil sie sich nur mit der Charlottenburger Bahn beschäftigt und zwei Jahre: 1887, und 1888, umfaßt.

Es stiegen in den Sattel und siegten:

	1887		1888	
	ger.	gef.	ger.	gef.
Leutnant Graf H. Dohna . . .	35	19	30	12
Leutnant von Grävenitz	24	5	47	11
Leutnant von Sydow	32	8	30	8
Rittmeister von Heyden-Linden .	13	5	26	7
Herr von Ravenstein	7	3	27	7
Leutnant Freiherr v. Senden II	6	3	19	6
Leutnant Suffert II	4	1	12	5
Herr W. H. Moore	11	1	14	4
Leutnant Schlüter	3	1	10	4
Rittmeister von Boddien	12	1	15	2
Rittmeister von Kramsta	27	4	5	2
Herr von Tepper-Laski	8	2	8	2
Herr H. Suermondt	—	—	9	1

Im ganzen bestritten in beiden Jahren auf der Bahn des Vereins für Hindernisrennen 107 Herrenreiter die Preise, und davon trugen — gewiß eine bemerkenswerte Thatsache — nicht weniger als 87 den Rock des Königs!

Eine weitere Tabelle, welche uns sämtliche auf deutschen Bahnen im Jahre 1888 siegreich gewesenen Herrenreiter aufzählt, umfaßt 212 Namen, darunter 180 Offiziere vom Oberst bis zum Leutnant. Auch hier finden wir im wesentlichen wieder die gleichen Herren wie in der vorigen Liste, an

Ehrenschild, gestiftet von Kaiser Wilhelm II als Preis für das große Berliner Jagdrennen, am 25. Mai 1889, gewonnen von Herrn von Ravenstein.
Angefertigt von Johann Wagner & Sohn, Hofjuweliere in Berlin.

der Spitze der Sieger, nur daß Herr H. Suermondt, dessen Farben seltener in Berlin, aber desto häufiger auf den westdeutschen Rennplätzen zu sehen sind, mit 65 Rennen und 27 Siegen weit obenan steht, 20 mal rettete er außerdem das zweite Geld. Ihm folgt unmittelbar Graf Dohna mit 45 Rennen, 18 ersten, 10 zweiten, Leutnant von Sydow mit 51 Rennen 16 ersten, 17 zweiten, Leutnant Schlüter mit 48 Rennen, 14 ersten und 8 zweiten Preisen. Rittmeister von Heyden-Linden stieg 48 mal in den Sattel und kam 13 mal als Erster, 12 mal als Zweiter durch das Ziel, Leutnant von Grävenitz holte sich unter 59 Rennen 11 mal die ersten und 17 mal die zweiten Preise.

Da wir gerade bei der leidigen und doch recht interessanten Statistik sind, müssen wir auch einen Blick auf die Leistungen der Pferde werfen, wobei wir auch nur die im Hindernisrennen gegangenen berücksichtigen. Es brachte im Jahre 1888 ein Halbblut seinem glücklichen Besitzer, dem Grafen Schönburg, den größten Gewinn mit 30 305 Mark — die mehrfach genannte Stute Glückskind; demnächst gewann Maasland des Rittmeisters

von Boddien 17500, Idee des Leutnants Suffert II 16568, Flottweg des Herrn Suermondt 16065, Hanſeat des Herrn von Schrader 14890, War Cry des Prinzen Radziwill 14150, Freiherr des Herrn von Tepper-Laski 12520, der alte, brave Niklot des Leutnants Grafen Schmettow 11920 M. Was uns aber beſonders erfreulich erſcheint, die einheimiſche Zucht nimmt unter den Siegern im Hindernisſport eine bedeutende Stelle ein, Idee, Hanſeat und Freiherr ſind in dem altberühmten Herzoglich Braunſchweigiſchen Hauptgeſtüt Harzburg, Flottweg iſt von Freiherrn von Romberg, Niklot im Mecklenburgiſchen Geſtüt Rabenſteinfeld gezogen. Und umgekehrt betonte der „Sporn“ in ſeinem Überblick über die Hindernisrennen des letzten Jahres mit Recht, wie es für die Züchter von außerordentlicher Wichtigkeit ſein muß, daß ſich ein ergiebiges Abſatzgebiet für dasjenige Material findet, welches auf der Flachbahn nicht mit vollem Erfolge auszunutzen, für die Kampagne über Hürden und im Steeple-Chaſe-Felde aber vortrefflich zu verwerten iſt. So ſehen wir hier einen zweiten Vorteil des in Charlottenburg-Weſtend mit ſo viel Liebe und Verſtändnis gepflegten Hindernisſports: während wir im Anfang unſerer Plauderei ſeine große, gar nicht hoch genug zu veranſchlagende Bedeutung für die Armee hervorhoben, können wir, am Schluß derſelben angelangt, konſtatieren, daß die gewaltige Ausdehnung, welche das Rennen querfeldein bei uns erfahren hat, eine bedeutend geſteigerte Nachfrage nach im Inlande gezogenen Pferden hervorrief und damit der vaterländiſchen Zucht zu einer weſentlichen Hilfe wurde.

Am Schluß! Ja, ſind wir denn wirklich am Schluß? Es ließe ſich ja noch ſo viel ſingen und ſagen über den geliebten grünen Raſen — wenn nicht die Geduld des Herrn Redakteurs und wahrſcheinlich auch die Langmut meiner Leſerinnen zu Ende wäre; ich habe ihnen freilich ja auch nichts, ſo rein gar nichts von jenen intereſſanten Geheimniſſen vorgeplaudert, welche in den jetzt in Mode kommenden Sportromanen die Hauptrolle ſpielen. — Und zudem, dort drüben iſt ſoeben das letzte Rennen des Tages zum Austrag gekommen, zum letzten Male haben die glücklichen Gewinner, die das tiefſte Sportverſtändnis oder — den meiſten „Duſel“ hatten, ſich am Totaliſator ihre Goldfüchſe auszahlen laſſen. Die Menge ſtrömt den Ausgängen zu, der Wagenknäuel entwirrt ſich allmählich, eine Völkerwanderung im kleinen wälzt ſich die breite Chauſſee entlang der Hauptſtadt zu. Ob ſie alle befriedigt ſind, die Tauſende und aber Tauſende? Faſt will es ſo ſcheinen — die Augen glänzen wenigſtens, und überall hört man: „Auf Wiederſehen am nächſten Renntag!“

Darf auch ich ſagen: „Auf Wiederſehen!“

Flatterer.

Ein Neſt voll Glück.

(Abdruck verboten.)

Ein Dornendickicht an zerfallner Mauer,
Von Schutt und Staub im kargen Blühn gehemmt,
Ein Bild voll öder, ſchwermutvoller Trauer,
Ein Stückchen Armut, die das Herz beklemmt!

Und doch — ein Trillern plötzlich, hell und eigen,
Ein Schmettern, überfroh und überlaut.
Hat wirklich in den kahlen Dornenzweigen
Ein Vogelpaar ſein Sängerneſt gebaut?

Ja! komm nur nah mit leiſem Atemhauche
Und leiſe biege das Geſtrüpp zurück —
Wie rührend in der Armut Dornenſtrauche,
Wie heilig doch ein ſolches Neſt voll Glück!

Frida Schanz.

Kaiser Wilhelm II und die Marine.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

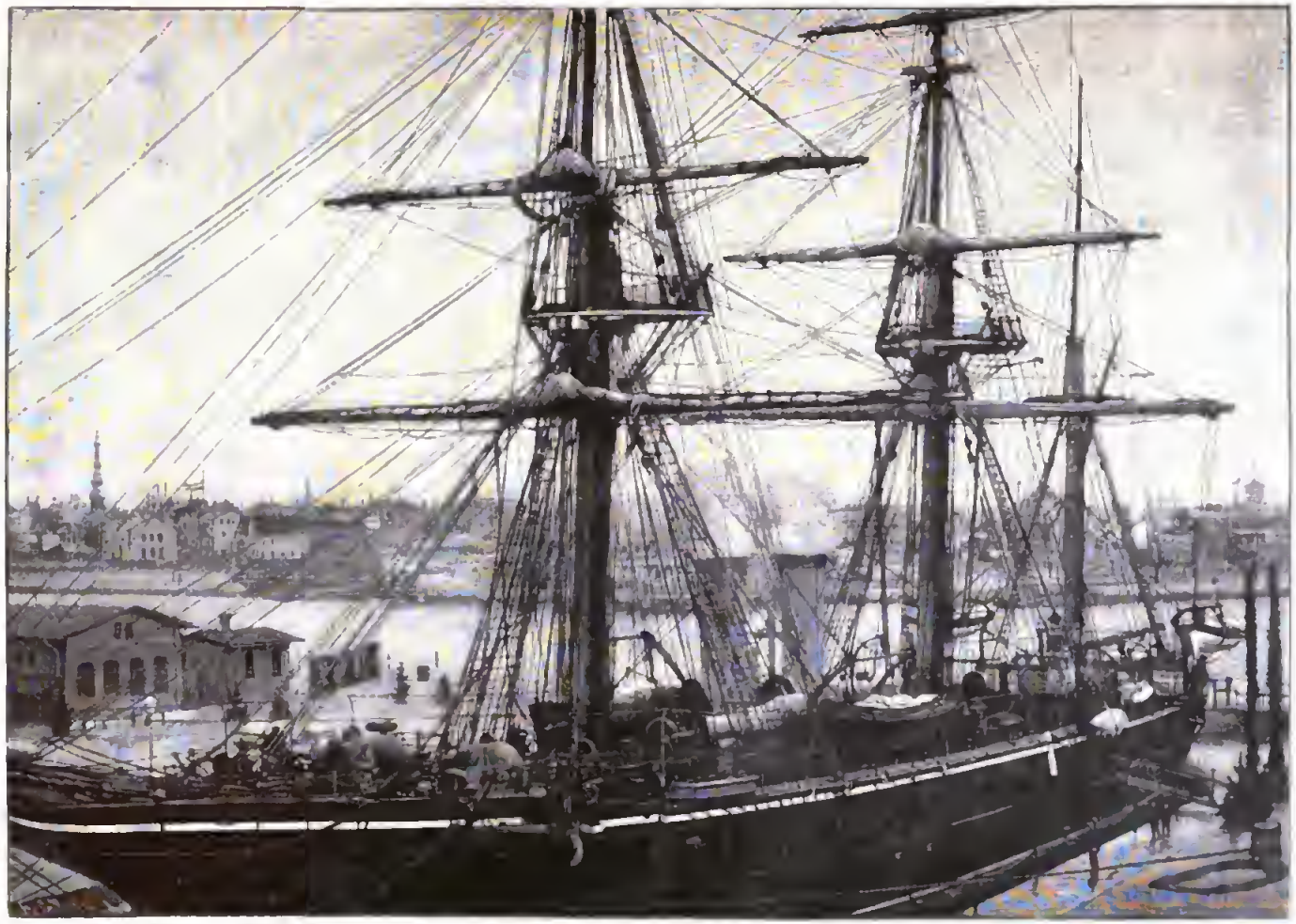
Vierzig Jahre! Welche kurze Spanne Zeit sind sie im Leben der Völker, und doch, welch großartige Wandlungen haben sich in diesem Abschnitte, namentlich in unserm Vaterlande, vollzogen! Aus einem geographischen Begriffe, aus einem zersplitterten und ohnmächtigen Staatenkomplex, auf den das Ausland mit Geringschätzung und hohnvoll herabschaute, ist ein geeintes gewaltiges Reich geworden, das achtunggebietend und gefürchtet dasteht und den ehrenvollen Posten eines europäischen Friedenshortes einnimmt.

Als ein äußerer Ausdruck dieser Machtfülle gilt auch unsere Marine, und mit ihr hat der hohenzollernsche Wahlspruch: „Vom Fels zum Meer!“ sich zur vollen Wirklichkeit gestaltet.

Was der große Kurfürst mit weitschauendem staatsmännischen Blicke vor zweihundert Jahren anzubahnen suchte, die Mitherrschaft auf dem Meere und die Gewinnung von Kolonieen, was aber damals an der Ungunst der Zeiten scheiterte, das hat sich in den letzten vier Jahrzehnten voll erfüllt. In der ersten Hälfte dieses Zeitraumes langsam, aber unentwegt auf ein bestimmtes hohes Ziel lossteuernd, hat Preußen, Deutschlands Vormacht, die Flotte zur Entwickelung gebracht und dann das Deutsche Reich sie auf eine Stufe gehoben, die uns mit Befriedigung und Stolz erfüllen muß; denn heute weht die schwarz-weiß-rote Flagge auf allen Meeren, und ihrer Hilfe dankt Deutschland einen Kolonialbesitz von vielen tausend Quadratmeilen. Mit Neid und Mißgunst haben die großen Seemächte in ihr einen Rivalen mit außerordentlicher Schnelligkeit erwachsen sehen, der für unser Vaterland den ihm gebührenden Anteil am Welthandel fordert, und mit innerem Widerstreben müssen sie anerkennen, daß sie fortan in unserer Marine mit einem wichtigen Faktor zu rechnen haben, dessen Offiziere und Mannschaften von demselben kühnen und todesmutigen Geiste beseelt sind wie unsere Armee, sei es im Kampfe mit tobenden Elementen oder menschlichen Feinden, und die überall die Ehre ihrer Flagge hochzuhalten verstehen.

Seitdem das deutsche Volk im Jahre 1848 zuerst aus seiner politischen Apathie aufgerüttelt wurde und im Gefühle der tiefempfundenen Schmach, welche uns das kleine Dänemark anthat, allgemein der Ruf nach einer Geltung zur See laut wurde, ist unsere Marine sein Liebling gewesen und das Interesse für sie mit ihr gewachsen, aber anfänglich hatte die junge Schöpfung sich nicht gleicher Sympathieen in den herrschenden Kreisen zu erfreuen. In der dem Jahre 1848 folgenden Reaktionsperiode wurde sie von obenher vielfach als ein Kind der Revolution scheel angesehen, und wie die ehemalige deutsche Flotte würde auch wohl die kleine preußische wieder dem Untergange geweiht worden sein, wenn nicht der echt deutsch gesinnte Prinz Adalbert seinen ganzen Einfluß bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV geltend gemacht hätte, um sie vor einem so traurigen Lose zu bewahren. Trotzdem fristete dieselbe während seiner Regierung sozusagen nur ihr Leben. Die ihr von den maßgebenden Behörden bewilligten Mittel waren so knapp, daß ihre Vergrößerung in sehr geringem Maße vor sich ging und es nur der Energie des Prinzen Adalbert zu danken war, wenn er trotz der wenigen Schiffe durch beständiges Aussenden derselben auf längere Reisen eine größere Zahl von Offizieren und Mannschaften schulte, um in der Hoffnung auf günstigere Zeiten daran keinen Mangel zu haben. Der König selbst war während seiner Regierungszeit und in den zehn Jahren, welche sie unter ihm bestand, nur einmal an Bord eines der Kriegsschiffe und zwar der kleinen Korvette „Amazone.“ Die für ihn gebaute Lustjacht „Grille,“ welche noch jetzt als Aviso dient, hat er nie betreten.

Nach Besichtigung der „Amazone“ faßte er mit dem ihm eigentümlichen Humor sein Urteil dahin zusammen: „Ein recht niedliches Schiffchen, aber für Menschen unbewohnbar.“ Unbequem waren die niedrigen Räume freilich, namentlich für Menschen, deren Körpermaß über das gewöhnliche hinausging, wie z. B. beim Feldmarschall von Manteuffel. Als Kaiser Wilhelm I als Prinz von Preußen sich 1852 in Osborne aufhielt, besichtigte er auch das erste von Preußen aus-



Kaiser Wilhelm in Wilhelmshaven. Die Kreuzerkorvette „Alexandrine“ seeklar und unter Dampf in der Kammerschleuse.
Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Digitized by Google

gesandte Geschwader, welches aus „Gefion," „Amazone" und „Merkur" bestand und in der Nähe von Osborne vor Anker lag. Auf der „Amazone" hatte der den Prinzen begleitende General von Manteuffel nicht die kleinen Abmessungen der Schiffsräume in das Auge gefaßt und beim Betreten der Kajütte sich nicht genügend gebückt. Die Folge war, daß er die Helmspitze mit ziemlicher Heftigkeit in die Holzdecke der Korvette rannte und es einige Mühe machte, sie wieder herauszuziehen.

Mit der Übernahme der Regierung durch den Prinzen von Preußen brachen sich allmählich in den maßgebenden Kreisen andere Ansichten über die Marine Bahn. Das persönliche Interesse des Prinzen an ihr war anfangs zwar auch nicht groß und dies auch sehr erklärlich, da er mit Leib und Seele Soldat, das Seewesen ihm aber ganz fremd war und die politischen Verhältnisse auch darauf hinwiesen, seine ganze Aufmerksamkeit der Armee zu widmen, aber etwas günstiger gestaltete sich die Lage der Marine dennoch. Der Prinz-Regent gestattete, daß man größere Mittel als bisher für die letztere forderte und verwendete, und unter seiner Ägide wurde auch die Expedition eines Geschwaders von vier Schiffen nach Ostasien in das Werk gesetzt, um mit Japan, China und Siam Handelsverträge abzuschließen, und zwar nicht für Preußen allein, sondern für alle norddeutschen Küstenstaaten. Das war eine handelspolitische That, die die deutsche Gesinnung Preußens in ein glänzendes Licht stellte. Es hatte allein die beträchtlichen Kosten der Unternehmung getragen, ließ aber uneigennützig die übrigen Staaten die errungenen Vorteile genießen, während gleichzeitig die Wichtigkeit einer Flotte für den Aufschwung des Seehandels dem ganzen deutschen Volke vor Augen geführt wurde.

Der Ausbruch des dänischen Krieges 1864 gab der jungen Marine Gelegenheit, zu zeigen, daß ihre Offiziere und Besatzungen nicht nur mit seemännischem Geschick und Mut die Elemente zu bekämpfen verstanden, sondern daß sie auch von derselben Tapferkeit und Hingabe für König und Vaterland beseelt waren wie ihre Kameraden von der Armee. Sie bewiesen es in dem Gefechte bei Jasmund, wo Kapitän z. S. Jachmann mit „Arkona," „Nymphe" und „Lorelei," zehn Meilen vom Hafen entfernt, die dreifach überlegenen Dänen aufsuchte, zweieinhalb Stunden sich mit ihnen schlug und die Marine ihre Bluttaufe empfing.

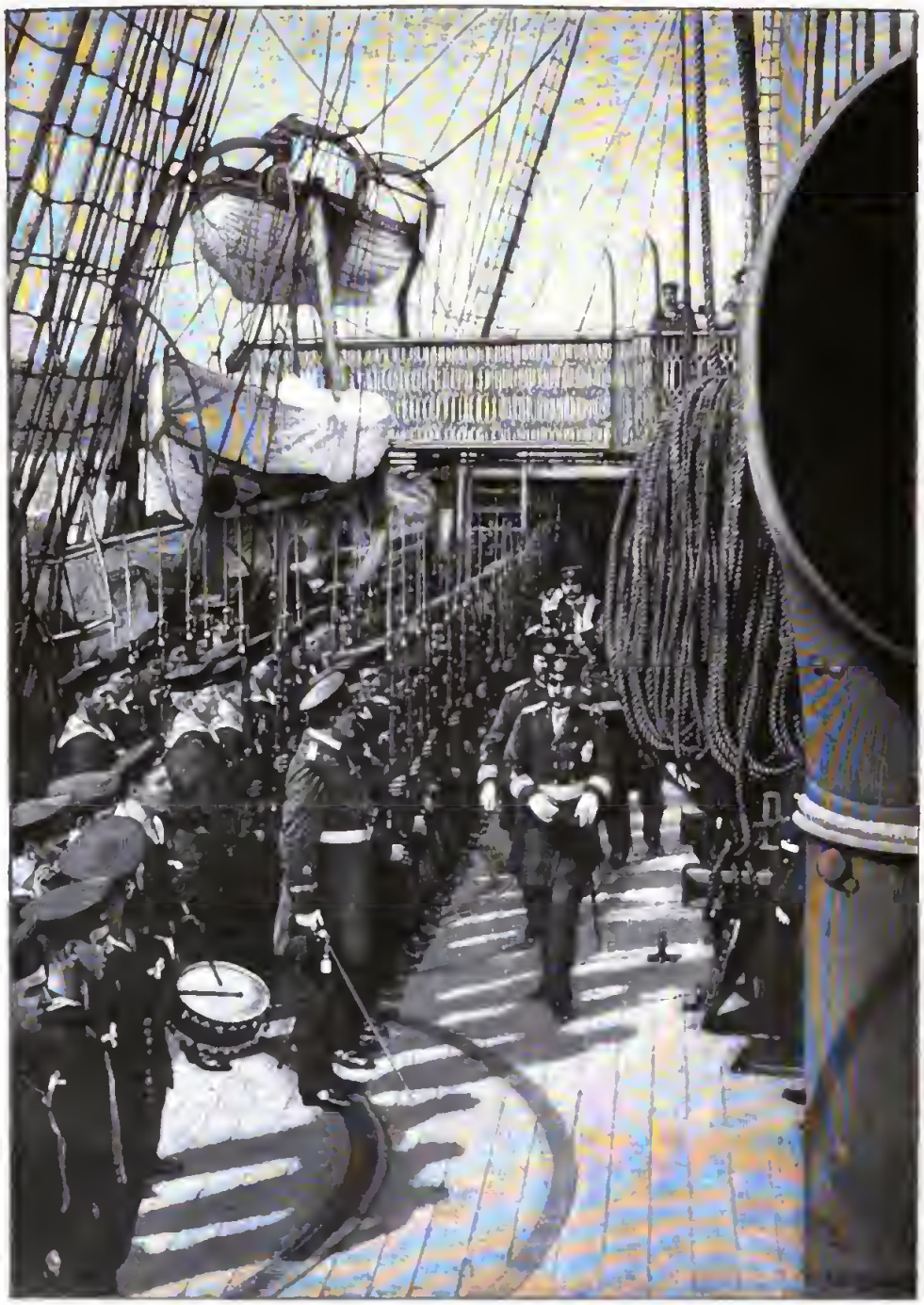
Die ehrenvollste Anerkennung für diese That und die Haltung unserer gesamten Seemacht während des dänischen Krieges war der Besuch derselben durch König Wilhelm in Swinemünde, wo er über alle in Dienst gestellten Schiffe und Fahrzeuge Revue abhielt. Bei dieser Gelegenheit gab er nicht nur seiner vollen Befriedigung mit den Leistungen Ausdruck, sondern nannte auch den 17. März, den Tag des Gefechts bei Jasmund, den Geburtstag der Marine. Es war natürlich, daß die Herzen der Seeleute bei diesem königlichen Lobe lauter schlugen und daß es ein mächtiger Sporn wurde, um sich desselben in Zukunft in noch höherem Grade würdig zu machen.

Die politischen Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 gaben der Marine einen ungeahnten Aufschwung. Der unermüdliche Eifer des Prinzen Adalbert in Ausbildung eines hinreichenden Personals gestattete es, sie mit den jetzt reichlich fließenden und von den Volksvertretungen gern bewilligten Mitteln in einer Weise zu vergrößern, wie wenige Jahre vorher wohl niemand geahnt hatte.

In kurzer Zeit wuchs sie zum Staunen und zu geheimer Besorgnis der Seemächte reißend schnell heran, und während 1864 Dänemark uns zur See noch dreifach überlegen war, hatte sich das Verhältnis fünfzehn Jahre später fast umgekehrt. Unsere Schiffe trugen die deutsche Kriegsflagge über alle Meere der Erde, um den übrigen Nationen zu zeigen, daß unser Handel und unsere Landsleute in fremden Landen fernerhin nicht mehr schutzlos dastehen würden, und wußten sich überall die Achtung des Auslandes zu erringen. Offiziere und Mannschaften der jungen Flotte zeigten sich denen der alten mindestens ebenbürtig, und in Deutschland war plötzlich eine neue Seemacht entstanden, welche ihren Anteil an der Herrschaft des Meeres forderte.

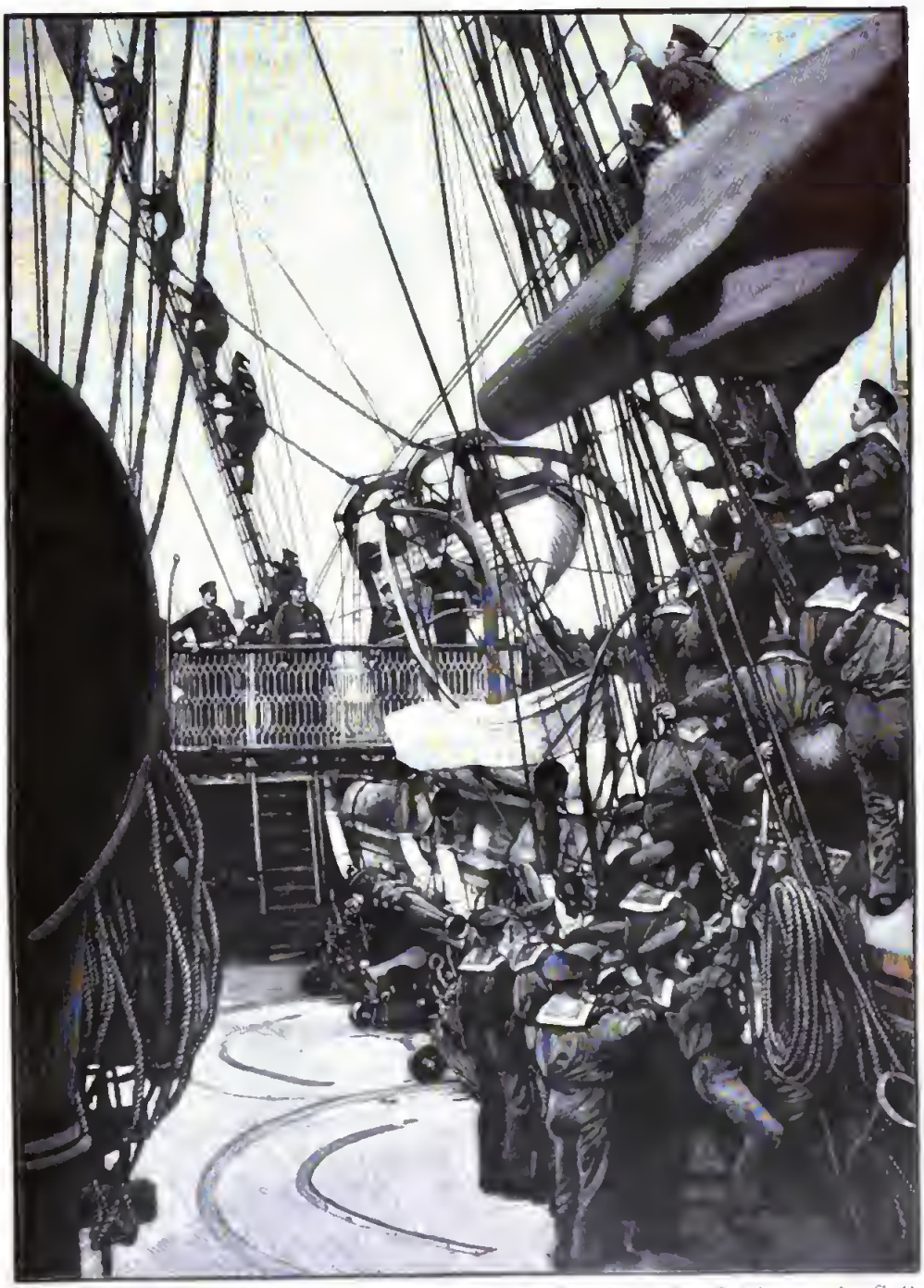
Mit der Vergrößerung der Flotte und ihren anerkannten Leistungen wuchs auch allmählich das persönliche Interesse Kaiser Wilhelms an ihr; es war ihr vergönnt, ihn öfter in ihrer Mitte zu sehen und sich seiner huldvollen Anerkennung zu erfreuen. So gab er 1869 der Eröffnungsfeier von Wil-

Digitized by Google



Kaiser Wilhelm in Wilhelmshaven: Der Kaiser schreitet die auf dem Oberdeck aufgestellte Mannschaft ab.
Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Digitized by Google



Kaiser Wilhelm in Wilhelmshaven: Der Kaiser und der kommandierende Admiral Freiherr von der Goltz auf der Kommandobrücke. Nach einer Momentaufnahme von W. Ziesler in Berlin

helmshaven durch seine Anwesenheit erst die rechte Weihe, so verbrachte er 1875 einen ganzen Tag auf dem Panzergeschwader, mit augenscheinlicher Befriedigung und gespanntester Aufmerksamkeit den ihm bis dahin unbekannten und mit bewunderungswerter militärischer Genauigkeit ausgeführten Manövern folgend. Der hier gewonnenen Überzeugung von der zukunftsreichen Wichtigkeit der Flotte für das Reich war es auch wohl hauptsächlich zu danken, daß der Kaiser seinem Enkel die Genehmigung zur Wahl des seemännischen Berufes erteilte und damit der Marine eine Ehre erwies, welche diese hoch zu schätzen wußte, und die ihr den Beweis lieferte, daß ihr Streben, ihre Leistungen und ihre Bedeutung vom Kaiser gewürdigt wurden.

Trotz dieser huldvollen Gesinnung des Kaisers und der ausgesprochenen vollen Sympathieen des gesamten Volkes regte sich in den Herzen der Marineangehörigen aber doch ein gewisses Etwas, das sie nicht zu einer vollen Befriedigung gelangen ließ. Im Vergleich zur Armee fühlte man sich in vielen Beziehungen derselben nicht gleichgestellt und gewissermaßen in zweite Reihe geschoben; man wurde, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, in gewissen leitenden Kreisen nicht für voll angesehen, und dies Gefühl ließ einen scharfen Stachel zurück. Besonders schmerzlich wurde es empfunden, daß ihre Leitung nicht in den Händen eines Seeoffiziers, sondern in denen eines Generals lag. Wenngleich in früheren Zeiten die Besetzung dieser Stellung mit einem hervorragenden Landoffizier eine Berechtigung gehabt hatte, so fielen in den letzten zehn Jahren die damals bestimmenden Gründe fort. Es waren ältere Marineoffiziere zur Genüge vorhanden, welche die erforderlichen Eigenschaften zur Ausfüllung jenes Postens besaßen und außerdem den Vorzug technischer Ausbildung vor Generalen voraus hatten, was in der neueren Zeit ganz besonders in das Gewicht fiel, aber sie mußten einer nach dem anderen weichen, und das System wurde bis zum Tode Kaiser Wilhelms und während der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs aufrecht erhalten.

Erst mit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II wurde dasselbe verlassen, und die schon unmittelbar nach derselben veröffentlichte Proklamation an die Marine gab dieser die mit allgemeiner Freude begrüßte Gewißheit, daß sie in dem neuen Herrscher einen Oberbefehlshaber erhalte, dessen Herz ebenso warm für sie wie für die Armee schlug und von dem sie sich die Erfüllung ihrer langgehegten Wünsche versprechen durfte.

Kaiser Wilhelm II schaute auf die Marine mit ganz anderen Gefühlen als sein kaiserlicher Großvater. Dieser war ihr erst in spätem Alter näher getreten; er sah in ihr etwas ganz Neues, seinem bisherigen Ideenkreise völlig Fremdes, und außerdem war sie bei seinem Regierungsantritte und längere Zeit nachher unbedeutend und unerprobt. Es war daher nur natürlich, wenn sie ihm ferner stand und während seines Lebens blieb, als die Armee, die mit Recht seine ganze Liebe besaß und verdiente.

Kaiser Friedrich hegte schon größeres Interesse für die Flotte und würde dasselbe gewiß auch rege bethätigt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger die Regierung zu führen, aber auch er war, als sie zu einiger Bedeutung gelangte, schon zu sehr in den Jahren vorgerückt, um sich mit der neuen Schöpfung eingehender zu beschäftigen und ihr besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei Kaiser Wilhelm II lagen jedoch die Verhältnisse anders. Für jugendliche Gemüter hat das Seewesen überhaupt großen Reiz; dann sah Prinz Wilhelm die Marine mit sich selbst wachsen und sich entfalten, den in Liebe ihm so eng verbundenen Bruder den allen Jünglingsherzen so romantisch erscheinenden Beruf wählen — da war es wohl erklärlich, daß er den lebhaftesten Anteil an der Entwickelung unserer Flotte nahm und im Hinblick auf die Zukunft sich möglichst genaue Kenntnis von der Waffe zu verschaffen suchte, die fortan neben der Armee den Schutz des Vaterlandes zu übernehmen hatte, und deren Spitze zu sein er dereinst berufen war. Er erfaßte diese Aufgabe mit größtem Eifer, ja man darf wohl sagen, mit Enthusiasmus und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um in das Wesen der Sache einzudringen und sich ein eignes Urteil darüber zu bilden.

Als 1877 das kronprinzliche Paar den jungen Prinzen Heinrich nach Kiel brachte, wo er als Kadett auf der „Niobe" eingeschifft wurde, begleitete auch Prinz Wilhelm den Bruder. Bei dieser Gelegenheit fiel es allgemein auf, wie genaue Kenntnis unser jetziger Kaiser von Marineangelegenheiten besaß. Als der Stationschef dem damaligen

Kronprinzen gegenüber seine Verwunderung über dieses seltene Wissen aussprach, äußerte dieser: „O, mein Ältester schwärmt noch mehr für das Seewesen als sein Bruder, und was sich darüber am Lande und aus Büchern erlernen läßt, das kennt er.“

Dieses lebendige Interesse für die Marine ist seitdem nicht nur geblieben, sondern noch stets gewachsen. Der Gedankenaustausch mit dem Bruder erhielt den Prinzen Wilhelm in fortwährend enger Fühlung mit jener, mit ihren Bedürfnissen und den berechtigten Wünschen ihrer Angehörigen. Ein wie warmer Freund der Flotte der zukünftige Herrscher Deutschlands geworden, das zeigte sich vor zwei Jahren in seiner Ansprache an das Marineoffizierkorps bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Wilhelmshaven. Prinz Wilhelm war kurz zuvor bei der Grundsteinlegung des Nord-Ostseekanals von seinem kaiserlichen Großvater à la suite des Seebataillons gestellt und ihm damit ein Herzenswunsch erfüllt worden, indem er nun auch durch ein äußeres Band der Marine angehörte. Dieser Freude gab er in der erwähnten Ansprache den lebhaftesten Ausdruck, und das Offizierkorps durfte sich zu der ihm dadurch gewordenen hohen Anerkennung mit Recht beglückwünschen.

Bekanntlich machte um diese Zeit Prinz Wilhelm in Begleitung des eine Torpedodivision von sechs Booten befehligenden Prinzen Heinrich bei stürmischem Wetter jene bekannte Fahrt nach England, welche den Neid und die Bewunderung der Franzosen und Engländer herausforderte, deren Torpedoboote die deutschen Fahrzeuge sowohl an Schnelligkeit wie Seetüchtigkeit und schneidiger Führung den Rang abgelaufen hatten. Zu dieser Zeit ahnte der Prinz wohl noch nicht, daß er kaum ein Jahr später selbst die Kaiserkrone tragen würde, aber mit der Thronbesteigung kündete er auch dem Lande an, daß er fortan Armee und Marine als gleichberechtigte Teile der bewaffneten Macht betrachte, beiden in gleichem Maße seine Huld und sein Wohlwollen zuwende und keinerlei Unterschied in ihrer Behandlung mehr stattfinden solle. Sehr bald nahmen die in der Proklamation gemachten Verheißungen auch praktische Gestaltung an. Die Leitung der Marine ging aus den Händen eines Generals in die eines Admirals über, ein Schritt, der überall in der Marine mit Jubel begrüßt wurde. Ihm schloß sich demnächst eine Organisationsänderung an. In der bisherigen Spitze der Marine, dem Chef der Admiralität, waren Kommando und Verwaltung vereinigt. Sie wurden jetzt getrennt, ein kommandierender Admiral erhielt entsprechend der Landarmee den militärischen Oberbefehl, während Verwaltung und Technik einem Staatssekretär des Reichsamtes der Marine, ebenfalls einem Seeoffizier unterstellt wurden. Ebenso trat ein besonderes Marinekabinett ins Leben unter einem Seeoffizier und zugleich Flügeladjutanten des Kaisers. Durch diese Maßnahmen war die Marine in jeder Beziehung gleichberechtigt neben die Armee gestellt, ihr jeder Anlaß zu irgendwelcher Unzufriedenheit genommen und ihr Gelegenheit gegeben, ihren Dank für die kaiserliche Gnade durch um so größeren Eifer, sich derselben wert zu machen, abzustatten. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß dies in so hohem Grade, wie es in Menschenmacht liegt, geschehen wird.

Es ist bekannt, wie Se. Majestät der Kaiser sehr bald nach seiner Thronbesteignng an der Spitze eines mächtigen Geschwaders von Kiel aus an die nordischen Fürstenhöfe zog, um im Sinne des hochseligen Großvaters Deutschlands Friedenspolitik auch für seine Person öffentlich zu bethätigen. Wie die unübertreffliche Mannszucht, die brillante Führung und die seemännische Tüchtigkeit von Offizieren und Mannschaften die bewundernde Anerkennung des Auslandes sich errangen, ernteten sie auch das warme Lob des kaiserlichen Kriegsherrn selbst, und dasselbe fand in einer Kabinettsordre nach Beendigung der Reise entsprechenden Ausdruck.

Seitdem hat unser Herrscher fortdauernd der Marine sein Wohlwollen gezeigt und ist mit ihr oft in nahe Berührung getreten. Am 11. November vorigen Jahres wohnte er den Flottenmanövern in Wilhelmshaven bei; am 16. April dieses Jahres inspizierte er das aus dem Mittelmeer zurückkehrende Schulgeschwader und am 8. Mai gelegentlich der Taufe des Sohnes des Prinzen Heinrich das Panzergeschwader in Kiel, wobei er eine längere Fahrt in See mit dem von seinem Bruder kommandierten gepanzerten Kreuzer „Irene“ unternahm. Stets, wenn der Kaiser in unsern Kriegshäfen erscheint oder sich an Bord eines Kriegsschiffes begibt, trägt er auch die Admiralsuniform, wodurch er

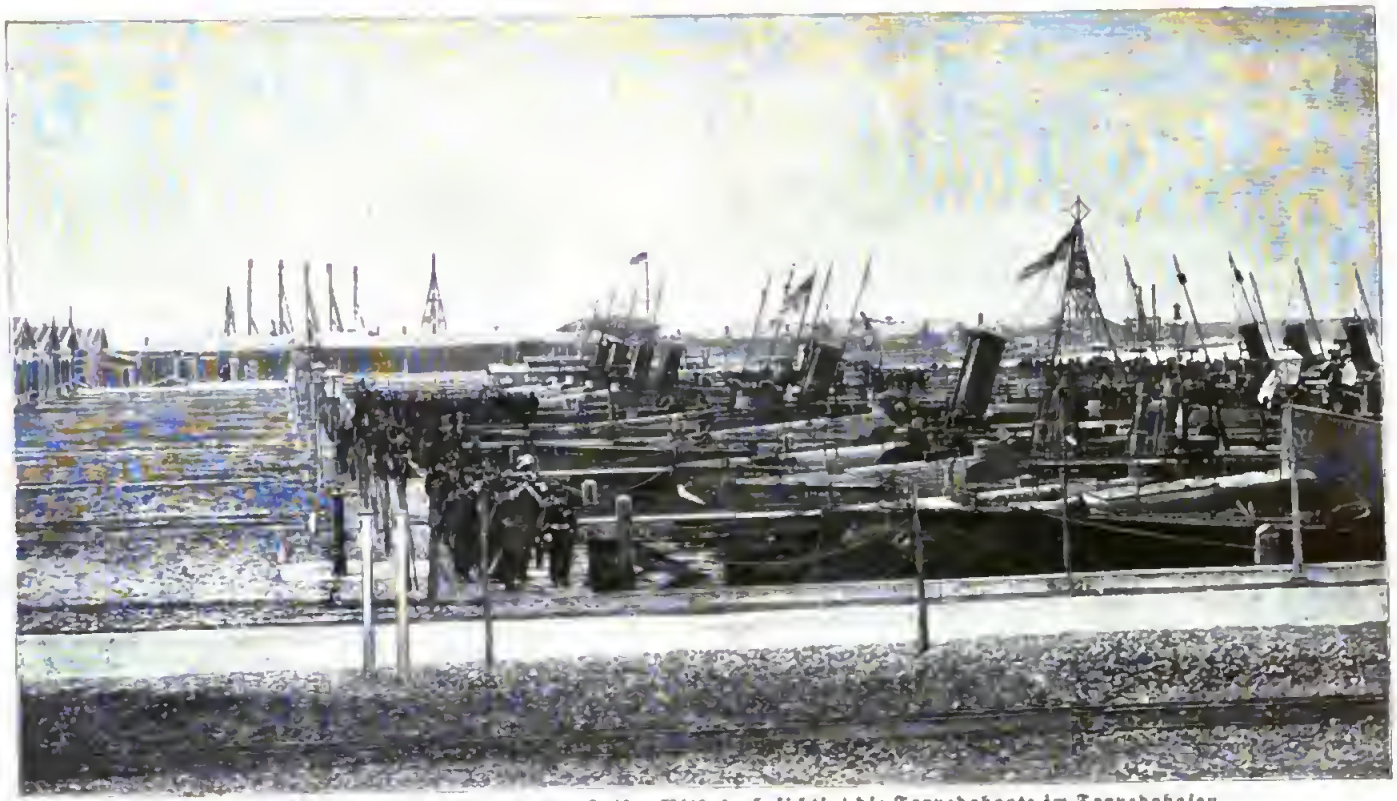
ebenso die Marine ehrt, wie er damit äußerlich seine enge Zusammengehörigkeit mit letzterer andeuten will.

Als die Nachricht von dem großen Unglück eintraf, von dem im März ein Teil unserer Schiffe bei den Samoainseln heimgesucht worden war, da wurden wohl wenige in Deutschland schmerzlicher davon berührt als der Kaiser selbst, aber gleichzeitig fühlte er auch das Bedürfnis, der Marine Trost über die durch elementare Gewalt erlittenen schweren Verluste zuzusprechen und sie zu ermutigen. „Ich erwarte von meiner Marine," heißt es in der betreffenden Kabinettsordre, „daß sie durch solche Unglücksfälle sich nicht in dem Vertrauen zu ihrer gedeihlichen Entwickelung wird erschüttern lassen," und als die Korvette „Alexandrine" vierzehn Tage später bereit war, nach Samoa abzusegeln, um die dort gerissenen Lücken auszufüllen, da drängte es den Kaiser, nach Wilhelmshaven zu reisen, um selbst dem scheidenden Schiffe das Geleit in See zu geben, sowie persönlich Offizieren und Mannschaften Lebewohl zu sagen. — Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß ein solcher Abschied nicht allein auf die Scheidenden, sondern auf die ganze Marine elektrisierend wirken mußte und daß jeder einzelne sich im Herzen gelobte, für so große kaiserliche Gnade und Güte sich dankbar zu erweisen, in unwandelbarer Treue zu dem geliebten Herrscher zu stehen und bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Flagge zu wahren. — Die diesem Artikel beigegebenen Illustrationen, welche Momentphotographieen von Ziesler in Berlin nachgebildet sind, stellen Augenblicke aus dieser Kaiserreise dar. — Das erste Bild zeigt die Kreuzerkorvette „Alexandrine," wie sie, der Ankunft des Kaisers gewärtig, seeklar und unter Dampf in der Kammerschleuse von Wilhelmshaven liegt. Sie ist eine von unsern größeren Korvetten, mit eisernen resp. Stahlrippen und Balken und hölzerner Bekleidung. Bei 72 Meter Länge, 13 Meter Breite und 5,6 Meter Tiefgang führt sie eine Bewaffnung von zwölf 15 Centimeter-Geschützen und verschiedenen Revolverkanonen, hat 2400 Tonnen Wasserverdrängung und ebensoviel Pferdekräfte, die ihr eine Geschwindigkeit von fünfzehn Knoten erteilen, während ihre Besatzung 267 Köpfe beträgt.

Als der kaiserliche Wagen vor der am Schiffe aufgestellten Ehrenpforte anlangte, sprang der Kaiser mit jugendlicher Elastizität hinaus, begab sich über die Laufplanke an Bord und schritt die Front der auf dem Oberdeck aufgestellten Mannschaft ab. Diese Episode stellt die zweite Augenblicksaufnahme dar. Es sind kräftige, wettergebräunte Gestalten, die dort vor ihrem höchsten Kriegsherrn das Gewehr präsentieren, und wohl mag dessen Auge mit Wohlgefallen auf den „blauen Jungen" ruhen, welche in weite Ferne ziehen, um den Ruhm des Vaterlandes zu mehren und welche ebenso tapfer mit den Elementen wie mit menschlichen Feinden zu kämpfen verstehen. Das dritte Bild zeigt uns den Kaiser auf der Kommandobrücke und neben ihm den kommandierenden Admiral Freiherrn v. d. Goltz. Die „Alexandrine" hat die Kammerschleuse verlassen, die mächtigen Thore hinter ihr sind wieder geschlossen, schneller und schneller gleitet das schlanke Schiff durch die Molen und auf den Strom. Da schrillen die langen Rollpfiffe der Bootsmannsmaate, und „Entert auf!" ertönt das Kommando. Augenblicklich wimmeln die Masten von den schnellfüßigen Blaujacken, und aus Hunderten von jugendlichen Kehlen erschallen drei kräftige Hurra! als letzter Abschiedsgruß an die Heimat zum Lande hinüber, wo es Tausende von Zuschauern erwidern.

Die Schraube schlägt schneller an, mit der helfenden Ebbe fliegt das Schiff den Strom hinunter, und allmählich entschwinden die Ufer. Auf der Rede von Schillig in der Außen-Jade stoppt das Schiff, ein Signal ruft das Stationschefboot längseit; der Kaiser nimmt Abschied und wünscht in warm empfundenen Worten den Scheidenden Glück zur Reise, um sich auf den Aviso „Greif" zu begeben, mit ihm noch eine weite Strecke die „Alexandrine" jenseits Wangeroog in See zu geleiten und dann zum Abend nach Wilhelmshaven zurückzukehren. Mit den kaiserlichen Glückwünschen verbinden sich auch die des ganzen deutschen Volkes für die schmucke Korvette. Mögen sie ihr zum Segen werden und das Schiff dereinst glücklich zum heimischen Hafen zurückführen!

Unser viertes Bild stellt die Besichtigung des Torpedohafens in Wilhelmshaven durch den Kaiser dar. Wie friedlich sie dort nebeneinander aufmarschiert liegen, die kleinen Boote, von denen unsere Marine jetzt fast schon hundert zählt! Und von welch furchtbarer, unheimlicher Wirkung können und



Kaiser Wilhelm in Wilhelmshaven: Kaiser Wilhelm besichtigt die Torpedoboote im Torpedohafen.
Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin

werden ſie ſein, wenn ſie mit blitzartiger Geſchwindigkeit und bei ihrer niedrigen Lage über Waſſer faſt kein Ziel bietend gegen den Feind gehen, um mit einem Treffer auch das ſchwerſte Panzerſchiff in die Tiefe ſinken zu laſſen! Welche Schutzmittel haben die Flotten gegen ſie erfunden, Drahtnetze, Torpedofänger, elektriſches Licht — und doch wird alles unzulänglich ſein, namentlich in der Nacht, wie ſich das bei unſern Flottenmanövern herausgeſtellt. Wie unſere Induſtrie ſich in den letzten Jahrzehnten ſo mächtig gehoben, hat ſie auch auf dem Gebiete des Torpedobootbauweſens den anderen Nationen den Rang abgelaufen. Die deutſchen Torpedoboote ſind die ſeetüchtigſten und unſer wirkſamſter Küſtenſchutz. Es iſt kaum anzunehmen, daß fernerhin feindliche Flotten unſere Küſten blockieren oder wohl gar eine Landung verſuchen werden — die hundert Blitzboote werden im Verein mit unſern Panzern ſie daran zu hindern wiſſen.

Es liegt in Gottes Hand, wie lange der Friede trotz unſers Kaiſers und ſeines großen Kanzlers Bemühungen noch aufrecht erhalten werden kann, doch der nächſte Krieg wird an Schrecken und Zerſtörung alles hinter ſich laſſen, auch auf dem Waſſer. Wir ſind gewohnt, daß unſere Armee ſich in heldenmütigſter Weiſe ſchlägt, aber in dem kommenden Kampfe wird auch die ganze Marine beteiligt ſein und verhältnismäßig nicht geringeres leiſten als die Kameraden auf dem Lande. Sie weiß, daß das Auge des geliebten Kaiſers ſie mit derſelben Sorgſamkeit, demſelben Wohlwollen verfolgt und über ihr wacht wie über der Armee, ſie fühlt, wie das ganze Volk ihr warme Sympathieen entgegenträgt, und ſie wird im Ernſtkampfe ſich deſſen würdig zeigen.

Ernſt von Wildenbruch.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

„Es ſoll der Sänger mit dem König gehen — ſie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!“ In ſchöner Weiſe hat ſich dieſes klaſſiſche Wort an dem Dichter beſtätigt, mit dem wir uns heute beſchäftigen wollen. Es iſt bekannt, in welcher Weiſe Wilhelm II, der für die nationale Kunſt begeiſterte Kaiſer, den Verfaſſer der „Quitzows“ ausgezeichnet hat, den Mann, der zu den wenigen Glücklichen gehört, für welche die Dichterkrone nicht zur Dornenkrone geworden iſt.

Ernſt Adam von Witdenbruch ſteht heute inmitten des rüſtigſten Mannesalters, im 44. Lebensjahre. In unermüdlichem dichteriſchen Drange ſchafft er Werk auf Werk — ſchon wird ein neues Drama aus ſeiner Feder angekündigt: „Der Generalfeldobriſt,“ das ſich mit den „Quitzows“ in das öffentliche Intereſſe teilen ſoll. Das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren ſcheint nicht zu den Gepflogenheiten des unermüdlichen Dichters zu gehören, deſſen Schaffensweiſe in einigem ſeiner dramatiſchen Handlung gleicht, die ſtürmiſch, ohne Stillſtand, an uns vorüberbrauſt — bis zum Ende.

Es mag das freilich ſeinen Grund in einer Eigentümlichkeit Wildenbruchs finden, die der Kritik wiederholt Anlaß zu Ausſtellungen gegeben hat. Der Dichter gibt ſich in ſeinen einzelnen Werken niemals innerlich ſo aus, daß ſein poetiſcher Born für den Augenblick erſchöpft erſchiene und darauf warten müßte, daß ſeine Quellen ihn wieder mit neuem Inhalte füllen. Es gibt wenige Dichter, die über eine ſo mächtig fortreißende Kraft verfügen wie dieſer, über eine ſo packende augenblickliche Gewalt, aber es muß doch geſagt werden, daß dieſe Kraft des augenblicklichen Eindruckes mit der Dauer ihrer Wirkung in keinem ganz befriedigenden Verhältniſſe ſteht. Das iſt übrigens auch ziemlich natürlich. Die tiefſten Stellen eines Stromes können nicht zugleich ſeine reißendſten ſein. Wildenbruch aber iſt eine dichteriſche Individualität, die ihre ſchönſten Erfolge auf dem ſonnendurchwärmten Felde der Begeiſterung pflückt, nicht etwa wie Shakeſpeare in den tiefſten Gründen und Abgründen menſchlichen Seins.

Wer unſerm Dichter ganz gerecht werden will, der darf ihn nicht mit den klaſſiſchen Heroen unſerer Litteratur vergleichen. Er iſt eine ganz neue Erſcheinung, die überhaupt erſt durch das große deutſche Einigungswerk möglich geworden iſt, ſeine litterariſche Phyſiognomie trägt alle Züge der Zeit in ſich, er beſitzt manchen Rubin, der in

Ernst v. Wildenbruch

dem poetiſchen Wappenſchilde früherer Dichter fehlte, ihm mangelt manche Eigenſchaft, über welche jene in reichem Maße verfügten.

Wildenbruch iſt der Dramatiker des neuen Deutſchen Reiches. Wie dieſem, fehlt es auch ihm an einer gewiſſen Vertiefung; ſeine Zeit iſt noch zu jung und er zu innig mit ihr verwachſen, als daß ſie ihm jene Tiefkultur nationaler Gedanken gewähren könnte, wie jene, aus der die unſterblichen Werke unſerer Klaſſiker erwachſen ſind. Die Zeit der Goethe und Schiller war ja politiſch eine ungleich traurigere und ödere, poetiſch dagegen fruchtbarere als die unſerige. Jene war geſättigt von ewig-menſchlichen Gedanken, unſere geht in den nationalen ganz auf, die heute für uns Deutſche noch zu jung ſind, um uns ſchon den weiten Anblick zu erſchließen, der thatſächlich in ihnen liegt, zu jung, um ſich ſchon mit ſichtlichem Bewußtſein ſelbſt erkannt und den letzten Zielen der Menſchheit untergeordnet zu haben. Das Nationale iſt vorläufig noch Selbſtzweck, es begeiſtert ſich an ſich ſelbſt, ja, es iſt in unſern Händen ein noch zu ungewohntes Ding, um uns alle ſeine Geheimniſſe und Schönheiten zu enthüllen und uns viel mehr zu entlocken, als das inſtinktive lyriſche Gefühl der Begeiſterung. Es iſt ja viel leichter, einem Dichter kurzweg eine Schranke ſeines Könnens zu ziehen, als die tieferen Urſachen dafür zu finden, weshalb wir gewiſſe Töne auf ſeiner Lyra vermiſſen. Wenn alſo die Wildenbruchſche Dichtung in gewiſſer Beziehung

einen Mangel empfinden läßt, ſo ſind wir geneigt, ſeine Zeit, ſein Publikum wenigſtens mit dafür verantwortlich zu machen.

Nicht nur in äſthetiſcher, ganz beſonders auch in politiſcher Hinſicht iſt Ernſt von Wildenbruch eine außerordentlich erfreuliche Erſcheinung. Der Ton, den er anſchlägt, erklingt uns wie der Trompetenruf und Trommelwirbel, mit dem ſich die neue Geſtaltung Deutſchlands 1870 71 ankündigte. Markiges Selbſtbewußtſein, feurige Begeiſterung, die ſich in Thaten umſetzt, zielbewußtes nationales Wollen, glühende Liebe zum Volkstum und Vaterlande — das ſind Eigenſchaften unſers Dichters, die ihm nicht nur eine rein litterariſche Bedeutung ſichern, ſondern auch eine nationale.

Ernſt von Wildenbruch in ſeinem Arbeitszimmer.
Gezeichnet nach dem Leben von E. Thiel.

Und es ſcheint wirklich, als ob das Geſchick es ganz beſonders darauf abgeſehen habe, in Wildenbruch einen poetiſchen Ver-

treter gerade des neuen Deutschland zu erziehen. Hat es ihn doch an den Webstuhl der Zeit gestellt und an der Arbeit derselben persönlich mitwirken lassen: die Jahre 1866 und 1870/71 haben ihn auf dem Felde der Ehre gefunden.

Geboren ist Wildenbruch als „Deutscher im Auslande" — am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien. Sein Vater, Ludwig von Wildenbruch, der dortige preußische Konsul, siedelte bald darauf mit seiner Familie nach Berlin über, dann nach Athen, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, bis er als preußischer Gesandter nach Konstantinopel versetzt wurde. Es mag nicht ohne Einfluß auf den künftigen Dichter geblieben sein, daß er die ersten Eindrücke seines Knabenalters am Fuße der Akropolis und am Gestade des Bosporus aufnehmen durfte, wo seine Erziehung von einer geliebten Mutter (Ernestine, geb. von Langen, † 1857) und einem trefflichen Hauslehrer, dem jetzigen Waisenhausdirektor in Halle, Dr. Otto Frick, geleitet wurde. Auf des Vaters Wunsch trat er, nach Deutschland zurückgekehrt, 1859 ins Kadettenkorps, nachdem er vorher in Halle und Berlin Gymnasialstudien obgelegen. Obwohl er schon 1863 das Kadettenkorps als Offizier verließ und noch weitere zwei Jahre seinem militärischen Berufe treu blieb, erkannte er doch bald, daß dieser „Beruf" ein verfehlter war. Immer lebhafter erwachte in ihm das Bedürfnis, seine unterbrochene wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden. Nachdem er sich zu Burg bei Magdeburg für das akademische Studium vorbereitet, finden wir ihn 1867 bis 1870 als stud. jur. an der Universität Berlin. Nach bestandenem Referendarexamen zur Fahne berufen, machte er, der schon 1866 an dem Feldzuge gegen die Bundesstaaten beteiligt war, den Krieg gegen Frankreich mit, um dann (1871—1876) als Referendar am Gerichte zu Frankfurt a/O. zu wirken. Im Jahre 1876 besteht er sein Assessorexamen, wird Richter zu Eberswalde, dann am Berliner Stadtgerichte beschäftigt, bis er im Sommer 1877 zum Auswärtigen Amte übergeht, wo er noch heute als Legationsrat thätig ist. Mit Recht macht ein Biograph auf den „männlichen Zug der Selbstbestimmung" aufmerksam, der „diesem wechselreichen Leben voll mannigfacher Anregung etwas besonders Anziehendes gibt." In der That — es liegt „dramatische Bewegung" in diesem Leben, eine ganze Reihe wirksamer, farbenreicher Bilder und Szenen.

Wildenbruchs erste Dichtung „Die Philologen am Parnaß (ein Satirspiel)" erschien 1869 und legt ein interessantes Zeugnis von den Anregungen ab, die der Dichter aus seinen akademischen Studien schöpfte. In heiterer Weise werden hier die Auswüchse, insbesondere der modernen klassischen Textkritik, beleuchtet, indem sich die alten griechischen Epiker und Tragiker von den den Parnaß stürmenden Philologen bei lebendigem Leibe sezieren lassen müssen. Im Jahre 1873 folgen „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen." Dieses Werk zeigt uns den Dichter auf der Höhe seiner christlich-germanischen Weltanschauung, die sich freilich noch nicht in geläuterter Kunstform darstellt. Den Söhnen der Sibyllen, den Romanen, werden die Söhne der Nornen, die Germanen, gegenübergestellt. Wie diese maßgebenden Rassen in der Weltgeschichte nebeneinander herlaufen, wie sie sich bald zu großem Kulturwerke vereinigen, bald in grimmem Hasse gegeneinander prallen — das wird hier in der Form großartiger Visionen und Bilder geschildert, die allerdings zuweilen die erwünschte plastische Greifbarkeit vermissen lassen. Der Vorwurf, den sich der Dichter in diesem Werke gewählt hat, ist so riesenhaft, daß seine dichterische Behandlung wohl immer mehr oder weniger unzulänglich bleiben muß. Früchte des deutsch-französischen Krieges sind die beiden Heldenlieder „Vionville" und „Sedan," zwei Dichtungen, die ihrem Schöpfer einen bleibenden Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Schrifttums sichern dürften. Dem, was jedes deutsche Herz bei dem Gedanken an die große Abrechnung mit den Franzosen, an die Einigung Deutschlands erfüllt, dem hat Wildenbruch in seinen Heldenliedern eine Sprache verliehen, die wie „Orgelton und Glockenklang" erschallt. Wie machtvoll hat er beispielsweise die Bedeutung des großen Augenblickes erschöpft, wenn er in der „Nacht von Donchery" („Sedan") den französischen General Wimpfen den „Rittersinn" Deutschlands anrufen läßt, nachdem die fränkische Gewalt in den Staub geworfen, und dann fortfährt:

„Und er stand auf — vor allem deutschen Volke
Stand Bismarck auf, Preußens gewalt'ger Sproß,
Ein Sonnenpfeil aus düstrer Wetterwolke,
Sein stürmend Auge in die Ferne schoß.
Da trat vor ihn, unsichtbar diesen allen,

Zum Himmel ragend, wundervoll ein Weib,
Er ſah die Flut der goldnen Locken wallen,
Erkannte Deutſchlands heil'gen Mutterleib —
Ihm that ſie auf der Lippen Bogenpforte,
Und lauſchend trank er ſeiner Mutter Worte:

‚Gedenke, Sohn, beim Anblick dieſes Franken,
Der ſchmeichelnd fleht, daß Frankreich ihr verſchont,
Wie man den Männern, die bei Leipzig ſanken,
Für Treue, Liebe, Todesmut gelohnt!
Wie man zu Wien die tauſend bittren Tropfen
Aus deutſchen Mutteraugen ſchnöd vergaß,
Weil man beim Knallen der Champagnerpfropfen
Viel lieber lauſchte Frankreichs Witz und Spaß!
Wie man den heil'gen Strom aus Volkes Herzen
In Jammerbächen ſchnöd verrinnen ließ,
Bis daß dies Volk, getäuſcht, in wilden Schmerzen,
Sein Heiligtum, die Liebe, von ſich ſtieß!
Soll es, o Sohn, ſoll's wieder alſo ſein?'
Und Bismarck that den Mund auf und ſprach: ‚Nein!'

Sie ſprach zum zweitenmal: ‚Du ſollſt gedenken
Der Zeit, o Sohn, des Jammers und der Schmach,
Da's jedem Buben recht war, den zu kränken,
Der Deutſchlands ſchöne Mutterzunge ſprach!
Wer gab der Welt zu Spott euch und Gelächter?
Wer trat mit Füßen Deutſchlands Majeſtät?
War's nicht der alte Nebenmenſch-Verächter,
Dies Frankenvolk, das jetzt um Gnade fleht?
Riß es nicht klaffend jede deutſche Wunde?
Verhetzt' es ziſchelnd Süden nicht und Nord?
Trank es nicht mit des Vampyrs eklem Munde
Sich ſatt am Blut aus deutſchem Brudermord?
Soll es, o Sohn, ſoll's länger alſo ſein?'
Und Bismarck that den Mund auf und ſprach: ‚Nein!'

Zum dritten Male hub ſie an zu ſagen:
‚Gedenke deines Volks, das dir vertraut;
Soll ihm das Morgenrot denn niemals tagen,
Nach dem es ſehnend von den Bergen ſchaut?
Soll ewig ihm in brütenden Entwürfen
Verſchmachten ſeiner Männer edler Geiſt!
Soll es vom Labetrunke niemals ſchlürfen,
Mit dem Gelingen Menſchenſeelen ſpeiſt?
Die gläub'ge Hoffnung in der Bruſt der Jugend,
Soll ewig ſie verduften wie ein Schaum?
Soll deines Volkes heiligſt höchſte Tugend
Verlachen man wie einen ſchalen Traum?
Soll es, o Sohn, ſoll's ewig alſo ſein?'
Und Bismarck that den Mund auf und ſprach: ‚Nein!'

Und Bismarck ſprach: ‚Die ihr euch hinterm Gitter
Des Ritterhelmes bergt, vernehmt und wißt:
Auch unſer Volk hat Ritterſinn und Ritter,
Und weh dem Volk, das ohne Ritter iſt.
Zu prüfen drum vermag es Ritterpflichten,
Und ob ein Ritter Ritterpflicht erfüllt;
Gekommen iſt die Stunde nun, zu ſichten,
Wie Frankreich ſie vollbracht; es ſei enthüllt!
Reicht eure Hand — gemeinſam laßt uns ſchreiten
Von Blatt zu Blatt durchs große Buch der Zeiten!'"

Und nun beginnt der eiſerne Sohn Germaniens „mit ſchrecklicher Geduld" die Blätter „umzuwälzen

Im Buche des Gerichts, im Buch der Schuld.
Viel iſt zu ſagen, Schweres zu verkünden,
Lang iſt die Rechnung, lang, von Frankreichs Sünden."

Die Hand, die mit ſo markigem Griffel die Thaten einer Nation in die Tafeln der Dichtung gräbt, mag wohl nicht mit demſelben Glücke die zarten Blumen des einfachen lyriſchen Liedes pflegen. Wir müſſen auch offen bekennen, daß wir der ſogenannten „reinen Lyrik" Wildenbruchs, wie ſie einen Teil des Inhaltes in ſeinen „Liedern und Geſängen" ausmacht, unvergleichlich weniger Geſchmack abgewinnen können, als ſeiner vaterländiſchen Dichtkunſt. Die packende Energie des nationalen Epikers und Dramatikers raubt der Blüte des ſchlichten Liedes nicht ſelten den träumeriſchen Schmelz des Unbewußten.

Begründet hat unſer Dichter bekanntlich ſeinen Ruf durch ſeine Dramen, die gewiſſermaßen in eiſengepanzerter Phalanx vordrangen und, nachdem ſie einmal den Widerſtand gebrochen, der ja allem bedeutenderen menſchlichen Schaffen zuerſt immer entgegengeſetzt wird, ſchnell alle Bühnen eroberten, nicht nur diejenigen Deutſchlands, ſondern auch die des deutſchen Auslandes. Es iſt uns ſelbſtverſtändlich unmöglich, an dieſer Stelle eingehend jedes einzelne Drama Wildenbruchs auseinanderzulegen und nach Vorzügen und Mängeln zu kennzeichnen. Wir müſſen uns für heute an einer kurzen Geſamtcharakteriſtik genügen laſſen.

Nicht weniger als zehn Bühnenſtücke ſind bisher aus der Feder Wildenbruchs im Buchhandel erſchienen. Es ſind das folgende: „Harold" (Trauerſpiel), „Die Herrin ihrer Hand" (Schauſpiel), „Die Karolinger" (Trauerſpiel), „Väter und Söhne" (Schauſpiel), „Opfer um Opfer" (Schauſpiel), „Chriſtoph Marlow" (Trauerſpiel), „Der Mennonit" (Trauerſpiel), „Der Fürſt von Verona" (Trauerſpiel), „Das Neue Gebot" (Schauſpiel), „Die Quitzows" (Schauſpiel).

Gemeinſam allen dieſen Dramen iſt der fortreißende Gang der Handlung, die, einem Wirbelſturme vergleichbar, den Zuſchauer mit ſich trägt; eine meiſterhafte Technik, die des Erfolges immer ſicher iſt; eine ſchwungvolle blühende Sprache, die wir mit ihren Gedankenblitzen, ihren Metaphern und Sentenzen einer blauduftigen, wetterleuchtenden Sommernacht vergleichen möchten. Die

Charaktere Wildenbruchs sind in großen Zügen gut gezeichnet, der Geist der Geschichte in seinen historischen Stücken gut getroffen. Wie prächtig ist z. B. auch nach dieser Richtung hin der 11. Auftritt des 2. Aktes in seinem „Neuen Gebot." Der Pfarrer Wimar Knecht beschützt die Gemahlin seines Kaisers, Heinrichs IV, gegen die aufrührerischen sächsischen Großen in seiner Kirche. Da er kein Mittel mehr sieht, die königliche Frau zu retten, hebt er sie, die eben Deutschland einen künftigen Kaiser geschenkt hat, mit Hilfe eines Treuen auf den Altar. Die Masse drängt gegen denselben vor, da ergreift der unerschrockene Mann das Kruzifix und hält es den Angreifern entgegen:

„Kennt ihr diesen hier?
Blickt her — er lebt — die heil'gen Wunden reißen
Die blut'gen Lippen auf und schreien wehe,
Weh über euch."

In diesem Augenblicke ruft eine Bäuerin:

„Des Heilands Wunden bluten!"

Und alles weicht zurück mit dem Rufe: „Ein Wunder! Ein Wunder!" Solche Szenen sind ganz aus dem Geiste der Zeit herausgeboren, ebenso wie der Seelenkampf, der sich in der Brust des verheirateten Pfarrers erhebt, als der Papst durch seine Abgesandten die Ehelosigkeit der Geistlichen verkünden läßt und die Ehen der letzteren für illegal erklärt. Aber nicht überall in den Wildenbruchschen Dramen sind die Konflikte so dramatisch wie hier; nicht überall stehen die inneren Kämpfe in den Seelen seiner Personen in einem entsprechenden Verhältnisse zu den äußeren Kämpfen auf der Bühne, ja, manchen seiner Helden fehlt eigentlich der echte dramatische Nerv. So ist z. B. in dem früher schon von uns an dieser Stelle besprochenen „Die Quitzows" der Held des Stückes, Dietrich Quitzow, ein vorzüglicher epischer Charakter, dagegen ganz und gar nicht ein dramatischer. Verlangen wir — wie wir meinen: mit Recht — vom Drama, daß es uns das „Werden und Wachsen" eines Charakters vorführen, die innerliche Entwickelung desselben unter dem Drange äußerer Verhältnisse vor unsern Augen sich vollziehen lassen soll, so ist dem gegenüber Dietrich Quitzow von seinem ersten Auftreten an bis zu seinem Ende eine vollkommen in sich abgeschlossene, fertige, ausgewachsene Natur, welche dem Wesen nach allen äußeren Einflüssen zum Trotz gänzlich unempfindlich — ein Fels, an den der wasserheischende Mosesstab des Lebens vergeblich anschlägt: er birgt eben keinen dramatischen Quell in sich. Aber auch dort, wo die Quellen dramatischen Lebens gegeben sind, werden ihre Tiefen nicht genügend ausgemessen, wird ihr Inhalt nicht erschöpft. In „Harold" sehen wir mit bedauerndem Befremden den gleichnamigen Helden an den Marksteinen, die seinem Wege durch den dem Normannenkönige geleisteten Eid aufgerichtet sind, vorüberhasten, statt sich durch die zwischen Wollen und Thun liegende Strecke redlich-dramatisch durchzukämpfen; in dem „Mennonit" vermag der Austritt des Helden aus seiner Gemeinde nicht mit der vollen Wucht seines Eindruckes zu wirken, weil sich diese psychologische Metamorphose nicht mit der Innerlichkeit eines organischen Werdeprozesses vollzieht: der Stamm wird zwar entwurzelt, aber seine Wurzeln waren so wenig tief in den Boden gedrungen, daß der erste Sturmwind sie herausreißen mußte. In diesem Stücke empfinden wir es übrigens als einen ästhetischen Mangel, daß dem Scheinchristentum der vom Dichter gezeichneten Mennonitengemeinde kein wirksames Gegenbild wahren Christentums entgegengesetzt wird, das den scheinbaren Widerspruch zwischen Evangelium und Vaterlandsliebe harmonisch auflöst. Wir können eben dem Dichter den Vorwurf nicht ersparen, daß er seinen Stücken zu gunsten des äußeren Erfolges, des wirksamen Szenengefüges, der Haupt- und Staatsaktionen zuweilen die Adern des inneren und allein wesentlichen dramatischen Lebens unterbindet. Nicht am wenigsten macht sich dieser Übelstand u. a. auch in „Die Karolinger" geltend, wo sich der rote Faden der einheitlichen dramatischen Idee nicht selten in dem rauschenden Prunke äußerer Vorgänge verliert. Dem Helden dieses Dramas lassen sich dieselben kritischen Vorwürfe machen, die wir oben gegen Dietrich Quitzow erhoben haben: auch Bernhard, der Graf von Barcelona, ist in seinem rücksichtslosen Thun zu wenig „von des Gedankens Bläße angekränkelt;" das Innere dieses Mannes, das, was seinen Entschlüssen und Handlungen vorangeht, offenbart sich dem Zuschauer fast immer nur im gewordenen, selten im werdenden Zustande. Ein an echt dramatischen Keimen sehr reiches Stück ist „Christoph Marlow." Wie in diesem Charakter das unterdrückte Recht des Gemütes sich von

dem Herrscherjoche des Verstandes befreit, weil der letztere durch einen Größeren gedemütigt wird; wie der Ruhm des Dichters Marlow vor dem neu auftauchenden Gestirn an Englands Dichterhimmel, von Shakespeare, verdunkelt wird, die Liebe aber der gesunkenen Größe auch in deren Verfall treu bleibt; wie die wahre Dichternatur Marlows, die bewundernd und selbstlos zu Shakespeare emporblicken muß, mit den niederen Regungen der Eitelkeit und des Neides kämpft — das alles bietet zusammen eine Fülle hochpoetischer und hochdramatischer Momente, die allerdings noch schärfer hätten herausgearbeitet werden können, als dies von seiten des Verfassers geschehen ist. Wir können nur wünschen, daß Wildenbruch in seinem rüstig fortgesetzten Schaffen immer tiefer in den Schacht des menschlichen Herzens hinabsteigt, mögen darüber auch gelegentlich die Sonnenstrahlen des äußeren Erfolges hinter ihm zurückbleiben. Daß er das menschliche Herz auch in seinen dunklen Tiefen dichterisch zu durchforschen weiß, das hat er nicht nur durch die vielfachen Goldadern in seinen Dramen, sondern auch ganz besonders durch seine zum Teil tiefergreifenden Dichtungen in Prosa, seine Novellen ꝛc. bewiesen.

Nun ist es ja richtig: nicht alles, was der Dichter uns unter dem Titel „Novellen" geboten hat, genügt den Anforderungen, die der strenge Theoretiker an diese Kunstform zu stellen berechtigt ist. Nicht immer gelingt es dem Dichter, das stürmische Element, das ihm, dem geborenen Dramatiker, in so hohem Grade eigen ist, zu jener ruhigen Objektivität zu bändigen, die der Novelle ihren besonderen Reiz verleiht. Wir haben beim Lesen seiner Prosadichtungen nicht selten das Gefühl, als ob seine Gestalten aus dem Rahmen der Geschichte hinausspringen und in das Reich der Gegenwart flüchten, seiend auf der Bühne des Lebens vor uns hintreten möchten. Die Handlung in ihrer Einheitlichkeit ist nicht genügend beschnitten, nicht genügend von ihren zwar an sich schönen, aber die fruchttreibende, zum Ziele drängende Kraft beeinträchtigenden Ausläufern und Verzweigungen befreit. Das, was die Novelle als Novelle erkennen läßt: den durchsichtigen Vorwurf, verliert der Leser gelegentlich aus den Augen, deren Aufmerksamkeit dann durch packende Auftritte abgelenkt wird, der Faden der Handlung muß sich zuweilen gefallen lassen, einen Umweg zu machen, um hier mit einer schönen Blume geschmückt zu werden, dort ein wirkungsvolles lebendes Bild zu umschlingen. Aber das ist wohl auch alles, was sich an den Wildenbruchschen Novellen aussetzen läßt, es sei denn, daß wir denselben weniger Reflexion und auch in bezug auf die Sprache eine größere Ruhe und Objektivität wünschen möchten. Diesen Mängeln treten so gewichtige Vorzüge entgegen, daß wir den „Novellen," „Neuen Novellen," ebenso dem „Meister von Tanagra," einer von echt griechischem Geiste gesättigten Dichtung, einen Platz unter den hervorragenderen deutschen Prosadichtungen der Gegenwart einräumen können. Sie alle sind durch die tiefe Wirkung auf das Gemüt, spannende Handlung, Adel der Sprache und glänzende Charakteristik ausgezeichnet. Besonders erwähnen wollen wir noch die Erzählung „Der Astronom," einen kleinen Roman voll tiefer, ergreifender Poesie und feinem psychologischen Detail, und „Kinderthränen," zwei kleine Prosadichtungen, die zu den Perlen moderner Erzählungskunst gezählt werden dürfen. Fesselt uns in „Der Astronom" ein Frauencharakter, dessen Eigenart der Dichter durch einen Vergleich mit der Agave kennzeichnet, jener Pflanze, die alle ihr innewohnende Kraft in der Blüte erschöpft — „und nun es erreicht ist, was soll sie dann noch weiter leben?" — so enthüllt uns der Dichter in „Kinderthränen" die Tiefen des kindlichen Gemütes und beweist uns mit glänzender psychologischer Dialektik, daß die Thräne, die dem Kindesauge entquillt, nicht immer nur ein Tautropfen zu sein braucht, der von dem ersten Sonnenstrahl aufgesogen wird, vielmehr auch dem Mark des Lebens in tiefer Todessehnsucht erpreßt werden kann.

Viel zu wenig gewürdigt ist unsers Erachtens Wildenbruchs humoristische Ader, ja, wir halten dieselbe für so fruchtbar und säftereich, daß wir eigentlich mehr von ihrem Inhalte verlangen möchten, als uns der Dichter bisher geboten hat. Seine „Humoresken" sind wirklich ganz prächtig. Wir geben für das eine „Vergnügen auf dem Lande" gern ganze Bände sogenannter „humoristischer Romane" hin. Der „emsig beflissene" Berliner Büreaukrat, der von seinem Vetter auf dem Lande zur Jagd „gepreßt" wird, sich das Wohlwollen der ländlichen Gesellschaft durch geduldiges, dauer-

haftes Anhören ihrer Jagdgeschichten erringt, durch Mißverständnisse in den Geruch eines Nimrod gelangt, dann aber in Lackstiefeln, Salonkleidung und „Angströhre“ auf den Kartoffelfeldern und im Walde schmähliche Niederlagen erlebt — das ist eine Gestalt von urwüchsiger, hinreißender Komik, mag sie in anderer Weise auch noch so oft behandelt worden sein. Köstlich ist auch der realistische Dichter, der, um das „Seelenleben“ der Berliner Droschkenkutscher kennen zu lernen, einen Tag hindurch das Amt eines solchen versieht, schließlich aber mit Gaul und Wagen von der Polizei irrtümlich als berüchtigter Gauner eingefangen und mit den Typen des „Verbrecheralbums“ betreffs Feststellung seines „Nationale“ verglichen wird. Auch jener „Onkel aus Pommern“ hat uns viel Vergnügen gemacht, der sich nach reichlichem Genuß von Hummermayonnaise ins Theater begibt, dort seiner ohnehin schon gereizten, durch gewisse leibliche Beschwerden aber ganz unerträglich gewordenen Stimmung zunächst durch äußerst abfällige kritische Bemerkungen Luft macht, dann durch klägliche Jammerlaute, die ihm den Zorn des mitleidslosen Publikums einbringen ꝛc. Wer sich an echtem Humor erfreuen will, der mag getrost zu Wildenbruchs „Humoresken“ greifen. Sämtliche Werke des Dichters sind zur Zeit im Verlage von Freund & Jeckel (Carl Freund) in Berlin vereinigt.

Möge dem Dichter, der dem deutschen Volke schon bis zum heutigen Tage ein so vielseitiger, kraftvoller und nationaler Sänger gewesen, noch ein langes erfolgreiches Wirken beschieden sein: ein erfolgreiches nicht nur nach außen hin, sondern auch nach innen. Reich hat ihn die Muse beschenkt, reich sein Volk und sein Kaiser ihn belohnt durch Anerkennung und Ehre. Wohl darf die Kritik mit hochgespannten Erwartungen und Forderungen an die künftigen Werke des Mannes herantreten, dessen Schaffen durch äußere und innere Umstände so begünstigt wird wie dasjenige Ernst von Wildenbruchs.

Tapeten, Fußboden und Teppiche.

Eine Plauderei fürs Haus.

(Abdruck verboten.)

Nach dem Rezepte: „Thue du Geld in deinen Beutel“ lassen sich Rittergüter kaufen, Paläste bauen, aber eine geschmackvolle und behagliche Zimmereinrichtung läßt sich damit nicht fertigbringen. Dazu reicht bloßes Geld nicht aus. Was hat man davon, wenn man den Dekorateur von hier und den Möbelfabrikanten von da kommen läßt und wenn für viel Geld eine prachtvolle, stilgerechte oder phantastische Einrichtung hergestellt wird? Nichts weiter als einen Rock, der nicht paßt, einen Besitz, der immer fremd bleibt. So etwas kann ein protziger Bauer auch. Nur begegnet jenem dann das Mißgeschick, daß er sich in seinem vornehmen Hause fürchtet und in einer schmutzigen Kammer oder in der Küche wohnt. Man denke an die Unbehaglichkeit einer „guten Stube“ mit der schlechten Luft und dem verhüllten Kronleuchter; aber auch blinkend neue Möbel, gebohnte Fußböden, Cairepoli, Portieren und Makartbouketts können höchst unbehaglich sein, wenn auch die Anordnung noch so stilgerecht oder künstlich erfunden ist. Mindestens ist eine solche Einrichtung langweilig; sie bedeutet nichts, sie hat nichts zu sagen. Bei einer fertig gekauften Einrichtung geht ja auch die Freude verloren, sich sein Heim den eignen Ideen entsprechend aufzubauen und zu schmücken. Das ist gleichsam eine dichterische frei schaffende Thätigkeit. Wenn nun auch wenige in der Lage sein dürften, daß sie sich ihr Mobiliar nach eignen Angaben schnitzen lassen können, so wird doch so viel an kunstgewerblichen Gegenständen angeboten, was dem verschiedensten Geschmacke entspricht, daß eine gute Wahl getroffen werden kann und daß eine solche Wahl ihr Verdienstliches hat. Wir verlangen also für den Besitzer volle Freiheit; er soll sich nichts aufdrängen lassen, er selbst sei der Schöpfer seiner Umgebung. Damit wollen wir jedoch nicht der Willkür oder jeder Schrulle das Wort geredet haben, wir setzen vielmehr ein geläutertes Urteil, einiges Studium, einige Selbstkritik voraus. Unentbehrlich ist auch die Erfahrung. Manches mißrät, manches wird total anders, als es beabsichtigt wurde, manches bewährt sich nicht. Hierbei darf man weder verdrießlich noch eigensinnig werden. Man gesteht sich seinen Fehler

ein und verbessert ihn. Es darf darauf nicht ankommen, Mißratenes zu beseitigen. Eine geduldige Fremdenstube findet sich doch immer, wo solche beiseite gesetzte Sachen unterzubringen sind. Es wäre nun sehr schön, wenn man auf einen bestimmten Stil hinweisen könnte und sagen, jeder geschmackvolle und gediegene Zimmerschmuck muß sich innerhalb der Grenzen dieser oder jener Stilform befinden. Aber einen Normalstil gibt es nicht. Auch Stilformen wechseln und sind der Mode unterworfen. Das ist von jeher so gewesen, auch damals, als der gotische Stil oder derjenige der Renaissance entstand. Nur war damals der Fortschritt ein sehr langsamer, die Schritte gingen von Generation zu Generation vorwärts, heutzutage rollen die Stile der gesamten Kunstgeschichte innerhalb eines einzigen Menschenlebens ab. Man muß also darauf rechnen, daß die Einrichtung, mag sie wie auch immer beschaffen sein, binnen kurzem unmodern wird. Ein unmodern gewordenes Kleidungsstück legt man ab; mit dem Mobiliar geht das nicht, man muß es behalten. Das schadet aber auch nichts. Was wirklich schön ist, wird nie unmodern. Raffael veraltet nie. So muß man bei jedem Stil das wirklich Schöne herausgreifen und die Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten nicht mitmachen. Letztere sind es, die unmodern werden und die dem durch die herrschende Mode nicht mehr befangenen Auge später als häßlich erscheinen — was sie auch wirklich sind. Aber auch die geschmackvollste und solideste Einrichtung kann einen Raum nicht behaglich machen, wenn dieser Raum selbst nicht auf den Ton der Einrichtung gestimmt ist.

Jedermann weiß zumeist ganz genau, was „ihm steht." Demgemäß wählen die meisten Menschen ihre Kleidung. Aber sie übersehen zu leicht den Hintergrund, der ebenso für ein gemaltes, wie für ein lebendiges Gesicht von großer Wichtigkeit ist. Nun kann zwar niemand seinen Hintergrund mit sich herumtragen, aber zu Haus bildet ihn die Wand, die Tapete. Unsere Maler nehmen zu ihren Hintergründen tiefe neutrale Töne, die zwischen Gold, Braun, Olivengrün und Violettgrau liegen. Eine schönblaue Tapete mit goldenen Sternchen malt kein Maler auf sein Bild, denn es würde abscheulich aussehen, ebensowenig einen Hintergrund aus gemaltem Tüll mit den bekannten Putzendsträußchen besetzt. Was aber auf dem Bilde schlecht aussieht, ist in der Natur auch nicht gerade schön. Wer malt ein Porträt auf eine weiße Wand? Herkomer. Aber es ist nicht jeder ein Herkomer, auch nicht jede eine Miß Grant. Helle Farben so zart abzutönen, dazu gehört ein überaus feines Auge, wie es nicht jeder hat, auch eine so schöne und passende Toilette, wie sie gewiß nicht jeder hat. Auf hellem Hintergrunde erscheinen alle farbigen Gegenstände lebhafter gefärbt als sonst, die Bilder bunt, die Stoffe hart und aufdringlich in der Farbe, ein blondes Haar mit dem gewissen Stich ins Rötliche schon entschieden fuchsig, eine leise angehauchte Nase bedenklich rot, Sommersprossen mit voller Deutlichkeit. Ein dunkler Hintergrund mildert die Gegensätze, läßt die Farbe zarter, den Gegenstand plastischer erscheinen. Helle Tapeten machen das Zimmer hell, d. h. sie saugen alle Schatten auf, dunkle Tapeten geben gerade durch einen angenehmen warmen Schatten, in dem sich die Mannigfaltigkeit der Farbe einigt, den Eindruck harmonischer Ruhe, des Behaglichen, Wohnlichen. Dunkel steht den verehrlichen Damen entschieden besser. Wie sind wir denn zu der Farblosigkeit unserer Wohnräume, die noch vor zwanzig Jahren die unbestrittene Herrschaft hatte, gekommen? Durch mißverstandene Klassizität. Obwohl Pompeji ganz anderes lehrte, dachte man sich das klassische Altertum so farblos, als seine Marmorsäulen und Statuen nach 2000 Jahren geworden waren. Da nun alles klassisch sein sollte, so bannte man aus den Wohnräumen alle frohen Farben und bewegte sich zwischen etlichen grauen und weißen Tönen. Dies hat sich seit zehn, fünfzehn Jahren geändert derart, daß jetzt dunkle Tapeten „Mode" geworden sind. Hierzu hat die Wiederaufnahme der älteren deutschen Stile, des gotischen und besonders des Renaissancestiles, geführt. Freilich darf man mit dunkler Wandbekleidung, dunklen Vorhängen und gemalten Fenstern nicht so weit gehen, daß sich die Eintretenden kaum noch erkennen können und daß man nicht im stande ist, in solchem Zimmer etwas vorzunehmen, wozu man sehen muß. Rembrandtsche Lichteffekte machen sich besser auf der Leinwand, als in der Wirklichkeit. Wie dem Bewohner, so dient die Tapete auch dem Mobiliar zum Hintergrunde. In der Zeit der Farblosigkeit lackierte man auch Tische und Stühle weiß, später stellte man vor die helle

Wand Mahagonimöbel und fand nichts dabei, obwohl es offenbar schlecht aussah, ganz besonders, wenn auch der Fußboden licht gehalten war. Die dunklen Möbel schwammen in dem lichten Raume herum wie Heidelbeeren in der Milch. Jetzt sind Möbel von dunkel gebeiztem Holze an der Tagesordnung, Nußbaum, Alt-Eiche u. a. Die Tapete wird sich im Grade der Helligkeit und in der Farbe nach dem Mobiliar zu richten haben. Man hat also zu überlegen, was man in die Stube stellen will, ehe man sich für eine Tapete entscheidet. Es würde natürlich falsch sein und einen ärmlichen Eindruck machen, wenn die Tapete die Farbe des Möbels wiederholte — wie es früher einmal Mode war —, vielmehr stehe die Tapete zum Möbel in Helligkeitsgrad und Farbe in einem *milden Gegensatze*. Man versteht unter mildem Gegensatze der Farben einen solchen, in welchem die Farben Grünrot, Gelbblau, Schwarzweiß einem gemeinsamen neutralen Tone beigemischt sind, also nur piano zum Klange kommen. Dies sind die unter dem Namen Modefarben bekannten Farbenreihen. Oder es wird die eine Farbe deutlich angeschlagen, die andere leise. Zwei volle, in ganzem Gegensatz stehende Farben machen, musikalisch ausgedrückt, ungefähr die Wirkung einer scharf angestrichenen Quinte auf der Geige. Man wähle auch nicht im Tapetenladen oder nach einem Musterbuche, sondern lasse sich, wenn man im allgemeinen im klaren ist, einige Stücke Tapeten ins Haus schicken und vergleiche an Ort und Stelle — an der Wand, hinter den in Frage kommenden Möbeln. Es ist unmöglich, Farben im Kopfe zu behalten. Was die Wahl des Musters anlangt, so sind folgende Gesichtspunkte festzuhalten: Die Tapete ist Tapete, das heißt, eine farbige Fläche, keine Stuckatur, keine Holzwand, kein Quadergefüge, kein Teppich, keine Rosenlaube, keine Fernsicht, kein Zelt, keine Kachelwand, kein Porzellan. Wird dies festgehalten, so scheidet eine ganze Reihe von Mustern aus, die von nicht wenigen für reizend gehalten werden. Imitationen, die nicht die volle Täuschung hervorrufen, sind eine klägliche Sache; sie bedeuten: Ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Es ist doch nun ganz unmöglich, Holzmasertapeten, Ledertapeten, Teppichtapeten für das zu halten, was sie vorstellen sollen, also thut man besser, auf sie überhaupt zu verzichten. Für Vorsäle wendet man mit Vorliebe Quadermuster an, welches ganz naiv mit blauer oder roter Farbe auf graues Papier gedruckt ist — welcher Unsinn! Gemalte Säulen, Karniese, Ornamente ꝛc. haben aber auch keinen Sinn. Besonders schön wird die Sache, wenn ohne Rücksicht auf die gemalten Unebenheiten Bilder aufgehängt oder Möbel gestellt werden. Man denke sich ein schweres Bild in den offenen Raum zwischen zwei Säulen genagelt oder einen Spiegel an eine Weinranke gehängt. Wenn das Muster der Tapete etwas bedeutet, so muß man auf diese Bedeutung auch Rücksicht nehmen. Darum ist es besser, solche Muster zu wählen, die nichts bedeuten. Ich sah eine Tapete, welche den König von Thule darstellte, das einzelne Bild sehr hübsch, aber den König von Thule als Tapete einige hundertmal getreu bis zum Tode vor Augen zu haben, ist weniger hübsch. Auch bedenke man, daß Bilder und Möbel einen Teil der Tapeten verdecken; die Tapete muß also Muster haben, welche ohne Schaden beliebig zerschnitten werden können. Man denke sich ein paar unter dem Rahmen eines weiblichen Bildnisses hervorkommende Männerbeine, wie es Hogarth einmal spottweise gezeichnet hat, oder einen prächtigen Strauß, der durch einen Schrank rücksichtslos halbiert wird. Das geht doch nicht. Aber auch kleinere, naturalistisch gebildete Gegenstände, Blumen, Vögel u. dgl. vertragen es nicht, nach Belieben verdeckt zu werden. Das beste sind stilisierte Blattformen von wenig aufdringlicher Zeichnung. Ein gutes Ornament darf den Gesamtton nicht stören, darf nicht aus der Fläche herausfallen, darf nicht unruhig wirken, nicht vor dem Auge flimmern, nicht einzelne Punkte betonen, nicht Streifen bilden. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, Gutes zu finden, denn es gibt sehr viel Gutes und Schönes, sondern darin, sich durch das Schlechte nicht irre machen zu lassen; denn es werden noch immer die tollsten Muster gedruckt, „um jedem Geschmacke gerecht zu werden.“ Seinen Stolz darin zu suchen, möglichst teure Tapeten aufzukleben, die auch nicht länger halten als billigere, die man aber desto länger beibehält, weil sie teurer waren, ist nicht rühmenswert. Glanztapeten haben nur dann Sinn, wenn die glänzendere Farbe zugleich die sattere ist; Wolltapeten sind von angenehmer weicher Wirkung. Eine vorsichtige Beimischung von Gold in feinen Linien und Schraffierungen

Digitized by Google

ist gleichfalls von guter Wirkung, da hierdurch vermieden wird, daß die Schatten und Winkel vollkommen lichtlos werden. Sollen große Flächen durch Einfügung von Borten und Falten geteilt werden, so muß dies unter Berücksichtigung der aufzustellenden Möbel geschehen. Das Hauptmöbel, ein Schrank, Pianino, Sofa muß die Mitte des Feldes einnehmen. Überhaupt ist bei einer solchen Einteilung eine symmetrische Anordnung geboten. Die Borten dürfen nicht zu sehr gegen die Felder kontrastieren; es gilt hier dasselbe, was oben über den milden Gegensatz gesagt wurde. Soll die Wand durch Einfügung eines Gesimses oder Anbringung von Paneelen wagerecht geteilt werden, so fordert die Höhe der Möbel Berücksichtigung. Das Gesims darf nicht genau mit der Höhe der Möbel abschneiden, die letzteren müssen vielmehr in angenehmem Verhältnisse höher oder niedriger sein. Wer nur niedrige Räume hat, vermeide die Betonung der wagerechten Linie, wodurch die Räume niedriger erscheinen. Welche korpulente Dame würde auch ein Kleid mit Querstreifen anziehen?

Von gleicher Wichtigkeit für die Behaglichkeit eines Zimmers wie die Wandbekleidung ist der Fußboden. Es kommen für das bürgerliche Haus und für unsere Wohnungsverhältnisse nur Holzfußböden in Betracht. Die Anwendung von Marmor, Mosaiken und Fliesen verbietet sowohl der Kostenpunkt, wie das Klima. Übrigens muß ich auch gestehen, daß mir glatte und harte Steine als Fußbodenbelag nie gefallen haben, am wenigsten in der Form jenes nachgeahmten spiegelglatten Marmors im Neuen Museum zu Berlin. Man kommt sich dort höchst unsicher vor und hat, halb gleitend, halb tappend, ein unbezwingliches Verlangen nach Filzschuhen. Ich kenne jedoch Vorsäle und Küchen, in denen die Zustände zufolge zu glatter Fliesen nicht viel besser sind. Und hier soll mit Schüsseln und Töpfen hantiert werden! Die erste Anforderung eines brauchbaren Fußbodens ist die, daß man auf ihm sicher gehen kann. Aus diesem Grunde sind überglatte Parkettfußböden, mit denen man sich den Anschein der Vornehmheit geben will, einfach Unsinn. Die Holzdiele kann entweder im Naturzustande bleiben oder mit Ölfarbe gedeckt werden, oder sie kann sich zum Parkettfußboden gestalten. Zur Zeit unserer Großeltern war die blendendweiß gescheuerte Diele ein Erfordernis der bürgerlichen Wohlanständigkeit. Zur Vermehrung der Reinlichkeit wurde Sand gestreut, der unter jedem Fußtritte knirschte und sich in Staub umwandelte, welchen die fleißige Hausfrau früh, mittags und abends von den Möbeln wischen mußte. Teppiche zu legen, war unmöglich; es hätte auch zu üppig ausgesehen. Wenn aber Scheuertag war, so gab es einen ganzen Tag lang die höchste Unbehaglichkeit, vom Wasser vollgesogene Dielen, die zum Trocknen 24 Stunden brauchten, Zugluft und Scheuerdunst. Dem gegenüber gewährt der Ölanstrich große Vorteile. Der Fußboden ist leicht zu reinigen, er bildet eine geschlossene Fläche ohne jene Spalten und Ritzen, welche bei der ungestrichenen Diele so leicht die Schlupfwinkel von Krankheitskeimen und Parasiten werden. Für den Schmuck des Zimmers ist es von Bedeutung, daß man die Wahl der Farbe frei hat. Denn es bedarf keines Beweises, daß mindestens Tapete und Diele miteinander in Farbenharmonie stehen muß. Welches ist nun die geeignete Farbe des Fußbodens? Man hat den Grundsatz aufgestellt: Wie sich in der Natur die Farben von oben nach unten aus dem Lichte zum Schatten abtönen, so müsse es auch in der Stube sein. Aber erstens findet diese Abtönung in der Natur gar nicht statt; und zweitens kommt im Zimmer das Licht nicht von oben, sondern von der Seite. Ich selbst habe mir einmal eine Stube, die ich nach diesem Grundsatze färben ließ, gründlich verdorben. Sie wurde erst dadurch wieder wohnlich, daß der Fußboden einen viel helleren Anstrich erhielt. Es kann nur das mit Sicherheit gesagt werden: man vermeide einen zu hellen, einen zu grellen und einen kalten Farbenton. Man muß berücksichtigen, daß das Licht schräg seitwärts einfällt und vom Fußboden reflektiert wird. Licht, welches von unten kommt, wirkt sehr unangenehm. Man erinnere sich der Pein, welche unser Auge leidet, wenn wir über einen weißen, hellbeschienenen Platz gehen. Das Auge wendet sich, um zu hellem Lichte auszuweichen, naturgemäß abwärts, darum darf der Fußboden keine Lichtquelle sein.

Ernstlich ist vor kalten Farbentönen zu warnen; das sind solche, welche nach Blau, Grau und Grün hinüberneigen. Diese wirken doppelt blendend und machen das Zimmer kalt, unfreundlich und unbehaglich. Sie verderben jede Harmonie satter Farben. Aber

auch nach der entgegengesetzten Seite darf man nicht zu weit gehen. Die Farbe darf, wenn auch warm, nicht scharf, nicht aufdringlich sein. Man kauft in Farbewarengeschäften Fußboden-Ölfarbe von Mahagonirot, Goldocker, Terra Siena. Alle diese Farben sind viel zu hart, sie fallen aus der Gesamtstimmung heraus und schädigen alle anderen Farben. Die feinen Nüancen der Holzfarben der Möbel werden erdrückt, Tapete und Bilder erscheinen grau, ebenso Kleider und Gesicht. Tritt man in ein solches Zimmer ein, so starrt einem das Gold oder Braun oder Rot der Diele entgegen. Das ziemt sich nicht. Die Diele dient; Diener sollen sich nicht vordrängen. Man wähle also einen gebrochenen Farbenton, welchen man durch Beimischung von Weiß und Schwarz, überhaupt neutraler Töne gewinnt. Man wird zwar mit den Handwerkern, die um so klüger zu sein pflegen, je weniger sie verstehen, Schwierigkeit haben. Aber man bestehe nur darauf, dann wird es schon gehen. Alle Ölfarbenanstriche haben den Mangel, daß sie eben nur eine Farbe über den ganzen Fußboden ausbreiten. Sie sind dem gebeizten und gebohnten Naturholze gegenüber, welches die Zeichnung der Maserung erkennen läßt, langweilig. Darum sollte man neue und gute Dielen, wenn man es haben kann, lieber firnissen und bohnen, statt sie mit Deckfarbe zuzudecken. Wenn das Naturholz sichtbar bleibt, sei es als gewöhnliche Diele, sei es als Parkett, so kann man die ganze Fläche des Fußbodens durch dunklere Streifen, welche an den Wänden herumführen und sich in der Mitte kreuzen oder in der Mitte ein Feld von besonderem Muster umgeben, in vier oder fünf Rechtecke abteilen. Diese Einteilung muß sich jedoch in Übereinstimmung mit der Stellung der Möbel befinden. Es würde unschön aussehen, wollte man über einer symmetrischen Einteilung des Fußbodens die Möbel unsymmetrisch aufstellen oder ein rechteckiges Mittelfeld mit einem Teppich schräg überschneiden. Wenn die Fläche des Fußbodens mit Ornamenten verziert werden soll, so müssen es Flächenornamente sein. Der Fußboden muß auch als das, was er ist, erscheinen, nämlich als Fläche. Man muß den Schein vermeiden, als gehe es beim Gang durch die Stube über Berg und Thal. Dieser Schein entsteht schon, wenn in eine helle Fläche auffallend dunkle Stellen eingelegt werden. Dies hängt mit einer Eigenschaft unsers Auges zusammen, nach welcher beleuchtete Flächen dem Auge näher gerückt erscheinen als dunkle; und man kann in der That beobachten, daß man über dunkle Streifen oder Felder in der Diele ganz unwillkürlich wie über einen Graben hinwegschreitet. Ganz verkehrt aber ist es, absichtlich den Schein körperlicher Unebenheiten hervorzurufen. Dies geschieht aber sehr häufig durch Muster, welche durch drei Farben seitlich beleuchtete Körper nachbilden. Eins der bekanntesten ist das Würfelmuster, welches der Diele das Aussehen gibt, als bestehe sie aus einer Zusammenfügung von auf die Spitze gestellten Würfeln. Man hat also scheinbar das Vergnügen, auf einem großen Reibeisen zu wandeln. Wollte man einwenden, die Nachahmung der Natur ist so wenig täuschend, daß sich niemand irren kann, so frage ich, wozu also die Nachahmung?

Das Zimmer behaglicher und wohnlicher zu machen, belegt man den Fußboden mit Teppichen. Es ist noch nicht lange her, daß ein mit Teppichen ausgepolstertes Zimmer, dicke, weiche Bodenbeläge, in denen der Fuß „bis zum Knöchel“ versank, für den Gipfel der Eleganz und Behaglichkeit galt. Mir hat es nie gefallen. Es hatte, besonders wenn ein Berliner Ofen darin stand, eine dicke Luft zur Folge, die noch schlechter wurde, wenn mit Wohlgerüchen Verschwendung getrieben war. Unsere schlecht schließenden Fenster und Thüren sind unsere besten Freunde, denn sie sorgen gegen unsern Willen für Ventilation. Man darf den Abschluß der Luft durch Teppiche auch nicht übertreiben. Die Mode, alles mit Stoffen zu verhängen und mehrfach Teppiche übereinander zu legen, ist aus England oder richtiger gesagt aus London eingeführt worden. Dort sind jene Teppiche eine Notsache. Denn, da der Grund und Boden eines großen Teiles von London unverkäuflich ist, die Häuser also auf gepachtetem Lande und darum schlecht und leicht gebaut werden, so muß der Mieter sich gegen Zug durch Teppiche schützen. Es ist aber verkehrt, aus dieser Notsache in England eine Modesache bei uns zu machen. In unsern Verhältnissen hat der Teppich die praktische Aufgabe, die Ausstrahlung eines kalten Fußbodens aufzufangen. Sein Platz ist also unter Tischen, Stühlen und Sofas. Hierbei liegt ihm zugleich die ästhetische Aufgabe ob, diesen Möbeln, welche mit ihren spitzen Füßen auf

einem hellen Fußboden einen unruhigen und unbefriedigenden Eindruck machen würden, eine breite, die ganze Gruppe von Möbeln zusammenfassende Unterlage zu geben. Das Gefühl, daß dies nötig sei, hat jeder, wenn er sich auch der Sache nicht bewußt ist; ein Sofaplatz muß seinen Teppich haben, sonst sieht die Stube unwohnlich aus. Die ganze Stube mit einem Teppich auszulegen, hat sein Mißliches. Denn entweder schneidet der Teppich vor den Schränken ab, das sieht schlecht aus, oder man stellt die schweren Möbel darauf, dann ist es sehr umständlich, den Teppich zur Reinigung zu entfernen. Teppiche müssen fleißig gereinigt werden, denn sie sind, wie jede Hausfrau weiß, nicht allein arge Staubfänger, sie sind auch sehr geeignet, Krankheitskeime festzuhalten und gelegentlich weiter zu übertragen. Ich würde also meinerseits einen gestrichenen oder gebohnten, jedenfalls in sich geschlossenen, mit Wachs oder Lack überzogenen Fußboden vorziehen und Teppiche nur dahin legen, wo sie einen Zweck haben. Was nun das Muster des Teppichs anbetrifft, so herrschte hierbei noch vor wenigen Jahrzehnten die größte Geschmacklosigkeit; sie ist heute noch nicht völlig überwunden, wenn auch anerkannt werden muß, daß gerade auf diesem Gebiete große Fortschritte zum Besseren gemacht worden sind. Ein „prachtvoller" Teppich jener Zeit mußte ein Gemälde nachahmen. Man wandelte wie die lieben Vöglein über den Zweigen der Bäume und hatte Himmel, Wasser und Berge unter sich oder man trat Göttern, Helden und wilden Tieren auf die Nase. Als man sich die Widersinnigkeit dieses Schmuckwerkes nicht mehr verhehlen konnte, mußten es Blumen sein, welche bildlich auf dem Teppich aufgehäuft wurden, Rosen, so groß wie Kohlköpfe, Tulpen wie Kuhglocken, Blätter von noch nie dagewesenen Formen und Farben. Dazwischen erschienen in chromgelber und braunroter Farbe Stücke eines rätselhaften Barockrahmes. Ganz besonders häßlich machten sich eingefügte Flächen eines weißen Hintergrundes und jene schreienden Anilinfarben, die überdem das Zeichen der Vergänglichkeit zur Schau trugen. Naturgetreue Nachbildungen sind auf Teppichen noch mehr verwerflich als auf Tapeten. Denn man wandelt auf Teppichen, sie dürfen also nicht den Schein eines Reliefs hervorbringen, sie dürfen auch nicht, weil der Teppich mit Füßen getreten wird, irgend etwas vorstellen, was Bedeutung hat. Auch selbst „auf Rosen zu wandeln," ist, wenn die Sache in den Schein der Wirklichkeit übersetzt wird, ein unschöner Gedanke. Die Zeichnung des Teppichs soll also Flachornament sein und die Färbung eine solche, daß sie nicht aufdringlich erscheint oder die Einheit der Fläche zerstört, und die Linienführung sei derartig, wie sie der Technik der Teppichmalerei entspricht. Wer stickt, weiß, daß sich geschwungene Linien ganz besonders schlecht herstellen lassen. Die Kreislinie gibt es eigentlich gar nicht, sondern nur eine Zusammensetzung von Stückchen gerader Linien. Nur wenn das Muster sehr groß ist, hat man ein erträgliches Resultat, je kleiner jedoch die Zeichnung im Verhältnis zu dem einzelnen Quadrate ist, und je schärfer diese Quadrate hervortreten — was am wenigsten bei einem Plüschteppich, am meisten bei einem aus harten Fäden gewebten oder geknüpften Stoffe der Fall ist —, desto mehr Grund ist vorhanden, die geschweifte Linie zu vermeiden und sich auf Längs-, Quer- und Diagonallinien zu beschränken. Das Muster wird dann aus geometrischen Figuren oder stark abgeänderten Blatt- oder Tierformen bestehen. Der orientalische Teppich kann als Muster einer gut gezeichneten und in der Zusammenstellung der Farben fein abgewogenen Flächendekoration gelten. Besonders geschätzt sind persische Teppiche. Diese Teppiche werden geknüpft, d. h. es werden dicke und harte Wollfäden als Einschlag in die Fäden der Kette geknüpft, woraus ein etwas spröder, aber sehr dichter und haltbarer Stoff entsteht. Es werden volle, aber doch so weit abgestumpfte und so zusammengestellte Farben gewählt, daß das Ganze einen harmonischen Eindruck macht und die Farben anderer Gegenstände nicht stört. Diese Teppiche sind seit einigen Jahren Mode. Merkwürdigerweise hängt man sie an die Wand oder vor die Thüren, wozu sie weder bestimmt sind, noch auch sich wegen der harten Falten, die sie bilden, gut eignen. Bekannt und berühmt sind auch die Smyrna-Teppiche, welche von dickerem und weicherem Stoffe sind als die persischen und bei denen Grün neben Blau und Rot — also eine höchst gewagte Farbenzusammenstellung — zu einem satten und schönen Gesamttone zusammenfließen. Echte orientalische Teppiche werden sich wenige

Menſchen anſchaffen können. Aber es werden unechte in guten und ſchlechten Nachbildungen in den Handel gebracht. Man übe, ehe man kauft, das Auge an guten Muſtern. Auch die ältere deutſche Induſtrie gibt ſchöne Vorbilder. Ich erinnere nur an den Teppich der Holbeinſchen Madonna. Das Kunſtgewerbe hat dieſe alten Vorlagen geſammelt und der Induſtrie Anregung gegeben, Teppiche ſolcher Art zu arbeiten. Das iſt nun geſchehen. Auch hier findet man die beſten neben ganz miſerablen Arbeiten, auch hier heißt es wiſſen, was man will, die Augen aufthun und ſich nicht beſchwatzen oder durch Nebenrückſichten irre machen laſſen. Im Gebiete der billigen Erzeugniſſe, der Bettvorleger und dergleichen, herrſcht noch heute mit voller Unbefangenheit das Hündchen, der Hirſch und das Tigerfell und andere ſchöne Dinge. Bedruckter Filz ſoll ausſehen wie Weberei, Leinwand wie Plüſch und Baumwolle wie Wolle. Das iſt die alte deutſche Bettelei. Eine Sache ſoll nicht nach mehr ausſehen, als ſie iſt. Wird nun ein Teppich unter eine ſymmetriſch geſtellte Gruppe von Möbeln gelegt, ſo iſt angemeſſen, daß dieſer Teppich ein Mittelſtück und Kanten habe; desgleichen kann ein frei in der Mitte des Zimmers liegender Teppich eine Zeichnung haben, durch welche die Mitte in beſonderer Weiſe ausgezeichnet wird. Liegt jedoch der Teppich unſymmetriſch oder unter mehreren Gruppen von Möbeln, ſo iſt ein laufendes Muſter vorzuziehen, wie es die orientaliſchen Teppiche haben, oder ein ſolches, in dem die Begrenzung durch Randſtücke nicht ſehr merklich iſt. Natürlich muß die Färbung des Teppichs mit derjenigen der Möbel, ihrer Bezüge, ſowie der Tapete übereinſtimmen. Damit iſt nicht geſagt, daß er dieſelben oder möglichſt ähnliche Farben habe, im Gegenteil, er habe ſeine eigne Farbe, welche zu der der anderen Gegenſtände in wohlabgewogenem Gegenſatze ſteht. Hier kann kein anderer Rat gegeben werden, als die Augen aufzuthun und an Ort und Stelle die Probe zu machen.

Der Kopf des Generals.

Novellette von Gottfried Böhm.

(Abdruck verboten.)

Schon als Knabe intereſſierten mich unter all den alten Bildern, die auf den Gängen und in unbenutzten Räumen meines Vaterhauſes hingen, am meiſten die Porträts meiner Ururgroßmutter. Wir beſaßen ſie in den verſchiedenſten Lebensaltern, Koſtümen, Stellungen und Formaten. Im vollen Brautſchmuck, als Schäferin mit dem Stabe in der Hand, als ältere Dame in einer Wolke wunderbar gemalter Spitzen. Auf einer kleinen Silhouette hatte eine unbekannte Hand drei Kleckſe angebracht, welche Thränen bedeuten ſollten, und darunter geſchrieben: „Gott bildete ſie und — zerbrach die Form.“

Dieſer Ausſpruch bildet gewiſſermaßen den Kommentar zu dem häufigen Vorhandenſein gerade dieſes Porträts und zu dem Eifer, den die Künſtler ihrer Zeit bekundeten, ſich immer wieder gerade daran zu machen. Meine Ururgroßmutter war in jeder Beziehung eine ungewöhnliche Frau. Daß ſie ſchön war, verraten noch ihre Bildniſſe aus ſpäterer Zeit. Dabei liegt beinahe etwas Majeſtätiſches in der Haltung, die ſie einzunehmen pflegte, wenn ſie einem Maler ſaß. Blickt man auf die ſtolze Geſtalt, die den Oberkörper etwas zurücklehnt, nur wie um den ſchönen Kopf leiſe zu neigen, und die Hand mit leichter Grazie auf den Spitzen des Buſentuches ruhen läßt, ſo glaubt man eher eine Fürſtin vor ſich zu haben als eine Frau in bürgerlicher Lebensſtellung. Die Familientradition hat ſich denn auch mit der Erſcheinung dieſer Ahnfrau mehr beſchäftigt als mit irgend einem anderen Familienmitgliede der älteren Zeit. Ich erinnere mich noch einer ganzen Reihe von Anekdoten, die von ihr erzählt wurden. Man hob insbeſondere hervor, daß ſie ſehr reſolut geweſen ſei und keinen „Geiſt“ gefürchtet habe; daß ſie auch irdiſchen Gefahren gegenüber nicht verzagte, bewies ſie, als ſie einſt, vom Schinderhannes verfolgt, durch den Wald ritt und ihm dadurch entkam, daß ſie ihr ſchon ermüdetes Pferd mit dem Federmeſſer verwundete und das Lied vor ſich hin-

betete: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" ꝛc.

Sie war in einer Refugiéfamilie aufgezogen worden und hatte den größeren Teil ihres Lebens in einer der kleinen Residenzen zugebracht, an denen Deutschland damals so reich war. Nur ungern hatte sie sich entschlossen, ihre Lieblingstochter dem Bürgermeister einer Reichsstadt, meinem Urgroßvater, anzuvertrauen, aber bald gefiel sie sich dort unter aufblühenden Enkeln besser als in ihrer früheren vornehmeren Umgebung. Sie nahm häufigen Aufenthalt in der Reichsstadt, und die Fama bezeichnete sie bald als die „mitregierende Amtsbürgermeisterin." — Nach und nach übersiedelte sie einen nach dem anderen ihrer Affektionsgegenstände an den Wohnsitz ihres Schwiegersohnes und zuletzt ließ sie sich dortselbst sogar eine Gruft erbauen. Sie besaß zwar schon ein Begräbnis in ihrem alten Heim, aber sie wollte, wie sie sagte, auch wissen, wo sie in dem neuen ihr Haupt zum ewigen Schlummer niederlegen könne, wenn ihre Stunde plötzlich und unvorhergesehen schlagen sollte, denn sie war eine fromme Frau und der Gedanke an den Tod und an die letzten Dinge beschäftigte sie beständig. Unter ihrer persönlichen Aufsicht wurde auf dem herrlich gelegenen Kirchhofe der Reichsstadt eine tiefe Gruft gegraben und von einem kleinen Mausoleum überwölbt, das fast freundlich und wohnlich aussah.

Kaum war alles fertig, als die Aufmerksamkeit von ganz anderen, viel weniger friedlichen Erscheinungen in Anspruch genommen wurde. „Am 11. Mai 1796," schreibt die Chronik, „rückte ein Teil der französischen Revolutionsarmee unter den Klängen des Marsches ‚Ça ira, ça ira' in unsere Stadt ein, lumpig, schmutzig, an den Bajonetten Fleisch, Brot, Hühner, Gänse und was sonst ihre räuberische Hand hatte erhaschen können."

Alle Bürgerhäuser wurden mit Einquartierungen heimgesucht, vor dem meines Urgroßvaters aber wurde eine Tragbahre abgesetzt, in der ein General lag. Das Quartierbillet trug den Namen François Faullier. Trotz seines hohen Ranges schien er noch kaum die Grenze der zwanziger Jahre überschritten zu haben, und trotz seines schwer leidenden Zustandes war noch sehr wohl die Schönheit und das Bedeutende seiner Gesichtszüge erkennbar. Er hatte erst einige Tage vorher in einem Treffen, in dem er nach den Äußerungen seiner Landsleute Wunder von Tapferkeit vollbrachte, einen Schuß mitten durch die Brust erhalten, und die Ärzte zweifelten sehr an seinem Aufkommen. Nichtsdestoweniger hörte man ihn keine Klage äußern, wie denn überhaupt sein ernstes, würdiges und liebenswürdiges Verhalten sehr vorteilhaft von dem Gebaren seiner verwilderten Landsleute abstach. Nur wenn er von seiner fernen Heimat sprach, füllten sich seine Augen mit heimlichen Thränen und eine seltsame Ungeduld bemächtigte sich seines Wesens, als er gewahrte, daß es mit seinem Befinden von Tag zu Tage abwärts ging. Alle im Hause gewannen ihn lieb, und besonders meine Urgroßmutter trat ihm bald näher. Wie es so ihre Art war, glaubte sie ihm den Ernst seiner Lage nicht vorenthalten zu sollen, und sie hatte infolgedessen oft lange Gespräche ohne Zeugen mit ihm.

Als er dann gestorben war, bot sie ihm die Gastfreundschaft dar, die ihr wohl am schwersten fiel — die in ihrer neuerbauten Familiengruft. Die Leiche wurde unter Entfaltung eines dort ungewöhnlichen Pompes nach katholischem Ritus beigesetzt und die anwesenden französischen Truppen erwiesen dem jungen General alle militärischen Ehren.

Ihre letzte Gastfreundschaft sollte meiner armen Urgroßmutter schlecht genug gelohnt werden! — Wenige Tage nach der Beisetzung fand man eines Morgens die Thüre des Mausoleums aufgesprengt, den Sarg geöffnet, und an der Leiche des Generals fehlte — der Kopf. Er war mit einem Säbelhieb vom Rumpfe getrennt.

Das Ereignis erregte in der kleinen Reichsstadt ungeheures Aufsehen und die Bestürzung aller Beteiligten war eine um so größere, als man sich vergebens nach den Motiven einer so unerhörten Störung des Grabesfriedens fragte.

Die öffentliche Meinung war auf das höchste erregt; alle forderten Sühne und Strafe des Frevels, denn, wie es in einem Flugblatt hieß, welches das Vorkommnis in Knittelversen besang:

„Jeder Sterbende fürchtet sich auf das Begraben,
Weil dahier selbst Tote keine Ruhe haben."

Den tiefsten Schatten warf das Ereignis natürlich in das Haus meines Urgroßvaters, und insbesondere unter den Dienstboten ver-

breitete es unbeschreiblichen Schrecken. Sie ließen es sich nicht nehmen, daß der in seiner Grabesruhe gestörte General jetzt am Orte seines Todes umgehe, sie glaubten beständig schlürfende Tritte, rasselnde Säbel, seufzende Stimmen zu hören, und um keinen Preis der Welt hätten sie sich mehr nach Eintritt der Dämmerung in sein Sterbezimmer gewagt.

Zur höheren Ehre meines Urgroßvaters entfaltete die Polizei eine fieberhafte Thätigkeit, um dem Frevler auf die Spur zu kommen. Es war natürlich, daß man in erster Linie an Leichenraub dachte; allein es fehlte nichts von dem Schmucke, den man dem General in den Sarg gelegt hatte, und die Totengräber wußten noch außerdem ihre volle Schuldlosigkeit außer Zweifel zu setzen.

Dann fiel der Verdacht auf die französische Einquartierung; allein auch dies erwies sich als hinfällig, da die französischen Truppen schon zwei Tage früher und zwar zu einer Zeit abgezogen waren, zu der die Gruftthüre noch wohlverschlossen angetroffen zu haben sich meine Urgroßmutter bestimmt erinnerte. Einige vermuteten dann, der Kopf möge zu Zwecken der „Sympathie" oder Zauberei geraubt worden sein, allein niemand wußte einen Aberglauben zu bezeichnen, der zu einer solchen Leichenschändung hätte Anlaß bieten können.

So blieb die Sache in dem ereignislosen Stillleben der Reichsstadt ein nicht leicht zu erschöpfender Gesprächsstoff, ein Rätsel, welches die zeitgenössische und sogar die folgende Generation beschäftigte, und welches auch mir in meinen Jugendjahren viel zu denken gab. Frühe schon machte ich es mir zur Aufgabe, alles zu erfragen, was über die Sache noch zu erfahren war.

Meine einzige noch lebende Quelle aus jener Zeit bildete meine Großmutter, die, als ich sie meinen häufigen Verhören unterzog, schon im hohen Alter stand, zu der Zeit aber, da das Ereignis sich zutrug, noch ein sehr junges Mädchen war.

Sie wußte übrigens nicht viel mehr zu erzählen, als mir ohnedies schon bekannt war. Ihrem eignen Gedächtnis hatte sich nur das Bild eines Reiters mit schwarzen fliegenden Haaren und narbenvollem Gesichte eingeprägt, der am Abend nach der Beerdigung des Generals die Straße heraufsprengte, an der Thüre ihrer Eltern Halt machte und sofort wieder spurlos verschwand, als ihn ein Diener auf die Nennung des Namens „Faultier" hin durch Zeichen und Gebärden mit dem traurigen Stande der Dinge bekannt gemacht hatte. Meine Großmutter führte es stets als einen Beweis für die Verwilderung und Gefühllosigkeit der Franzosen aus der Revolutionszeit an, daß der Ankömmling auf die Todesnachricht hin auch nicht eine Thräne vergoß, sondern nur eine an Wut grenzende Entrüstung darüber verriet, daß er den Gesuchten nicht mehr am Leben antraf.

Wer der Reiter gewesen, wußte niemand zu sagen; meine Großmutter meinte, ein naher Verwandter des verstorbenen Generals.

Meine Urgroßmutter war zu jenem Zeitpunkte von Hause abwesend und sie bedauerte es um so mehr, den Besuch des Fremden versäumt zu haben, als sie einen Auftrag des Sterbenden an seine Hinterbliebenen zu bestellen gehabt hätte. Sie allein nämlich war bei seinem Tode zugegen gewesen. Er hatte jeden geistlichen Zuspruch abgelehnt und nur nach ihr verlangt. Ihr beherztes, heiteres Wesen mochte es ihm angethan haben und vielleicht ebenso sehr ihre vollkommene Geläufigkeit im Französischsprechen, die sie sich in der Refugiéfamilie erworben hatte, in der sie erzogen worden war.

Sie trat mit verweinten Augen aus dem Sterbezimmer, als das Letzte überstanden war, aber was sie mit ihm verhandelte, hat sie nie einem menschlichen Wesen anvertraut. Wie aus ihren späteren dunklen Andeutungen hervorging, mußte es eine Art von Rechtfertigung gewesen sein, was der General ihr vorgetragen, und zwar eine solche, die selbst die strengen Grundsätze der alten Dame befriedigte, denn sie ergriff seitdem stets seine Partei mit großer Lebhaftigkeit, und als man ihr vorschlug, den Rumpf des Generals aus der Gruft zu entfernen, soll sie es mit den Worten abgelehnt haben: „Weshalb? — Es fehlt nur der stürmische Kopf mit den tollen Ideen, sein besser Teil — das Herz — ist ja geblieben. Gönnt ihm die Ruhe!" —

Sie freilich mochte den ewigen Schlaf nicht in der entweihten Gruft beginnen und ich vermute, daß der Abscheu davor einer der Gründe war, die sie kurz darauf bewogen, an ihren früheren Wohnort zurückzukehren.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist, daß noch längere Zeit nachher Bauern der Umgegend den Reiter mit den schwarzen Haaren und dem narbenvollen Gesichte gesehen haben wollten. Allein es schien dies lediglich ein Werk ihrer Einbildungskraft zu sein, denn meine Urgroßmutter hatte nicht ermangelt, ihm sofort Eilboten nachzusenden und Nachforschungen nach ihm anzustellen, die ohne jeden Erfolg blieben.

Die alte Dame überlebte ihren Schützling nur kurze Zeit. In ihrem Nachlasse fand sich ein Paket Briefe von unbekannter Handschrift in französischer Sprache und das Miniaturbild einer jungen Dame, die nicht zu unserer Familie gehörte. Die letztwillige Bestimmung, man möge beides dem General in den Sarg legen, ist nicht zur Ausführung gelangt, denn es fand sich niemand bereit, denselben zum zweitenmal zu öffnen.

Die Briefe sind ungelesen verbrannt worden; das Miniaturbild ist auf mich übergegangen. Es stellt eine reizende Mädchenbüste dar. Die zarten Formen umgibt lose ein weißes Gewand, das von einem himmelblauen Gürtel zusammengehalten wird. Zu den beiden Seiten des lieblichen Gesichtes fließen in offenen Locken hellblonde Haare herab, und in den großen braunen Augen liegt eine unsagbar sinnige Schwärmerei. Wie oft habe ich auf diese Augen, auf den zarten, etwas strengen Mund geblickt, der mir das Geheimnis des Grabes nicht verraten konnte!

Als ich später längere Zeit in Paris lebte, habe ich in den französischen Archiven sehr eingehende Forschungen nach dem Namen Faultier angestellt. Allein das Wenige, was ich fand, schien mit dem, was mich beschäftigte, kaum im Zusammenhange zu stehen.

Der Name Faultier wurde nur in einer der Streitigkeiten genannt, die im Beginne der Revolution die Geister erhitzten. — Damals wähnte ein Teil des französischen Adels, den heraufziehenden Sturm mit dem Degen in der Hand beschwören zu können. Besonders einige feurige Anhänger der Königin strebten danach, den Kampf der politischen Gegensätze ins Privatleben hinüberzuspielen und forderten konsequent alle diejenigen vor ihre Klinge, die in der Nationalversammlung oder sonst im öffentlichen Leben ihren Ansichten und dem Königtum gefährlich werden zu wollen schienen. Politische Duelle wurden ungemein häufig, und besonders fand auch das damals aus England neu importierte Pistolenduell schnell allgemeinen Anklang. Das Bois de Boulogne wurde nicht leer von Kämpfern und Zuschauern, und fast täglich erwarteten Duzende von Karossen „les cervelles qui allaient sauter."

Die revolutionäre Partei fing an, sich über diesen Stand der Dinge zu beunruhigen. Sie sah die Reihen ihrer besten Kräfte von jungen Kavalieren bedroht, welche den Degen besser zu führen verstanden als das Wort und die Feder und erinnerte sich, daß das Duell nichts anderes sei, als die Äußerung eines barbarischen Vorurteils, als ein Überbleibsel des Feudalismus, das am wenigsten „in die Morgenröte der Freiheit" hineinpasse. Man sann auf Abhilfe und die Mittel, die dagegen vorgeschlagen wurden, waren in ihrer Überspanntheit charakteristisch genug für jene Zeit. Die einen wollten, daß jeder Abgeordnete, den man eines Duells überführt habe, aus den Listen der Nationalversammlung gestrichen werde, daß man seine besten und geistreichsten Reden aus den Archiven hinwegnehme und öffentlich verbrenne. Andere gingen noch weiter und schlugen vor, daß Duellanten unter der Bezeichnung „Gladiatoren" infamiert und angehalten werden sollten, im Notfalle Scharfrichterdienste zu leisten! Die Mildesten erklärten das Versprechen, sich niemals schlagen zu wollen, in der Form eines Beisatzes zum Staatsbürgereide für ein Gebot der Vernunft und Moral.

Natürlich konnte keiner dieser Entwürfe ins praktische Leben eingeführt werden; wohl aber bildete sich eine Gesellschaft der „Antigladiatoren," die sich gegenseitig das Wort abnahmen, Herausforderungen zu Duellen in jedem Falle abzulehnen. Mitglied dieser Gesellschaft war auch François Faultier. Welche Rolle er dabei gespielt hat, war nicht zu erfahren. Die Gesellschaft scheint überhaupt nicht lange bestanden zu haben. Das Vorurteil erwies sich in dieser Hinsicht stärker als die Weltverbesserer. Die Blätter der verschiedensten Richtungen ergossen die Lauge ihres Hohnes über die „Antigladiatoren," beschuldigten sie der Feigheit und anderer niederer Motive, kurz, wie das stolze Wort eines Aristokraten lautete: „Es war nicht möglich, die Nation zu überzeugen, daß man keine Ehre brauche, um frei zu sein."

Die „Antigladiatoren“ zogen den kürzeren und mehrere derselben konnten sich der allgemeinen Anfechtung nur dadurch entziehen, daß sie zur Armee abgingen.

War dies vielleicht auch einer der Gründe gewesen, aus denen Faultier das Waffenhandwerk ergriffen? Lag der tollkühnen Tapferkeit, welche er nach den Aussagen seiner Landsleute bekundet hatte, vielleicht das Streben zu Grunde, den Beweis zu liefern, daß der Vorwurf der Feigheit ihm gegenüber kein gerechtfertigter gewesen sei?

Kurz vor dem Kriege verließ ich Paris. Wieder vergingen mehrere Jahre, und die Geschichte des Generals begann mit den Jugenderinnerungen in meinem Gedächtnisse zu verblassen, als plötzlich eine zufällige Begegnung sie wieder aufleben machte.

Anläßlich des internationalen Kongresses für Hygieine kamen mehrere Franzosen nach *** und besuchten mich. Es befand sich darunter auch Professor D***, ein sehr vielseitig gebildeter Gelehrter, der sich insbesondere auch als „Amateur de bibelots“ eines gewissen Rufes unter den Kennern erfreute.

Er zeigte das größte Interesse für meine kleine Sammlung und besichtigte alles bis ins einzelne. Ich war sehr geneigt, die Äußerungen seines Beifalls der allgemeinen französischen Artigkeit zuzuschreiben und achtete kaum darauf, als er plötzlich eine Art von Freudenschrei ausstieß und vor dem Miniaturbilde aus dem Nachlasse meiner Ururgroßmutter stehen blieb.

„Wie kommen Sie zu dem Porträt meiner Großtante?“ fragte er.

„Ihrer Großtante? Woran erkennen Sie es?“

„Ich besitze dasselbe Bild von ihr in Lebensgröße,“ sagte er. „Die Ärmste ist erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gestorben und zwar im Irrenhause, wo sie die ganze zweite Hälfte ihres Lebens zugebracht hat.“

„Kennen Sie die näheren Umstände ihres Lebens?“

„Es ist wohl manches dunkel darin, das nie aufgeklärt werden wird; allein ihr Los war offenbar ein sehr tragisches. Sie stammte aus einer angesehenen Legitimistenfamilie, die mit dem Hofe bis zuletzt Verbindungen unterhielt. — Wie es kam, daß gerade ein junger Jakobiner in Liebe zu ihr entbrannte, weiß ich nicht, ebensowenig, ob sie seine Gefühle erwiderte. Was ihr die Zunge band, mochte eine begreifliche Rücksicht auf die Gesinnungen der Ihren sein, insbesondere ihres Bruders, eines sehr exaltierten Aristokraten, der von der Duellwut besessen war und sich rühmte, im Zweikampfe fünfzig Narben erhalten zu haben. Mehr freiwillig als gezwungen folgte sie ihrer Familie ins Gefängnis, aber ein düsterer Ernst umflorte seitdem ihre Stirne, sie wurde immer stiller und einsilbiger und die Rosen ihrer Wangen welkten dahin. Die meisten glaubten, daß sie um den jungen Jakobiner traure und daß dieser sie verlassen und verraten habe, ja, einige sprachen sogar die Vermutung aus, daß er ihre und ihrer Familie Gefangennahme nur zu dem Zwecke veranlaßt habe, um eine Beziehung los zu werden, die ihn in den Augen seiner Parteigenossen kompromittieren konnte. Am leidenschaftlichsten vertrat diese Meinung ihr eigner Bruder, der schon bisher die Annäherung eines Jakobiners mit sehr scheelen Augen angesehen und alles gethan hatte, einen Bruch herbeizuführen. Der stete, stille Gram der Schwester, dessen Zeuge er sein mußte, brachten ihn aber dermaßen außer sich, daß er oft mit geballten Fäusten in den melancholischen Korridoren des Gefängnisses hin und her lief, dem Verräter den Untergang drohte und sich Vorwürfe darüber machte, daß er ihn nicht schon früher einfach niedergeschossen hatte, als er seine Herausforderung ausgeschlagen. Das Gebaren dieses Kavaliers, den man wegen seiner tiefschwarzen Haare den Unglücksraben nannte, war ein so wildes und auffälliges, daß mehrere seiner Mitgefangenen darüber Bemerkungen in den Aufzeichnungen machten, die sie in den langen, bangen Stunden des Kerkerlebens niederschrieben.

„Leider verschweigen sie darin die näheren Umstände, unter denen der Bruder seine Flucht aus dem Gefängnisse bewerkstelligte. Sie wollten wohl durch ihr Schweigen in diesem Punkte anderen den gleichen Weg in die Freiheit offen halten. Im übrigen sparen sie nicht die Ausdrücke ihrer Bewunderung für die Tollkühnheit und Todesverachtung, mit der *** alles ausführte.

„Das Los seiner Schwester und seiner Eltern erfuhr infolge dieser Flucht eine erhebliche Verschlechterung, obgleich er ein Schreiben an den Gefängnisaufseher zurückgelassen hatte, in dem er sein Ehrenwort

verpfändete, daß er zurückkehren wolle, sobald er ein unaufschiebbares Geschäft vollbracht haben werde. Niemand glaubte an die Erfüllung dieses thörichten Versprechens und man hielt ihn für gerettet und geborgen, als plötzlich eines Nachts die schrille Hausglocke die düsteren Klosterhallen des Gefängnisses durchdröhnte. Er war zurückgekommen! Freilich mehr einem Gespenste als einem Wesen von Fleisch und Blut ähnlich! — Seine Wangen waren hohl und eingefallen, die schwarzen Haare zum Teil ergraut und die Augen glänzten wie im Fieber. Unter dem Arme trug er, in ein dunkles Tuch gehüllt, einen unbekannten Gegenstand. Sein erster Gang galt der Schwester. Er weckte sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe auf. ‚Frohlocke!' rief er ihr zu, ‚du bist gerächt!' Dabei öffnete er das Tuch und warf ihr den Kopf des Jakobiners zu Füßen. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, dann klatschte sie in die Hände und fing an, die Carmagnole zu tanzen. — Sie war wahnsinnig geworden.

„Als der Bruder sah, welches Übel er angerichtet hatte, versuchte er vergebens und zu spät einzulenken. Er beteuerte, daß er kein Mörder sei, daß er den Jakobiner nicht einmal im Zweikampfe getötet habe. Allein niemand schenkte ihm Glauben, und er endete kurze Zeit darauf, wie es scheint, insbesondere wegen dieser That, auf dem Schafott.

„Die Schwester ist nie mehr zum klaren Bewußtsein ihrer Lage gekommen; ihr Wahnsinn ist immer tiefer und schwerer geworden."

„Und glauben Sie," fragte ich, „daß der Bruder auf Anstiften der Schwester gehandelt hat?"

Der Franzose zuckte die Achseln. Dann nahm er das Miniaturbild von der Wand und blickte lange auf das liebliche Mädchenantlitz, in dem kein Zug auf Grausamkeit und Rachsucht schließen ließ. „Haben Sie das Bild auch genau untersucht?" fragte er endlich. „Sie wissen doch, daß fast alle Gegenstände dieser Art aus jener Zeit irgend ein geheimes Fach, irgend eine unsichtbare Vorkehrung enthalten, durch welche die Legitimisten ihren Protest gegen das herrschende Regime, ihre Anhänglichkeit an den König oder sonst wen zum Ausdruck zu bringen wußten. Ich habe Fächer gesehen, in deren Landschaften Silhouetten Maria Antoinettens verborgen waren, Spieldosen, die auf gewisse Versetzung hin die Königshymne spielten, Tebatieren mit doppeltem Boden . . ."

Er hatte inzwischen den goldenen Rahmen des kleinen Miniaturbildes so lange mit den Nägeln bearbeitet, bis endlich eine Feder, die ich nie bemerkt hatte, aufsprang und das Bildchen sich in zwei Hälften teilte. Auf der verborgenen Rückseite zeigten sich sechs aus blonden Haaren gestickte Lanzen, durch welche in kleinen Perlen die Worte: „J'aime" liefen. Das Rebus war leicht zu lösen: „J'aime en silence" (j'aime en six lances).

Wir nickten uns verständnisvoll zu. — Es war, als ob diese Entdeckung einen helleren Lichtschein über das ganze Bildchen verbreitete, als ob die schönen Augen des Mädchens aufleuchteten wie Flammen, als ob der süße Mund sich zu einem unhörbaren Seufzer öffnen wolle, unter dem der zarte Busen leicht erbebte.

Sprüche.

(Abdruck verboten.)

I.

Den besten Mann, den tiefsten, reichsten Geist,
Verhöhnte man, verspottete man dreist.
Ja, an die Beeren, die im Grase stehn,
Macht heimlich sich der Neid und ungesehn;
Doch wenn die Palmenkronen Früchte tragen,
So muß er wohl mit Steinen danach schlagen.

II.

Geduld und Ruh und Sanftmut ohne Wanken
Heilt langsam manches Weh, an dem wir kranken.
Nur manchmal ist's umsonst. Dann kann zuweilen
Ein scharfer Schnitt die schwerste Wunde heilen.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Klein Mütterchen. Von L. Knaus.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Hamburg.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Wenn heute an meinem Geiste die Bilder der Vergangenheit vorüberziehen, wenn mich die ganze Jugendsehnsucht wieder ergreift, die sich märchenhafte Welten aufbaut und in Knabenträumen den Erdball umschifft, so drängt sich wieder und wieder ein Bild in der Erinnerung hervor, das ich wohl nie vergessen werde und welches entscheidend für mein Leben und meinen Beruf geworden ist.

Es war ein herrlicher Sommerabend, da ich als Knabe zum erstenmal dich erblickte, du altes, liebes Hamburg. Zum erstenmal sah ich dich, du geheimnisvoller Mastenwald, mit den flatternden schneeweißen Segeln und bunten Flaggen im Glanze der Abendsonne schimmern. Welche Phantasieen bauten sich auf in meinem Innern! Dort wo die Schiffe ihre Bahn hinlenkten, da draußen lag ja die weite, weite Welt, für mich das verzauberte, kristallene Schloß, aus dem es mir heimlich zuwinkte, und hier vor meinen Augen der Schlüssel zu all den Herrlichkeiten, die sich hinter dem blauen Horizonte ausbreiten mußten. Hinaus, hinaus wollte ich ziehen, das waren meine einzigen Gedanken.

Zurückgekehrt nach dem Binnenlande, trug ich die Sehnsucht mit mir im Herzen. Alles dünkte mich so öde, so verlassen — so klösterlich. Die Schulstube ward zum Gefängnis. Was interessierten mich noch die alten Römer und Griechen, was die unleidlichen Aufsätze über die mir gleichgültigsten Themata. Oft, wenn sich der Lehrer abmühte, in langatmigen Erklärungen Regeln und Ausnahmen begreiflich zu machen, saß ich da, den Kopf auf die Hand gestützt, scheinbar aufmerksam dem Unterrichte folgend. Doch wo waren die Gedanken? Da zauberte ich mir im Geiste wieder den Hamburger Hafen vor, die Segel blähten sich, die Flaggen flatterten lustig im Winde, und hinaus ging's in die weite Welt zu den blauen, fernen Inseln mit immergrünen Wäldern und Palmen. Dabei kritzelte die Feder auf Tisch und Schreibhefte Hafenbilder und phantastische Palmenlandschaften. Rief mich dann der Lehrer zur Wiederholung seines Vortrages auf, so klang die Frage wie ein schriller Mißton in die träumerische Symphonie, das Auge irrte hilfesuchend an den Wänden umher, und der Mund blieb stumm. Du gutes Hamburg, was habe ich damals deinetwegen leiden müssen, wie viel Tadel und Nachsitzen habe ich erduldet, nur um an dich denken zu können, und wenn ich damals nicht einfach davonlief, so war es nur der Zufall und Mangel an Gelegenheit, welche mich davon abhielten.

Und doch danke ich dir meinen Beruf. Die Lust und Liebe, Gesehenes und Phantasieen bildlich darzustellen, gab mir Farbe und Pinsel in die Hand, und so reifte der Gedanke, fortan die schöne, herrliche Gotteswelt zu bereisen, im Bilde festzuhalten und heimzubringen.

Der Schule entwachsen, packte ich mein leichtes Ränzel. Du, liebes Hamburg, winktest dem Scheidenden Lebewohl und Kehrwieder zu. Hinaus ging es aufs blaue Wasser, hinaus in die weite Welt. Was der Knabe geträumt und phantasiert hatte, führte der Jüngling aus. Gen Nord und Süd, Ost und West durchkreuzte ich den Ozean und die fernen Zonen. Dann kam der Tag, an dem mich eins deiner stolzen Schiffe wieder der Heimat zuführte, und als die hohen Türme und der Mastenwald wieder emportauchten, da ging mir das Herz auf und tausendfach rief es in mir: „Sei mir gegrüßt, du schönste deutsche Hafenstadt, sei mir gegrüßt, du liebes, altes Hamburg!"

Bilder aus Hamburg: Der neue Seefischhafen mit dem Fischauktionshof.

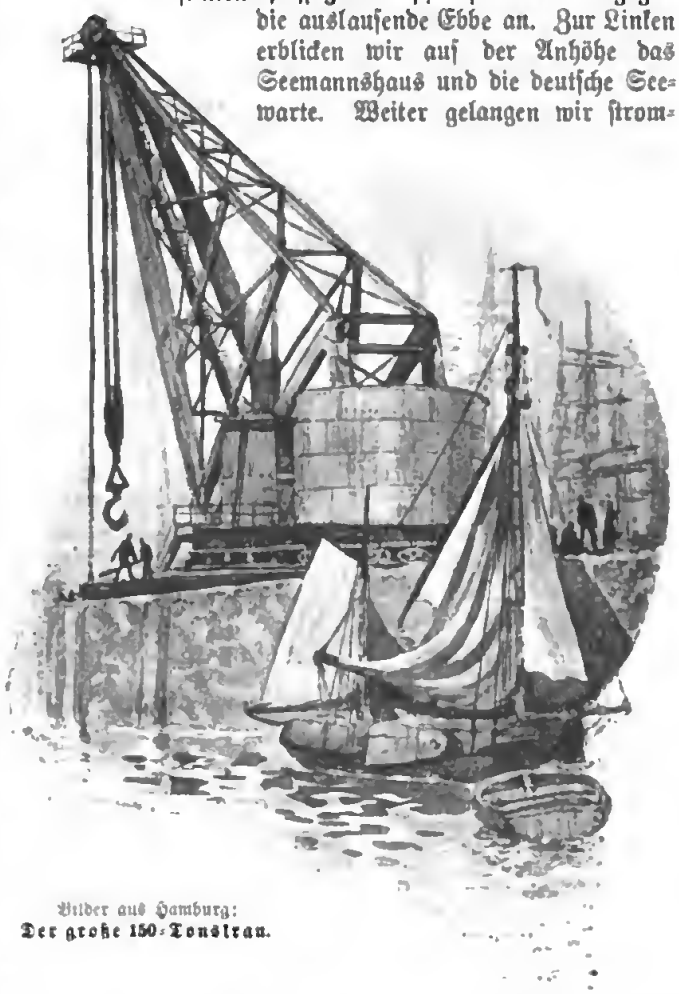
Seit der Zeit sind Jahre vergangen, doch wie oft hat mich mein Herz nicht dorthin gezogen, wie oft habe ich mir dort nicht Anregung zu neuem Schaffen geholt!

— — — — — — — — —

Nun, lieber Leser, wirf alle Sorgen weit von dir, nimm meinen Arm und komm, ich will dir das schöne Hamburg zeigen. Wenn du eine Landratte bist, mußt du es schon verzeihen, wenn ich, meinem inneren Drange folgend, dich zuerst ans Wasser führe. Es gibt viele schöne Städte, aber keine besitzt eine größere, weltbedeutendere Straße, von welcher aus die Wege über den ganzen Erdball führen, als Hamburg.

Ein Wagen bringt uns schnell nach St. Pauli. Wir steigen eine Anhöhe hinauf, noch wenige Schritte und vor uns liegt im Sonnenglanze der herrliche Elbstrom. Sieh, da liegen sie in langen Reihen, die mächtigen Schiffe mit den himmelanstrebenden Masten. Die Flaggen aller Nationen und Kompanieen wehen lustig im Winde, hier und da trocknen Segel und geben dem Bilde etwas ungemein Lebendiges. Weiter flußaufwärts wird das Treiben auf dem Strome immer gewaltiger. Wir sehen am anderen Ufer den undurchdringlichen Mastenwald des neuen Segelschiffshafens, wohin sich infolge des Zollanschlusses die größte Masse der Fahrzeuge begeben hat. Überall herrscht reges Leben. Flinke Passagierdampfer und Schlepperkreuzen hinüber und herüber, Hunderte von Flußfahrzeugen und Jollen drängen sich zwischen die ankernden Riesen. Ein langgezogener, heulender Ton schlägt an unser Ohr, eine große, dunkle Masse windet sich langsam aus dem Mastengewirre heraus und treibt stromabwärts. Es ist ein riesiger Auswandererdampfer, welcher an unsern Augen vorbeigleitet, dem Meere zu. Mit ihm ziehen Hunderte von Menschen hinaus ins Ungewisse, dem erträumten Glücke entgegen. Wie viel Freude und Leid, Hoffnung und Sehnsucht trägt wohl das stolze Fahrzeug hinüber zur neuen Welt? Wem wird es gelingen, das Glück zu erhaschen, und wer wird einsam und verlassen im fernen, fremden Lande verderben oder gebrochenen Mutes wieder zurückkehren? Doch weg mit diesen Gedanken, bald ist das Schiff unsern Blicken entschwunden.

Nun hinab zum Wasser selbst. Auf einem flinken Passagierdampfer steuern wir gegen die auslaufende Ebbe an. Zur Linken erblicken wir auf der Anhöhe das Seemannshaus und die deutsche Seewarte. Weiter gelangen wir strom-



Bilder aus Hamburg:
Der große 150-Tonstran.

aufwärts zu den Kais. Hier sind die großen Ozeandampfer die vorherrschenden. Die Schiffe der Südamerika-, China-, Afrika- und Indienlinien laden oder löschen hier an den Kais oder im Strome. Das Geklapper und Gezische der Dampfkräne ertönt den ganzen Tag.

Weiter trägt uns der Dampfer hinüber zu dem neuen Segelschiffshafen. — Hier liegen sie reihenweise in stiller Majestät, die großen Segelfahrzeuge aller Nationen, ausruhend

Bilder aus Hamburg: Die beiden Elbbrücken.

für kurze Zeit von ihren Weltfahrten, und harren der Stunde, bis sie wieder die weißen Schwingen entfalten und sich draußen im Spiele der Wellen tummeln können. Laß deine Phantasie schweifen. Alle, alle ziehen hinaus auf das trügerische Element. Da ist kaum ein Winkel des weiten Ozeans, zu welchem nicht die ankernden Riesen ihren Weg nehmen. Der eine zu den eisigen Regionen des Nordens, der andere zu den Gluten der Tropensonne. Hier siehst du noch die Spuren des Eises, welches ein braves Schiff durchschnitten, dort klaffen die Nähte eines anderen weit auseinander infolge der ausgestandenen tropischen Gluthitze. Sonnenverbrannte Männer blicken dich überall an. Für sie ist ja der weite Ozean die Heimat und das Schiff ihr Haus, froh und willig erfüllen sie ihren schweren Beruf. Wir fahren weiter, zwischen den mächtigen Bugen hindurch. Überall Leben, emsiges, rüstiges Schaffen. Am Amerikahöfd liegen die großen Auswandererdampfer der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Hier herrscht das regste Treiben, die Leiber der mächtigen Schiffe zu entleeren oder zu füllen. Auf der entgegengesetzten Seite direkt an der Elbe befindet sich der Riesenkran. Zu luftiger Höhe ragt das verhältnismäßig zierliche Eisenwerk empor, unten befindet sich die Maschine, welche im stande ist, an einer mächtigen Gliederkette ein Gewicht von 300 000 Pfund emporzuheben.

Nach Verlassen des großen Segelschiffshafens werfen wir einen Blick elbaufwärts. Hier gebieten zwei mächtige, schöne Brücken der Seeschiffahrt Halt. Auf riesigen, architektonisch imposanten Pfeilern ruhen die eisernen Bogenkonstruktionen, über welche der Eisenbahn- und Wagenverkehr hin und her flutet.

Unser kleiner Dampfer wendet hier um und wir gleiten wieder elbabwärts zu den großen Werften am linken Ufer. Wehende Flaggen und festliche Dekoration verraten etwas Außergewöhnliches. Ein neuer Ozeandampfer soll seinem Elemente übergeben werden. Auf dem Strome lassen ein Dutzend beflaggte Schleppdampfer ihre Warnungssignale hören zum Zeichen, daß die Bahn für den Stapellauf freizuhalten ist. Nach Beendigung der üblichen Tauffeier gleitet dann unter dreimaligem „Hipp, hipp, hipp, hurra!“ das stolze Schiff ins Wasser. Mit dem Hinterteil vorauf, taucht es zuerst tief unter, dann hebt sich die schwere Masse wieder empor, um das Vorderteil weit in das Wasser hinabzudrücken, immer schneller und schneller durchschneidet der Koloß die Flut, eine weiße, sprühende Sturzwelle vor sich her schleudernd.

Ein halbes Dutzend ſchwerſter Anker ſtürzen donnernd in die Tiefe, um den gefährlichen Lauf zu hemmen. Jetzt faſſen dieſelben, langſamer wird die Bewegung, endlich dreht ſich das Fahrzeug in der Strömung und ſteht dann ſtill. Ein nochmaliges Hurra, und der Stapellauf iſt glänzend gelungen. Von den Schleppdampfern in Empfang genommen, wird das Schiff am Lande vertaut, um ſeiner letzten Einrichtung entgegenzuſehen.

Nachdem wir den ungewöhnlichen Anblick eines Stapellaufs genoſſen, ſteigen wir am Brooksthor aus und wenden uns zu den Anlagen des neuen Freihafengebietes. Hier befinden ſich die rieſigen Speicher der Hamburger Kaufmannſchaft. Eine ſtolze, ſchöne Architektur blickt uns entgegen. Reinliche, neu gegrabene Kanäle durchziehen die gewaltigen Anlagen. Die Lagerräume ſelbſt ſind aufs praktiſchſte eingerichtet. Hier iſt alles zugetragen worden, was die weite Welt hervorbringt. Die Produkte aller Zonen, die Arbeiten aller Völker des Erdenrundes, im Werte von vielen, vielen Millionen, harren hier des Verbrauches oder der Weiterbeförderung. Helle, ſchöne Räumlichkeiten dienen als Kontore, in denen die Maſchine des Weltverkehrs arbeitet. Hier leitet der Großkaufherr ſeine Geſchäfte, tauſend fleißige Federn regen ſich, um mit den entfernteſten weißen oder farbigen Geſchäftsfreunden zu korreſpondieren.

Das Freihafengebiet iſt auf dem alten Stadtteile aufgebaut worden. Hunderte von Häuſern mußten abgeriſſen werden, und der ganze ſogenannte Kehrwieder fiel den Neuerungen zum Opfer. Die ehemals ſo abſonderliche mittelalterliche Architektur hat dem Geiſte der Neuzeit weichen müſſen. Wie maleriſch ſah das alte Fleet aus! Eng rückten die ſpitzen Giebelhäuſer zuſammen. Das träge, ſchmutzige Waſſer mit den unvermeidlichen Schlammabſonderungen, in welchen bei der Ebbe die Leichterkähne tief einſanken, duftete nicht gerade ſehr angenehm. Die alten Gebäude ſelbſt mit den vielen Stockwerken und vielen weißgeſtrichenen Fenſterrahmen bildeten eine mehr maleriſche als ſchöne Frontanſicht. Oben am Giebel befand ſich ſelbſtverſtändlich die Kranvorrichtung, mittels welcher die Waren bis in die höchſten Räume befördert wurden. Der Zahn der Zeit hatte tiefe Spuren eingegraben. Es war ein Gedränge der merkwürdigſten Art.

Bilder aus Hamburg: Stapellauf eines großen Ozeandampfers.

Bilder aus Hamburg
Kanal im neuen Freihafengebiet.

Jedes Haus hatte es sich bequem gemacht, der Stärkere hatte den Schwächeren so lange geschoben, bis dieser nachgab und seinen Frack spitzwinkeliger gestaltete, während der Sieger breitspurig in stumpfen Winkeln sich Platz machte. Die Eckhäuser, welche die ganze Wucht der Massen zu ertragen hatten, hielten tapfer stand, oft natürlich in den merkwürdigsten Verschiebungen. Gebäude, deren Mauer und Holzwerk keinen einzigen rechten Winkel aufzuweisen hatte, waren keine Seltenheit und das Malerauge weilte mit Entzücken an diesen verschrobenen Linien. Es war ein herzerhebender Anblick für den Künstler und vielfach sind die alten Fleete Motive zu hervorragenden Kunstwerken geworden. Jetzt sind die alten Fleethäuser meist verschwunden, und an ihrer Stelle steht kalt und vornehm irgend ein Palast in reichem Renaissancestil. Doch lassen wir die Betrachtungen, die Welt strebt vorwärts, das Alte muß dem Jungen Platz machen. Die Thränen, die vielleicht ein paar alte Jollenführer oder Maler in wehmütiger Erinnerung weinen, sind bald versiegt, und die Jugend läuft in dem neuen Hamburg umher, als ob das immer so gewesen wäre. — Wir durchschreiten die Straßen. Überall dichtes Volksgewühl. Merkwürdige Trachten fallen uns in die Augen. Da gibt vor allen Dingen das Völkchen der Vierländer der Stadt ein besonderes Gepräge. Meist sind es kräftig gebaute junge Mädchen mit den bunten, an den Hüften breit auseinandergehenden Röcken und der ebenfalls bunten, breitgestreiften Schürze. Die Brust wird von einem reich in Gold und Silber gestickten Mieder gehalten, dazu der merkwürdig geformte Hut mit der am Hinterkopfe befestigten, steif abstehenden, schwarzen Schleife aus Fischflossen. Die Männer tragen wunderliche schwarze Westen mit großen silbernen Knöpfen, dazu Kniehosen und schwarze Strümpfe. Auf dem Kopfe wiegt sich der stereotype mächtige Cylinderhut. So durchwandern die Vierländer, auf dem Rücken das Tragholz, an welchem die Körbe, meist mit Früchten oder Blumen gefüllt, hängen, die Straßen Hamburgs, um den Überfluß ihrer reichen Bodenerzeugnisse zu verkaufen.

Recht appetitlich nimmt sich das Hamburger Dienstmädchen aus. Sie trägt ein reines, sauberes Waschkleid mit kurzen Puffärmeln, welche die Arme fast frei lassen, eine blendendweiße Schürze mit Brustlatz ist um die Hüfte gebunden. Auf dem gleich gescheitelten Haar trägt sie kokett ein paar Rüschen in Mützenform. Ihr Gang ist elastisch und selbstbewußt. Sie weiß, daß sie eine wichtige Persönlichkeit im Staate ist, da der Hamburger eine gute Küche absonderlich schätzt.

Originell ist das Fischweib, ein echter hiesiger Volkstypus, gewöhnlich ein Wesen

von voller Figur mit dem mächtig wirkenden Mundwerk. Sie sitzt in einer Art Strandkorb, vor sich die Fischbehälter, und bietet den Vorübergehenden in mehr oder weniger zarter Weise ihre Vorräte an. Die alten Herren Fischer sind ihren Lebensgefährtinnen sowohl als sonstigen Zeitgenossen gegenüber vielmehr schweigsam. Viele sollen einen trockenen, witzigen Charakter haben. Nach vollbrachter Arbeit steckt sich der Mann „von de Waterkant" sein Pfeifchen an, bläst die blauen Ringel in die Luft und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein.

Bilder aus Hamburg: Ein altes Fleet.

Sieh, da wandelt ein Mann in absonderlicher Tracht umher. Mit einer schwarzen Jacke, deren große silberne Knöpfe lichten Glanz ausstrahlen, und schwarzen Hosen bekleidet, auf den Kopf einen riesigen Cylinderhut gestülpt, so schreitet er würdevoll die Straßen entlang, sich seiner ganzen Machtvollkommenheit bewußt. Es ist der Quartiersmann oder Speicherverwalter, eine Hauptperson im Hamburger Weltverkehr. Er ist die rechte Hand seines Chefs, durch seine Hände gehen alle aus- und einlaufenden Waren. Er kennt jeden Winkel in den großen Speichern. Alle noch so versteckten, vielleicht jahrelang lagernden Güter kennt er genau nach Inhalt, Gewicht und Lagerzeit, so daß er für das Großhandelsgeschäft eine unentbehrliche Persönlichkeit geworden ist. Er kommandiert ein ganzes Heer von Speicherarbeitern, deren kräftige Gestalten auch im Volksleben kenntlich sind.

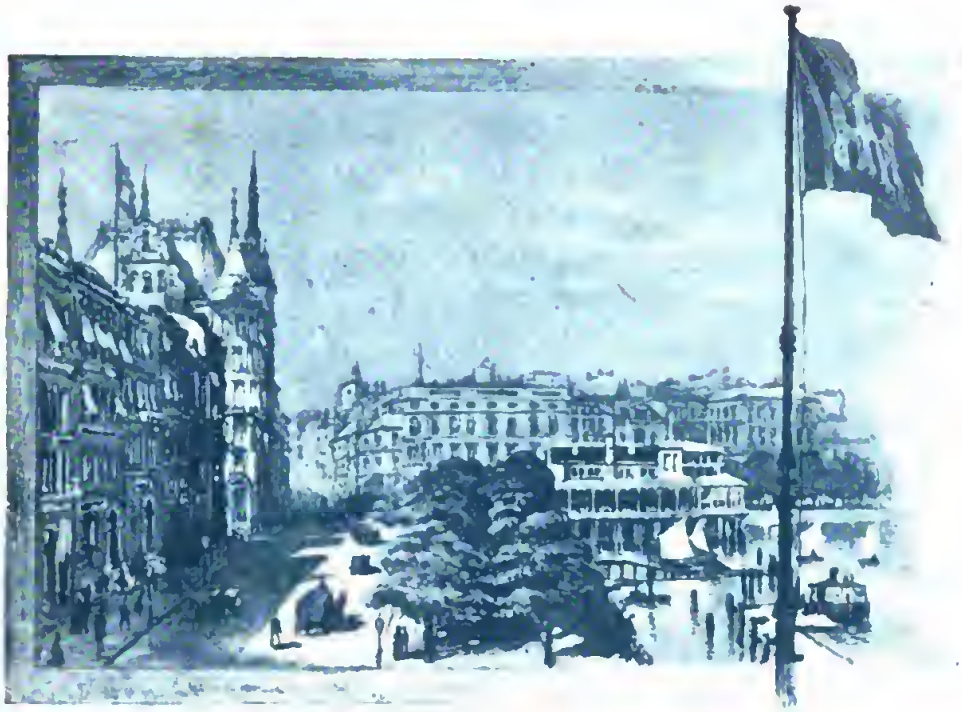
Ein besonderes Gepräge gibt den Straßen natürlich die seemännische Bevölkerung. Da sieht man zuerst Kapitäne und Offiziere, die, an Land gekommen, eine merkwürdige Eile haben, ihre schmucken Seemannsuniformen so schnell als möglich von sich zu werfen, gleich als ob sie sich davor genierten, und den unhandlichen Cylinderhut sowie die entsetzlichen schwarzen Bratenröcke anzuziehen. Aber du kennst sie heraus, lieber Leser. Das große, ruhig blickende Auge, das gewohnt ist, in Sturm und Nacht auf das wilde Meer hinauszublicken, die markierten, wetterharten Züge im Gesicht, das so oft der glühenden Tropensonne oder dem eisigen Polarwinde ausgesetzt war, lassen dich unschwer den Seebären erkennen. Von den anderen Seeleuten ist namentlich der Zimmermann durch seine mehr oder weniger glücklich gewählte Toilette erkennbar. Der Cylinder-

Hamburger Volkstrachten.

hut, wenn auch gewöhnlich in etwas schäbiger Qualität, ist auch bei ihm die Hauptsache. Dazu trägt er den schwarzen Rock und weiße Umlegekragen mit knallrotem oder grünem Schlipse. Das Taschentuch sieht kokett aus der Brusttasche hervor oder baumelt zierlich zwischen den Rockschößen. Die Matrosen siehst du in allen Hautfarben, hier den pechrabenschwarzen Mohr mit den weiten leinenen Hosen und dem breitrandigen Strohhute, dort Chinesen und wer weiß wie gefärbte Individuen. Der europäische Matrose trägt sein blaues Jackett und breiten Schlapphut, oft auch eine kreisrunde steife Mütze mit geradem Schirm. Jungen in Hemdsärmeln mit gestrickten Tam o'Shanters auf dem Kopfe eilen behende die Straßen entlang, um Besorgungen für ihre strengen Herren zu machen.

Wenn du ein gutes, feines Auge hast, lieber Leser, so siehst du auch oft meist blasse, junge Menschen, augenscheinlich aus guter Familie, den Seeleuten folgen oder sich schüchtern in die Kneipen der Matrosen und Steuerleute wagen und sich schließlich an den einen oder anderen wenden, um meist im Flüstertone eine Bitte anzubringen. Das sind die Ausreißer vom Binnenlande. Der Drang nach Freiheit, meist verbunden mit miserabeln Schulzeugnissen, nebst dem dazugehörigen schlechten Gewissen, hat sie fortgetrieben von der Heimat. Hinaus in die Welt wollen sie, jeder will ein Sinbad der Seefahrer werden und ein Leben voller Freiheit und Abenteuer führen. Daheim grämt sich der Vater, weint die verlassene Mutter. Sie haben das Söhnchen gehätschelt und trotz aller schlechten Censuren herzlich lieb. Wie würden sie erschrecken, ihn in dem Aufzuge und der oft nicht gerade sehr guten Gesellschaft der niederen Schiffsleute anzutreffen. Was haben die jungen Flüchtlinge alles geträumt von der schönen, großen Welt da draußen, und wie bittere Enttäuschungen erwarten sie schon hier! Die schwere, harte Arbeit des Seemannsberufes ruft bald die bitterste Reue hervor, und es ist ein großes Glück, daß die Polizei ein wachsames Auge hat und die entflogenen Vöglein dem Neste wieder zuführt, ehe sie da draußen in der niederen Gesellschaft verkommen oder sich einem Berufe ergeben, der weder ihrem Stande, noch ihren Kenntnissen entspricht.

Der Seemannsberuf ist ein großer, herrlicher, wenn er aus wirklichem inneren Drange ergriffen wird, wenn er in Verbindung mit der Wissenschaft den Menschen zum Herrn über das Element heranbildet. Trotzdem sind die Aussichten keine sehr günstigen. Der Andrang zu den höheren Stellen ist ungeheuer, nur verhältnismäßig wenige mittellose Menschen erringen Kapitänsstellen. Sogar die Plätze der Steuerleute sind überfüllt, und was die Matrosen anbelangt, so ist der Lohn für die schweren Leistungen doch ein herzlich schlechter, so daß sich ein Mensch aus guter Familie, der sich auf der Schule größere Kenntnisse erworben hat, kaum wohl dabei befinden wird. Von der schönen Welt bekommt auch der Seemann, mit Ausnahme des Wassers, recht wenig zu sehen. Im Hafen angekommen, müssen die Mannschaften beim Laden und Löschen behilflich sein, während die Offiziere die Beaufsichtigung zu übernehmen haben. Abends geht allerdings, wer Urlaub hat, an Land, aber meist nur bis zum nächsten Wirtshaus, um das so schwer verdiente Geld mit leichtsinnigen Weibern zu verjubeln. Frage nur einen See-



Bilder aus Hamburg: Partie am Jungfernstieg.

mann; er kennt wohl die Hafenstädte dem Namen nach, aber die Städte selbst oder gar deren nächste Umgebung existieren für ihn nicht, und der blasse junge Mann, den du dort siehst, den die Sehnsucht nach den fernen Ländern verzehrt, schaut vielleicht nach einem Jahre vom Bord seines Schiffes gleichgültig das herrlichste Fleckchen Erde an und freut sich nur, wenn der Abend herankommt und er mit den Kameraden nach Herzenslust kneipen kann. Es gibt allerdings Ausnahmen davon, aber diese sind leider selten. Ich habe dich, lieber Leser, etwas lange aufgehalten des dummen jungen Menschen wegen, aber vielleicht kommen diese Zeilen einem Unerfahrenen in die Hände, der gerade im Begriff steht, Vater und Mutter zu verlassen, und, um seinen Weltillusionen folgen zu können, das verzweifelte Mittel, zur See zu gehen, ergreift. Der höhere Seemannsberuf ist ein ernster und schwerer, wer ihn ergreift, der lasse alle Phantasieen und erringe sich durch fleißiges Studium diejenigen Kenntnisse, welche von dem modernen Seefahrer gefordert werden. Wer aber die weite Welt genießen will, der wandere hinaus, ausgerüstet mit guten Kenntnissen der Wissenschaft, des Handels oder Handwerkes, lasse sich am Orte seiner Sehnsucht nieder, verdiene sein Brot und benutze die Freistunden, um sich Land und Leute anzusehen.

Wir schreiten weiter und kommen zu einem feineren Stadtviertel. Die Häuser bekommen ein eleganteres Aussehen und bald befinden wir uns auf dem Rathausmarkte. Hier hat die Königin des Handels und des Geldes ihren Palast erbaut. In ruhiger, massiv wirkender Architektur erhebt sich das große Börsengebäude. Der Verkehr flutet darin hin und her. Vom Morgen bis Abend drängen sich Käufer, Verkäufer, Unterhändler und Makler hier zusammen, um ihre Geschäfte abzuschließen. Auf dem Platze selbst herrscht das regste Treiben, die meisten Pferdebahnlinien, sowie die Dampfstraßenbahn haben hier ihre Anfangs- oder Endstation. Durch einige Arkaden gelangen wir über die Reesendammsbrücke zu dem bekannten Jungfernstieg, einer der Hauptstraßen, welche das große Alsterbassin einschließen. Hier bewegt sich die elegante Welt Hamburgs; hier befinden sich die großen Hotels, von deren Fenstern aus der Fremde die entzückende Aussicht über die beiden Alsterseen hat. Im Alsterpavillon, einem in das Wasser hinaus gebauten eleganten Restaurant, haben wir Gelegenheit, einige Erfrischungen zu uns zu

Digitized by Google

Hamburg von der Außenalster aus gesehen.

nehmen und das lustige Leben und Treiben auf der Alster zu beobachten. Hier auf der blauen Fläche blüht der Wassersport. Mit mehr oder weniger Geschick handhabt alt und jung Segel und Ruder. Von dem naiven Gepätschel des Unerfahrenen hinauf bis zur vollendeten Kunst des Klubmannes kannst du den edlen, männlichen Sport besichtigen. Von der Landungsbrücke am Jungfernstiege aus eilen kleine Passagierdampfer durch die vor uns liegende Lombardsbrücke den sommerlichen Aufenthalten an der Außenalster zu und erwecken in uns die Lust, einen Ausflug nach dorthin zu unternehmen. Wir folgen dem Menschenstrome und besteigen eins der flinken Boote, welche für zehn Pfennig die beiden großen Wasserbecken befahren. Durch die malerische, an beiden Seiten mit parkartigen Anlagen versehene Lombardsbrücke geht es hindurch in die Außenalster. Hier wird das Wasser freier. Zur Rechten befindet sich ein überaus schön gelegenes Restaurant, die Alsterlust, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht über die ganze Wasserfläche genießt. Ein originelles, aus Holz konstruiertes Häuschen dient zur Wohnung von Hunderten von Schwänen, die sich auf den klaren Fluten umhertummeln. Die zahmen Tiere begleiten die Ruderboote und fressen fast aus der Hand.

Von der Station Rabenstraße aus blicken wir zurück. Panoramenartig dehnt sich die Stadt Hamburg aus. Alle die schlanken Türme der Kirchen St. Jakobi, St. Petri, St. Katharinen, St. Nikolai und St. Michaelis sieht man von hier in die Wolken ragen. Die eleganten Gebäude schimmern im Sonnenscheine, ein feiner blaugrauer Dunst lagert über den Dächern des sich bis zum Horizonte ausdehnenden Häusermeeres. Den Vordergrund bildet, aus dunklem Grün hervorleuchtend, die massive Lombardsbrücke. Wahrlich, ein herrliches Städtebild, wie es schöner kaum gedacht werden kann! Weiter trägt uns der Dampfer. Zur Linken schweift der Blick über die Villen am Harvestehuder Wege. Hier ruhen viele Handelsfürsten, deren Talent und Geschick große Strecken der Erde dem Weltverkehr erschlossen hat und deren Streben durch Glück und Reichtum belohnt worden ist, aus von der anstrengenden Thätigkeit des Kontorlebens. Überall sieht man die reizenden Häuser durch die prächtigen, uralten Bäume hindurchschimmern. Davor grünen sauber gehaltene Rasenplätze, umsäumt von dem üppigsten Blumenflor. Unten am Wasser ankern gewöhnlich die leichtbeschwingten Lustjachten, auf welchen die Besitzer nach des Tages Mühen die breiten Alsterseen durchfurchen.

Bei der nächsten Station, dem Uhlenhorster Fährhaus, steigen wir aus. Zwischen Gärten in reicher, vornehmer Umgebung liegt das freundliche Gebäude mit der dazu-

gehörigen Reſtauration. Viele Hamburger und Fremde eilen hierher, um ſich abends bei guter Verpflegung und guter Muſik zu erquicken. — Der Tag neigt ſich, die hohen Kirchtürme erglühen kurze Zeit im Scheine der untergehenden Sonne, blaugraue Schatten verhüllen nach und nach das Häuſermeer, die ſommerliche Dämmerung mit ihrem geheimnisvollen Schimmer bricht herein. Die erſt kaum ſichtbare, fahle Mondſcheibe nimmt an Lichtſtärke zu und nun glitzert und ſchimmert auf dem Waſſer die ſanfte, ſilberne Spiegelung, gemiſcht mit den gelben Reflexen der Tauſende von Laternen und Lichtern der Stadt. Eine ſchöne, ruhige Sommernacht! — Wir beſteigen wieder das Dampfboot, welches, einen breiten, mondbeſchienenen Streifen hinter ſich laſſend, die dunklen Alſterfluten durchſchneidet. Leiſe ertönt auf dem Deck Mandolinenklang und Geſang eines italieniſchen Mädchens, welches in Begleitung ihres krausköpfigen, dunkelhäutigen Burſchen ihre heimatlichen Lieder ſingt. Du gibſt dich der Täuſchung hin. Biſt du nicht in Venedig? Sind das nicht die alten marmornen Paläſte der venezianiſchen Granden? Und ſieh dort, an der Riva Schiavoni, glänzt da nicht mondbeſtrahlt der majeſtätiſche Dogenpalaſt und St. Marcus? — — Krach — ein kurzer Stoß am Bollwerk weckt dich aus den Träumereien. Das Boot landet, aber nicht am venezianiſchen Strande, ſondern wieder am Jungfernſtieg. Wir verlaſſen die Alſter. Ein Gang durch die Straßen zeigt uns das lebendige Bild Hamburgs bei Nacht. Reges Treiben herrſcht auf den hell erleuchteten Straßen, die Schaufenſter drängen ſich durch beſonderen Glanz in die Augen. Wir kommen durch alte Stadtteile nach St. Pauli. Jahrmarktsjubel dringt an unſer Ohr. In den großen Reſtaurants ertönt Muſik, daneben laden Cirkus und Theater zweiten bis letzten Ranges, Wildenbuden, Kaſpertheater und wie die Volksbeluſtigungen alle heißen mögen, zum Beſuche ein. Hier befinden ſich auch die Eldorados der Seeleute. Mehr oder minder anſtändig bewegt ſich das Treiben der Arbeiter des Meeres. Da tönt das Gejohle einiger unverwüſtlichen Sänger aus einer Kneipe heraus, dort ſchwingen ſich die Söhne Neptuns mit leichtgeſchürzten Weibern im Tanze und laſſen ein Geldſtück nach dem anderen von ihrem ſauren Verdienſte in die Taſchen der Dirnen oder Herbergsbeſitzer fließen. Dann ſiehſt du wieder elegantere Wirtshäuſer, in welchen Steuerleute oder Maſchiniſten einer beſſeren Sorte von Vergnügungen huldigen. . . So wogt es bunt durcheinander, das echte, rechte Treiben einer Seeſtadt. Wir winden uns durch das Gewühl und raſten endlich in dem herrlich am Hafen gelegenen Wietzelſchen Hotel. Die ſommerliche Dämmerung liegt noch über dem Elbſtrome, wieder erblicken wir, in ſeinem Dunſte ſchwimmend, den phantaſtiſchen Maſtenwald. Leiſe tönen die

Bilder aus Hamburg: Fährhaus in Uhlenhorſt.

Digitized by Google

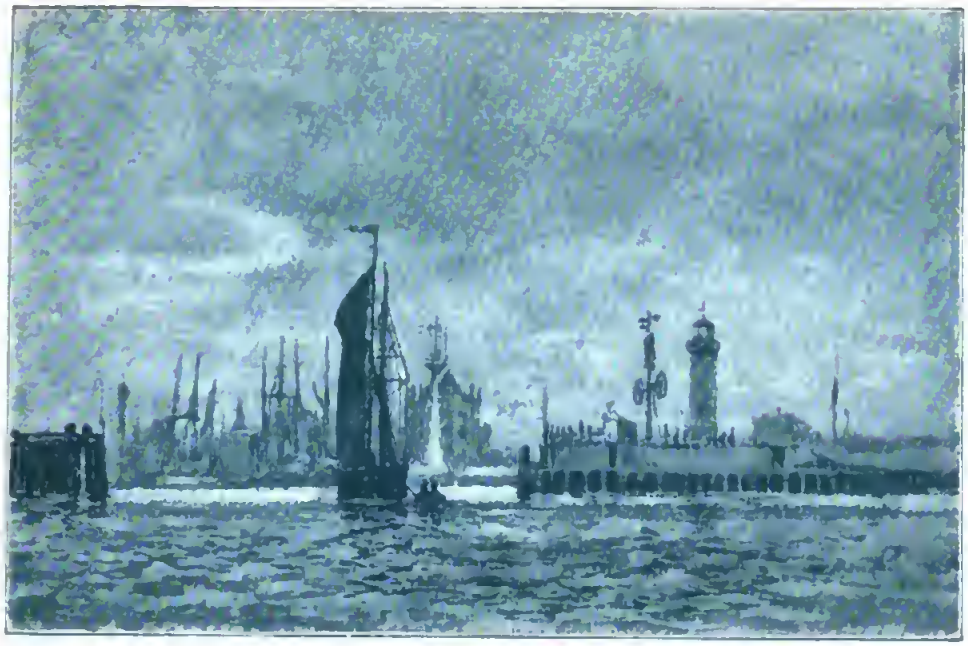
Bilder aus Hamburg: Blankenese (Süllberg).

Schornsteine der Schiffswerften und Maschinenfabriken in die Lüfte; einige Riesenschwimmdocks tragen mächtige Dreimaster oder Ozeandampfer auf ihren Gerüsten. Vorbei geht es an dem schön gelegenen Neumühlen. Dann taucht hinter den hervorspringenden Flußecken das berühmte Blankenese auf. Hier steigt das Terrain bedeutend an. Überall prangt das herrlichste Grün. An den Geländen erheben sich die Häuser und Villen der meist dem reicheren Offizierstande angehörigen Seeleute oder der wohlhabenderen Kaufleute. Den höchsten Punkt bildet der Süllberg.

Stundenglocken von den Schiffen herauf, es klingt wie das Gebetläuten, welches du auf den Bergen hörst, wenn unten im Thale der Abendsegen geläutet wird. Unser Herz wird andächtig gestimmt. Gott segne die Schifffahrt und schütze die Menschen da draußen auf wildem Meere vor der Gefahr. Lange noch sehen wir hinaus auf die eigenartige Landschaft, bis uns die Augen vor Müdigkeit zufallen und wir das Bett aufsuchen.

Am anderen Morgen erheben wir uns früh. Schon regt sich wieder das gewaltige Treiben. Da heulen die Dampfpfeifen der Fabriken, Werften und Kais, um die fleißigen Menschen zur Arbeit zu rufen. Komm fort aus dem Gewühle der Stadt, hin zu den idyllischen Flecken des Hamburger Gebietes. Unten an St. Pauli-Landungsbrücke liegt das elegante Dampfboot, das uns zum fernen Seegestade, wo die Hamburger Flagge noch weht, bringen soll. Der Dampfer ist luxuriös eingerichtet, die Offiziere in gut kleidenden Uniformen, die Mannschaft sauber und gefällig, Kellner und weißgekleidete Köche geben dem Schiffe etwas Hotelartiges. Aus der Kombüse heraus duftet es nach auserlesenen Speisen, so daß wir für unsere Leibesbedürfnisse keine Sorge zu tragen brauchen. Dreimal heult die Dampfpfeife, die Räder drehen sich und das Fahrzeug gleitet zuerst langsam, dann schneller und schneller durch die goldblonden Fluten der Elbe. Vorbei zieht die preußische Stadt Altona mit den altertümlichen Gebäuden und Hafenanlagen. Drüben auf dem linken Ufer ragen die mächtigen

Von hier aus hat man die prächtigste Aussicht auf das Elbgebiet und die aus und ein passierenden Schiffe. Doch weiter eilt der Dampfer. Hunderte von Ewern mit roten, braunen und gelben Segeln kommen uns entgegen. Langsam arbeitet sich ein Schlepper mit einem großen Dreimaster die Elbe aufwärts, um den von weiter Reise Heimgekehrten sicher in den Hafen zu geleiten. Dann passieren wir ein mächtiges Schiff der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, die „Augusta Viktoria," ein Auswandererdampfer von riesigen Dimensionen, mit drei Schornsteinen und drei schlanken, niedrigen Masten, ein Bild von Eleganz und Schnelligkeit. Dutzende von Leichterkähnen umgeben ihn, um dem Kolosse Ladung und Kohlen zuzuführen. Sein bedeutender Tiefgang hindert ihn, bis zum Hafen vorzudringen, und so muß er hier, im Strome vor Anker liegend, laden und löschen. Ein kurzer Flaggengruß und wir rauschen vorbei. Breiter und breiter wird die Elbe. Schon schwinden



Cuxhaven.

zur Rechten die Ufer mehr und mehr, und bald ragt in der Ferne zur Linken der Turm von Cuxhaven hervor, der die letzte Marke des deutschen Kontinents bildet. In kurzer Zeit legt der Dampfer an der sogenannten „Alten Liebe," einem hölzernen Bollwerk, an. Wir steigen aus und befinden uns auf Hamburger Gebiet. Da liegt das freundliche Cuxhaven und eine kurze Strecke davon das Amt Ritzebüttel. Hohe Deiche schützen das Land vor dem Ungestüm des Meeres, ein ziemlich geräumiger Hafen ist im stande, weniger tiefgehende Fahrzeuge aufzunehmen. Auf dem Hauptdeiche steht der im Anfang dieses Jahrhunderts erbaute Leuchtturm und der Lemaphor, ein Gerüst, welches Stärke und Richtung des Windes angibt. Daneben steht die Säule mit dem Zeitball, welcher durch Herabfallen täglich zweimal die Greenwicher, sowie die örtliche Meridianzeit angibt und damit dem Schiffer Gelegenheit gibt, seine Chronometer zu berichtigen.

Cuxhaven gewährt als Seebad sowohl, wie auch als Aufenthaltsort den prächtigsten Genuß. Alle Schiffe, die hinausziehen zu den Völkern des Erdballes, sowie die heimkehrenden müssen hier dicht unter Land passieren, und Langeweile wird dich nie plagen, wenn du von der „Alten Liebe" dem lebendigen Schauspiele zusiehst. — Das Festland schließt hier mit dem Strande ab, vor uns dehnt sich das Wattenmeer aus, nur drüben nach Nordwesten zu schimmert noch Land. Es ist die Insel Neuwerk, ebenfalls Hamburger Gebiet. Diese läßt sich auf merkwürdige Weise leicht erreichen. Wir besteigen einen großräderigen Wagen. Von zwei munteren Pferden gezogen, geht es beim Beginn der Ebbe quer durch das Watt. Manchmal reicht den Tieren das Wasser bis an den Hals, doch seegewohnt eilen sie unbekümmert weiter. Nach zweistündiger Fahrt sind wir auf der Insel und werden an dem fünfhundert Jahre alten, massiven Leuchtturm vom Vogte freundlich empfangen. Wir besichtigen das alte Gebäude, und steigen hinauf zu den Lampen, um die wundervolle Aussicht auf die Elbeinfahrt und das Wattenmeer ringsum zu genießen. Doch wir müssen eilen. Unten wartet schon der Wagenführer, welcher die Zeit nicht vergessen darf, um zum Festlande zurückzukehren, da sonst die hereinbrechende Flut Gefahr für Fuhrwerk und Insassen bringen könnte.

In fliegender Fahrt geht es zurück. Noch einmal wenden wir den Blick dem Meere zu. Hinterm Horizonte, in blaue Nebel gehüllt, liegt noch die urdeutsche Insel Helgoland, auf welcher leider noch immer eine fremde Flagge weht, die uns recht unangenehm an unsere einstige politische Nichtigkeit erinnert. Hoffen wir von unserer Diplomatie, daß auch

Insel Neuwerk.

auf dieſem deutſchen Fleckchen Erde die deutſchen Farben wieder gehißt werden und die fremde Schildwache am Elbſtrome verſchwindet.

Nun, lieber Leſer, habe ich dich durch Hamburg und Hamburger Gebiet geführt, ſo weit es die Zeit geſtattete. Willſt du mehr davon ſehen, karge nicht mit deinem Aufenthalte. Vieles Schöne bietet die nordiſche Seeſtadt namentlich jetzt, wo die Gewerbe- und Induſtrieausſtellung Arbeit und Fleiß der Bürgerſchaft dem Fachmanne ſowohl als dem Laien vor Augen führt. Es wird dich nicht gereuen; ich aber verabſchiede mich von dir in der Hoffnung, dir das liebe, alte Hamburg von der beſten Seite gezeigt zu haben.

Stolzer Glaube.

(Abdruck verboten.)

Sieh, es trat die Dämmerſtunde
In den Kreis der Horen ein,
Von den Fenſterſcheiben leiſe
Löſt ſich letzter Tagesſchein.
Sanfter Flügelſchlag des Friedens,
Wie er hold ums Haupt uns weht —
Laß uns ſchweigen. Durch das Zimmer
Still und traut ein Engel geht.

Wenn des Lebens Dämmerſtunde
Einſt mit ihrem Frieden naht,
Glaube mir, der Engel findet
Wieder wohl zu uns den Pfad,
Willig nimmt er unſre Bürde,
Daß auf der Poſaune Ruf
Freien Haupts vor Ihn wir treten,
Der uns, Sich zum Bilde, ſchuf.

Ernſt Behrend.

Digitized by Google

Der Jungfernſprung.

Erzählung von Spiridion Gopčević.

(Hierzu das Einſchaltbild: „Reiche Beute.“) (Abdruck verboten.)

Der Küſtenſtrich, welcher ſich in Süddalmatien von Cavtat (Raguſa Vecchia) bis zur Sutorina hinzieht, führt den Namen Konavlje und erfreut ſich wegen des ſchönen Schlages ſeiner Bevölkerung eines großen Rufes. Insbeſondere kann man unter den Konavljerinnen oft Schönheiten von antikem Gepräge ſehen. Es iſt dies um ſo auffallender, als ſonſt weder die Bocheſinnen noch die Herzegowinerinnen — die unmittelbaren Nachbarinnen der Konavljerinnen — ſchön genannt werden können.

Im vorigen Jahrhundert, als das Konavlje noch einen Beſtandteil der Republik Raguſa bildete, hatte ſich die Familie Radović aus Konavlje in dem Grenzdorfe Uvječe niedergelaſſen. Uvječe war längere Zeit der Zankapfel zwiſchen dem bosniſchen Vezir und der Republik Raguſa geweſen. Letztere, als die ſchwächere, hatte ſchließlich nachgeben und Uvječe den Türken überlaſſen müſſen. Die Dorfbewohner waren damit natürlich nicht zufrieden; insbeſondere war es Mirko Radović, das Haupt der obenerwähnten Familie, welcher die Unzufriedenheit ſchürte. Er überredete ſeine Nachbarn, ſich nach wie vor als raguſaniſche Bürger zu betrachten und jeden Verſuch türkiſcher Agas oder Begs, Steuern einzutreiben, mit den Waffen in der Hand abzuwehren.

Mirko beſaß zwei Töchter: die ältere, Koſara, war ein blühendes Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren, die jüngere, Ljubica, ſtak noch in den Kinderſchuhen. Koſara war das ſchönſte Mädchen von Uvječe und ſtach daher den dortigen Burſchen ſehr in die Augen. Am eifrigſten bewarben ſich zwei Freunde Mirkos, Namens Stanko und Toma, um ihre Hand. Stanko war ein Uskok, d. h. ein „Entſprungener,“ der ſich aus irgend einem Grunde der türkiſchen Rache durch die Flucht entzogen und in Uvječe Zuflucht gefunden hatte. Sein wettergebräuntes Geſicht, dem der Stempel der Verſchmitztheit und Liſt aufgedrückt war, zeichnete ſich durchaus nicht durch Schönheit aus, und auch ſein Charakter war nicht danach beſchaffen, Koſaras Zuneigung zu gewinnen.

Toma hingegen war von dem Mädchen beſſer gelitten, obwohl er Koſara auch nicht mehr als ein guter Freund war. Ihr Herz war noch von Liebe frei, und da der Vater ihr vollkommen freie Wahl ließ, hatten weder Stanko noch Toma Ausſicht, Koſara zu gewinnen.

So ſtanden die Dinge, als an einem Septembermorgen ein Aga von Trebinje mit zwei Begleitern in Uvječe erſchien und die Deſetina (Zehnt), ſowie den Harač (Kopfſteuer) verlangte.

Mirko, Stanko und Toma machten ſich zu Wortführern der Dorfbewohner und erklärten dem Aga endlich, Uvječe ſei raguſaniſch und werde den Türken niemals Steuern zahlen. Der Aga ergrimmte und zog ſeinen Jatagan; bevor er jedoch von der Waffe Gebrauch machen konnte, hatte ſchon Stanko ſeinen Handžar entblößt, den Türken entwaffnet und ihm kunſtgerecht den Kopf abgeſchnitten. Mirko und Toma ihrerſeits warfen ſich auf des Aga Begleiter und hieben ſie raſch nieder. Stanko beeilte ſich, die Gefallenen zu plündern.

Man machte reiche Beute. In den Taſchen der Gefallenen fanden ſich wohlgefüllte Geldbeutel vor, die Pferde der Türken waren mit koſtbarem Geſchirr und Stoffen bedeckt; eine prächtige goldgeſtickte Decke und edelſteingeſchmückte Waffen vervollſtändigten die Beute.

Im Hauſe Radović, wohin letztere gebracht wurde, war die Freude groß. Mit ſeinem verſchmitzten Grinſen breitete Stanko die reiche Beute vor den Augen der Familie Radović aus, deren Haupt mit vergnügtem Schmunzeln zuſah, wie Toma den Inhalt der Geldbeutel unterſuchte. Ljubica, zärtlich an den Vater geſchmiegt, und Koſara, nachläſſig an die Wand gelehnt, warteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit das Reſultat der Unterſuchung ab.

„363 Dukaten!“ rief endlich Toma entzückt. „Das gibt ein ſchönes Heiratsgut für dich, Koſara!“

„Wieſo?“ entgegnete das Mädchen verwundert. „Die Beute gehört doch euch zu gleichen Teilen! Mein Vater hat mithin nur auf ein Drittel Anſpruch. Auch habt ihr

vergeſſen, daß meine kleine liebe Ljubica ebenfalls Anſprüche hat."

„Meinen Anteil werde ich nicht berühren!" rief Toma feurig aus, „ich ſchenke ihn der ſchönen Koſara!"

„Ich kann dein Geſchenk nicht annehmen," verſetzte das Mädchen ruhig.

„Da haſt du recht," fiel Stanko ein. „Mit Geld läßt ſich Koſaras Herz nicht gewinnen!"

„Wer ſpricht davon?" rief Toma ärgerlich. „Habe ich etwa Koſara durch Geld gewinnen wollen?"

„Es ſieht wenigſtens ganz ſo aus," verſetzte Stanko ſpitz, indem er ſein Geſicht zu höhniſchem Grinſen verzog.

Toma wollte auffahren, doch Mirko legte ſich ins Mittel und bemühte ſich, ſeine beiden Freunde zu verſöhnen.

„Kein Streit, kein Zwiſt, keine Uneinigkeit!" rief er begütigend. „Unſere heutige That war vielleicht unüberlegt, aber nachdem ſie ſich nicht ungeſchehen machen läßt, iſt es beſſer, wir beraten uns darüber, wie wir ihre böſen Folgen abwehren. Denn wenn der Aga nicht wiederkehrt, werden die Trebinjer Türken nachforſchen, und erfahren ſie dann den wahren Sachverhalt, ſo kann es uns ſehr ſchlimm ergehen!"

Nach längerer Beratſchlagung einigte man ſich dahin, vorläufig zu warten.

Das Verſchwinden des Aga hatte in Trebinje Aufſehen erregt und ſeine Freunde beunruhigt. Letztere machten ſich auf und forſchten nach, was mit ihm geſchehen. In Zubci erfuhren ſie, daß der Aga vor einiger Zeit von dort nach Uvječe geritten, aber nicht mehr zurückgekehrt ſei. Die Türken wandten ſich daher nach Uvječe.

In dieſem Dorfe erregte das Nahen einer nahezu hundert Mann umfaſſenden Reiterſchar begreiflicherweiſe großen Schrecken. Man zweifelte nicht daran, daß die Türken kamen, den getöteten Aga zu rächen. Mirko riet den Beſtürzten, welche ſich auf raguſaniſches Gebiet flüchten wollten, lieber den Türken einen Hinterhalt zu legen und ſie mit Schüſſen zu empfangen. Seine Anſicht drang durch, und die zwanzig waffenfähigen Bewohner des Dorfes eilten dem Feinde entgegen.

Eine Viertelſtunde vor dem Dorfe verſteckten ſich die Uvječer hinter den Felsblöcken zu beiden Seiten des Pfades, und als die Türken nahten, wurden ſie von dem wohlgezielten Feuer der Dorfbewohner begrüßt. Bevor ſie ſich von ihrer Überraſchung erholen konnten, hatten die Chriſten neuerdings geladen und eine zweite Salve abgegeben; dann folgten zwei weitere Salven aus den Piſtolen, und zuletzt ſtürzten die Uvječer mit geſchwungenem Handžar hervor und hieben auf die dreißig Türken ein, welche noch aufrecht ſtanden.

In dem Handgemenge, welches ſich jetzt entſpann, kämpften Mirko, Stanko und Toma nebeneinander. Letzterer, welcher bereits drei Türken geköpft hatte, wurde von dem vierten, den er angegriffen, erſchoſſen. Stanko ſah ihn mit Freude fallen, denn er wurde dadurch von einem Nebenbuhler befreit, den er zu fürchten begann.

Während er in dieſem Augenblicke an Koſara dachte, ſah er einen Türken vor ſich auftauchen, der ſich eben anſchickte, Mirko von hinten den Kopf zu ſpalten. Ein raſcher Hieb von Stankos blitzendem Handžar, und der Türke wäre gefallen, ohne ſeine Abſicht ausführen zu können! Stanko aber hielt inne und führte den tödlichen Streich erſt dann, nachdem er geſehen, daß der Türke Koſaras Vater in das beſſere Jenſeits geſandt. Scheu blickte er dann umher, um zu ſehen, ob ein anderer Zeuge ſeiner Verräterei geweſen. Beruhigt atmete er wieder auf, denn die Dorfbewohner waren alle damit beſchäftigt, die wenigen entkommenen Türken zu verfolgen.

Einen Augenblick lang überlegte Stanko, dann eilte er in das Dorf zurück und zu Koſara.

„Wo iſt der Vater?" rief dieſe ihm ängſtlich entgegen.

Stanko zwang ſeine boshaften Züge in eine traurig ſein ſollende Grimaſſe und ſeufzte: „Arme Koſara!"

„Der Vater iſt tot!?" ſchrie das Mädchen verzweifelt.

„Er fiel als Held, nachdem es ihm noch vorher vergönnt war, die Vernichtung der Feinde zu ſchauen!"

Koſara brach weinend zuſammen. Ljubica ſchmiegte ſich ſchluchzend an die Schweſter.

Nach einer Weile fuhr Stanko fort: „Er ſtarb in meinen Armen. Wir hatten Seite an Seite gekämpft, dreimal wehrte ich die über ſein teures Haupt gezückten Säbel ab, da verſetzte ihm ein Elender hinterrücks eine

Reiche Beute. Gem

lt von A. Schram.

Digitized by Google

tödliche Wunde! Nachdem ich erſt den Mörder niedergemacht, beugte ich mich über deinen Vater, der mir mit brechenden Augen dankte und, mich küſſend, ſagte: ‚Gib dieſen Kuß meiner teuren Koſara und ſage ihr, es ſei mein letzter Wille, daß ſie dich zum Manne nehme. Sei du ihr Gatte, Vater und Beſchützer.‘“

Dies ſagend, umſchlang Stanko das weinende Mädchen und gab ihm den angeblichen väterlichen Kuß mit ſolchem Feuer, daß Koſara ſich erſchreckt ſeinen Armen entwand.

In ſeiner Liebesglut hatte Stanko auch ſeine heuchleriſche Rolle vergeſſen; die angenommene Trauer in ſeiner Miene war verſchwunden und hatte einem Gemiſch von Lüſternheit, Roheit und Hohn Platz gemacht.

Wie Schuppen fiel es von Koſaras Augen. Sie erinnerte ſich, daß ihr Vater ihr einſt verſprochen, ſie nie zu einer Ehe zu zwingen, am allerwenigſten mit dem von ihr verabſcheuten Stanko. Letzterer ſtand nun in ſeiner wahren Geſtalt vor ihr.

„Du lügſt, Elender!“ rief ſie empört. „Du ſelbſt haſt meinen Vater getötet, und jetzt willſt du mich hintergehen, wähnend, ich ſei ein verlaſſenes, ſchutzloſes Mädchen und auf deinen Schutz angewieſen. Ich werde aber andere finden, die mich vor dir ſchützen werden!“

„Wenn du auf Toma deine Hoffnungen ſetzt, ſo muß ich dieſe zerſtören: Toma fiel einige Minuten, bevor dein Vater ſeinen Geiſt aushauchte.“

„Wahrſcheinlich haſt du ſelbſt ihn getötet! Aus meinen Augen! Wage es nie wieder, dieſe Schwelle zu überſchreiten!“

„Du willſt alſo nicht meine Gattin werden?“ rief Stanko funkelnden Auges, indem er näher trat und Koſaras Hände erfaßte.

„Niemals!“

„Nun, ſo will ich dich dazu zwingen!“ ſchrie Stanko erboſt, indem er ſein Geſicht zu einem häßlichen Grinſen verzog.

Koſara wehrte ſich, ſo gut ſie konnte, aber ſchon begannen ihre Kräfte zu erlahmen, als Ljubica, die ſich vorhin unbemerkt davongeſchlichen hatte, hereinſtürzte und ſchrie: „Die Türken kommen!“

Sofort ließ Stanko das Mädchen loß und ſtürzte vor das Haus ... Von Türken war weit und breit nichts zu ſehen! Erzürnt eilte er zurück, aber als er in die Stube trat, waren die beiden Mädchen verſchwunden. Da das Haus nur einen Eingang hatte, vermutete Stanko, die Mädchen hätten ſich verſteckt. Er verſperrte daher die Hausthür und begann nach den Mädchen zu ſuchen. Es gab nur wenige zum Verſteck geeignete Plätze, und dieſe waren bald durchſucht — jedoch vergebens! Dann konnten die Mädchen nur durch das Fenſter geſprungen ſein!

Stanko blickte hinaus und wirklich gewahrte er die flatternden weißen Gewänder der beiden Mädchen auf dem Fußpfade, der nach Krupnidol führt. Sie hatten ſchon einen großen Vorſprung, aber Stanko hoffte doch, ſie noch einzuholen. Wie ein Blitz ſchoß er ihnen nach.

Koſara und Ljubica, als ſie ſich verfolgt ſahen, hofften ſich dadurch Stankos Blicken zu entziehen, daß ſie den Pfad verließen und rechts über die Felſen kletterten. Aber Stanko bemerkte dieſes Manöver und folgte ihnen behend nach.

Plötzlich ſtanden die beiden Verfolgten auf einer Felſenklippe, vor der ſich ein gähnender Abgrund öffnete. Rechts und links hatten ſie ſteile Felſen, hinter ſich den Feind. Verzweifelt rief Koſara dem heraneilenden Stanko zu: „Wenn du nicht ſtehen bleibſt, ſpringen wir in den Abgrund!“

Entſetzt zögerte Stanko; die entſchloſſene Miene Koſaras ließ über den Ernſt ihrer Drohung keinen Zweifel aufkommen. Er verlegte ſich aufs Unterhandeln und verſuchte es, die Mädchen durch Verſprechungen und Schwüre zu ſich zu locken. Schon war Koſara gewillt, ſeinen Zuſicherungen Glauben zu ſchenken, als ſich die Lage plötzlich veränderte: hinter Stanko tauchten nämlich einige Türken auf, die auf ihn eindrangen.

Als Ljubica das Herannahen der Türken gemeldet hatte, hatte ſie die Wahrheit geſprochen. Ihre Abſicht war geweſen, aus dem Dorfe Hilfe zu holen, denn Mirkos Haus lag vereinzelt außerhalb desſelben; als ſie aber den erſten Häuſern nahe kam, erblickte ſie zu ihrem Schrecken mehrere Türken, welche eben die Weiber und Kinder — alle männlichen Bewohner waren in den Kampf gezogen — mißhandelten. Dieſe Türken gehörten einer zweiten Abteilung an, welche von Drenevidol her angerückt waren und unbemerkt im Rücken der Kämpfenden Uječe erreicht hatten.

Einige Türken, welche Ljubica bemerkt hatten, waren derselben gefolgt und in Mirkos Haus eingedrungen, unmittelbar nachdem Stanko dasselbe verlassen hatte, um den Mädchen nachzueilen. Als sie das Haus leer fanden, setzten sie Stanko nach und ereilten ihn jetzt in einer Lage, aus der es kein Entrinnen gab.

Von mehreren Kugeln getroffen, wälzte sich Stanko in seinem Blute. Die Türken aber stießen ein Triumphgeschrei aus und warfen sich auf die beiden Mädchen, die sie als sichere Beute betrachteten. Bevor sie sich aber derselben bemächtigen konnten, hatten sich Kosara und Ljubica umarmt und waren so verschlungen in den Abgrund gesprungen.

Die Klippe, welche den Schauplatz dieser Begebenheit bildete, heißt seitdem „Skočidjevice," d. h. „der Jungfernsprung."

Das Violoncell.

(Abdruck verboten.)

Den vielen Freunden des edlen, sangreichen Instrumentes, dessen Beliebtheit im Konzertsaal und im häuslichen Kreise mit seiner steigenden Bedeutung für die musikalische Komposition und für die Musikpflege wächst, dürfte die unten angeführte Monographie aus der Feder von Wilh. Jos. von Wasielewski*) hochwillkommen sein, welcher in den Kreisen der Musikfreunde längst durch seine Schumann-Biographie (3. Auflage, 1887) bekannt ist und durch seine „Geschichte der Instrumentalmusik im XVI. Jahrhundert" (1878), wie durch seine im Jahre 1883 in 2. Auflage erschienene Monographie „Die Violine und ihre Meister" und die weitere „Die Violine im XVII. Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalkomposition" (1874) dargethan hat, daß er auf diesem Gebiete der Musikgeschichte zu den berufensten Vertretern gehört. Auf Grund seiner umfassenden Studien über die Geschichte der Instrumentalmusik gibt er uns nun eine Geschichte des Violoncellspieles, der eine prägnant gehaltene Geschichte des Instrumentes einleitungsweise vorausgeht und ein Verzeichnis der Violoncellschulen von Mitte des XVIII. Jahrhunderts bis zur Gegenwart sich anschließt. Der Freund unsers Instrumentes wird mit den bedeutendsten Vertretern des Cellospieles aller Zeiten und Länder bekannt gemacht und findet in dem Buche nach allen Seiten hin reiche Belehrung.

Unter den verschiedenen Streichinstrumenten des Orchesters ist ja das Violoncell, wenn man die von J. S. Bach erfundene, aber längst wieder verschollene Viola pomposa und die Ritterische Viola alta, die noch nicht zur Einführung gekommen ist, abrechnet, das jüngste. Die Einführung in das Musikleben und die selbständige künstlerische Verwendung verdankt das Violoncell dem Streichquartett und den großen Meistern desselben. In treffender Weise ist das Streichquartett schon mit einem Gespräch von vier geistreichen Männern verglichen worden. Vier selbständige, sich deutlich und charakteristisch voneinander abhebende Stimmindividuen behandeln ein Thema, beleuchten es von allen Seiten, lassen seine Bedeutung nach verschiedenen Richtungen hervortreten, um zuletzt in kräftigem Schlußwort sich zu vereinigen. Wie in der Wechselrede wahrhaft gebildeter Männer auch der Widerspruch gemildert wird durch die Formen des gebildeten Verkehrs, so sind im Streichquartett die Kontraste abgetönt durch das Gemeinsame des Klangcharakters, der bei aller Anmut und Beseeltheit doch nicht sich sinnlich hervordrängt, sondern hinter dem Gedankenausdruck zurücktritt, die Aufmerksamkeit nicht von der Verfolgung des geistvollen Gedankenspieles ablenkt. Der echte Quartettstil fordert somit für die Instrumente wie für ihre Behandlung eine gewisse Selbständigkeit, deren Grenze doch wieder durch die Rücksicht auf die anderen bedingt ist, also Gleichberechtigung bei gegenseitiger Unterordnung. Der Klangcharakter jedes einzelnen Instrumentes muß charakteristisch und individuell sein, dennoch aber sich mit demjenigen der anderen Instrumente zu gemeinsamem Wohllaute mischen. Alle vier Instrumente sind daher gleichsam eines Geschlechtes, das Violoncell, so kräftig sein sonorer, scharf einschneidender und runder Baßton sich von dem Klange der Violine abhebt, doch nur eine vergrößerte Violine. In der jetzt fest-

*) Wilh. Jos. von Wasielewski, „Das Violoncell und seine Geschichte." Mit Abbildungen und Notenbeispielen. Leipzig, 1889. Breitkopf & Härtel.

ſtehenden Geſtalt und Spielweiſe reicht es nicht weit über das vorige Jahrhundert zurück. Die gewöhnliche Überlieferung, daß es von Tardieu, einem Geiſtlichen von Tarascon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts erfunden worden ſei, hält vor der Thatſache nicht Stich, daß es ſchon vor dieſer Zeit Violoncells in Italien gegeben hat. Faßt man das Geſchlecht ins Auge, welchem es entſproſſen iſt, dann freilich reicht der Adel des Violoncells ſo weit zurück wie derjenige der Violine, denn es gehört ſeinem Stammbaume nach zu dem großen Geſchlechte der Fiedeln oder Geigen, deſſen Urſprünge nach der Anſicht der einen in Arabien, nach der Anſicht der anderen im germaniſchen Norden zu ſuchen ſind. Jedenfalls hatte man in Deutſchland ſchon Bogeninſtrumente, ehe eine Berührung mit den Arabern ſtattfand; die germaniſche Fiedel und das arabiſche Rebab, das dann als Rebee das Lieblingsinſtrument der provençaliſchen Troubadours geworden iſt und in Ägypten heute noch den dortigen Rhapſoden als Begleitungsinſtrument dient, mögen vielleicht einen gemeinſamen Ahnen unter den Volksſtämmen der Urzeit gehabt haben. Und auch im adeligen Gebrauch ſtand die Fiedel; wer weiß nicht von Volker dem Videläre im Nibelungenliede? Wem ſteht nicht das ergreifende Bild vor der Seele, wie Volker und Hagen Nachtwache halten!

Schon das XVI., noch mehr das XVII. Jahrhundert kennt Fiedeln und Geigen aller Größen, Tonlagen, Gattungen. Nach der Tonlage, welche ſie vertraten, zerfielen ſie in Diskant-, Alt-, Tenor- und Baßviolen (Geigen); nach der Art, wie ſie geſpielt wurden, in Viola di Gamba oder Kniegeige und in Viola di Braccio oder Armgeige (welcher Name in unſerer Bratſche, der Altgeige, fortlebt); nach der Größe in große Geigen und kleine Geigen (Violone, Violine). Der Name Fiedel (Videle, fidula, vidula) wird von vitulari = ſich luſtig gebärden abgeleitet und hat durch mancherlei Umbildungen zu dem provençaliſchen vintla und dem italieniſchen viöla (nicht viöla) geführt. Fiedel und Viola iſt alſo dasſelbe, der Name der ganzen Gattung. Das Wort „Geige“ ſoll nach Diez deutſchen Urſprungs ſein; andere leiten es von gigot = Hammelkeule ab; die birnenförmigen Inſtrumente hätten hiernach die ſpottluſtigen Franzoſen zur Vergleichung mit der Hammelkeule herausgefordert, der urſprüngliche Spottname wäre dann zum Gattungsnamen geworden. Wie dem auch ſei, jedenfalls kennt ſchon das Mittelhochdeutſche des XIII. Jahrhunderts das Wort giga. Unter den Violen di Braccio errang in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Violine (kleine Viole) hervorragende künſtleriſche Bedeutung und Verwendung: Meiſter wie Corelli (1653—1713), Locatelli, Tartini erhoben ſie zum Soloinſtrument erſten Ranges, zur Führerin des Orcheſters. Unter den Baßviolen wurde die Viola di Gamba, eine beſondere Gattung der Kniegeigen, der bevorzugte Liebling der Muſikfreunde, dasjenige Inſtrument, „ohne welches weder Kirchen- noch Kammermuſik beſetzt werden konnte, das in allen öffentlichen und Privatkonzerten das ausſchließende Recht hatte, ſich vom Anfange bis zum Ende vor allen anderen Inſtrumenten hören zu laſſen; weswegen ſie denn auch nicht nur, gleich den Schachteln, ſatzweiſe in allen Formaten, groß und klein, verfertigt werden mußten, ſondern auch mit allem Aufwande von angebrachtem künſtlichen Schnitzwerke, Elfenbein, Schildpatt, Silber und Gold beſtellt, geſucht und bezahlt wurden.“ So berichtet Gerber in ſeinem „Neuen hiſtoriſch-biographiſchen Lexikon der Tonkünſtler“ 1812—1814; freilich meint er auch: „Merkwürdig iſt der Geſchmack unſerer Vorfahren an dieſem ſanften, beſcheidenen, ſumſenden Violengetöne. Auch waren ſie ſtille, zufriedene und friedliebende Leute.“ Die Gambe war etwas kleiner als unſer heutiges Violoncell, wurde beim Spielen an die Kniee angedrückt oder auch, wie jetzt das Violoncell, zwiſchen den Knieen gehalten. In der Regel beſaß ſie ſechs Saiten; der Steg war ziemlich flach, ſo daß der Spieler, wollte er es vermeiden, die Nachbarſaiten mit dem Bogen zu berühren und ſo die Klarheit des Spieles zu beeinträchtigen, die Saiten nicht allzu kräftig anfaſſen durfte. Der Schallkaſten der älteren Gambe war unten flach. Die Bünde, welche auf dem Griffbrett, ähnlich wie bei unſerer Guitarre, angebracht waren, ſchloſſen die Schwankungen des Tones aus, deſſen einnehmender Reiz in anmutender Weichheit und lichter Klarheit beſtand und vortrefflich in ſeinem ſanften Säuſeln zu dem Tone des Klaviers harmonierte, welches „das Labſal des Dulders“ jener Tage bildete. Von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ab iſt das

aristokratische Instrument aus den Kreisen der Musiker zurückgedrängt worden, mit dem letzten großen Gambenvirtuosen Karl Abel (geb. 1725, † 1787) ist es ganz verschwunden. Name und Ton lebt nur noch im Gambenregister der Orgel fort. Für das verschwundene Instrument muß in den Stücken, welche einst große Meister für dasselbe geschrieben haben (wie z. B. J. S. Bach die Begleitung der Arie „Es ist vollbracht" in der Johannes-Passion), das Violoncell eintreten, der kräftigere und auch praktischer gebaute jüngere Vetter der aristokratisch säuselnden Gambe.

Der Name Violoncello (früher auch Violoncino) bezeichnet das Violoncell als das Diminutivum von Violone, also als kleinere Baßgeige. Als solche, nicht etwa als Soloinstrument, sondern als bescheidenes Baßinstrument ist unser Violoncell in die Musikwelt eingetreten; seine Eigenschaften empfahlen es als dasjenige Baßinstrument, welches nach Tongebung und Tonstärke am besten zu der neuaufgekommenen Violine harmonierte. Denn von dieser hatte es die Konstruktion geerbt, von der Gambe nur die Größe. Das bundefreie Griffbrett gestattet den Fingern der linken Hand ungehindert freien Spielraum, dem Spieler also — was für ein Begleitungsinstrument von großer Wichtigkeit ist — genaueste Anpassung des Tones an das stimmführende Instrument. Die starke Wölbung des Steges gestattet einen kräftigen Ansatz des Tones, wodurch derselbe schärfer und eingreifender wird; die Gestalt des Schalldeckels, der wie bei der Violine unten gewölbt ist, während bei der Gambe der Unterdeckel flach war, ergibt ohnehin einen volleren Klang. Die Verminderung der Saitenzahl auf vier vereinfacht die Spielweise. Als schlichtes Baßinstrument hielt das Violoncell, das in Italien schon etwas früher zur Geltung gekommen war, seinen Einzug in die Hofkapelle zu Wien 1680; 1709 hatte die Hofkapelle zu Dresden vier Celliſten angestellt; in Frankreich wich die Gambe nur zögernd, bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts behauptete sie sich als Virtuoseninstrument neben dem Violoncell. Die Bedeutung des letzteren wuchs in dem Maße, als seine Ausdrucksmittel erkannt und von großen Meistern der Ausführung zur Geltung gebracht und erprobt wurden. An vortrefflichen Instrumenten fehlte es von Anfang an nicht. Dieselben Meister, welche die unübertroffenen Geigen bauten, fertigten auch die besten Violoncells, die Amati, Stradivari, Guarneri ꝛc. Das XVIII. und XIX. Jahrhundert brachte die großen Violoncellvirtuosen, — heutzutage geht kein Meister der Komposition, welchem die Gabe der sangreichen Melodik verliehen ist, an dem herrlichen Instrumente vorüber, dem schon J. S. Bach sechs Solosonaten gewidmet, das Beethoven in seinen Kammermusikwerken in hervorragender Weise bedacht, und für welches Mendelssohn, Schumann, Brahms vollendete Meisterwerke geschaffen haben.

So unästhetisch der Anblick des Cellospielers auch ist, so schön ist der Ton des Cellos. Denn kein anderes Instrument verfügt über einen so satten, sonoren, reichgesättigten Gesangston wie das Violoncell. In diesem liegt seine Stärke und seine Seele. Wer diesen Ton zu wecken versteht, der spricht zum Herzen des Hörers. Die neuere Weise der Behandlung unsers Instrumentes begünstigt denn auch diejenige Tonlage, in welcher sich die sonorsten und mächtigsten Gesangstöne finden, die Tenorlage, während man früher (zur Zeit Rombergs) die höheren Töne kultivierte. An und für sich ermöglicht die Beschaffenheit des Instrumentes auch reiches Passagenwerk, es ermöglicht, richtig angefaßt, dieselbe Gelenkigkeit und Mannigfaltigkeit der Melodik und Figuration wie die Violine, aber der Grundcharakter des Instrumentes, welcher der Charakter ernster Männlichkeit ist, setzt dem Passagen- und Figurenwerk doch eine bestimmte Grenze. Unwillkürlich wird man an die „fröhlich sich gebärdende Fiedel" (vitula jocosa) erinnert, wenn der Cellospieler das edle, ernste Instrument zu gar zu hitzigen Läufen und jähen Sprüngen zwingt — das Elegische, welches dem Toncharakter des Cellos anhaftet und demselben beim getragenen Spiel etwas Ergreifendes gibt, schlägt dann ins unfreiwillig Komische um. Darum bleibt mit dem Verfasser des obgenannten Buches zu wünschen, „daß die aufs sorgfältigste und feinste durchgebildete Technik des Instrumentes stets nur im Dienste der wahren, echten Kunst Verwendung finden" und, fügen wir hinzu, dem Grundcharakter des Instrumentes treu bleiben möge. K.

Das Elchwild.

Von Ernst Schlotfeldt.

Mit Bildern von Rich. Friese.

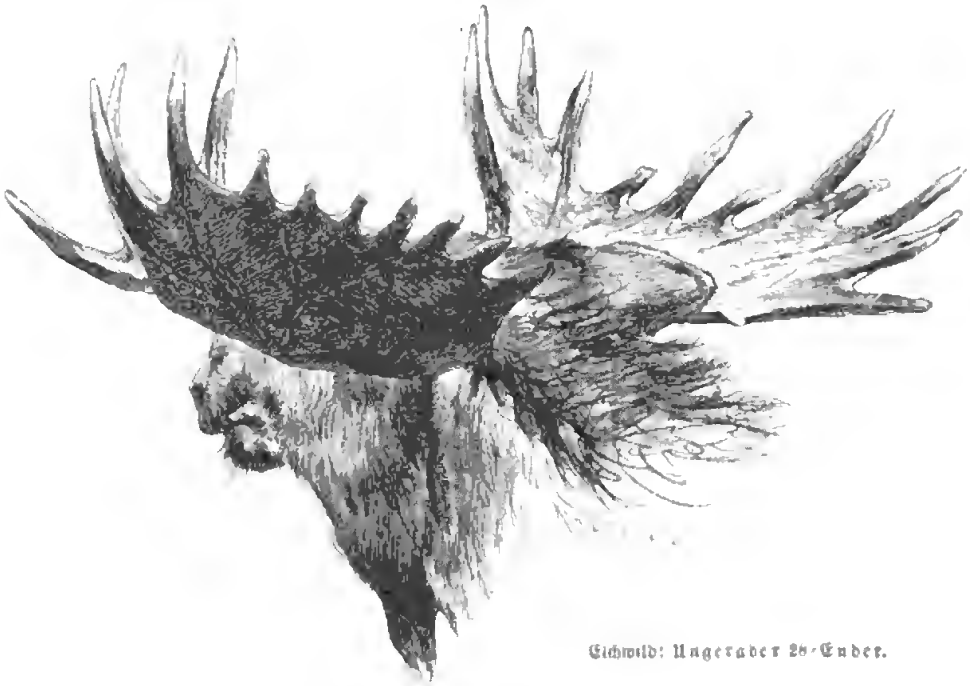
Abdruck verboten.

„Es gibt im hercynischen Walde", erzählt Julius Cäsar, „Alces*), den Ziegen in Gestalt und Verschiedenheit der Färbung ähnliche Tiere, aber größer und ohne Hörner, die Füße ohne Gelenke. Sie legen sich auch nicht, um zu ruhen, und können nicht aufstehen, wenn sie gefallen sind. Um zu schlafen, lehnen sie sich an Bäume; daher graben diese die Jäger aus und hauen sie so ab, daß sie leicht umfallen, samt dem Tiere, wenn es sich daran lehnt."

Der berühmte Feldherr und Schriftsteller ist in diesem Falle etwas unvorsichtig in der Wahl seiner Gewährsmänner gewesen. Man kann zu seiner Entschuldigung nicht einmal, wie bei jenem Franzosen, der die Lüneburger Heide von einem „peuple sauvage, nommé Haidsnuck" bewohnt sein ließ, eine Verwechslung aus mangelhafter Sprachkenntnis annehmen, er hat sich einfach von einem seiner Quartierwirte — möglicherweise dem Ahnherrn des berühmten Geschlechtes derer von Münchhausen einen riesigen Bären aufbinden lassen und das Gehörte, vielleicht noch unter dem Einfluß einer scharfen Sitzung bei den Methörnern seines Gastfreundes, frischweg in seinem Tagebuch vermerkt. Daß ein Tier von so bizarren Formen, halb Hirsch, halb Pferd, willkommenen Stoff für die abenteuerlichsten Beschreibungen abgab, ist füglich nicht zu verwundern, und so haben sich denn in seine Naturgeschichte viel Märchen und Fabeln eingemischt und teilweise

*) Cervus Alces ist der lateinische Name für den Elchhirsch.

Digitized by Google



Elchwild: Ungerader 28-Ender.

bis in unsere Zeit hinein erhalten. — In den Sagen der deutschen Vorzeit spielt der Elch eine bedeutende Rolle. Zu Siegfrieds Zeiten war er noch durch ganz Deutschland verbreitet und kam auch in den Vogesen vor, denn im Nibelungenliede heißt es bei der Beschreibung der Jagd Siegfrieds im Wasgau:

„Darnach erschlug er schiere,
Einen Wisent und einen Elch,
Starker Auer viere
Und einen grimmen Schelch;
Sein Roß trug ihn so schnelle,
Das keines ihm entsprang."

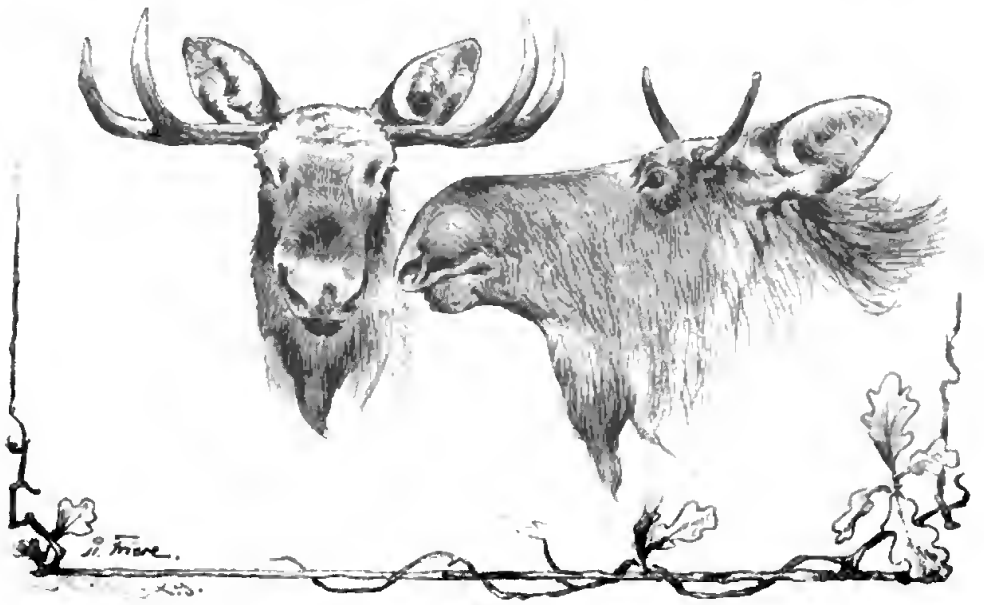
Man nannte den Elch damals „Elk," „Elendtier" oder „Elent." Letzteres Wort bedeutete im Altdeutschen, wie das griechische ἀλκή, Stärke; danach wäre also der Elent nicht ein erbärmliches, notleidendes, sondern ein durch gewaltige Kraft sich auszeichnendes Tier. Nach einer anderen Lesart sollte unser Wild fast immer an Epilepsie leiden und aus diesem Grunde die Bezeichnung als „Elendtier" rechtfertigen. Der alte Döbel war der erste, welcher dieser bis Ende vorigen Jahrhunderts landläufigen Anschauung in seiner „Jäger-Praktika" entgegentrat: „Es wollen zwar einige für gewiß vorgeben, als ob der Elend fast täglich das böse Wesen oder die schwere Not kriege. Ich lasse aber solches dahingestellt sein, bis es besser bewiesen wird. Denn weil man doch nicht dazu kommt,

Elchwild:
Ein einjähriger Elch.

daß er umstürzete und im Paroxysmo läge, es müßte denn mancher solches daher judiciren wollen, daß, wenn sich der Elend niedergethan, er so hurtig nicht, als anderes Rothwild, aufkommen kann. Doch gebe ich solches vielmehr der Schwere seines Leibes Schuld. Denn wenn man gegen die Schwere des Leibes die Läuse, welche dagegen schwach seyn, observiret, so ist es zu verwundern, daß er noch so flüchtig sein kann, wie er ist. Und daß er so traurig herziehet, ist wohl nichts anders, als der Hirsche sonderbaren Schwere des Gehörnes, und sonst überall deren Naturell zuzuschreiben. Bekannt ist es, wer die schwere Noth oder das böse Wesen hat und liegt im Paroxysmo, derselbe kann ja gar nicht aufkommen, ist außer Verstand und bleibet liegen, wo er lieget. Wenn nun die Elende mit dergleichen angefallen wären, so würde gar öfters manches todtgeschlagen, oder von den Raubthieren zerrissen. Dieweil ich aber niemals dergleichen gesehen und in Erfahrung habe, daß dergleichen Thiere eben im währenden Paroxysmo umgekommen, so kann ich auch demselben keinen Glauben beimessen, daß es die schwere Noth bekäme. Wie denn auch überhaupt mein Werk nicht ist, von bloßen Muthmaßungen, oder aus Fabeln und Historien die Eigenschaften der wilden Thiere zu beschreiben, sondern aus eigener Erfahrung."

Nach dem Grundsatze des „similia similibus" wurden denn auch in früheren Zeiten geraspelte Elchklauen als unfehlbares Mittel gegen Fallsucht gerühmt und teuer bezahlt, doch vermelden schon die damaligen Geschichtsschreiber, daß die Elchklauen vielfach Kuhklauen gewesen seien und daß der gute Glaube bei der Heilung immer die Hauptsache sei.

Wie schon erwähnt, kam das Elchwild früher in ganz Deutschland vor. Im X. Jahrhundert fand es sich noch an der Becht und Schelde, späterhin noch im Herzen



Elchwild:
Gabler. Spieser.

Deutschlands, in Schwaben. Die für Menschen früher fast unzugänglichen großen Torfmoore des nordwestlichen Deutschland boten ihm noch längere Zeit ein ruhiges Asyl, so daß das Auffinden von Elchgeweihen in den Torfmooren der Provinz Hannover noch heute nicht so außergewöhnlich ist. Wie die seit Jahrhunderten im Moore liegenden Eichenstämme völlig schwarz und mehr oder minder im Versteinerungsprozeß begriffen sind, so haben auch die Geweihe im Laufe der Zeiten ihre Struktur völlig verändert. Auch in den Hünengräbern in Hannover, Mecklenburg und Pommern finden sich Elchgeweihe, ebenso in den „Kjokkenmoddingern," Anhäufungen der schichtweise lagernden Abfälle von den Mahlzeiten des Steinaltervolkes, die man in Jütland und auf der Insel Seeland an den abschüssigen Ufern

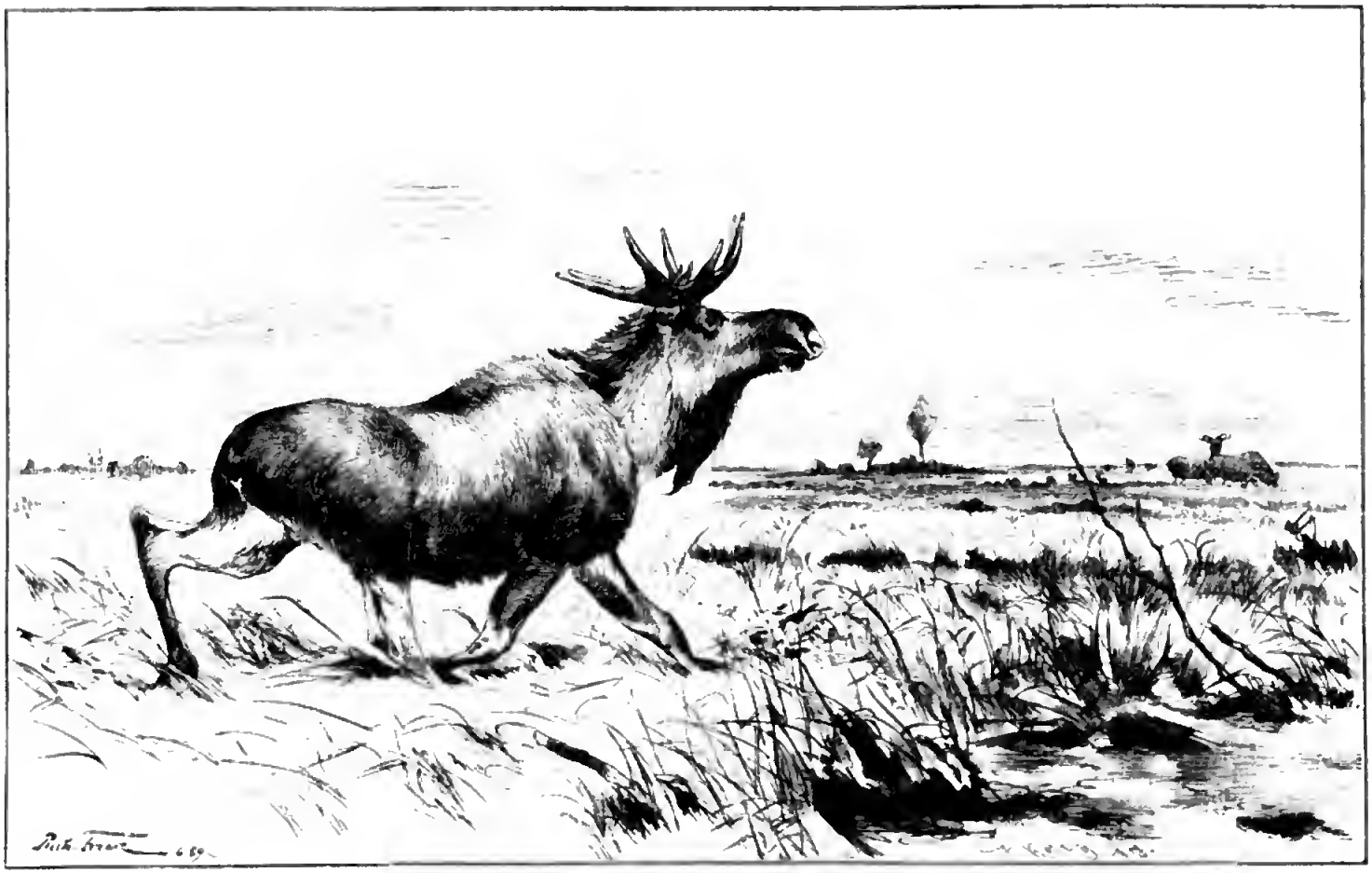
Elchwild: Austretendes Mutterwild.

Elchwild: Sichernder Hirsch.

der vom Kattegatt eingeschnittenen schmalen Buchten antrifft, doch sind es hier seltener Geweihe als gespaltene Markknochen des Elches, welche zwischen Muscheln, versteinerten Fischgräten und Scherben roher irdener Geräte lagern; die stärkeren Geweihe wurden mit Hilfe des Flintsteines, wie unter anderem die im „Museum nordischer Altertümer" zu Kopenhagen befindlichen, vom Mariboer See und vom Korsörer Noer stammenden Funde zeigen, zu allerlei Gerät verarbeitet.

Die Verminderung des Elchwildstandes in Mitteleuropa fand ihren Grund zunächst in dem feindlichen Entgegentreten der mehr und mehr zunehmenden Kultur, welche die Existenzbedingungen dieses Wildes vernichtete; am verderblichsten war ihm aber die Einführung des Feuergewehres für Jagdzwecke: die früheren Fernwaffen, der Handbogen (später die Armbrust) und der Wurfspieß waren für ein so mächtiges Wild zu schwach, die Jagd zu Pferde und mit Hunden, unter Anwendung des sehr kräftigen, kurzen und breitklingigen Jagdspießes mit Quereisen, dessen man sich zur karolingischen Zeit im Kampfe gegen Bär und Wisent bediente, war wegen der unzugänglichen Aufenthaltsorte des Elches selten angängig, und auch die spätere verstärkte Armbrust, deren Bügel nur vermittelst einer besonderen kleinen Maschine, einer eisernen Winde mit gezahntem Rade, gespannt werden konnte, reichte für diesen Zweck nicht aus, so daß der Fang in Gruben, welche man auf den Wechseln anlegte und leicht mit Strauchwerk verdeckte, die hauptsächlichste Jagdmethode blieb. Die im Jahre 1517 gemachte Erfindung des Radschlosses verdrängte das bisherige Luntengewehr sehr schnell, so daß schon 1530 Radschloßbüchsen mit Stechschloß vielfach im Gebrauch waren. Gleichzeitig stieg der Wert der als kugelfest geltenden und deshalb zu Kollern verarbeiteten Häute so sehr, daß das Stück mit vier Dukaten bezahlt wurde. Von dieser Zeit datiert die rapide Verminderung des Elches; in Pommern, Sachsen und Schlesien wurde das letzte Stück schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlegt, und die Provinz Preußen blieb der letzte Zufluchtsort. Aber auch hier verminderte sich während des siebenjährigen Krieges, zum Teil auch durch die Russen, der Elchstand sehr bedeutend. Friedrich der Große kümmerte sich nicht darum, sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II rettete aber den schon dem Aussterben nahen Bestand durch einen Erlaß, welcher auf sechs Jahre jedwede Elchjagd untersagte. Seit jener Zeit genießt das Elchwild in der Königlichen Oberförsterei Ibenhorst bei Tilsit, von woher auch unsere Bilder stammen, die sorgfältigste Schonung, so daß sein Fortbestand unter allen Umständen gesichert ist. Das Ibenhorster Revier besteht zum größten Teile aus ungeheuren Erlenbrüchen mit eingesprengten Eschen und Birken, ferner aus Torfmooren und höher gelegenen Kiefern- und Fichtenbeständen. In den Erlenbrüchen ist im Sommer ein sehr dichter Unterwuchs von Schilf, Rohr und Brennesseln, und diese unzugänglichen Dickungen bilden dann den Lieblingsaufenthalt des Elches, zu dessen Wohlbefinden Sümpfe und Brüche durchaus nötig sind. Vom Spätherbst ab, wenn die Erlenbrüche überschwemmt sind, bis zum Frühling dienen die höher gelegenen dichten Nadelholzbestände zum Aufenthalt. Auf dem Eise vermag sich das Elchwild nur mit größter Mühe zu bewegen und vermeidet daher mit sicherem Instinkt Gegenden, welche im Winter Überschwemmungen ausgesetzt sind. Es verlangt absolute Ruhe und verläßt sehr bald ein Revier, in welchem es diese nicht findet. In Ibenhorst ist es so vertraut geworden, daß es vom Menschen kaum Notiz nimmt, nur alte Tiere mit Kälbern machen hiervon eine Ausnahme und gehen z. B. gegen Hunde sofort angriffsweise vor. Letzteren kann nur schleunige Flucht retten, wenn er nicht von den Schlägen der Vorderläufe, die das ungefüge Tier mit großem Geschick als Waffe auch gegen Wölfe und Bären zu gebrauchen weiß, zermalmt werden will. Das krank geschossene Stück greift auch den Schützen ohne weiteres an, wird aber nicht so leicht gefährlich, wenn dieser nur die Geistesgegenwart behält und im entscheidenden Moment kurz zur Seite springt; kurze Wendungen kann der Elchhirsch nicht ausführen und gibt, wenn ihm der Angriff mißglückt, sein Vorhaben bald auf.

Von allen Hirscharten ist der Elch am stärksten und größten, dabei auch am ungestaltetsten und plumpsten, in Form und Haltung an urweltliche Tiere erinnernd. Der ausgewachsene Elchhirsch hat fast die Größe eines Pferdes und ein Gewicht bis zu sieben Centnern, ja, es sollen sogar besonders starke Stücke im Gewicht von zehn Centnern erlegt



Elchwild: Trollender Hirsch.

sein. Die Höhe am Widerrist beträgt fast zwei Meter, die Rumpflänge zweieinhalb bis drei Meter. Der an den kurzen und kräftigen Hals angesetzte Kopf ist langgestreckt, vorn spitz zulaufend, und wird gesenkt getragen. Charakteristisch ist die aufgetriebene breite Schnauze mit einer wulstigen, vom Zahnfleische abgesonderten und den Unterkiefer weit überragenden Oberlippe, welch letztere Plinius zu der Angabe veranlaßte, „die Elentiere könnten des überhängenden Maules wegen nur rückwärts grasen." Dicht über den Ballen der Läufe befinden sich Afterklauen, deren Zusammenschlagen beim trollenden Gang ein ziemlich weit hörbares Geräusch, das sogenannte „Schellen" verursacht. Wie beim Rotwild trägt nur der Hirsch ein Geweih, nicht das „Tier." Die Geweihbildung vollzieht sich derart, daß im ersten Lebensjahre bei dem männlichen Kalbe dort, wo später das Geweih sitzt, sich ein Haarwulst bildet, unter dem die „Rosenstöcke" sich entwickeln. Im zweiten Lebensjahre setzt der junge Hirsch einfache gerade „Spieße" auf und heißt „Spießer". Nachdem diese im nächsten Frühjahr abgeworfen, setzt er im Laufe des Sommers entweder nochmals Spieße oder „Gabelstangen" auf und heißt in letzterem Falle „Gabler." In den nächsten Jahren erhält nun das Geweih die eigenartige Form, wie wir sie an den ausgewachsenen Hirschen auf unsern Bildern sehen: das Geweih besteht aus einer flachen, schaufelförmigen und gefurchten, an den äußeren Rändern mit Zacken besetzten Krone, welche durch kurze dicke Stangen mit den Rosenstöcken verbunden sind. Je älter der Hirsch, desto breiter wird die Schaufel, und desto zahlreicher werden die Zacken oder „Enden." Der Hirsch heißt dementsprechend dann „geringer Hirsch," „geringer Schaufler," „guter Schaufler" und „Kapitalschaufler."

Ende April oder Anfang Mai setzt das Tier ein Kalb, welches in den ersten Lebenstagen zwar schon recht groß, aber ebenso unförmlich ist und mehr an den Esel als an den Hirsch erinnert. In der Brunstzeit werden unter den Hirschen harte Kämpfe ausgefochten, der weithin hörbare Brunftschrei fordert den Rivalen auf, heranzukommen, und dieser folgt der Herausforderung unbedenklich. Zu dieser Zeit pflegen alle männlichen Hirsche Tag und Nacht unruhig umherzuschweifen, während sie sonst bei Tage der Ruhe pflegen und erst gegen Abend zur Äsung ziehen. Letztere besteht im wesentlichen aus Rinde und Holz von Saalweiden und anderen Weichhölzern, aus Heide- und Heidelbeerkraut, wogegen reife Getreidefelder, Kartoffeln und andere Kulturfrüchte nicht angerührt werden. Trotzdem ist der Schade, welchen das Elchwild durch das Abrinden und Niederbrechen junger Stämme verübt, ein so beträchtlicher, daß man es thatsächlich in einem ordnungsmäßig behandelten Waldrevier nicht dulden kann. Mit besonderer Geschicklichkeit versteht es die Rinde saftreicher Bäume, wie Espen, Weiden und Pappeln, zunächst rundum zu verbeißen und dann vermittelst der rüsselartigen Oberlippe in langen Streifen abzulösen. Vermag es nicht, auf allen vier Läufen stehend, die Gipfel junger Baumstämme zu erreichen, so stellt es sich auf die Hinterläufe und bricht vermittelst des Geweihes oder Halses die Krone ab.

Die Bewegungen des Elches unterscheiden sich wesentlich von denen des Edelhirsches. Seiner plumperen Bauart entsprechend kann es nicht, wie dieser, anhaltend flüchtig sein, trabt dagegen sehr schnell und mit unendlicher Ausdauer; in Schweden soll man sie dieserhalb zum Ziehen von Schlitten in derselben Weise verwendet haben wie die Renntiere, doch wäre bald ein Verbot gegen ihren Gebrauch als Zugtiere erlassen, „weil ihre Schnelligkeit und Ausdauer die Verfolgung von Verbrechern unmöglich gemacht haben könnte."

Ganz eigenartig ist die Manier, in welcher das Tier unzugängliche Moore zu überschreiten weiß. Sich auf die Hessen niederlassend, streckt es die Vorderläufe gerade vorwärts aus, greift mit den Schalen (Klauen) fest ein und zieht so den Körper, gleichzeitig sich mit den Hinterläufen stemmend, über den Boden weg. Bei noch schwammigerem Untergrunde, z. B. auf sogenannten „schwimmenden Wiesen," welche es wegen der darauf wachsenden Butter- oder Kuhblumen mit Vorliebe aufsucht, legt es sich einfach auf die Seite und schnellt sich, nur mit den Schalen des untenliegenden Vorder- und Hinterlaufes in den Boden greifend, vorwärts.

Man ist in Ibenhorst aufs sorgfältigste bemüht, diese letzten Ureinwohner des alten Preußens zu hegen und zu pflegen. Zum Abschuß eines Stückes ist daher stets eine

beſondere Verfügung der oberſten Verwaltungsbehörde erforderlich. Die meiſten Elche in Ibenhorſt hat wohl der verſtorbene Prinz Friedrich Karl von Preußen, bekanntlich ein ebenſo leidenſchaftlicher wie ausgezeichneter Jäger, erlegt. Wer von den gewöhnlichen Sterblichen einen Elch jagen will, der muß ſich ſchon nach Rußland oder Skandinavien wenden; beide Länder beherbergen noch einen ziemlich bedeutenden Elchwildſtand. In den letzten Jahren ſind mehrfach Jagdliebhaber aus Deutſchland nach Norwegen zur Elchjagd gegangen und zwar meiſt mit Erfolg. Hier, wo die Jagd früher unbeſchränkt war, hat man nämlich ein Geſetz erlaſſen, daß auf dem Territorium jedes Bauernhofes jährlich immer nur ein Stück Elchwild abgeſchoſſen werden darf. Spekulative Köpfe in Namſes und Umgegend kaufen nun den Beſitzern dieſes Recht ab, bilden größere, zuſammenhängende Reviere und verkaufen ihrerſeits wieder den Abſchluß an Ausländer mit großem Vorteil.

Die Benutzung des erlegten Elches iſt wie die des Edelhirſches. Früher mußten die Markknochen von Ibenhorſt an die Hofküche in Berlin abgeliefert werden, man hat aber ſchon lange damit aufgehört, weil man den geprieſenen Wohlgeſchmack nicht finden konnte.

Selbſtverſtändlich.

Gräfin: „Iſt der neue Leutnant ein hübſcher Mann, Herr Oberſt?“ — **Oberſt**: „Aber, Gräfin! Preußiſcher Garde-Leutnant? Frage nötig?“

(Aus dem Daheim-Kalender für das Deutſche Reich auf das Gemeinjahr 1890.)

Etwas vom „Böten.“

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

An einem ſtillen ſchönen Juniabend ſaß ich mit meinem Freunde, dem Gutspächter Johann Nebendahl, unter den blühenden Linden vor ſeiner Hausthür. Außer dem Geſumme der Bienen, die im letzten Abendſtrahle noch thätig waren, vernahm man nur zuweilen das ſatte Brummen der Kühe aus dem benachbarten Viehhauſe und das Schrillen der Schwalben, die ſich um die Dächer jagten. Dazwiſchen tönte manchmal das dumpfe Rollen und klirrende Klappern der Erntewagen, denn das letzte Heu ward eingefahren, und auf dem ganzen weiten Hofe war ein ſanfter Duft nach dieſem vortrefflichen Stoffe verbreitet. Allmählich verſank die Sonne in goldrotem Abenddunſte, und von dieſem leuchtenden Hintergrunde ſchwarz ſich abhebend, ſchwankte das letzte Fuder herein. Das Bienengeſumme war allmählich verſtummt, und ſtatt der Schwalben tauchten Fledermäuſe irrenden Fluges aus dem Schatten der Stallgebäude in die ſanfte Helligkeit des Abendhimmels. Abgeſchirrte müde Pferde wurden über den Hof geleitet, mit ſchweren Tritten gingen Arbeiter und Knechte der Abendmahlzeit zu, und ſo lag bald alles rings in Dämmerung und Stille, nur daß von fern ein eintöniger Chor der Fröſche herübertönte.

Jetzt kam noch ein ſchwerer Schritt von den Stallgebäuden her. Es war der Vogt, welcher die Schlüſſel brachte, um ſie in der Stube des Herrn an den Riegel zu hängen. Dann tauſchte dieſer Mann mit meinem Freunde einige Bemerkungen aus über die Vorgänge des Tages und erhielt Anweiſungen über die Arbeiten des nächſten. Als er dann gehen wollte, zögerte er noch eine Weile und ſagte: „Ja, un wat ick noch ſeggen wull — weck von dei Köh hebben Maden.“

„So?“ ſagte Herr Nebendahl.

„Ick hewwt Balowſch all ſeggt,“ fuhr der Vogt fort.

„Is god!“ erwiderte mein Freund, und der Mann ging.

Als ſeine Schritte in der Ferne verhallt waren, zog Nebendahl einige ſtärkere Züge aus ſeiner langen Pfeife, nahm einen Schluck Rotwein, räuſperte ſich und ſagte: „Iſt doch ſchnurrig. Ich möcht' woll wiſſen, was die Altſche für'n Mittel hat.“

„Wofür oder wogegen?“ fragte ich.

„Nu, gegen die Maden. Wenn ihr das geſagt wird, ſo kann man ſicher ſein — in zwei oder drei Tagen ſind ſie weg. Die Leut' ſagen, ſie geht bloß des Abends im Schummern an das Viehhaus, öffnet die Thür ein wenig und ruft hinein: „Unſ' Veih hett Maden!“ Dann geht ſie wieder nach Hauſe, und am anderen Morgen iſt alles in Ordnung. Na, das iſt ja natürlich Unſinn, aber wahr iſt, daß ſie die Kühe in ganz kurzer Zeit kuriert; wie ſie's macht, weiß der Deubel. Blut ſtillen und Krankheiten beſprechen oder böten, wie ſie hier ſagen, kann ſie auch, und das Sieb laufen laſſen, und was ſolche Künſte mehr ſind.

„Wiſſen Sie Genaueres von ſolchen Geſchichten?“ fragte ich, denn dieſe Dinge haben mich von jeher angezogen.

„Na, was wollt' ich nicht?“ ſagte mein Freund, „mir hat ja früher eine andere alte Frau mal mit Böten das Leben gerettet. Aber das iſt eine zu ſchnurrige Geſchicht', und ich muß noch immer lachen, wenn ich bloß daran denk'.“ Und damit brach er in ein donnerndes Gelächter aus, wie ich es von keinem Sterblichen ſonſt in ſolcher Vollendung gehört habe. Für ſein ungeheures Lachen war mein Freund berühmt, und wenn er ſich einmal an einem ſtillen Sommerabend wie heute im Freien recht tüchtig amüſierte, ſo wußte man im Umkreiſe einer halben Meile, daß Herr Nebendahl vergnügt war.

Ich bat natürlich um dieſe ſchöne Geſchichte, und mein Freund war auch gleich bereit, ſie zu erzählen.

„Als ich noch Inſpektor in Grambow war,“ begann er, „da ſaß ich eines Sonntags nachmittags auf der Bank vor der Thür, rauchte meine kurze Pfeife und ſimulierte über die Wirtſchaft. Kommt da ein altes ſchlumpiges Weib auf den Hof mit Stock und Bündel, und Kleid und Tuch aus lauter Flicken, und bettelt mich an. Ich ſag': ‚Kann ſei nich arbeiten?‘ Da fing das alte Reff an zu weimern und ſagt: „Ach, min leiwe Herr, ick bün jo ſo ungeſund un hewww alle Suchten, un ſo'n Rieten in'n Kopp, un

ſo'n Bewern in dei Knei, un ſo'n Sangeln in dei Glieder. Un wenn ick wat et, denn ſteht mi dat vör dei Boſt un ſleit mi nich an. Un darvon bün ick ſo machtlöſig un holl dei Arbeit nich ut un möt ſnurren gahn.‘

„Ich weiß nicht, weshalb ich gerade auf den Einfall kam, aber das hexenartige Ausſehen der Frau brachte mich wohl darauf, daß ich fragte: ‚Hett ſei dat denn nich mal mit Böten verſöcht? Dei Arbeit is doch nich tau ſwer.‘

„Die alte Perſon machte ein ganz ſchnurriges Geſicht und ſagte: ‚Wünſcht heww ick dat all lang, min leiwe Herr, äwer nümms will mi dat lihren.‘

„Mir fiel plötzlich ein Spottvers auf das Böten ein, den ich in meiner Kindheit oft gehört hatte, und die Laune trieb mich an, der Frau die mangelnde Belehrung zu erteilen. ‚Dat will ick ehr woll bibringen,‘ ſagte ich. ‚Paſſ' ſei mal god up, wat ick vör'n Vers ſegg. So geht hei:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald wedder beter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, ſo ſchad't ok nich!

Dorbi makt ſei drei Krüzen, un dat is't all.‘

„Nie hätt' ich gedacht, daß ſich ein Geſicht ſo verändern könnt', wie das dieſer alten Frau. Sie wurde ganz rot vor Aufregung, und ihre Augen glummerten ordentlich.

„‚Ick birr Sei, Herr,‘ rief ſie, ‚ick birr Sei gar tau ſihr — ſeggen S' mi dat noch mal.‘ Na, ich that ihr ja nun auch den Gefallen, und ſie plapperte andächtig nach, was ich ihr vorſagte. Dann rief ſie: ‚So, nu weit ick't, leiwe Herr, un ick bedank mi ok gor tau vel Mal.‘ Damit wollte ſie gleich fort. Ich ſchenkte ihr aber noch 'n Schilling und ſchickte ſie in die Küch', daß ſie ſich da 'n bißchen Eſſen geben laſſen ſollt'.

„Nachher ſah ich die alte vermißquemte Perſon noch einmal, als ſie wieder wegging. Sie war noch immer in Aufregung, ſo daß ſie mich gar nicht bemerkte, und betete fortwährend den dummen Vers vor ſich hin, als hätt' ſie Angſt, daß ſie ihn vergeſſen möcht'. ‚Na,‘ dacht' ich, ‚wenn die nu man bloß nicht das Kurieren kriegt und mit dieſem blödſinnigen Vers den ‚Leiden der Menſchheit‘ und allen möglichen Krankheiten unter die Naſe geht. Das ſoll mich doch mal wundern, da hätt' ich ja was Schön's angericht't.‘ Na, ich tröſtete mich aber wieder mit dem letzten Satze von meinem Verſe: ‚Helpt et nich, ſo ſchad't ok nich!‘

„Bald nach dieſer ſpaßigen Geſchichte, an die ich vielleicht nie wieder gedacht hätt', wär' ich nicht ſpäter noch mal ſchnurrig dran erinnert worden, verheiratete ich mich, übernahm dieſe Pachtung und bekam mächtig viel Arbeit, denn ich hatt' genug zu thun, daß ich mit meinen geringen Mitteln und bei den mäßigen Jahren über Waſſer blieb. Na, jetzt geht es ja, und ich bin ſo ziemlich zufrieden, aber damals ſtand es doch manchmal hölliſch auf der Wipp'. Als ich die Pachtung nun ſo 'n Jahrer ſechs gehabt hatte, da kam mal 'n Jahr, wo in der ganzen Gegend ganz barbariſches Korn gewachſen war. Aber ganz beſonders bei mir — ich ſag' Ihnen, die Leute kamen von weither, um meinen Weizen zu ſehen. Na, dacht' ich, Johann, wenn dies all gut geht, das kann dich rausreißen. Aber was muß da los ſein? Mitten in der Weizenernte, als ich's grad beſonders hild hatt', da krieg' ich 'n Geſchwür in'n Hals. Er geht mir ganz zu, und ich kann nicht ordentlich ſchlucken und muß mir mein bißchen Eſſen mit Gewalt reinwürgen. Ich ſchick' endlich nach'n Doktor. Der kommt und zuckt die Achſeln und ſagt, das wär' 'n intereſſanter Fall, aber nichts für ihn. Das wär' 'ne ganz kniffliche chirurgiſche Sache, damit könnt' er ſich nicht befaſſen, da müßt' ich ſo ſchnell als möglich mich aufn Wagen ſetzen und nach Roſtock fahren zum Profeſſor. Na, nu denken Sie ſich, mitten in der Weizenernte, wo ich keinen Inſpektor hatte, ſondern man zwei Lehrlinge, die eigentlich jeder den ganzen Tag einen Wächter bei ſich zu ſtehen haben mußten, der aufpaßte, daß ſie kein dumm Zeug machten. Als ich nu ſagte, das ginge nicht, da zuckte der Doktor wieder mit den Achſeln und meinte, 'n anderen Rat könnt' er mir nicht geben, ſchrieb mir noch 'ne teure Medizin auf und fuhr wieder ab. Na, ich nehm' ja auch die Medizin, aber es wurd' immer ſchlimmer. Am anderen Tage ging's auch ſchon nicht recht mehr mit dem Luftkriegen, und manchmal dacht' ich, ich müßt' erſticken. Meine Frau hatt' mir ſchon immer in den Ohren gelegen, ich ſollt' doch mal zu der alten Frau in Gammelin ſchicken, die ſich auf das Böten verſtünde. Man könnt' doch

mal den Verſuch machen, und die Frau hätte doch ſchon ſo vielen geholfen. Nicht allein zu den Tagelöhnern und Bauern, nein auch zu den Herrſchaften in der ganzen Umgegend würd' ſie geholt, und tolle Dinge würden erzählt von ihren Kuren. Die Frau wär' früher bettelarm geweſen, aber dann hätt' ſie das Böten angeſangen, und nun wär' ſie ſchon ganz wohlhabend. Sie hätt' 'n klein hübſch Haus mit 'n ſchönen Garten, 'ne ſeine Kuh, 'n paar Staatsſchweine, und in ihrem Bettſtroh ſollt' ſie 'n mächtigen Strumpf bis oben voll lauter harte Thaler zu liegen haben. Den Strumpf ſoll ſie ſich extra dazu von der Krügerfrau in Kritzkow haben ſchenken laſſen, was nämlich die größte und dickſte Perſon in der ganzen Gegend iſt und Waden hat wie'n Maſtbaum.

„Na gut, meine Frau iſt wieder bei und bearbeitet mich, und ich will natürlich nicht, da klopft es mit eins, und die Thür geht auf, und eine alte, ſauber angezogene Frauensperſon kommt 'rein. Hat meine Frau die Altſche aus Gammelin heimlich kommen laſſen, und als ich nun noch nicht will, ſondern ruf', es ſollt' angeſpannt werden, ich wollt' auf Deubelhol nach Roſtock jagen zum Profeſſor, da ſängt meine Frau an zu weinen, und das kann ich nicht aushalten. Und da mir nu grad' die Luſt wieder weggeht, daß ich mächtig jappen muß, da denk ich denn: ‚Helpt et nich, ſo ſchad't ok nich!' und ſag', ſie ſollt' man ihre Künſte machen.

„Nu kommt das alte Weſen 'ran mit ſeiner ſpitzen Naſe, ſo ſalbungsvoll und feierlich wie ſo'n Kirchhofsgeſpenſt und bückt ſich über mich und ſängt an was herzubeten, ganz leiſe, aber ich verſteh' es doch, und das war ein Glück, denn ſonſt hätt' es vielleicht nicht geholfen:

‚Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald wedder beter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, ſo ſchad't ok nich!'

„Und richtig, als ich ihr ins Geſicht ſeh', da erkenn' ich die alte Bettelfrau wieder von damals, nur daß ſie in einem beſſeren Futterzuſtand war als früher und ſich 'n bißchen ſtaatſcher aufgezäumt hatte. Und als ich nun dran dacht', daß dieſe alte Perſon all ihre berühmten Kuren mit meinem Jökelvers gemacht hatt', und daß ich nun ſelber dran glauben ſollt', da mußt' ich, obgleich mir kreuzmiſerabel zu Mute war, ſo furchtbar lachen wie noch nie in meinem ganzen Leben. Und Sie wiſſen doch, daß ich darin was leiſten kann. Und ich lach' los, daß ſich die Balken biegen, die Fenſter klirren und der ganze alte Kaſten von Haus das Bebern kriegt. Und da mit eins iſt es mir, als wenn ſich was löſt in mein'm Hals, und nun kommt ein Huſtenanfall, der gar kein End' nehmen will. Na, als ich nu endlich ausgehuſt't hatt', da war mir der Hals frei, und ich konnt' Luſt kriegen und ſchlucken wie ſonſt, denn von dem fürchterlichen Lachen war das Geſchwür von ſelbſt aufgegangen, und ich war kuriert.

„Ja, natürlich, da hatte das Böten mal wieder geholfen, wo der Arzt nichts ausrichten konnt', und Sie können ſich denken, wie geſchwollen die Alte war und ſtolz auf die Wirkung ihrer Kunſt. Und der Ruhm von dieſer Frau iſt natürlich von nun an noch größer geworden, und wenn ich auch jedem erzähl', deves hören will, wie die Geſchicht' zuſammenhängt, ſo hilft das gar nichts, denn jeder Gläubige oder vielmehr Abergläubige ſagt dann: ‚Nu, es hat ja aber doch wirklich geholfen!' Ja, was ſoll ich da machen? Gegen ſo einen richtigen ſoliden Aberglauben kommt man nicht an, da kann man eher ein Panzerſchiff mit Hühnerſchrot in den Grund bohren!"

So erzählte mein Freund Nebendahl und lachte noch einmal ſo, daß fern im Dorfe die Tagelöhner, welche beim Abendeſſen ſaßen, ſich anſtießen und ſagten: „Nu hürt doch mal bloß, wo unſ' Herr hüt abend wedder vergnäugt is!"

Spruch.

(Abdruck verboten.)

Alt macht uns nicht der Jahre Zahl, — vielmehr
Die Laſt der Schmerzen, die uns trafen. —
Wie jung geht mancher Greis umher!
Wie alt ging mancher Jüngling ſchlafen!

Frida Schanz.

Zwei Jugendfreunde.
Mit Genehmigung der Photogr

Digitized by Google

pt Gemalt von E. Grützner.
raphischen Gesellschaft in Berlin

Ein deutscher Geheimbund vor hundert Jahren.

Von Ernst Schubert.

(Abdruck verboten.)

Ungeheures Aufsehen erregte vor hundert Jahren in ganz Deutschland der Prozeß des Doktors Karl Friedrich Bahrdt zu Halle a. S., welcher, der Majestätsbeleidigung und der Geheimbündelei bezichtigt, am 7. April 1789 verhaftet und in strenge Untersuchung genommen wurde. Der Majestätsbeleidigung gegenüber König Friedrich Wilhelm II von Preußen sollte sich Bahrdt durch zwei Schriften schuldig gemacht haben: den „Kommentar" über das Wöllnersche Religionsedikt und das Pamphlet: „Das Religionsedikt, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Nicolai dem Jüngeren." Wir wollen gleich vorwegnehmen, daß ihm die Autorschaft des Kommentars nicht nachgewiesen werden konnte, und daß auch ein direkter Beweis, er sei der eigentliche Verfasser des Lustspieles, nicht erbracht wurde. Indessen wurde seine Mitarbeiterschaft an diesem Machwerke, einer unglaublich rohen und albernen Schmähschrift, festgestellt, und daraufhin erfolgte seine Verurteilung. Den gefährlichsten Punkt der Anklage schienen indessen nicht diese litterarischen Sünden zu bilden, die vor allem Verbrechen wider den guten Geschmack waren, sondern die Bezichtigung der Geheimbündelei, auf deren Nachweis Bahrdt zweifellos nach den damaligen Gesetzen einer sehr harten Strafe verfallen wäre. Darauf richtete sich denn auch hauptsächlich die Untersuchung, deren lange Dauer zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß gab. Bahrdt sollte über ganz Deutschland ein feingesponnenes Verschwörungsnetz ausgebreitet, die bedrohlichsten Anschläge gegen Thron und Altar geschmiedet haben, und so hieß es denn, der Tod oder doch lebenslänglicher Kerker werde sein Lohn sein. Drang doch von diesen Gerüchten manches auch in die Zelle des Gefangenen, und wenn irgend etwas für ein Schuldbewußtsein Bahrdts spricht, so ist es sein klägliches Jammern, mit dem er in seinem Tagebuche die Möglichkeit eines solchen Ausganges anerkennt.

Nun, eine so gefährliche Wendung sollte der Prozeß nicht nehmen; doch bevor wir näher darauf eingehen, einige Worte über die Persönlichkeit des großen Verschwörers. In den Handbüchern findet sich darüber manches Irrige, das nach den Untersuchungsakten wie Bahrdts eignen Aufzeichnungen hier richtiggestellt sein möge. Karl Friedrich Bahrdt wurde am 25. August 1741 zu Bischofswerda in der Oberlausitz als Sohn des Diakonus Johann Friedrich Bahrdt geboren. In Leipzig, wohin sein Vater als Professor der Theologie und Superintendent berufen wurde, studierte er gleichfalls Theologie und wurde schon mit zweiundzwanzig Jahren außerordentlicher Professor und Substitut seines Vaters im Predigtamt bei der Peterskirche. Leider mangelte es dem jungen, durch hervorragende Geistesgaben ausgezeichneten Gelehrten an sittlichem Gehalt, und schon in Leipzig erregte er durch seinen Lebenswandel Ärgernis, ein Vorgang, der sich dann an allen seinen späteren Aufenthaltsorten wiederholte. 1768 als Professor der Philosophie nach Erfurt berufen, hielt Bahrdt auch hier nicht lange aus, sondern ging drei Jahre darauf als Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Gießen. Wie ein Mann von so bedenklicher Lebensführung, der obendrein noch gern den litterarischen Klopffechter spielte, stets von neuem so angesehene Stellungen erreichen konnte, erscheint uns heute ganz unverständlich. Auch in Gießen machte er sich durch heftige Angriffe gegen seine Amtsgenossen unmöglich, und 1775 ließ er sich durch den Baron von Salisch bewegen, in Graubündten die Leitung eines „Philanthropins" — eines nach Basedowschen Grundsätzen eingerichteten Gymnasiums — zu übernehmen. Schon nach einem Jahre gab der unruhige Geist diese Stellung wieder auf, verlockt durch ein Anerbieten des Fürsten Leiningen, der ihn als Generalsuperintendent nach Dürkheim an der Haardt berief. Schnell erregte er auch hier Unfrieden, und ein auf eigne Rechnung zu Heidesheim bei Worms errichtetes Philanthropin fand wenig Zuspruch. Obendrein geriet er wegen seiner Übersetzung des Neuen Testamentes mit dem Weihbischof von Worms in Zwist. Als die Übersetzung in den Staaten des Kurfürsten von Mainz verboten wurde, begleitete Bahrdt in seiner pädagogischen Zeitung die Erklärung mit spöttischen Bemerkungen, worauf der Weih-

bischof beim Reichshofrat eine Klage anstrengte, welche die Amtsentsetzung Bahrdts zur Folge hatte. Gezwungen, aus dem Leiningenschen Gebiete zu entweichen, und voller Furcht, verhaftet zu werden, suchte er 1779 in Preußen Schutz, der ihm auch gewährt wurde. Er erhielt die Erlaubnis, in Halle seinen Wohnsitz zu nehmen und hier als Privatdozent Vorlesungen zu halten. Dieselben fanden zahlreiche Zuhörer, und zugleich entwickelte Bahrdt eine rege schriftstellerische Thätigkeit, so daß er ein gutes Auskommen hatte. Dasselbe genügte aber seinen Neigungen nicht, und 1787 gab er die akademische Lehrthätigkeit auf, um für 3000 Thaler den Albonikoschen Weinberg vor der Stadt zu kaufen und hier eine Gastwirtschaft zu errichten. Zwar spielte er nicht selbst den Wirt, sondern setzte einen Ökonomen ein, aber die Verantwortung für das wüste Treiben, das sich unter seinen Augen entspann, fiel doch auf ihn. Ein hervorragender Gelehrter und Schriftsteller, ein früherer Professor der Theologie und ehemaliger Generalsuperintendent als spiritus rector in einer unsauberen Kneipenwirtschaft — welch ein Ärgernis!

Etwa ein halbes Jahr mochte Bahrdt auf seinem Weinberge gehaust haben, da schritt er zur Verwirklichung jenes von langer Hand erwogenen Planes, der ihn in den Verdacht des Verschwörers bringen, ihm die Anklage wegen Geheimbündelei zuziehen sollte. Im Jahre 1777 hatte er, um Zöglinge für sein in Heidesheim errichtetes Philanthropin zu werben, eine Reise nach Holland und England unternommen. Mit einem Empfehlungsschreiben vom Prinzen Louis von Hessen-Darmstadt versehen, machte er in London die Bekanntschaft des Generalsekretärs der großen britischen Freimaurerloge und wurde auf dessen Empfehlung in den Bund aufgenommen. Er erlangte in der englischen Maurerhierarchie drei Grade und rühmte sich, daß er bei seiner Abreise aus London „von der Geschichte der Maurerey, ihrer gegenwärtigen Verfassung und Zustände mehr wüßte, als mancher Meister vom Stuhl in seinem ganzen Leben zu erfahren bekömmt." Nach Deutschland zurückgekehrt, meldete er sich bei keiner Loge an und nahm nie an maurerischen Zusammenkünften teil, trat aber doch mit manchem Bruder in schriftlichen Verkehr. Unzufriedene finden sich leicht zusammen, und so darf man wohl glauben, was Bahrdt später aussagte: daß das Bestreben nach Reform des Freimaurertums in ihm und anderen den ersten Gedanken zur Begründung der Deutschen Union oder der Gesellschaft der XXII erweckt habe. Kläglich nimmt sich allerdings aus, was er weiterhin über die merkwürdige Gründung bekannte. Um den Verdacht abzuwälzen, als ob er der Anstifter der „Verschwörung" gewesen sei, erzählt er von anonymen Briefen, die den ersten geheimen Plan enthielten, und von großen Unbekannten, die ihn geheimnisvoll aufsuchten und zur Errichtung einer neuen Reformloge ermunterten. Im Jahre 1787, behauptete Bahrdt, verstärkten sich diese mysteriösen Aufforderungen, begleitet von Entwürfen, Eidesformeln und einer Adresse mit der Unterschrift: „XXII verbündete Maurer." Eine merkwürdige Zahl, denn genau dieselbe Anzahl von Jüngern hatte Bahrdt bereits im stillen für seinen Geheimbund geworben: ein halbes Dutzend Männer in Amt und Würden und sechzehn junge Leute, vorwiegend Studenten. Nun hielt er es an der Zeit, ernstlich an das Werk der „veredelten Maurerei" zu schreiten, und hauptsächlich zu diesem Zwecke wollte er den Weinberg gekauft haben, denn wer hätte wohl ahnen können, daß an einem öffentlichen Vergnügungsorte ein Unternehmen geplant wurde, das gleichsam ganz Deutschland unter einen Hut bringen sollte: den Doktorhut des Herrn Karl Friedrich Bahrdt.

Welches nun waren die Zwecke der Deutschen Union? Nach den Satzungen für die Mitglieder des dritten und niedrigsten Grades recht unverfängliche: Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste, des Handels und insonderheit der Volksreligion; Verbesserung der Erziehung; Förderung gemeinnütziger Talente; Belohnung entschiedener Verdienste und Versorgung verdienstvoller Menschen im Alter und Unglück, endlich Versorgung bedürftiger Witwen und Waisen von Angehörigen der Union. Mitglieder des Bundes konnten „alle Menschen werden, welche Aufklärung und Rechtschaffenheit lieben, ohne Unterschied des Standes und der äußerlichen Religion;" indessen fand sich in den geheimen Satzungen noch ein Paragraph, welcher Fürsten und Minister von der Mitgliedschaft ausschloß, nicht aber so ihre

Günstlinge, deren Anwerbung vielmehr als nützlich dringend empfohlen wurde — eine hübsche Illustration zu der „Rechtschaffenheit," welche die krummen Wege verschmäht. „Die Union," hieß es gleich im Eingange der Statuten, „kann und wird noch zu Hunderttausenden anwachsen," und diesen stolzen Hoffnungen entsprechend, war der Organisationsplan bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet. Die Mitglieder teilten sich in Aldermänner (die ersten Gelehrten und Künstler aus allen Fächern), Männer (die übrigen Gelehrten und Künstler und sonstige tüchtige Persönlichkeiten) und Jünglinge („alle die, welche noch kein Amt oder entschiedenes Verdienst haben, aber Talent und Anlange dazu zeigen"). Aus der Zahl der Männer und Aldermänner waren die Würdenträger zu wählen, die Vorsteher, Diözesanen und Mesopoliten. Dieselben sollten Gehalt oder doch Prozente von den Einnahmen beziehen, und bei den höchsten Beamten, den Mesopoliten, konnte das Einkommen bis auf 1000 Thaler steigen. Auch für die Verwaltungsbeamten waren gute, für jene Zeit sogar sehr bedeutende Gehälter ausgesetzt. So sollte der Archivdirektor, welche Stellung natürlich wohl dem verdienten Stifter der Union zugefallen wäre, 1000 Thaler beziehen. Daneben wären noch zwei andere Direktoren mit je 600, ein halbes Dutzend Buchhalter und Sekretäre mit 300—500 Thaler und zum Schluß ein Packknecht mit 100 Thaler zu besolden gewesen. Wie aber sollte dieser kostspielige Verwaltungsapparat bestritten werden? Zum Teil durch die Eintrittsgelder und die laufenden Beiträge der Mitglieder, zum größeren Teile aber durch das großartig geplante Buchhandlungsgeschäft der Union und das von ihr zu veröffentlichende „Intelligenzblatt." Und damit kommen wir auf des Pudels Kern: die Gesellschaft der XXII war, wenn wir sie auf Herz und Nieren prüfen, nichts als eine verwegene Spekulation, ein schlau entworfenes litterarisches und buchhändlerisches Ausbeutungssystem. Zwar war nicht jedes Mitglied gezwungen, für sich allein das Intelligenzblatt zu halten, aber im Eingang von den Verpflichtungen der Mitglieder heißt es ausdrücklich, „daß die Gesellschaft, die ein Blatt zusammen liest, nicht zu groß werde." Jedes Mitglied war ferner gehalten, die von der Union allerorten zu errichtenden Lesegesellschaften und Bibliotheken zu empfehlen und zu fördern, und alle Bundesdrüder, die selbst Schriftsteller waren, durften nur durch die Geschäftsträger der Union ihre Werke vertreiben lassen. Dasselbe galt auch von Übersetzungen aus fremden Sprachen. Auch war „jeder, der Fähigkeit dazu hat," verbunden, jährlich mehrere Rezensionen über Schriften, die ihm vom Centrum zugeschickt wurden, für das Intelligenzblatt zu liefern. Als Honorar erhielt er das entsprechende Buch zum Eigentum. Indessen durften diese Kritiker nur über Werke von Nichtmitgliedern schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Bücher von Aldermännern „rezensierend zu beurteilen," war bei Strafe des Ausschlusses aus dem Bunde verboten, denn „dies ist das große Mittel, der seitherigen Kabale der Gelehrten ein Ende zu machen." Schriften von „Männern" durften nur von Aldermännern, solche von „Jünglingen" nur von Männern rezensiert werden. Dabei hatten die Censoren des Intelligenzblattes unumschränkte Gewalt, durften streichen, ändern und zusetzen, was ihnen beliebte. Wer sich dadurch vergewaltigt glaubte, konnte eine Erklärung einsenden, die unverkürzt aber nur abgedruckt werden sollte, wenn sie von einem Aldermann herrührte; die Männer und Jünglinge mußten sich auch hier wieder eine Censur oder gar eine Gegenerklärung gefallen lassen; nur gegenüber den Aldermännern war der Censor zum Schweigen verdammt. Auch jeder Verstoß gegen diese Gebote zog den Ausschluß des Ungehorsamen nach sich. Die Union strebte also eine vollständige Monopolisierung des deutschen Schrifttums an, mit einer Anzahl unfehlbarer und unantastbarer Oberbonzen an der Spitze. Und dabei sollte das Unions-Intelligenzblatt „die respektabelste Zeitung in der Welt sein, die in Absicht auf Würde des Ausdruckes und Güte des Inhaltes originell ist."

Seine Krönung aber sollte der Bund, wenn er erst seine Hunderttausende von Mitgliedern zählte, durch das Unionshaus erhalten. Es sollte umfassen: 1) Das Centralkontor mit allen dazu gehörigen Personen, 2) die große Bibliothek, 3) ein Nationalerziehungshaus, 4) den Versammlungssaal der Centralsynoden, 5) die Wohnungen der Mesopoliten, denen hier eine Art Prytanäum erwachsen sollte, endlich 6) Wohnungen für Drucker und Buchbinder. Für die Zukunft war noch eine Erweiterung geplant, „denn,"

heißt es in den Satzungen, „dieses Unionshaus wird einst der Sitz der ersten Menschen der Nation sein, wie nicht weniger das Vorratshaus von den Werken der Kunst.“ Als Hauptsitz der Union und Ort des zukünftigen stolzen Bundeshauses hatte nun Bahrdt das Städtchen Bernburg ausersehen, und wie aus den Untersuchungsakten hervorgeht, war dieserhalb bei der anhaltinischen Regierung bereits vorsichtig angefragt worden, und die Antwort hatte nicht ablehnend gelautet.

Es würde zu weit führen, tiefer auf die innere Organisation der „Deutschen Union“ einzugehen; auch das hier Mitgeteilte wird genügen, dem heutigen Leser ein Lächeln der Verwunderung zu entlocken. Aber der kuriose Bund hatte doch, abgesehen von der an sich verwerflichen Geheimniskrämerei, auch sonst seine bedenklichen Seiten. Er machte den Mitgliedern die Heuchelei und Verstellung geradezu zur Pflicht. Die Angehörigen der niederen Grade sollten in Unwissenheit bleiben über die höheren Dinge, die ihrer harrten, und allerlei mystische Spielereien, geheime Zeichen und ein verschnörkeltes Ritual mit brennenden Lampen, Totenköpfen, aus denen Rosen blühten ꝛc., sollten einstweilen ihrer Wißbegierde genügen. Und wenn sie endlich, des dritten und höchsten Grades gewürdigt, in die „regierende Klasse“ aufgenommen wurden, dann mußten sie erfahren, daß all der Krimskram, der bisher ihre Seele mit mystischen Schauern erfüllt hatte, nichts als kindische Tändelei gewesen war, gut für die Dummen, die durch dergleichen sich ködern lassen. „Die Brüder des dritten Grades,“ hieß es in dem geheimsten Organisationsplan, „brauchen Wort und Zeichen nur für untere Brüder; unter ihnen selbst hört alles Spielwerk auf; kein Ritual; sie wandeln im reinen Licht, ohne Täuschung.“ Wie Dr. Bahrdt diese letzteren Worte verstanden wissen wollte, geht am besten daraus hervor, daß er am Schlusse des „geheimsten Planes“ den Brüdern empfiehlt: Wenn mit ihren ersten 6000 Mitgliedern die Union wirklich ins Leben getreten sei, dann hätte man im Publikum auf allerlei Art, ernsthaft und spöttisch, zu verbreiten, daß der Bund schon im Entstehen kläglich gescheitert sei, um indessen desto eifriger im stillen für ihn zu werben.

Die Deutsche Union hat nun diese Zahl von 6000 Mitgliedern niemals erreicht. Kurz nachdem Bahrdt an die ersten 400 Personen, die er seines Vertrauens würdigte, die Einladungen verschickt hatte, erfolgte die Entdeckung. Ein Kandidat, den Bahrdt als Sekretär beschäftigt und dem er mancherlei Wohlthaten erwiesen hatte, wurde zum Verräter. Unter Entwendung von Schriftstücken denunzierte er seinen Brotherrn als Verfasser der eingangs erwähnten Pamphlete, wie als Begründer einer geheimen, unerlaubten Gesellschaft. Daß die Untersuchungshaft Bahrdts anfänglich eine strenge war, hatte er sich selbst zuzuschreiben, denn wiederholt unternahm er den Versuch, eine Korrespondenz mit seinen Angehörigen anzuknüpfen, und diese wiederum suchten allerlei unerlaubte Dinge in seine Zelle einzuschmuggeln. Im übrigen aber nahm der Prozeß, abgesehen von der langen Dauer der Untersuchung, einen unerwartet günstigen Verlauf. Zunächst geschah das Merkwürdige, daß Wöllner, der allmächtige Staatsminister, der durch das berüchtigte „Lustspiel“ auf das gröblichste beschimpft worden war, sich warm des Gefangenen annahm, ihm einmal zehn, ein zweites Mal fünf Louisdor zuschickte und ihm wiederholt seine Fürbitte beim Könige zusicherte. „Den Lauf der Justiz,“ heißt es in einem dieser Schreiben, „kann ich nicht hemmen, allein ihre Sentenz falle aus, wie sie wolle, so kenne ich das treffliche Herz des Königs und verstehe zu bitten.“ Und auf einen Brief, in welchem der Prorektor Semler sich für Bahrdt verwendete, entgegnete Wöllner unter dem 4. August 1789: „Die Sache liegt zum Spruch vor, und ich fürchte nur, daß man ihn (Bahrdt) als einen Majestätsschänder betrachten wird. Indessen kenne ich die große Seele des Königs, welche zum Vergeben stets geneigt ist. Ich werde gewiß alles thun, was ich kann, denn der arme Bahrdt jammert mich im Grunde recht sehr.“ Wir sehen, Wöllner nimmt auf einen Hauptpunkt der Anklage, die Geheimbündelei, gar keinen Bezug, und in der That erfolgte nach dieser Richtung die völlige Freisprechung Bahrdts. Wohl fand das Gericht in dem Organisationsplane der Union einiges Bedenkliche, z. B. daß Fürsten und Minister von der Aufnahme ausgeschlossen seien, dagegen hauptsächlich Postmeister und Postsekretäre für den Bund geworben werden sollten, aber eigentlich Strafbares vermochte man nicht zu erkennen. Daß man die Statuten nicht der Regierung zur

Bestätigung vorgelegt, konnte ebenfalls nicht als ein Verstoß gegen das Gesetz angesehen werden, da ja die Union ihren eigentlichen Sitz nicht in Preußen, sondern in den Staaten des Fürsten von Anhalt-Bernburg haben sollte. Im übrigen geht aus der ausführlichen, im Druck 82 Oktavseiten umfassenden Urteilsbegründung deutlich hervor, daß das Berliner Kammergericht den Kern des Bahrdtschen Geheimbundes — die Finanzspekulation — wohl erkannt hatte. Es blieb also nur die Anklage wegen der Schriften übrig, und auch wegen des „Kommentars" erfolgte die Freisprechung, während allerdings Bahrdt der Mitarbeiterschaft an dem Lustspiel „Das Religionsedikt" schuldig erachtet und zu zwei Jahren Festungshaft und Bezahlung aller Kosten verurteilt wurde. Der König milderte die Sentenz sofort auf ein Jahr Festung herab und begnadigte Bahrdt, nachdem er unter mancherlei Vergünstigungen sechs Monate auf der Magdeburger Citadelle zugebracht hatte, völlig. Nach seiner Freilassung kehrte Bahrdt wieder nach Halle zurück, starb aber bereits 1792. An seinem verhältnismäßig frühen Tode mochte wohl die harte Untersuchungshaft ihren üblen Anteil gehabt haben.

Den Plan seiner Deutschen Union nahm Bahrdt nicht wieder auf, obwohl dem nichts im Wege gestanden hätte, nachdem die Behörden und Gerichte darin nur eine Abart der nicht verbotenen Freimaurerei erkannt hatten. Aber das „Prestige" Bahrdts war vernichtet. Nach seiner Verhaftung, von vielen für einen Märtyrer gehalten und von allen ob der langwierigen Untersuchungshaft bedauert, galt Bahrdt, nachdem das Dunkel seines großen Geheimbundes sich gelüftet hatte, den meisten als das, was er auch wirklich war: als ein Charlatan, der die Thorheit der Mitmenschen zu seinem Vorteil auszubeuten getrachtet hatte. Wohl kam ihm noch 1790 Kotzebue zu Hilfe mit seinem Pasquill: „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn," denn die öffentliche Meinung nahm mehr für den Angegriffenen als für seinen Widersacher Partei, aber die Deutsche Union blieb doch dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Bahrdt durfte in der That mit seinem Schicksale grollen. Der bis in die kleinsten Einzelheiten sorgfältig ausgearbeitete Plan war zweifellos nicht ohne großen Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten zustandegekommen, und wenn man sich in die Geheimnisse des großen Bundes vertieft, so gelangt man fast zu der Annahme, Bahrdt sei es gegangen, wie manchem anderen Stifter und Gründer, der, ursprünglich von eigensüchtigen Beweggründen getrieben, schließlich selbst von der Vortrefflichkeit seines Werkes und seiner Nützlichkeit für die Menschheit überzeugt war. Und dieser Mann, der in seinen Träumen sich schon als den alleinherrschenden, unfehlbaren deutschen Litteratur-Papst gesehen, nun plötzlich zurückgeschleudert in das Nichts, in die alte verdrießliche Vielschreiberei um des lieben Brotes willen! Man muß es lesen, wie er schon von der Magdeburger Citadelle aus eine erbitterte Fehde beginnt mit seinem früheren Bundesgenossen, dem Magister Degenhard Pott, der für sich das Leben und Leiden des berühmten Doktors Bahrdt buchhändlerisch zu fruktifizieren trachtete! Mit welcher Gier sucht der Gefangene diesen fetten Brocken, der das Publikum zu vielen Tausenden ködern mußte, für sich zu retten!

Daß die Deutsche Union niemals wirkliche Gestalt angenommen hat, ist natürlich nur freudig zu begrüßen. Eine Litteratur von Dr. Bahrdts Gnaden, eines Mannes, der bewußtermaßen einen Eidbrüchigen als vertrauten Sekretär verwendete, der die Verstellung als erstes Erfordernis für die Zugehörigkeit zum großen Geheimbunde predigte — welches Unheil wäre wohl entstanden, selbst wenn der Bund nicht die erträumten Hunderttausende von Mitgliedern gefunden hätte und auf kleinere Kreise beschränkt geblieben wäre. Es wäre doch eine wunderbare Litteratur zusammengebraut worden, die ihren vergiftenden Einfluß auf viele kaum verfehlt haben würde. Als letzter Zweck der Union wurde für die Brüder des dritten Grades, die regierende Klasse, welche des Spielwerkes nicht mehr bedarf und im „reinen Lichte" wandelt, hingestellt: „Entthronung des moralischen Despotismus, Entfesselung der Menschheit vom Aberglauben und Erhebung der Vernunft auf den Richterstuhl aller Wahrheit." Es würde eine schöne „Vernunft" auf den Thron erhoben worden sein, vielleicht noch ein widerlicheres Zerrbild als dasjenige, dem einige Jahre später die Pariser Schreckensmänner ihre blutigen Opfer darbrachten.

Das Saccharin, ein neuer Süßstoff.

Von Dr. Bernhard.

(Abdruck verboten.)

Es klingt fast wie ein Märchen, wenn man erzählen hört, daß aus dem schwarzen, übelriechenden Teer der Steinkohlen-Destillation, wie sie bei der Bereitung des Leuchtgases ausgeführt wird, so prächtige Farben gewonnen werden können, als sie uns in den glänzenden Roben unserer Frauen vor die Augen treten. Aber unglaublich muß es erscheinen, wenn neuerdings behauptet wird, daß sich aus jener schmutzigen Substanz auch ein Zuckerstoff von größter Süßigkeit herstellen lasse. Fürwahr, die Gegensätze sind groß, zu groß, als daß sie ohne weiteres dem schlichten Verstande aller, welche der Chemie ferner stehen, einleuchten und ihnen den Zusammenhang der Erscheinungen klar werden lassen könnten.

Wir wollen uns daher im Folgenden damit beschäftigen, den verehrten Lesern, welche die Chemie nicht zur täglichen Umgangswissenschaft erwählt haben, eine kurze Übersicht der Geschichte, der Darstellung und der Eigenschaften jenes oben erwähnten Zuckerstoffes, welcher unter dem Namen „Saccharin" bereits die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hat, zu geben.

Das Saccharin wurde von Konstantin Fahlberg und Ira Remsen entdeckt, als sie Orthotoluolsulfamid der Oxydation unterwarfen.

Die erste Nachricht darüber wurde in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft im Jahre 1879 veröffentlicht. Indessen scheint man sich anfangs über die Bedeutung dieses Körpers nicht recht klar gewesen zu sein, oder die Methode seiner Darstellung war noch nicht genügend ausgearbeitet, — erst im Jahre 1884 wurde es von Fahlberg und List zum Patente angemeldet.

Gegenwärtig hat das Präparat in fast allen Ländern Patentschutz erhalten.

Man darf sich nun die Erzeugung des neuen Süßstoffes aus Steinkohlenteer nicht so vorstellen, wie etwa der Tischler kunstvolle Möbel aus Holz verfertigt, oder wie man aus Runkelrüben Zucker gewinnt, und darf nicht glauben, daß das Saccharin im Teere bereits fertig gebildet sei und es nur darauf ankomme, es von den übrigen Bestandteilen zu trennen; die Bereitung desselben ist im Gegenteil eine recht komplizierte. Sie ist mit einer weitgehenden Metamorphose des Stoffes selbst, welcher den Ausgangspunkt dafür bildet, verbunden.

Obwohl die Anzahl der im Steinkohlenteer vorhandenen verschiedenartigen Körper eine ziemlich große ist, so muß sie doch verschwindend genannt werden derjenigen gegenüber, welche die Kunst des Chemikers bisher daraus zu gewinnen wußte. Dieser Hinweis wird dem Leser deutlich zeigen, daß die gewöhnliche Vorstellung, welche der Laie mit der landläufigen Bemerkung: „Aus Steinkohlenteer gewonnen" verbindet, eine durchaus irrige ist.

So ist es auch mit dem Saccharin. Nur das Ausgangsprodukt seiner Darstellung, welches in diesem Falle noch nicht einmal die Bezeichnung „Rohstoff" verdient, ist im Teer enthalten, alles übrige ist eine Zuthat menschlicher Wissenschaft und menschlicher Kunst.

Diesen Ausgangspunkt bildet nun das Toluol, welches neben Benzol die Hauptmenge des sogenannten leichten Steinkohlenteer-Öles ausmacht.

Aus dem Toluol erhält man nun durch allerhand umständliche Prozesse eine Reihe verschiedener Produkte, bei deren Gewinnung Schwefelsäure, Chlor, Phosphor und Ammoniak eine große Rolle spielen. Derartige Zwischenprodukte sind z. B. Toluol-Sulfosäure, das Toluol-Sulfosäurechlorid, das Toluol-Sulfamid; aus letzterem endlich entsteht durch vorsichtige Oxydation mit übermangansaurem Kali das sogenannte Saccharin, oder, wie es der Chemiker bezeichnet, die Anhydroorthosulfaminbenzoësäure, mit kürzerem Namen das Benzoësäuresulfinid. Diese langatmige Bezeichnung ist für den Laien freilich wenig ansprechend, für den wissenschaftlichen Chemiker aber insofern von Bedeutung, als sie ihm anzeigt, 1. daß in der Verbindung der Rest einer Benzoësäure vorkommt, 2. eine schwefelhaltige Gruppe (Sulf-), 3. ein Ammoniakrest (Amin) und daß schließlich 4. der ganze Komplex nach Vollendung aller Operationen ein Molekül Wasser verloren hat (An-hydro). Die Silben „Ortho" endlich drücken die gegenseitige Stel-

lung der Säure- und Sulfogruppe an dem Kern der Benzoësäure aus, so daß die Formel des Körpers folgendermaßen geschrieben wird: $C_6H_5 \begin{matrix} CO \\ SO_2 \end{matrix} NH$ (1) (2).

Von den Eigenschaften des neuen Süßstoffes seien nun folgende hervorgehoben. Derselbe bildet ein weißes kristallinisches Pulver, welches bei 210° C. zu schmelzen beginnt, wobei es sich teilweise zersetzt.

Es ist in Wasser verhältnismäßig wenig löslich, nur etwa 1 Teil in 33 Teilen des ersteren, so daß es bei weitem nicht an die Löslichkeit des Rohrzuckers heranreicht; aber selbst die verdünnteste Lösung des Saccharins, welche erst in 10000 Teilen Wasser einen Teil desselben enthält, besitzt noch einen intensiv süßen Geschmack. Es ist demgemäß 300 mal süßer als der Rohrzucker.

Es sei aber bemerkt, daß diese Eigenschaft des Saccharins nur dann zur vollen Geltung kommt, wenn man es mit anderen geschmacklosen Substanzen vermengt. Gleichwie nämlich blendendes Licht von den Augen nicht ohne weiteres vertragen werden kann, wie ferner zu lauter Schall unser Ohr unangenehm beeinflußt, ebenso werden die Nerven der Zunge, mit welcher wir schmecken, durch das Übermaß der Süßigkeit, welche das unverdünnte Saccharin darbietet, überreizt. Aus diesem Grunde tritt die süßende Kraft des Körpers beim Kosten einer unvermischten Probe nicht sofort und in reiner Form auf, vielmehr macht sich dabei stets ein an Mandeln erinnernder Beigeschmack geltend.

Das bedeutende Süßvermögen des neuen Körpers ließ diesen nun bald in den Augen des Erfinders als geeignet erscheinen, im praktischen Leben als Genußmittel oder Würze eine große Rolle zu spielen. Bevor man aber das Saccharin in dieser Beziehung verwenden konnte, war es geboten, sich über seine sonstigen Eigenschaften, namentlich aber hinsichtlich seiner physiologischen Wirkungen ein zuverlässiges Bild zu verschaffen. Es konnte ja sein, daß dieser neue Süßstoff unangenehme Erscheinungen im Befinden der Menschen hervorrief oder geradezu schädlich wirkte. Daß es dann mit allen Plänen seiner Verwendung aus sein mußte, liegt auf der Hand.

Nun, die Versuche zur Entscheidung dieser für die Zukunft des Saccharins so überaus wichtigen Frage wurden von verschiedenen Seiten und nicht bloß von der des Erfinders mit übereinstimmend günstigem Erfolge angestellt. Das Saccharin wurde in großen und kleinen Dosen und lange Zeit hindurch Kaninchen und Hunden eingegeben, wie auch diesen Tieren unter die Haut eingespritzt. Ebenso wurde es von Menschen versucht, und in einem Falle sogar 155 g während 43 Tagen von einer Person verbraucht, ohne daß sich üble Folgen herausgestellt hätten.

Vergegenwärtigt man sich das Quantum an Rohrzucker, welches oben erwähnten 155 g Saccharin an Süßigkeit äquivalent ist, so findet man, daß jene Person hätte im ganzen 46,5 kg Zucker konsumieren müssen, oder mehr als 1 kg pro Tag, um dieselbe Süßigkeitsempfindung zu haben.

Man sieht aber, daß kaum ein Mensch im stande sein dürfte, so bedeutende Quantitäten Rohrzuckers ungestraft zu sich zu nehmen, und man erkennt, daß die Süßigkeit des Saccharins keine schädliche sein kann.

Aber vor einem Irrtum müssen wir uns hüten. Zeigt auch das Saccharin alle angenehmen Eigenschaften und Wirkungen des Zuckers auf Zunge und Gaumen, so ist es darum doch noch kein Nahrungsstoff. Dazu gehört nämlich auch, daß es sich im menschlichen Körper zu Bestandteilen desselben umsetze, daß es, wie man zu sagen pflegt, „assimiliert" werde. Die vorgenommenen Versuche aber zeigen nun, daß es sich unverändert im Harn wieder vorfindet, sowie daß es in Speichel und Milch nicht übergeht. Bereits nach einer halben Stunde seiner Einnahme durch den Mund tritt es im Harn auf und ist selbst nach Genuß sehr großer Quantitäten — in einem Falle waren 5 g genommen worden — nach Verlauf von 24 Stunden wieder verschwunden.

Damit ist also erwiesen, daß das Saccharin keinen Nahrungswert besitzt und als Nährstoff durchaus nicht in Betracht gezogen werden darf. Aber diese Rolle soll ja auch der neue Süßkörper gar nicht spielen, wie schon aus den geringen Mengen hervorgeht, welche als Zusätze zu Speisen und Getränken überhaupt erforderlich sind. Es soll vielmehr nur die Stelle eines Gewürzes vertreten, von welchen ja auch nur verschwindende Gewichtsmengen unsern Speisen zugesetzt zu werden pflegen.

Neben der süßenden Kraft besitzt das Saccharin noch einen anderen Charakter,

welcher das Präparat namentlich in der Therapie Verwendung finden lassen dürfte. Es ist dies nämtich seine Eigenschaft, Gärung und Fäulnis aufzuhalten, mit einem Worte, seine antiseptische Wirkung.

So haben die Experimente zahlreicher Forscher ergeben, daß Zuckerlösungen nach Zusatz von Saccharin viel länger haltbar blieben, wie auch, daß faulige Zersetzungen animalischer Flüssigkeiten aufgeschoben wurden, wenn man ihnen geringe Mengen dieses Körpers zufügte. Zwar erreicht das Saccharin in der Bethätigung dieser antiseptischen Eigenschaft noch lange nicht die dafür weltbekannte Salicylsäure, aber wenn man erwägt, daß letztere immerhin manche unangenehme, um nicht zu sagen schädliche Nebenwirkungen besitzt, das Saccharin aber nicht, so wird man die Bedeutung des letzteren auch in dieser Richtung nicht vernachlässigen können. Es ist daher auch schon vielfach im Gärungsgewerbe, wie namentlich als konservierender Zusatz von Flüssigkeiten mit geringem Alkoholgehalt angewendet worden. Die Hauptverwendung des neuen Süßstoffes bleibt indes zur Zeit die als Würzmittel der Speisen und Getränke von Diabetikern, also von Leuten, welche an der Zuckerruhr leiden.

Bei dieser Art Kranken ist bekanntlich der Konsum stärkemehl- und zuckerhaltiger Stoffe verboten und nur der Genuß eiweißhaltiger gestattet. Da aber, wie wir oben sahen, das Saccharin kein Nahrungsstoff ist und unverändert den Organismus wieder verläßt, so äußert es auch keinen Einfluß auf die Krankheit selbst. Dagegen verschafft es den Diabetikern doch immerhin den Genuß der Süßigkeit, deren Entbehrung auf längere Zeit mit zu den unangenehmsten Geboten der Krankendiät gehört.

Es existieren übrigens für die Anwendung des Saccharins für diesen oder jenen Zweck bereits unzählige Vorschriften, und wenn ich nicht irre, hat auch Fahlberg selbst mehrere Broschüren zur Belehrung und Anweisung des Publikums in der Behandlung des Stoffes herausgegeben.

Das Ideal des Erfinders besteht natürlich darin, dem Saccharin eine noch viel weitere Verbreitung zu verschaffen, als es sie thatsächlich jetzt besitzt. So möchte man es gern in der Fabrikation der Liköre und Fruchtsäfte, ja selbst als Bestandteil von Bäcker- und Konditorwaren angewandt sehen, immer als Ersatz des Rohrzuckers. Es ist nun einleuchtend, daß das Saccharin allein den Rübenzucker nicht ersetzen kann, fehlt ihm doch die nährende Kraft desselben vollständig. Aber wenn man es mit dem sehr wohlfeilen Stärkezucker mischt, etwa in dem Verhältnis von 2:1000, so erhält man eine dem Rohrzucker an Geschmack und Nährwert ganz analoge Mischung. Der Stärkezucker, welcher größtenteils aus der Kartoffelstärke dargestellt wird, besitzt nämlich an sich nur eine geringe Süßigkeit, aber durch einen Zusatz von Saccharin wird diese erheblich vermehrt.

Wir können indessen eine derartig verallgemeinerte Anwendung desselben zur Zeit wenigstens noch nicht konstatieren, beträgt ja doch das täglich in der einzigen jetzt bestehenden Fabrik zu Salbke bei Magdeburg erzeugte Quantum nur etwa 40 kg. Auch der Staat hält wohl diese Produktion noch für zu unbedeutend, wie aus der Antwort des Staatssekretärs von Maltzahn in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 28. Januar d. J. hervorgeht, um ihr durch Auferlegung einer Steuer schon jetzt Schwierigkeiten zu bereiten, trotzdem man von Seite der Zuckerindustrie dahinzielende Schritte unternommen hatte.

Letzterer Umstand läßt allerdings erkennen, daß man die Konkurrenz des Saccharins dem Rohrzucker gegenüber zu fürchten beginnt; wie aber die zur Zeit nur geringfügige Produktion zeigt, ist eine solche Furcht vorläufig noch unbegründet. Sollten indessen die Verhältnisse wesentlich andere werden, dann freilich müßte der Staat einschreiten, aber nicht bloß zu steuerpolitischem Zwecke, sondern auch, um die Fabrikation aller das Saccharin enthaltenden Gemische, welche zu Nahrungszwecken bestimmt sind, zu überwachen.

Denn wenn auch ein Gemisch von Saccharin und Stärkezucker alle Eigenschaften von Rohrzucker in bezug auf die Ernährung des menschlichen Organismus besitzt, so liegt doch die Gefahr nahe, daß man leicht recht geringwertige Sorten von Stärkezucker und Stärkemehl zur Mischung verwenden wird.

Derartige Produkte können aber, weil sie oft sehr unrein sind, der menschlichen Gesundheit nachteilig werden, nicht wegen des darin enthaltenen Saccharins, sondern

wegen der Verunreinigungen des Stärkezuckers selbst.

Daher scheint es uns angebracht, gerade auf diesen Punkt die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken, damit in Zukunft darauf gesehen werde, nur tadellose Handelswaren von Stärkezucker zu dem oben bezeichneten Zwecke zuzulassen, für den Fall, daß in der That die Verwendung des Saccharins die beabsichtigte Ausdehnung gewinnen sollte.

Was die Stellung der einzelnen Länder zur Saccharin-Frage anbetrifft, so ist in England der neue Körper lediglich als Zusatz zum Biere verboten, weil man bei seiner Anwendung einen Ausfall an Steuereinnahmen befürchtete, zu allen andern Zwecken ist indes sein Gebrauch freigegeben. In Rußland, Österreich und in Deutschland steht seiner Anwendung nichts im Wege, und nur in Frankreich ist man dem Saccharin feindlich gesinnt, wohl nicht zum wenigsten durch politische Rücksichten bestimmt. Übrigens zeigen sich auch dort in letzterer Zeit die Anzeichen einer Umkehr von den Vorurteilen, mit denen man den von einem Deutschen entdeckten Süßstoff ursprünglich empfangen hatte.

Wenn wir nach den Ländern fragen, in denen man bis jetzt die meiste Menge Saccharin verbraucht, so kommt gerade Deutschland erst ganz zuletzt in Betracht, da der überwiegend größte Teil der Jahresproduktion zur Zeit nach England, Rußland und Amerika versandt wird.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Zu dem einen von unsern sieben Einschaltbildern, dem Bilde „Reiche Beute“ von A. Schram, hat Spiridion Gopčević eine Land und Leute trefflich charakterisierende kleine Erzählung geschrieben. Auch die andern bedürfen nicht vieler Worte der Erklärung; ein wahres Kunstwerk muß zu dem Beschauer auch ohne Worte sprechen. Erste Meister der Palette aber sind es, deren Werke den Schmuck unsers ersten Heftes bilden. Da ist Benjamin Vautier, dessen „Entstehenes Modell“ zu den reizvollsten Schöpfungen des gefeierten und fein charakterisierenden Genremalers gehört; H. Böhmer, der ausgezeichnete Landschafter, der dem Schloßpark von Benrath ein ebenso vornehmes wie sorgfältig durchgeführtes Motiv entnommen hat. Ferner Hermann Kaulbach, der in seinem Bilde „Bei den Turmfalken“ die Allbezwingerin Minne auch im Lärm des Krieges Siegerin sein läßt. Das Bild „Die Girondisten auf dem Gange zum Schafott“ ist eins der lebensvollsten und im Ausdruck packendsten des verewigten Meisters C. van Pitaty. „Klein Mütterchen“ von C. Knaus ist ein Bild aus der Kinderstube von entzückendem Reiz, und Eduard Grützners liebenswürdiger Humor führt uns in das Stillleben des Klosterkellers ein.

Tiroler Schnadahüpfeln.

Vor mir liegt ein Büchelchen fast im Westentaschenformat mit nur 140 Seiten. Schon die Ausstattung, die schön geschnittenen Typen und der feine eigentümliche Einband lassen uns nach demselben greifen, und wenn wir nach flüchtigem Durchblättern schon finden, daß auch der Inhalt der schönen Schale entspricht, dann greifen wir gern nach diesen allerliebsten Tiroler Schnadahüpfeln, welche Rudolf Heinrich Greinz und Joseph August Kapferer gesammelt haben und die F. Liebeskind in Leipzig in der angegebenen Form jetzt dem deutschen Publikum bietet. Wie ein frischer Trunk aus einem immerfort fließenden Born muten uns diese Vierzeiler an, die uns ein Bild vom naiven Denken und Fühlen des Tiroler Volkes geben; es sind durchaus echte, aus der Volksseele heraus geschaffene Poesie, keine Salonliteratur, sondern Erzeugnisse des Augenblickes, die sich fortpflanzten, von Mund zu Munde gingen und von denen das beste erhalten bleibt, während viel Spreu wieder zu Grunde geht. Die Herausgeber haben diese Schnadahüpfeln im sangesfrohen Unterinnthale gesammelt, also von Innsbruck an bis zur bayerischen Grenze, manches ist auch aus anderen Tiroler Gegenden hinzugekommen.

Auf die Sinnesart der Tiroler aber werfen diese Vierzeiler helle Streiflichter, zumal wo es sich um Liebesleid und Lust, um Witz und Satire oder um eine ursprüngliche Lebensphilosophie handelt. Aus allen diesen Kategorieen finden wir Schnadahüpfeln, während allzuderbes, was nicht jedermann in die Hand gegeben werden kann, mit Recht weggelassen ist. Indem wir nun hier einige Proben mitteilen, bemerken wir, daß wir diese hochdeutsch wiedergeben, während im Werkchen selbst der unverfälschte, aber sehr leicht verständliche Dialekt beibehalten ist.

Aus der Abteilung, in welcher Witz und Satire herrschen, seien erwähnt:

Daß 's Busseln einen Bart macht,
Das ist ja nicht wahr:
Sonst hätt' ja mein Dirndl
Schon 's Gesicht voller Haar.

Meine Patin ist gestorben;
Was hat sie mir vermacht?
Den Sonnenschein am Tage,
Den Mondschein bei Nacht.

Unser Gretl vergißt alles,
Das macht ihr kein' Müh.
Aber daß sie mal schön gewesen,
Das vergißt sie nie.

Wenn's Kronenthaler regnet
Und Guldenstücke schneit,
Dann bitten wir unsern Herrgott,
Daß das Wetter so bleibt.

Aus Lumpen, so sagen's,
Da machen's Papier,
Was wird denn da mal,
Mein Hansl, aus dir?

Neben solch frischem Humor spielt natürlich die Liebe ihre Rolle, und die Untreue, der Wankelmut der Dirndl zieht sich wie ein roter Faden hindurch, wenn anderseits auch wieder schöne Züge zu verzeichnen sind und sentimentale Anklänge nicht fehlen.

Kein Wald ist so dick,
Funkelt doch der Tag 'nein,
Und kein Herz ist so wild,
's hat von Liebe einen Schein.

Die Lieb' ist ein Blümchen,
Im Herbst ist's dahin.
Gott Lob und Dank, daß ich noch
Im Sommer drin bin.

Liebe und Scherz mischen sich oft in den Schnadahüpfeln, die manchmal auch über die einfache Vierzeile hinausgehen und mehrere Strophen zeigen:

Was hab' ich denn angefangen?
Was hab' ich gethan?
Du schaust mich ja gar
Mit keinem Auge mehr an!

Ich bitt' um Verzeihung,
Ich hab' dich nicht gekannt!
Schau, deine Lieb' mit der andern
Ganz braun hat's dich gebraunt.

Damit genug der Proben. Wir wollen nur noch bemerken, daß diese volkstümliche Lyrik, die sich in vierzeiligen oder ähnlichen kurzen Improvisationen äußert, keineswegs auf Tirol beschränkt ist; sie findet sich in den ganzen deutschen Alpen, in Österreich, Bayern, im Böhmerwald bis ins Vogtland, Egerland und Fichtelgebirge. Durch dieses ganze Gebiet sind die Gegenstände des vierzeiligen Gesanges, sowie der Geist in der Behandlung ganz dieselben, ja eine große Anzahl von Schnadahüpfeln ist dem ganzen Gebiete in ganz oder fast ganz gleichlautender Fassung gemeinsam, was also nicht nur für eine im wesentlichen gleiche Anlage und Richtung des Geistes, sondern mehr noch für einen Zusammenhang in der Überlieferung und fortwährende Übertragung aus einer Gegend in die andere beweisend ist.

Latour d'Auvergne, Frankreichs Erster Grenadier.

Neben den Gebeinen des „großen" Carnot sollen auch diejenigen des „Ersten Grenadiers" von der deutschen Erde, in der sie so lange geruht haben, auf französischen Boden übergeführt werden. In der Gegenwart der großen Männer beinahe völlig bar, sucht eben Frankreich in der Vergangenheit nach Nationalheiligen, deren Andenken die fadenscheinige Gloire der „grande nation" wieder auffrischen soll. Und da ein Carnot an der Spitze der dritten französischen Republik steht, so war es fast selbstverständlich, daß man auf den berühmtesten Träger dieses Namens zurückgriff, den Kriegsminister der ersten Republik, und mit seinem Namen wiederum ist derjenige Latour d'Auvergnes eng verknüpft. Durch Carnot wurde den Tugenden des Ersten Grenadiers das amtliche Siegel aufgedrückt, denn er berichtete seiner Zeit dem Ersten Konsul, Napoleon Bonaparte, über den merkwürdigen Mann, und was es mit diesem eigentlich für eine Bewandtnis hat, erhellt aus dem Schreiben, in welchem Carnot dem berühmten Grenadier das Ergebnis jenes Berichtes mitteilt. Das Schreiben, datiert vom 5. Floreal des Jahres VIII (24. April 1800), lautet in der Übersetzung:

„Ich habe dem Ersten Konsul folgendes vorgetragen: La Tour d'Auvergne-Corret, entsprossen aus der Familie Turennes, hat dessen Mut und Tugenden ererbt. Einer der ältesten Offiziere der Armee, hat er eine große Reihe glänzender Thaten verrichtet; überall nennen ihn die Tapferen den Tapfersten. Aber ebenso bescheiden wie tapfer, hat er nie nach Auszeichnung gerungen, nie nach Beförderung gestrebt. Bei der Westpyrenäen-Armee sammelte der kommandierende General alle Grenadierkompanieen und gab ihnen keinen besonderen Führer; der älteste Kapitän sollte sie befehligen. Das war Latour d'Auvergne, und bald ward dieses Korps von den Feinden die höllische Kolonne genannt. Ein Freund von ihm hatte nur einen Sohn, den er nicht entbehren konnte, die Konskription aber rief den Jüngling ins Feld. Latour d'Auvergne, von früheren Anstrengungen geschwächt, kann nicht arbeiten, wohl aber noch fechten für das Vaterland. An Stelle des Jüngtings eilt er zur Rheinarmee, und während zweier Feldzüge sieht man ihn, den Tornister auf dem Rücken, immer im vordersten Gliede, in allen Gefechten. Seine Worte, sein Beispiet ermuntern die Grenadiere zur Nachfolge. Arm, aber stotz, schlägt er ein Landgütchen aus, das ihm das Oberhaupt seiner Familie anbietet. Seine Sitten sind einfach, er führt ein mäßiges Leben. Er besitzt nichts als den geringen Sold eines Kapitäns von der Suite, und nie beklagt er sich. Wohlunterrichtet, spricht er fast alle Sprachen, und sein Wissen gleicht seinem Mute. Ihm verdankt man das geistreiche Werk: ‚Les Origines gautoises.' So viele Verdienste, so viele Talente gehören der Geschichte an, aber dem Ersten Konsul kommt es zu, dieser vorauszueilen. Der Erste Konsul, Bürger, hörte diese Darlegung mit der gleichen Bewegung, die ich selbst empfand, ernannte Sie auf der Stelle zum Ersten Grenadier der Armee der Republik und verleiht Ihnen einen Ehrensäbet. Gruß und Brüderschaft! Carnot."

Mit diesem bombastischen Briefe war es noch nicht genug gethan. Unter dem 13. Prairial

(1. Juni 1800) empfaht Carnat den Ersten Grenadier dringend an Mareau, den Oberbefehlshaber der Rheinarmee, und in diesem schwülstigen Schriftstück heißt es u. a.: „Latour d'Auvergne hat genug gethan, seinen Ruhm sicherzustellen, aber der Feldzug beginnt van neuem, und die errungenen Lorbeeren bedeuten ihm nichts, salange es nach neue zu pflücken gilt. Er glaubt, die Stimme seiner alten Waffengefährten zu hören, welche fragen: ‚Wo ist Latour d'Auvergne?' und nun vermag ihn nichts mehr zurückzuhalten. Er vergißt die Anstrengungen sa vieler mühseligen Feldzüge und die körperlichen Leiden, die sie ihm brachten. Die Liebe zum Vaterlande, zu den Waffen überwiegt alles bei ihm. Ich habe seinen wiederholten Bitten, in der Rheinarmee dienen zu dürfen, nicht widerstehen können."

Bald darauf, nachdem Latour bei der Rheinarmee wieder eingetreten war, wurde er van der Kugel getroffen, die seinem Leben ein Ziel setzte. Es geschah in dem Gefecht bei Neuburg a. d. Danau, 27. Juni 1800. In dem Briefe vom 5. Juli, in welchem Kriegsminister Carnot den General Moreau wegen des erfochtenen Sieges beglückwünschte, hieß es: „Betrübend ist es, daß die Rheinarmee ihre Siegesgesänge mit Thränen über den Verlust eines Braven vermischen muß, und daß Frankreich abermals einen Helden zu betrauern hat. Latour d'Auvergne starb, wie Desaix, auf dem Felde der Ehre, doch hat ihn der Tod nicht, wie diesen, aus der Mitte seiner Laufbahn gerissen. Grau geworden unter den Waffen, ist er gestorben, wie er gelebt hat, und ein ruhmvalles Leben ward durch einen glarreichen Tad gekrönt." Das Grab Latours in Neuburg wurde mit einem Denkmal geschmückt, das König Ludwig I van Bayern 1837 restaurieren ließ. Der eingangs erwähnte Ehrensäbel ging in den Besitz eines Neffen van Latour über, eines Herrn van Kersausie, der 1859 den Säbel an Garibaldi schenkte. Nach dessen Tode ließ Garibaldis Familie den Säbel der „französischen Natian" zustellen, und jetzt wird er sich wohl in einem der Museen als „Reliquie" befinden. Auch in Deutschland ist, traurig genug, mit Latour d'Auvergne eine Zeitlang eine Art Kultus getrieben warden. Wie zur sentimentalen Verherrlichung Napoleons Lieder gesungen wurden, so erschallen auch Weisen zum Preise von „Frankreichs treuestem Grenadier," der wiederholt die Waffen gegen unser Vaterland getragen hat. So undeutsch ist zum Glück das heutige Geschlecht nicht mehr. Wohl aersagen wir auch dem Feinde nicht die Achtung seiner Tüchtigkeit, aber in die Hymnen zu seinem Ruhme stimmen wir nicht mit ein. S.

Das kaukasische Petroleum.

Die ins Kaspische Meer hineinragende Halbinsel Apscheron, auf der die Stadt Baku steht, hat für die Anhänger der Lehre Zaroasters immer die Anziehungskraft eines Heiligtums gehabt. Dort versammelten sich die Feueranbeter, um ihrem heiligen Elemente, dem entzündeten, aus der Erde hervarquellenden Steinöle ihre Verehrung darzubringen. Schan seit Jahrhunderten wissen wir, daß hier in unerschöpflicher Menge das Petraleum aus der Erde rinnt, und erst zehn Jahre sind verflossen, daß der Ölkönig Ludwig Nobel seine Nutzbarmachung beschlaß und daß aus dem schläfrigen Neste Baku ein Industriecentrum erwuchs, das heute schon mehr Schiffe sein eigen nennt, als die graßen russischen Häfen Kranstadt ader Odessa. Der Venetianer Marco Polo erzählt bereits im XIII. Jahrhundert van jener Petraleumquelle und sagt, das Öl sei freilich zum Speisen nicht zu verwenden, aber es brenne gut, auch könne man Kamele, die an der Räude leiden, durch Einreiben damit heilen. Der Engländer Hanway, der um die Mitte des varigen Jahrhunderts diesen Bezirk besuchte, sagt, daß die Russen das Petroleum als Medizin gebrauchten und als Stärkungsmittel tränken; betrunken würden sie aber nicht davan. Innerlich sei es ein vortreffliches Mittel gegen Steinbeschwerden, äußerlich aerwendet heile es Kropf, Krämpfe; auch könne man damit Fettflecke aus den Kleidern entfernen, doch hinterlasse es einen schlechten Geruch.

Bis zum Jahre 1872 war die Ausbeutung des kaukasischen Petroleums Manapal; seitdem ist die Ausbeute freigegeben und es sind Hunderte von Bohrlöchern getrieben worden, Russen und Schweden haben sich in das Geschäft geteilt, und eine Erzeugung des heute unentbehrlichen Brennstoffes findet dort statt, welche alles weit in Schatten stellt, was in Amerika in dieser Beziehung geleistet wird. Baku ist die reichste Petroleumquelle der Welt. Ein Engländer, Charles Marvin, hat im verflossenen Jahre Baku besucht und unter dem Titel: „Die Reglan des ewigen Feuers" ein Buch darüber veröffentlicht, aus dessen anziehendem Inhalte wir hier einiges mitteilen wollen.

Der Vorrat an Petraleum, der dem Baden der Halbinsel Apscheran entquillt, ist geradezu wunderbar. Auf engem Raume bei einander sind jetzt etwa 500 Bohrlöcher getrieben, deren tiefstes noch nicht 300 Meter tief ist, alsa bedeutend weniger tief als in Pennsylvanien. Im Jahre 1883 flassen im Laufe eines Monates aus einem 200 Meter tiefen Bohrloche nicht weniger als 30 Millionen Gallanen Petraleum (1 Gallon = $3^3/_4$ Liter). In den Vereinigten Staaten gibt es etwa 25000 Petroleumbohrlöcher, dach wirft eine einzige Bakuquelle soviel Petroleum auf, wie alle diese amerikanischen Quellen zusammen.

Marvin beschreibt ein spouting, d. h. ein Explodieren, springbrunnenartiges plötzliches Ausbrechen eines solchen Petroleumbrunnens, der zweimal so hoch wie der berühmte Graße Geysir auf Island sprüht und mit einem Gebrüll, das man stundenweit hören kannte. Über 60 Meter hoch schoß die schenkeldicke Säule empar, die soviel Sand mit sich führte, daß sie förmliche Sandbänke an den Ufern des durch sie gebildeten Petroleumflusses und der Petroleumseen bildete, auf welchen letzteren Boate fahren konnten. In unzähligen Flüßchen, Bächen und Kanälen rann die aliaenbraune Flüssigkeit dem Kaspischen Meere zu.

Fließende Quellen, welche täglich 40000 bis 160000 Gallonen Petroleum liefern, sind häufig

in Baku. Eine dem Russen Kakerew gehörige Quelle hatte diesem schon 60 Millianen Gallonen Petraleum geliefert und zeigte, als Marvin dieselbe sah, nach keinertei Spuren van Erschöpfung. Die Verwüstung an Petraleum bei Baku, wenn ein Bahrlach zu explodieren beginnt und den nicht zu bewältigenden Petraleumvarrat herausschleudert, ist ganz ungeheuer. Sind leere Teiche zum Auffangen da, dann kann man Petroleum fast für umsonst einheimsen. Marvin erzählt, daß, als die Druschbaquelle explodierte, das rohe Petroleum fast seinen Wert verlar. Ein gewisser Fevdvrow füllte seine Teiche mit 2 800 000 Gallanen zu dem Preise von 600 Mark! Tausende von Centnern wurden abseits verbraunt, nur damit sie nicht langer im Wege waren, Tausende flassen ins Kaspische Meer ab. Nur mit der größten Mühe gelang es endlich, die Druschbaquelle zu verstopfen, dach mindestens 500 000 Tannen (à 20 Centner) waren verwüstet und verlvren. Für die gleiche Menge amerikanischen Petroleums zahlt aber Europa 20 Millionen Mark! Auch der Ausbruch der Druschbaquelle ist 1886 nach übertraffen, als eine einzige Quelle 11 000 Tannen Petroleum täglich ausspie, oder gerade saiel wie alle amerikanischen, galizischen und sonstigen Petroteumquellen täglich zusammen liefern.

Welchen Schatz Rußland in diesem großartigen Petraleumdistrikt besitzt, läßt sich nach nicht übersehen. Hauptsache ist der Absatz, und dieser ist bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen noch ein mangelhafter. Schan brennen die Walgadampser nur Petraleum, und in ungeheuren schwimmenden Cisternen wird der Feuerungs- und Beteuchtungsstaff über das Kaspische Meer und durch die Wolga nach Rußland verbreitet. Van Baku am Kaspischen Meere wird nach Pati und Batum am Schwarzen Meere jetzt eine ungeheure Röhrenleitung gelegt, welche das Petroleum darthin schaffen soll. Dann wird es auf billigem Schiffsaege die Mittelmeerländer erobern und das amerikanische Petraleum verdrängen. Anderseits aber geht es schan bis tief nach Asien hinein. Mit der neuen russischen Bahn, welche bis Samarkand und Buchara reicht, wandert das kaukasische Petraleum tief nach Turkestan und bis an die Grenzen Indiens. Unsere Petroleumlampe ist bei den innerasiatischen Völkern heute ein ganz gewöhntlicher Gebrauchsartikel. Lange wird es nicht dauern, und die Tadfeinde Rußlands in Asien, die Engländer, müssen in ihrem eignen Indien den Russen tributpflichtig für das darthin gelieferte Petroleum werden.

Gräfin Langeweile.

Der Name Hanns von Spielberg ist allen unsern Lesern seit Jahren lieb und vertraut geworden; über Artikeln aus fast allen Gebieten madernen Lebens, die ihrer Gemeinverständlichkeit wegen ebensaviel Anerkennung im Publikum, das nur über diese Fragen orientiert sein waollte, gefunden haben wie in Fachkreisen wegen ihrer Sachkenntnis, hat er als Autorname gestanden. Hanns van Spielberg darf also in unserm Leserkreise von vornherein auf ein Interesse rechnen für alles, womit er litterarisch an die Öffentlichkeit tritt. Ein im Verlage von Rudolf Mückenberger in Berlin unter dem Titel „Gräfin Langeweile“ erschienener, vortrefflich ausgestatteter Band läßt uns dem selten vielseitigen Autor zum erstenmal als Novellisten begegnen. Das Buch enthält zwei Navellen — die eine, die ihm den Gesamttitel gegeben hat, und eine Künstlernovelle: „Ihr Bild.“ In beiden handelt es sich um das Schicksal einer Frau, und in beiden ist die Heldin eine jener problematischen Naturen, wie sie sich in dem stark äußerlichen Leben unserer madernen „Gesellschaft“ nicht selten entwickeln. „Gräfin Langeweile“ ist eine junge Witwe, der man in ihrem Bekanntenkreise diesen Beinamen gegeben hat, weil sie, übermüdet, an nichts mehr eln dauerndes Interesse finden kann. Sie hat ihrer ersten Liebe entsagt, weil sie mit dem in kleinen Verhältnissen lebenden Manne ihrer Wahl nicht glücklich werden zu können meinte, und einem reichen und vornehmen Manne ihre Hand gereicht hat. Aber abgleich der letztere sie liebte und sie ihn achten mußte, ist sie nicht glücklich gewarden. Auch die Heldin der zweiten Novelle „Ihr Bild“ ist Witwe. In der varnehmen Welt aufgewachsen, schön, reich und verwöhnt, ein durchaus selbständiger Charakter, findet sie dennach keine Befriedigung in einem Leben, das ihr scheinbar nur Rechte zuspricht, aber keine Pflichten auferlegt. Wie Hanns van Spielberg seine beiden Heldinnen aus dieser Stimmung erlöst und sie nach allen Irrtümern Glück und Frieden finden läßt, mag unerzählt bteiben, denn ein Autor kann einer litterarischen Besprechung wenig Dank wissen, die nur die Handlung seiner Erzählung wiederkäut. Das aber erscheint als ein ganz besanderer Vorzug beider Navellen, daß sie harmonisch ausklingen und die Heldinnen sich durchringen zu anderen Lebensanschauungen und damit zu dauerndem Glück. Der Verfasser weiß nicht nur durch das Problem, das er lösen will, das Interesse des Lesers anzuregen, er fesselt auch durch die Handlung an sich, und in dem klaren Aufbau derselben zeigt sich die künstlerisch sichere Hand. Wenn man an den Novellen etwas ausstellen will, so kann es höchstens sein, daß sie mehr erdacht als empfunden sind. Aber die Roman- und Novellenflut, die über Deutschland hereingebrochen ist, fördert ja wenig Werke zu Tage, die Geist und Geschmack diktiert haben, daß man diesen wenigen schan um dieses Vorzuges willen einen hervorragenden Platz anweisen muß, selbst wenn sie ein starkes dichterisches Empfinden vermissen lassen. P. v. Sz.

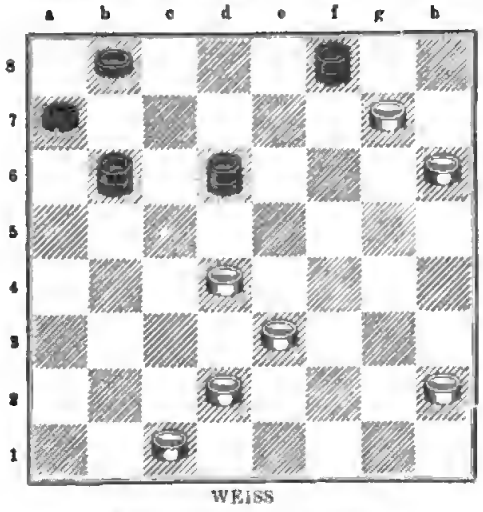
Gesundheitsrat.

X. Y. Regenwasser zum Waschen des Gesichtes und der Hände zu benutzen, ist entschieden nicht schädlich! Ist das Wasser nach einigen Tagen trübe und schmutzig geworden, so dürfte es sich dach recht sehr empfehlen, dasselbe vor dem Gebrauch durch Leinwand zu gießen.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.

2. Damespielaufgabe von Dr. E. S. Freund.



Weiß zieht an und gewinnt.

3. Zweisilbige Scharade.

Wer immer nur die Erste sieht,
Den alle Lebensfreude flieht;
Doch selten sah ich den betrübt,
Der sie zu treffen sich geübt.

Oft in der Zweiten Zuflucht fand
Die Freiheit, wenn sie war gebannt;
Doch war daselbst nicht selten auch
Gewalt und Zwang in schnödem Brauch.

Im grünen Waldesschoß erbaut,
Mit Wonne man das Ganze schaut —
Ein Kleinod in dem deutschen Land,
Als Fürstenwiege wohlbekannt.

4. Dechiffrieraufgabe.

Kse rwe iwsy Eog har ksawu Gvog usköveg,
Kiaa rwqv rwf Yosg rss sqvksesa Xhzzses cessfg,
Wsg Swase, rse rwf Fcwaauskspf xsveg,
Har rbqv ropsw rwf Fcwaasa yspsa yössg.
Uemcvwhf.

5. Rätsel.

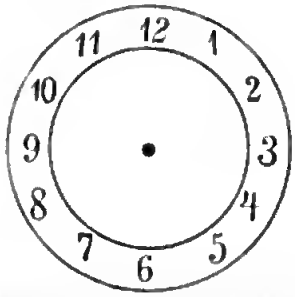
Mit Worten nicht, mit blanker Wehr
Helf' ich dem Mann zu Sieg und Ehr';
Doch kein Geschäft hat der gemacht,
Den ich ins Defizit gebracht.

6. Ergänzungsrätsel.

a a a a a al ba ba
can ga ko la io man
mem mo nen non on
ren ro te tor yo

Aus obigen 24 Buchstaben und Silben sind mit Hilfe der zu suchenden zweiten Silben acht viersilbige Wörter zu bilden. Dieselben bedeuten: 1. einen Helden der Griechen, 2. eine Eidechse, 3. eine Inselgruppe Europas, 4. ein Werk Lessings, 5. eine deutsche Station in Afrika, 6. eine Stadt in Spanien, 7. einen deutschen Volksstamm, 8. eine Stadt in der Schweiz. — Nach richtiger Lösung nennen die gefundenen zweiten Silben der Wörter einen berühmten Naturforscher.

7. Zifferblatträtsel.



Ersetzt man die Zahlen des Kreises durch die betreffenden Buchstaben, so ist:

1 2 3 4 5 6 eine Oper,
3 4 5 ein Fluß,
5 6 7 8 ein Metall,
6 7 8 ein Fluß,
8 9 10 11 ein Fluß,
11 12 1 ein Vogel.

8. Dreisilbige Scharade.

Tritt an die Erste noch ein Fuß,
So wird durch sie das Aug' entzückt,
Wenn sie beim ersten Sonnengruß
Der Tau mit seinen Perlen schmückt,
Und bunter Blumen Schmelz und Pracht
Uns hold aus ihr entgegenlacht.

Auch wer durch meine Letzten zieht,
Wird bald zu froher Lust geneigt,
Wenn er den Reiz bewundernd sieht,
Der dort bei jedem Schritt sich zeigt;
Ihn grüßt beim Frühlingssonnenstrahl
Der Blüten Schmuck von Berg und Thal.

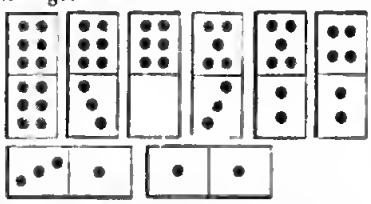
Verdoppelt sich dies Silbenpaar,
So liegt es doppelt hold und schön
Gleich einem Eden wunderbar
Am Fuße waldesgrüner Höhn.
An Schönheit schätz' im Deutschen Reich
Ich nur das Ganze noch ihm gleich.

9. Bilderrätsel.

10. Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zusammen 16 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen acht Augen weniger als C.

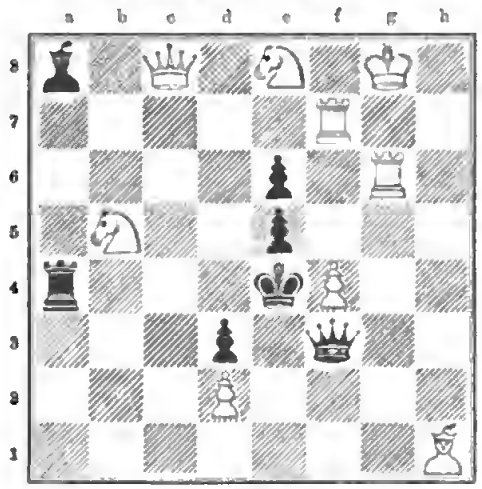
A hat:



A setzt Dappel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Er setzt zuletzt Dappel-Eins. B muß bei der ersten, zweiten, dritten und sechsten Runde passen. A und C können stets ansetzen. C behält einen Stein mit drei Augen. Die Summe der Augen auf den 18 gesetzten Steinen beträgt 123.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine setzte B und welche behielt er übrig?

11. Schachaufgabe von G. H....t.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

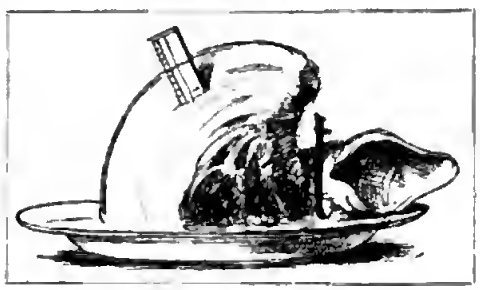
12. Zahlenrätsel.

14	18	17	9	8	17	19	12	14
4	6	8	15	10	8	15	2	17
6	5	17	12	13	17	13	17	2
12	5	13	12	15	5	18	15	7
15	3	9	15	11	3	7	13	5
5	17	10	13	17	17	17	14	17
15	12	14	18	2	15	2	10	7
17	1	17	17	3	12	2	16	17
13	17	13	1	15	12	15	9	19

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die ihnen entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen: 1. Ein Kaisertum, 2. ein Insekt, 3. eine Stadt in der bayerischen Rheinpfalz, 4. ein Bad, 5. einen Opernkomponisten, 6. eine beliebte Blume, 7. einen italienischen Staatsmann der Neuzeit, 8. ein Zeichen des Tierkreises, 9. einen aus dem Neuen Testamente bekannten Ort.

Ist alles gefunden, so erscheint an den durch dickere Umrahmung bezeichneten Stellen ein Sprichwort.

13. Bilderrätsel.



14. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 100 ist in drei Summanden so zu zerlegen, daß, wenn man den ersten mit 8, den zweiten mit 20, den dritten mit 25 multipliziert, die Summe der drei Produkte 1000 beträgt. Welche drei Summanden sind gemeint?

15. Rätsel-Distichon.

Angespannt siehst du mich oft. Auch trag' ich den stattlichen Reiter,
Wenn mir der Fuß wird geraubt, kennst du mich als General.

16. Dreisilbige Scharade.

Erschien sie dir nicht wie die beiden Letzten
In ihrer Anmut, ihrer Jugendfrische,
Als wir uns an dem reichgeschmückten Tische
Zu meiner Ersten gestern niedersetzten?

Wie schön war sie in ihrem hellen Kleide!
Als einz'gen Schmuck trug sie im Haar das Ganze.
Wie schimmerte dabei im Lichterglanze,
Der sie umfloß, der Faltenwurf der Seide!

Fr. St.

17. Akrostichon.

arl a and da e el em esl ha ia id ja iu le li m mi na ne o op rg rn t te upl un va va

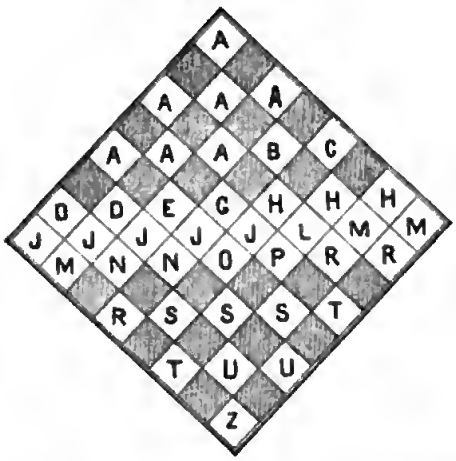
Mit Hilfe der folgenden Angaben sind aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen zehn Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben einen berühmten Dichter und deren Endbuchstaben einen hervorragenden Maler nennen.

Als eine große Insel kennst du mich,
Zum frommen Chorgesang begleite ich,
Ich bin als Stadt in Hollands reichen Gauen,
Und ich als Stadt in Griechenland zu schauen,
Ich wurde durch Darius' Heer zerstört,
Vor Zeiten ward als Göttin ich verehrt,
Mich wirst als Teil des Zarenreichs du kennen,
Mich hörst du oft beim Lottospiele nennen,
Ich bin Arznei und stamm' aus fernem Land,
Als Staat in der Union bin ich bekannt.

18. Rätsel.

Verschafft's mit r dir eignen Herd,
So wird's mit m dir doppelt wert.

19. Umstellungsrätsel.



Wenn die hier eingetragenen Buchstaben richtig in die weißen Felder der obigen Figur verteilt werden, so nennen die wagerechten Reihen: 1. Einen Frauennamen, 2. einen Vogel, 3. eine große Stadt in Italien, 4. einen deutschen Dichter, 5. eine große Stadt in Deutschland, 6. einen Fluß, 7. einen Schweizer Kanton.

Werden dann die zwei übrigbleibenden Buchstaben richtig oben und unten angesetzt, so erscheint in der senkrechten Mittelreihe der Vorname des in der wagerechten Mittelreihe genannten Dichters.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Jahrg. 1888/89, Band II, Heft 12.

1. Bilderrätsel. Bundesbevollmächtigter.

2. Dreisilbige Scharade. Ebenholz.

3. Schachaufgabe.

1. D c 8 — c 7 Mit der Drohung durch
2. D c 7 — d 6 † und 3 D d 6 — d 3 (: c 5)
Matt zu setzen.

	1. h 7 : g 6
2. S e 4 — c 3 †	2. K d 5 — d 4 (c 4)
3. D c 7 — f 4 ♯	

A.

1. . . .	1. c 5 — c 4
2. S e 4 — c 3 †	2. K d 5 — d 4
3. D c 7 : a 7 ♯	

B.

1. . . .	1. K d 5 : e 4
2. D c 7 — f 4 †	2. K e 4 — d 5
3. S g 6 — e 7 ♯	

Anderes leicht.

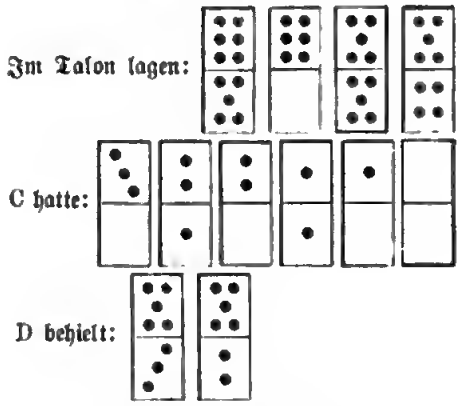
4. Rätsel-Distichon. Essig — Essen.

5. Arithmetische Aufgabe.
10./11. 1759. Geburtstag Schillers.

6. Magisches Kreuz.

			N	O	L	A			
			O	d	e	r			
			L	e	d	a			
Z	a	r	A	r	a	S	i	a	m
A	m	o	R	e	n	I	l	l	o
R	o	s	A	n	n	A	l	b	a
A	r	a	S	i	a	M	o	a	b
			J	u	d	a			
			A	d	d	a			
			M	a	a	s			

7. Dominoaufgabe.



8. Damespielaufgabe.

1. D d 2 — a 5	1. D c 5 — g 1 †
2. D a 5 — b 4	2. h 4 — f 2 †
3. D b 4 — e 1	3. D g 1 — h 2
4. D e 1 — g 3 †	4. D h 2 — g 1
5. D g 3 — f 2 gewinnt.	

9. Arithmetische Aufgabe.

Man muß die Zahl 50 siebenmal, die Zahl 70 fünfmal, die Zahl 89 zwölfmal streichen.

10. Dechiffrieraufgabe.

Schlüssel d. Dechiffrieraufgabe (der 20. Buchst.).

Zu Pfingsten sang die Nachtigall,
Nachdem sie Tau getrunken,
Die Rose hob beim hellen Schall
Das Haupt, das ihr gesunken.

O kommt, ihr alle, trinkt und speist,
Ihr Frühlingsfestgenossen,
Weil übers ird'sche Mahl der Geist
Des Herrn ist ausgegossen!

Fr. Rückert.

11. Verwandlungsaufgabe.

Mut giebt Kraft.

Mars-la-Tour
Unduldsamkeit
Thermometer
Gasbeleuchtung
Interregnum
Eulenspiegel
Bauernkrieg
Tabaksteuer
Kastanienbaum
Reichs-Gesundheitsamt
Afghanistan
Friedrichshafen
Turteltaube.

12. Schieberätsel.

Emanuel Geibel — Gustav Freytag.

Magdebur g
Marb urg
Lande shut
Neu-Stettin
Stuttg art
Belle ville
Düssel dorf
Gern rode
Kaisersw erth
Sidne y
Brif tol
Seneg ambien
Weilbur g.

13. Rätsel.

Eisel — Eiffel.

14. Bilderrätsel.

Juristenexamen.

15. Dechiffrieraufgabe.

Ergründen meint' ich einst das All zu können,
Und alles zu verstehn in Stadt und Land.
Jetzt bin ich froh, wenn mir die Götter gönnen,
Daß, eh' ich scheide, ich mich selbst verstand.

16. Viersilbige Scharade.

Nagelprobe.

17. Worträtsel.

Tausendgüldenkraut.

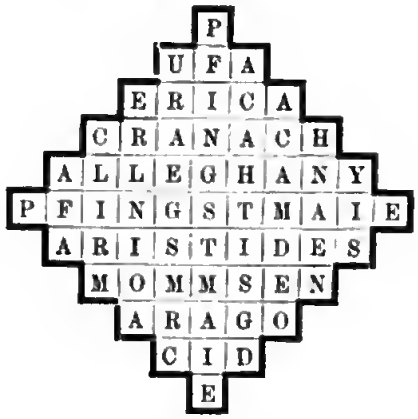
18. Dreisilbige Scharade.

Schattenriß.

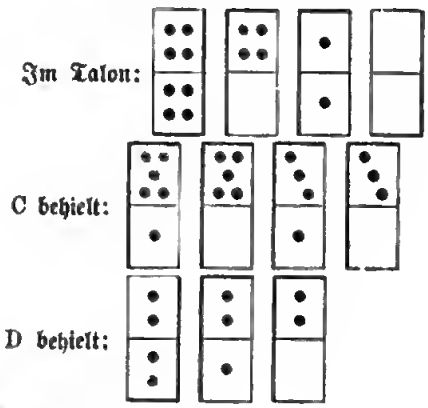
19. Zweisilbige Scharade.

Landsee.

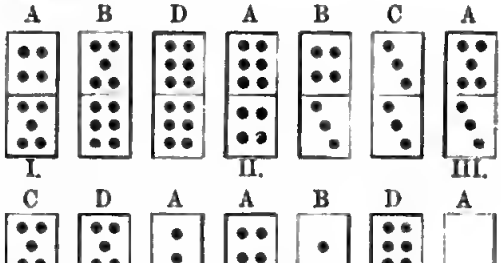
20. Diamanträtsel.



21. Dominoaufgabe.



Gang der Partie:



22. Rätsel.

Kreuzer.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Flachsspinnen in Holland. G.

Gemalt von Max Liebermann.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 2, Oktober 1889.

Peter Paul Rubens.

Von H. Knackfuß.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

Bei dem großen Münchener Bilde des Jüngsten Gerichtes ist die reichliche Mitwirkung von Schülerhänden unverkennbar. Dasselbe ist bei den einige Jahre später für den Pfalzgrafen von Neuburg ausgeführten Altargemälden: Christi Geburt und Herabkunft des heiligen Geistes (beide jetzt gleichfalls in der Münchener Pinakothek) der Fall.

Es ist eine alte Überlieferung, Rubens habe die Preise seiner Arbeiten nach der darauf verwendeten Arbeitszeit bemessen, in der Weise, daß er für jeden Tag eigenhändiger Arbeit 100 Gulden berechnete, was nach unserem Gelde, wenn man den Wertunterschied des Geldes zwischen damals und jetzt mit in Betracht zieht, ungefähr 380 Mark ausmacht. Das erscheint durchaus glaubwürdig, da Rubens eben in sehr kurzer Zeit die größten Bilder malte; auch wird es durch einen im Museum Plantin-Moretus zu Antwerpen aufbewahrten Brief des Balthasar Moretus bestätigt, worin dieser schreibt, daß Rubens die Entwürfe für Titelblätter nur in seinen Mußestunden anfertigte; wolle man an einem Werktage ein solches Blatt von ihm haben, so müsse man 100 Gulden dafür bezahlen. Die unter Beihilfe von Schülern gemalten Bilder waren entsprechend billiger. Das erfahren wir von Rubens selbst durch seinen in vieler Hinsicht bemerkenswerten Briefwechsel mit Sir Dudley Carleton, dem englischen Gesandten im Haag, aus dem Jahre 1618. Rubens' Briefe, die in neuerer Zeit in großer Zahl veröffentlicht worden sind, enthalten überhaupt einen unschätzbaren Beitrag zur Kenntnis seines Wesens; sie lehren uns die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung, die Klarheit und treffende Sicherheit seines Urteils bewundern. Die Veranlassung zu dem Briefwechsel mit Carleton gab dessen Sammlung von antiken Marmorwerken. Rubens wünschte diese zu erwerben, obgleich er sie nicht einmal persönlich gesehen hatte; denn er war, nach seinem eignen Ausdruck, vernarrt in Antiken. Carleton schlug einen Tauschhandel vor: seine Antiken gegen Gemälde von Rubens; hierauf ging dieser bereitwillig ein, und nachdem er von Carleton ein Verzeichnis der Marmorbilder mit Angabe der Preise, welche jener dafür gezahlt hatte, erhalten, schickte er ihm das Verzeichnis der in seinem Hause vorhandenen Gemälde, mit Angabe der Größe, des Preises und der etwaigen Mitwirkung von Freunden und Schülern. Da war „ein gefesselter Prometheus", 8 Fuß breit und 9 Fuß hoch, „eigenhändig, der Adler von Snyders gemalt", für 500 Gulden; „ein Daniel zwischen vielen Löwen nach dem Leben — ganz eigenhändiges Original", 8 Fuß hoch und 12 Fuß breit, für 600 Gulden; „Leoparden nach dem Leben, mit Satyren und Nymphen, eigenhändiges Original mit Ausnahme der sehr schönen Landschaft, welche ein auf diesem Gebiet geschickter Meister gemacht hat", 9 zu 11 Fuß, für 600 Gulden. Mit ebenso genauen Angaben werden die übrigen Bilder bezeichnet: eine Leda mit Schwan und Liebesgott; ein lebensgroßes Bild des Gekreuzigten, von welchem Rubens selbst glaubte, daß es vielleicht das Beste sei, was er überhaupt gemalt habe; eine verkleinerte Wiederholung des für den Pfalz-Neuburger gemalten Jüngsten Gerichts, das Werk eines Schülers, das aber, wenn der Meister es ganz würde überarbeitet haben, für ein Original sollte gelten können; ein heiliger Petrus, der den Zinsgroschen aus dem Maule des Fisches nimmt, mit anderen Fischern „nach dem Leben"; eine Wiederholung der

für den Herzog von Bayern gemalten Löwenjagd, von einem Schüler angefangen, aber ganz vom Meister übergangen, und in derselben Weise ausgeführte Wiederholungen der Christus- und Apostelfiguren, welche der Herzog von Lerma besaß; ein Achilles in Weiberkleidern, „ein sehr wirkungsvolles Bild mit vielen schönen jungen Mädchen"; ein heiliger Sebastian und eine Susanna. Carleton schrieb darauf an Rubens, daß er sich sechs von den Bildern ausgewählt habe; er bat den Maler, ihn in seiner Wohnung im Haag zu besuchen und sich die Marmorwerke anzusehen, die eine Sammlung aus-

Abb. 34. Die Auferstehung der Gerechten. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

machten, wie kein Fürſt und kein Privatmann diesſeit der Alpen eine beſäße. „Aber“, fährt er fort, „für Leute, die immer in Bewegung ſind, wie meine Stellung es mit ſich bringt, eignet eine Sache von ſo viel Gewicht ſich nicht, und dann — ehrlich geſtanden — Menſchen haben menſchliche Schwächen: man wechſelt manchmal ſeine Geſinnungen, und ſo iſt meine Liebhaberei plötzlich von den Bildhauern zu den Malern übergegangen, und ganz insbeſondere zu Herrn Rubens.“ Da Carleton wegen der niedrigen Bauart ſowohl ſeiner holländiſchen als ſeiner engliſchen Wohnung nur die

Abb. 35. Der Höllenſturz der Verdammten. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

kleineren von den Rubensschen Bildern nehmen konnte, so blieb nach den beiderseitigen Abschätzungen ein Preisunterschied bestehen; es wurde eine Einigung dahin erzielt, daß Rubens für die Antiken Bilder im Werte von 4000 Gulden und außerdem noch 2000 Gulden gab; für den letzteren Betrag bat Carleton ihn, Brüsseler Wandteppiche mit Figurendarstellungen besorgen zu wollen. Rubens erwähnte in dem Schreiben, worin er sein Einverständnis mit diesem Vorschlag erklärte, den Umstand, daß er in diesem Jahre mehrere tausend Gulden für seinen Hausbau verausgabt habe, und daß er infolgedessen am liebsten mit Bildern bezahle, „da jeder mit im eignen Garten gezogenen Früchten freigebiger ist, als mit solchen, die man auf dem Markte gekauft hat," und gebrauchte im Anschluß hieran die Redensart: „ich bin ja kein Fürst, sondern einer, der von seiner Hände Arbeit lebt." Auf diesen Satz kam der gewandte Hofmann in seinem Antwortschreiben zurück, indem er dasselbe mit den artigen Worten schloß: „Eure Behauptung, daß Ihr kein Fürst wäret, kann ich nicht unterschreiben; denn ich halte Euch

Abb. 36. Vernichtung von König Sennacheribs Heer. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Brand Hanfstängl in München.

Abb. 37. Der Tod des Konsuls Decius Mus; Teppich-Entwurf. In der fürstlich Liechtensteinschen Bildergalerie zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

für den Fürſten der Maler und der Leute von vornehmer Geſinnung, und in dieſem Sinne küſſe ich Euch die Hand.“ — Einem Manne wie Rubens gegenüber war das keineswegs nur eine leere Schmeichelei.

Erwähnenswert iſt auch aus dem Briefwechſel mit Carleton, weil für den vielſeitigen Künſtler bezeichnend, der Umſtand, daß Rubens die Hoffnung ausſpricht, mit der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände dem Geſchmack des Abnehmers Genüge gethan zu haben. Schließlich war der eine wie der andere von dem Handel höchlich befriedigt; Carleton war entzückt von den Bildern und Rubens glücklich über die Antiken.

Abb. 38. Der Engel des Herrn ſchlägt Sennacherbs Heer. Federzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Geoſſee in Leipzig.)

Während der Meiſter, wie aus dem angeführten Verzeichnis hervorgeht, ſeinem Schaffensdrange nachgebend, Bilder des verſchiedenſten Inhalts nach freier Wahl entſtehen ließ und zugleich ſeine Schüler anwies, frühere Werke von ihm zu kopieren, überzeugt, daß die Käufer ſich ſchon einſtellen würden, war er zu derſelben Zeit unabläſſig beſchäftigt, beſtellte Kirchengemälde auszuführen. Zu den um dieſe Zeit entſtandenen Kirchenbildern gehört das durch den Vorzug ganz eigenhändiger Ausführung ausgezeichnete Altargemälde, welches, jetzt im Muſeum zu Antwerpen befindlich, unter dem Namen „Le Christ sur la paille“ weltberühmt iſt. Die Mitteltafel ſtellt eine ſogenannte Pietà vor: der Leichnam des Heilandes iſt auf eine Bank niedergelaſſen worden, welche mit Stroh belegt iſt (daher die übliche Bezeichnung des Bildes); Joſeph von Arimathia hält den Oberkörper des Toten aufrecht, Maria Magdalena blickt ihm, die Hände faltend, tieferſchüttert an, und die Mutter Maria ſchickt ſich, das ſchöne Antlitz mit ergreifendem Ausdruck zum Himmel erhebend, an, das Haupt des geliebten Sohnes mit dem Bahrtuche zu verhüllen. Auf den Flügeln ſind in überaus liebenswürdiger Auffaſſung einerſeits die Jungfrau mit dem Kinde, andererſeits der von göttlicher Liebe erfüllte, begeiſtert aufwärts ſchauende Evangeliſt Johannes dargeſtellt. Eine ſchöne Zeichnung zu der Mitteltafel bewahrt die Handzeichnungenſammlung der Albertina zu Wien (Abb. 38). Auch das für die Barfüßerkirche gemalte, jetzt im Muſeum zu Brüſſel befindliche Bild der Himmelfahrt Marias, gleichfalls eine eigenhändige Arbeit des Meiſters, dürfte dieſer, wenn nicht ſchon einer früheren Zeit angehören. Im Jahre 1617 entſtand das in der St. Paulskirche, der ehemaligen

Dominikanerkirche zu Antwerpen befindliche Gemälde: die Geißelung Christi, das um der Schönheit des Christuskörpers willen zu allen Zeiten gerühmt und bewundert worden ist. — Zwei Hauptwerke schuf Rubens für verschiedene Kirchen von Mecheln. Für

Abb. 39. Rubens: Anbetung der Könige. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

die dortige Johanniskirche wurde ihm Ende 1616 ein Altarbild mit der Anbetung der heiligen drei Könige bestellt. Dieser von Rubens früher schon einmal in großem Maßstabe und später noch öfter behandelte Gegenstand war ein Vorwurf nach seinem Herzen; er fand hier Gelegenheit zu reichster malerischer Prachtentfaltung, indem er die Weisen mit allem Prunke morgenländischer Herrscher und mit glänzendem Gefolge auftreten ließ. Unerschöpflich in der Erfindungskraft, wußte der Meister in der Bearbeitung dieses Stoffes immer neue, und immer mächtig anziehende Wirkungen zu erzielen. Von allen seinen Dreikönigsbildern aber ist dasjenige in Mecheln vielleicht das schönste, zugleich das am liebevollsten ausgeführte; es wird berichtet, daß der Meister selbst stets mit Befriedigung von diesem seinem Werke gesprochen habe. Die Stimmung des

Ganzen ist eine freudig-festliche; in froher Erregung huldigen die Fürsten dem Kindlein im Stalle, und das Gemälde wirkt auf das Auge des Beschauers als ein wahres Farbenfest. Den Grundton giebt der prächtigrote Mantel des mittleren Königs an, ihm entgegen wirkt das blaue Gewand Marias; von dem Jesuskinde geht Licht aus und überstrahlt den knienden ältesten König, den aufrechtstehenden im roten Mantel und den neugierig blickenden Negerfürsten, dem zwei übermütige Pagen die Schleppe tragen, und eine ganze Menge von Gesichtern sich drängender, von Verlangen, das gesuchte Kind erblicken zu dürfen, erfüllter Leute. Die Flügel des Altars enthalten Bilder aus der Geschichte des Täufers Johannes und aus derjenigen des Evangelisten Johannes. Dieses Altargemälde befindet sich noch an seinem Platz; die Gemeinde hatte den Stolz, dem Kardinal Richelieu, der 10 000 Gulden für die Flügel bot, mit einem entschiedenen

Abb. 40. Die Amazonenschlacht. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Nein zu antworten. — Ein Bild ganz anderer Art, aber nicht minder bewundernswürdig, ist dasjenige, welches die Liebfrauenkirche zu Mecheln besitzt. Dasselbe wurde 1618 im Auftrage der Bruderschaft der Fischer gemalt, und zwar in der Zeit von zehn Tagen. Es stellt den wunderbaren Fischzug des Petrus dar. Hier ist nichts von Pracht; wir sehen vielmehr derbe Fischergestalten, die in ihrem Gewerbe sich abmühen, und einen bleigrauen Himmel, wie er so häufig über der Nordsee lagert. Es ist ein packendes Wirklichkeitsbild, und wir begreifen, warum Rubens bei jenem andern Fischergemälde, welches er in dem für Carleton angefertigten Verzeichnis aufführt, besonders erwähnt, daß es nach dem Leben gemalt sei; der Gegenstand eben dieses Gemäldes, das Finden des Zinsgroschens im Maule des Fisches, kommt auch unter den Flügelbildern des Altarwerks zu Mecheln vor; das Gegenstück dazu ist die Darstellung, wie Tobias auf Geheiß des Engels den heilkräftigen Fisch ans Land zieht. — Wiederum ein ganz anderes Gepräge trägt ein anscheinend der nämlichen Zeit angehöriges Bild, welches Rubens für die Jesuitenkirche in Gent malte, jetzt im Museum zu Brüssel: die Marter des heiligen Lävinus. Der Gegenstand ist grausig, aber der Eindruck des Grausigen wird unterdrückt durch die, man möchte sagen leidenschaftliche Wucht, mit welcher Engel des Himmels herniederfahren, die strafende Blitze unter die Henker schleudern und wildes Entsetzen verbreiten. — So leidenschaftlich ist auch die Gestalt des zornerfüllten Christus auf einem in dem nämlichen Museum befindlichen Bilde, welches Rubens für die Franziskaner zu Gent malte: die heilige Maria und der heilige Franziskus legen ihre Fürbitte ein, daß der Herr die Welt noch mit seinem Strafgericht verschone; so mächtig wie der Zorn der Gottheit, so eindringlich ist das mitleidsvolle Bitten der Heiligen zum Ausdruck gebracht.

Als Rubens mit dem englischen Gesandten im Haag wegen des Umtausches von dessen Antiken gegen seine Gemälde verhandelte, erwähnte er im Anschluß an den von Carleton geäußerten Wunsch, daß der Wertunterschied durch den Ankauf von Brüsseler Wandteppichen ausgeglichen werden möchte, beiläufig auch den Umstand, daß er selbst im Auftrage einiger Edelleute aus Genua sehr reiche Entwürfe für Teppiche angefertigt habe, die gerade in Brüssel gewirkt würden; in einem vierzehn Tage später an Carleton geschriebenen Briefe kommt Rubens nochmals auf diese Entwürfe zurück, und da erfahren wir, daß dieselben die Geschichte des Decius Mus, des römischen Konsuls, der sich selbst für den Sieg seines Volkes opferte, behandelten. Die hier erwähnten, anfangs Mai 1618 bereits an die Weberei abgelieferten Entwürfe zu Wandteppichen haben sich erhalten; sie befinden sich in der fürstlich Lichtensteinschen Gemäldesammlung zu Wien. Wenn Rubens den Ausdruck Entwürfe oder Vorzeichnungen — Kartons — gebraucht, so ist dies insofern ungenau, als es vielmehr ganz prachtvoll ausgeführte Ölgemälde sind. Dem Teppichwirker hat der Meister die Arbeit dadurch erleichtert, daß er die Bilder von vornherein links gemalt hat, d. h. so, daß die Personen zum Beispiel die Waffen mit der linken Hand führen, den Schild am rechten Arm tragen. Denn derjenige, der einen Teppich wirkt, steht hinter dem Rahmen, über den er die Fäden spannt, also auf der Rückseite des Teppichs, und wie sein Werk wird, sieht er nicht unmittelbar unter seinen Händen, welche die Fäden durchziehen und verknüpfen, sondern in einem gegenüberstehenden Spiegel. Ist nun das Vorbild, wie es meistens geschieht, in richtigem Sinne gezeichnet oder gemalt, so muß der Wirker dasselbe umkehren, d. h. was links ist rechts, und was rechts ist links machen — also ebenso verfahren wie der Kupferstecher; zu diesem Behufe stellt er gewöhnlich das Vorbild hinter sich, so daß er nicht unmittelbar nach demselben, sondern nach dem Spiegelbild, welches der vor ihm stehende große Spiegel ihm zeigt, arbeitet. Wer einmal aus dem Spiegel gezeichnet oder gemalt hat, weiß, wie unbequem und wie anstrengend für die Augen dies ist. Rubens verschaffte daher den Teppichwirkern eine sehr große Erleichterung, indem er seine Vorbilder gleich umgekehrt — „im Gegensinne", wie der Kunstausdruck lautet — malte. Der Meister verleilte den aus der bekannten Erzählung des Livius geschöpften Stoff in sechs gewaltige Kompositionen von vielen lebensgroßen Figuren. Im ersten Bilde sehen wir, wie der Konsul Decius von einem erhöhten Standpunkte aus dem Heere, das durch die versammelten Feld-

Abb. 41. Die Kommunion des h. Franziskus. Nach dem Stich von Abraham a Diepenbeke.

Abb. 42. Kinderköpfchen (der kleine Nikolaus Rubens). Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

zeichenträger vertreten iſt, die ihm im Traume zu teil gewordne Schickſalsoffenbarung erzählt, daß von den beiden einander gegenüberſtehenden Heeren dasjenige die Schlacht gewinnen ſolle, das ſeinen Anführer verlöre. Das zweite Bild zeigt uns, wie die Prieſter in feierlicher Handlung die Opferzeichen erforſchen und erkennen, daß die Sache der Römer ſchlecht ſtehe. Daraufhin beſchließt Decius, ſich den Todesgöttern zu opfern; das dritte Bild, vielleicht das machtvollſte und ergreifendſte der ganzen Reihe, führt den Helden vor, wie er im Schatten prächtiger Buchen vom Prieſter die Todesweihe empfängt. Der vierte Akt des Dramas zeigt den Geweihten, wie er, des jetzt überflüſſig gewordnen Schildes entledigt, ſein ſtolzes Streitroß beſteigt; mit einer vornehmen Bewegung der Hand und einem Blick heiliger Entſchloſſenheit verabſchiedet er ſeine Liktoren, daß ſie ſich zu ſeinem Amtsbruder begeben, da er, als ein Toter, ihrer nicht mehr bedarf; eine wundervolle Abendſonnenſtimmung läßt uns fühlen, daß der heiße Tag ſich zu Ende neigt. Das nächſte Bild bringt die Entſcheidung: über einem Hügel von Leichen ſinkt Decius unter den Hieben und Stichen latiniſcher Reiter vom Roß, ſein zum Himmel gewendeter Blick zeigt, daß er mit Freuden ſtirbt, da er den Willen der Gottheit erfüllt und ſein Volk gerettet hat; — in demſelben Augenblick wird das Kampfesringen der Römer von Erfolg gekrönt und die Latiner wenden ſich zur Flucht (Abb. 37). Damit iſt das von Rubens ſo großartig und wirkungsvoll ausgearbeitete Trauerſpiel zu Ende. Das ſechſte Bild giebt ſozuſagen nur noch ein glänzendes Schlußſchauſtück: man ſieht die aufgerichteten Siegestrophäen, die Aufhäufung der Beute und das Herbeiſchleppen der Gefangenen, und im Vordergrunde liegt auf prächtiger Bahre, mit dem Purpurmantel und dem Lorbeerkranz geſchmückt, der tote Sieger.

Rubens verſchmähte es, ungeachtet des unerſchöpflichen Reichtums ſeiner Erfindungsgabe, nicht, ſich gelegentlich ſelbſt zu wiederholen, indem er bei dieſer oder jener Darſtellung eine frühere Kompoſition benutzte, um daraus mit den durch den veränderten Gegenſtand gebotenen Änderungen ein neues Werk zu ſchaffen; und das Merkwürdige dabei war, daß dieſes neue Werk dann doch wieder eine in ſich ſo einheitliche Schöpfung wurde, als ob es ganz und gar nur aus dem gegebenen Gegenſtand hätte hervorwachſen können. So kann es nichts Abgerundeteres geben, als die ihren Inhalt ſo

Abb. 43. Maria, die Zuflucht der Sünder In der kgl. Galerie zu Kassel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München

kurz und treffend erzählende Kompoſition in der Folge der Decius-bilder, welche den Tod des Helden ſchildert. Und doch iſt dieſes Bild gewiſſermaßen ein Auszug aus einer figurenreicheren Kompoſition, welche königs ſchleudern, iſt da mit einer unvergleichlichen Großartigkeit geſchildert (Abb. 36). Hier ein göttliches Strafgericht, dort der Opfertod eines Helden, das eine wie das andere mit der höchſten Meiſterſchaft packend

Abb. 44. Chriſtus und die Sünder. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

einen ganz andern Stoff behandelt, aus dem prachtvollen, in kleinerem Maßſtab ausgeführten Gemälde der Münchener Pinakothek: Die Niederlage des Königs Sennacherib. Wie die Engel des Herrn aus nächtlichen Wolken hervorbrechen und Tod und Verwirrung unter die Reiterſcharen des Aſſyrer- und erſchöpfend zur Anſchauung gebracht — und doch als Kompoſition das eine von beiden auf der Grundlage des andern entſtanden! Eine andere Bearbeitung des dankbaren Stoffes vom Untergang des Aſſyrerheeres vor Jeruſalem zeigt eine reizvolle, flüchtig entworfene Federzeichnung in der

Sammlung der Albertina (Abb. 38). Die Münchener Pinakothek besitzt als Gegenstück zu der Niederlage Sennacheribs ein augenscheinlich zu der nämlichen Zeit — also wohl kurz vor 1618 — entstandenes Bild: Die Bekehrung des Saulus. Mit einer unbeschreiblichen Lebendigkeit, einer unmittelbaren Glaubhaftigkeit ist auch hier das plötzliche Hereinbrechen eines Ereignisses, gegen das es keinen Widerstand giebt, geschildert; das jäh aufleuchtende Himmelslicht wirft die Pferde in wildem Schrecken durcheinander, den Menschen raubt die überirdische Erscheinung die Fassung, und wie vom Blitz getroffen ist Saulus zu Boden gestürzt, zum Entsetzen der wenigen sorglichen Begleiter, die sich noch um ihn bekümmern (Abb. 39). Neben dem ausgeführten Bild befindet sich in der Münchener Pinakothek auch die erste Skizze zu demselben; sie zeigt, wie klar der Meister seinen Gedanken von vornherein feststellte. — Die Wiedergabe wildbewegten Getümmels von Menschen und Rossen war für Rubens gerade in dieser Zeit eine Herzenslust. Sein berühmtestes derartiges Werk ist die gleichfalls in der Pinakothek zu München befindliche Amazonenschlacht; die Entstehungszeit desselben ist festgestellt durch den Umstand, daß der Meister im Jahre 1622 an einen Bekannten schrieb, daß der Kupferstecher Lukas Vorsterman den Stich des Bildes seit drei Jahren unter Händen habe. Wie die beiden letzterwähnten, ist auch dieses Gemälde in verhältnismäßig kleinem Maßstabe mit der größten Liebe ausgeführt. Es erinnert im allgemeinen einigermaßen an Lionardo da Vincis Anghiarischlacht, die Rubens ja in Mailand abgezeichnet hatte, und zugleich an Rafaels Konstantinschlacht; dennoch ist das Ganze das echte Kind Rubensschen Geistes. Auf einer schmalen Brücke versuchen die kriegerischen Jungfrauen mit letzter Anstrengung dem Anprall der von Theseus geführten Reiter Stand zu halten; da wird noch mit heißer Leidenschaft gekämpft, den Pferden selbst scheint sich der Kampfeszorn der Menschen mitgeteilt zu haben. Aber schon ist die Niederlage der Amazonen entschieden. Vergeblich sucht die Bannerträgerin die Fahne zu retten, die ein Griechenjüngling ihr zu entreißen strebt; sie wird mitsamt dem Feldzeichen, das sie mit schwindenden Kräften umklammert, vom bäumenden Pferde gezogen. Rosse und Reiterinnen stürzen hinab in den Fluß, in schwerem Aufschlag die Wogen emportreibend; herrenlos gewordene Pferde jagen davon. Neben der Brücke sprengen wilde Reiterinnen, am Widerstand verzagend, über die Leichen ihrer Genossinnen hinweg ins Wasser, wo andere sich schon durch Schwimmen zu retten suchen. In der Ferne leuchtet Feuerschein, und die Glut des Brandes rötet den lichten Himmel (Abb. 40).

Im Auftrage eines Herrn Kaspar Charles malte Rubens im Jahre 1619 ein großes Altarbild für die Minoritenkirche zu Antwerpen: Der h. Franz von Assisi empfängt sterbend das Abendmahl. Es war für den Maler der Üppigkeit, der auch die Heiligen in die blühende Schönheit voller Formen und die farbenfrohe Pracht glänzender Seidengewänder zu kleiden liebte, keine leichte Aufgabe, sich in die Wiedergabe weltfremden abgetöteten Mönchtums zu versenken. Doch wußte der alles beherrschende Künstler auch diese Aufgabe zu lösen. Im allgemeinen Aufbau der Komposition schloß er sich an ein berühmtes Vorbild verwandten Inhalts, an Domenichinos im Vatikan befindliche Kommunion des h. Hieronymus, an. Der Herrscher im Reich der Farben übte sich gleichsam selbst in der Entsagung, indem er auf alle Farbenpracht verzichtete und das Gemälde aus einem düster braunen Ton heraus schuf. Der im Formenreichtum zu schwelgen gewöhnte Meister legte hier das ganze Gewicht der Darstellung in den seelischen Ausdruck; von diesem Standpunkt aus will das Gemälde betrachtet sein, und von diesem Gesichtspunkt aus ist der nackte Heilige, der nicht mehr Herr seiner Glieder ist, der durch die Unterstützung zweier Mitbrüder mühsam in kniender Stellung gehalten wird, der „nur noch lebt, um die Kommunion zu empfangen", in der That ein hohes Meisterwerk, wohl würdig des großen Ruhmes, den das Gemälde, welches sich jetzt im Museum zu Antwerpen befindet, immer genossen hat (Abb. 41).

Unter den zahlreichen Madonnenbildern des Meisters, welche Maria mit dem Jesuskinde bald allein, bald in mehr oder weniger zahlreicher Umgebung von Heiligen zeigen, befindet sich ein besonders ansprechendes, das im Jahr 1619 entstanden sein muß. Man erkennt in der Ausführung desselben

Abb. 45. Die Töchter des Kekrops und das Kind Erechtheus. In der fürstlich Liechtensteinschen Bildergalerie zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

die Mitwirkung von Rubens' beſtem Schüler, Anton van Dyck, der von 1618 bis 1620 in der Werkſtatt des Meiſters arbeitete und faſt ſchon anfing, mit dieſem an Berühmtheit zu wetteifern. Das Bild befindet ſich in der Gemäldegalerie zu Kaſſel (ein anderes,

Abb. 46. Die vier Weltteile. In der kaiſerl. Gemäldegalerie zu Wien. Photographie von J. Löwy in Wien.

nur wenig davon verſchiedenes Exemplar in der Ermitage zu Petersburg) und ſtellt die Muttergottes als Zuflucht der Sünder dar. Vor dem Thron der Jungfrau, die mit der Rechten den auf ihrem Schoße ſtehenden Jeſusknaben hält, die Linke leicht auf die Schulter des ſeitwärts ſtehenden kleinen Johannes lehnt, hat der verlorene Sohn ſich niedergeworfen, neben ihm kniet Magdalena, die mit glühender Innigkeit zu dem Chriſtuskind aufblickt und mit ihren ſchönen Händen den entblößten Buſen bedeckt, und an dieſe reiht ſich — nicht minder vortrefflich im Ausdruck — der König David; hinter dieſen bibliſchen Geſtalten nahen Vertreter der Büßerorden, der h. Dominicus und der h. Franciscus, dem Thron, neben König David ſteht ein Biſchof, der h.

Auguſtinus, und weiter zurück der heilige Ritter Georg mit der Fahne (Abb. 43). In dem Kopf der dunkelhaarigen Maria mag man eine entfernte, vom Künſtler wohl ſchwerlich beabſichtigte Ähnlichkeit mit Iſabella Brant erkennen; zweifellos aber iſt das Jeſuskind das getreue Abbild von Rubens' zweitem Söhnchen, das im März 1618 zur Welt kam. Dieſer Knabe, der von ſeinem Paten, dem Marcheſe Pallavicini in Genua, den Namen Nikolaus erhielt, ſcheint der beſondere Liebling des Vaters geweſen zu ſein; ein köſtlich ſkizzirtes Bildnisköpfchen des etwa zweijährigen beſitzt das Muſeum zu Berlin; nicht minder reizend tritt uns das hübſche Geſichtchen in noch zarterem Alter entgegen in einer Zeichnung der Albertina, die augenſcheinlich als Studie zu dem Jeſuskind des Kaſſeler Bildes gedient hat (Abb. 42). — Dem genannten Gemälde inhaltlich verwandt und ſicher auch um dieſelbe Zeit entſtanden iſt ein ſchönes Bild in Halbfiguren, welches ſich in der Pinakothek zu München befindet: Der Heiland vergiebt den reuigen Sündern. Wunderbar iſt hier der Ausdruck der Köpfe, ſowohl bei dem Chriſtus, der die Milde und Barmherzigkeit ſelbſt iſt, als auch bei den Bußfertigen — es ſind Maria Magdalena, der gute Schächer, Petrus und David (Abb. 41).

Die eigentümlich anſprechende, in Haut und Haar gleichſam von eignem Licht erfüllte, weiche und volle Frauengeſtalt, welche Rubens immer und immer wieder als Magdalena malte, erſcheint in ganz anderer Auffaſſung, als mythologiſches Weſen, in dem reizvollen Gemälde in der fürſtlich Liechtenſteiniſchen Sammlung, welches die Töchter des Kekrops mit dem Kinde Erechthonios vorſtellt. Hier zeigt ſie uns als eins der beiden neugierigen Mädchen, welche entgegen dem Gebot der Pallas Athene das Körbchen, in dem der Knabe mit einer Schlange liegt, öffnen, die unverhüllte Formenfülle ihres weißen Rückens. Die bei der Gebotsübertretung unbeteiligte Schweſter, die ſeitwärts unter einem Baume ſteht, iſt mit ihrem ſtraffen Körper eine der mädchenhafteſten und darum anſprechendſten weiblichen Geſtalten, welche Rubens geſchaffen hat (Abb. 45). Dieſe unbekleidete Geſtalt, deren Kopf und Schultern ein ſonnig durchleuchteter Schatten einhüllt, erinnert auffallend an die weibliche Hauptfigur auf dem vielumſtrittenen großen Gemälde im Berliner Muſeum: Neptun und Amphitrite (oder Neptun und Libye). Auch auf dieſem Gemälde, das übrigens dem Bilde der Kekropstöchter an künſtleriſchem Reiz ſehr weit nachſteht, wird der blonde Magdalenenkopf ſichtbar: er gehört einer mit dem Körper im Waſſer verborgenen Nymphe an und iſt wohl der anziehendſte Punkt auf der ganzen umfangreichen Leinwand. Das Berliner Bild, bei dem vor einigen Jahren die Frage nach der Echtheit, die von den einen ebenſo leidenſchaftlich beſtritten, wie von den andern verteidigt wurde, die Gemüter der Kunſtverſtändigen mehr als nötig erhitzt hat, erinnert zugleich in manchen Zügen an das prächtige Gemälde im großen Rubensſaal des Wiener Belvedere, welches die vier Weltteile durch die Verkörperung der Hauptſtröme von Europa, Aſien, Afrika und Amerika darſtellt. Jedem der vier Flußgötter iſt eine Nymphe beigeſellt; im Vordergrunde ruht der alte Nil, deſſen Nymphe eine Negerin iſt, und dem zur weiteren Kennzeichnung ein von Putten umſpieltes Krokodil — nach antikem Vorbild — beigegeben iſt; ihm gegenüber lagert der Ganges, durch eine bengaliſche Tigerin, die das Krokodil grimmig anfaucht, gekennzeichnet; die beiden anderen Flußgötter, Donau und Marañon — der letztere, weil damals noch wenig erforſcht, in Schilf und Schatten halb verborgen — erſcheinen jugendlicher als ihre Genoſſen aus den uralten Kulturländern (Abb. 46).

Das Jahr 1620 ſah wieder ein hervorragendes Altargemälde entſtehen, nämlich das jetzt im Muſeum zu Antwerpen befindliche Bild des gekreuzigten Heilands zwiſchen den beiden Schächern. Es iſt Abend; der Gottesſohn hat ausgelitten; davon überzeugt ſich der römiſche Hauptmann durch den Speerſtoß in die Seite des Leichnams, während ein Kriegsknecht ſich anſchickt, die Beine der beiden anderen Gerichteten mit einem eiſernen Stab zu zerbrechen; jammernd haben ſich die Mutter Maria, Maria Kleophas und der Jünger Johannes von dem entſetzlichen Schauſpiel abgewendet, Maria Magdalena aber verläßt den Kreuzesſtamm nicht, an den ſie mit Kopf und Körper ſich anſchmiegt, und mit einer Gebärde flehender Abwehr erheben ſich ihre weißen Arme gegen den Römer und ſeine unbarmherzige Waffe

Abb. 47. Christus am Kreuz. Nach dem Stich von B. à Bolswert.

(Abb. 47). Auffallend ist bei diesem Bilde, das unter dem Namen „le coup de lance" weltberühmt ist, die merkwürdige Nichtachtung der Perspektive und des natürlichen Größenverhältnisses der Figuren zueinander; aber es würde ein vollständiger Mangel an Kunstsinn dazu gehören, bei einem solchen Gemälde, wie dieses ist, daran Anstoß zu nehmen. Rubens malte das ergreifend gedachte und wunderbar ausgeführte Bild für die Franciscanerkirche in Antwerpen, im Auftrage des Bürgermeisters Nikolaus Rockox. Das Bildnis dieses ihm sehr innig befreundeten Mannes hat er zugleich mit demjenigen

von deſſen Gattin in ſprechender Lebendigkeit der Nachwelt überliefert auf den Flügeln eines gleichfalls von demſelben beſtellten Altarwerks, deſſen Mittelbild die Bekehrung des ungläubigen Thomas darſtellt, und das ſich jetzt ebenfalls im Antwerpener Muſeum befindet. — Das eigentlich Ergreifende des Kreuzigungsbildes, das Geheimnis ſozuſagen ſeiner mächtigen Wirkung, liegt in der friedlichen Ruhe des Todes, mit welcher der am Kreuz Erhöhte über Schmerz und Leidenſchaft der Lebenden hinausragt. Ein anderes Mal hat Rubens die Darſtellung des Kreuzestodes auf wenige Figuren beſchränkt: nur Maria, Johannes und Magdalena ſind am Fuß des in einſamer Höhe von der dunklen Luft ſich abhebenden Kreuzes verſammelt (im Louvre). Faſt noch ergreifendere Wirkung aber hat er in einem im Antwerpener Muſeum befindlichen Bilde erreicht, welches das Vorbild für ungezählte Kopien und Nachahmungen geworden iſt; ganz einſam

Abb. 48. Es iſt vollbracht. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

und verlaſſen hängt der Heiland an dem hohen Kreuze, die Natur hat ſich in Todesſchweigen gehüllt, und vor dem ſchwarzen Nachthimmel leuchtet der helle Leichnam als das Licht in der Finſternis (Abb. 48).

Die bevorſtehende Vollendung der Jeſuitenkirche zu Antwerpen brachte Rubens im Jahre 1620 einen Auftrag von außergewöhnlichem Umfang. Am 20. März dieſes Jahres unterſchrieb er einen mit Pater

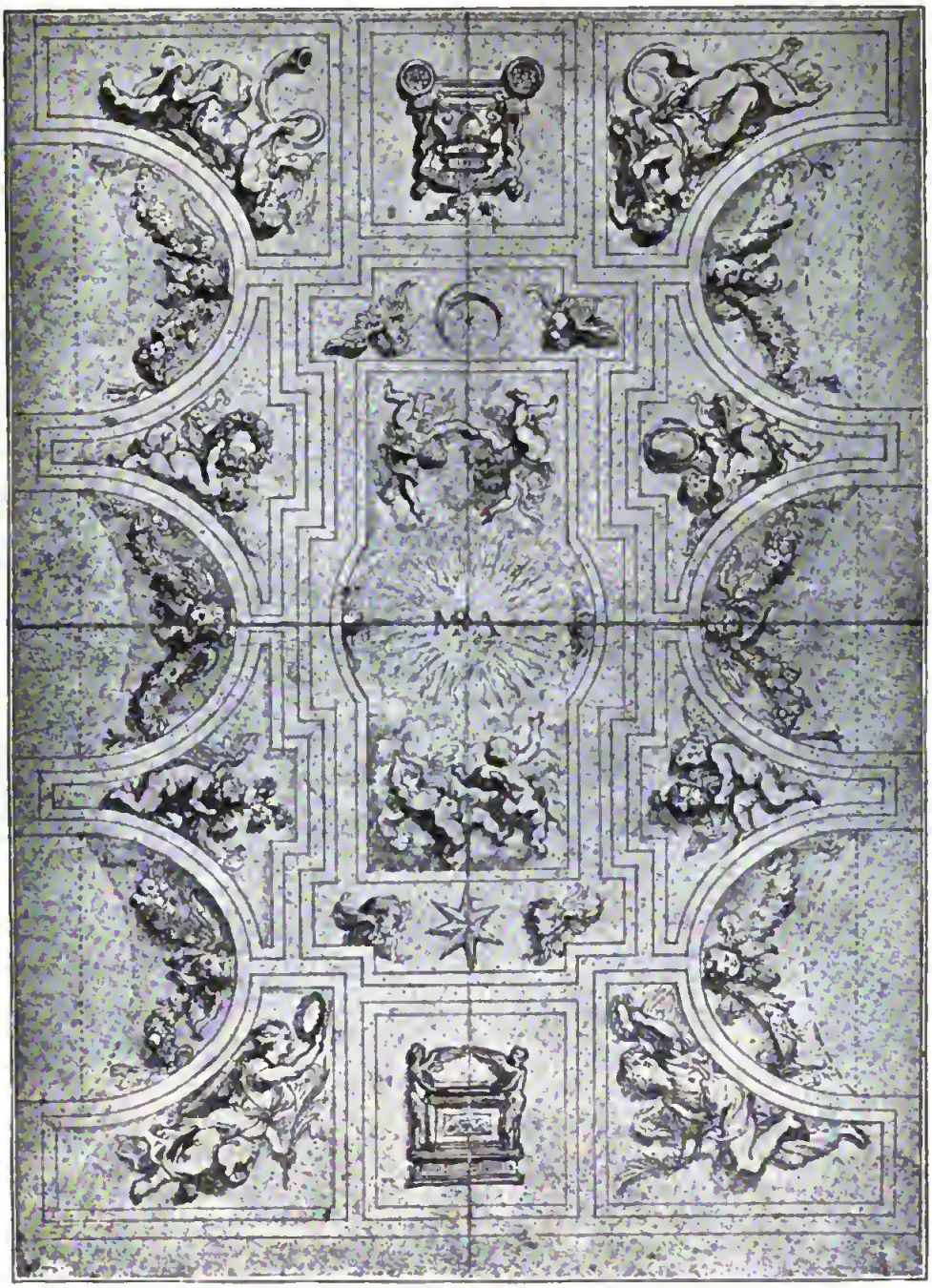


Abb. 49. Entwurf zur Ausſchmückung des Mittelgewölbes der Jeſuitenkirche zu Antwerpen. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Abb. 50. Graf Thomas Arundel und seine Gemahlin. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Jacobus Tirinus, dem Oberen des Antwerpener Jesuitenkollegiums geschlossenen Vertrag, durch welchen er die malerische Ausschmückung der Kirche übernahm. Mit der Herstellung von Altargemälden für dieselbe war er schon vorher beauftragt worden. Jetzt handelte es sich hauptsächlich um die Deckengemälde; zu diesen, 39 an der Zahl, sollte Rubens die Skizzen vor Schluß des Jahres liefern, van Dyck und einige andere seiner Schüler sollten sie dann ausführen und er selbst schließlich die letzte Hand anlegen. Es ist wohl nur selten einem Künstler vergönnt gewesen, einen selbstgeschaffenen Bau mit selbstgeschaffenen Gemälden zu schmücken und so die denkbar vollkommenste Zusammenwirkung der Künste zu erzielen. Wenn es gestattet ist von einem Jesuitenstil in der Malerei zu sprechen, so war Rubens der größte Meister dieses Stils; er verstand sich darauf, den höchsten Aufwand von Glanz und Pracht zu entfalten, aber die Größe seiner Meisterschaft ließ dabei niemals den Eindruck betäubender Überladung aufkommen. Wie glänzend das Innere der Jesuitenkirche zu Antwerpen ausgesehen hat, deren Architektur mit Marmor und Vergoldung die prächtige Umrahmung der farbenreichen Gemälde bildete, davon können wir uns nach mehreren Abbildungen eine wenn auch nur unvollkommene Vorstellung machen; das Belvedere zu Wien besitzt zwei dieser Abbildungen, die eine von Sebastian Vrancx, der gleich Rubens ein Schüler des Adam van Noort war, die andere, gemalt im Jahre 1665, von Anton

Abb. 51. Charles de Longueval, Graf von Bucquoy. Gemalt als Vorlage für einen von Vorsterman ausgeführten Kupferstich. In der Ermitage zu St Petersburg. Nach einer Photographie von Ad Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Gheringh; eine zwei Jahre früher von diesem gewandten Architekturmaler aufgenommene Innenansicht der Kirche befindet sich in der Münchener Pinakothek. Im Jahre 1718 wurde die Jesuitenkirche zu Antwerpen infolge eines Blitzschlages ein Raub der Flammen. Das Gebäude selbst konnte in der früheren Gestalt wieder hergestellt werden — es wurde freilich nicht unerheblich vereinfacht —, die Deckenmalereien aber blieben verloren. Von den 36 Gemälden, welche die Decken der Seitenschiffe und der über diesen befindlichen Emporen schmückten, sind Zeichnungen von Jacob de Wit (im Museum Plantin-Moretus zu Antwerpen) und Kupferstichnachbildungen vorhanden; von den drei übrigen, die sich in der Eingangshalle befanden, ist nur eins durch einen Kupferstich bekannt. Das vergoldete Tonnengewölbe des Mittelschiffes war durch

Abb. 52. Bildnis eines Feldherrn, Vorlage für Kupferstich. Handzeichnung in der Galerie zu Weimar. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Stuckleisten in verschiedengestaltige Felder geteilt, welche durch Einzelfiguren ausgefüllt wurden; in dem mittelsten Felde umschwebten Kinderengel den in einem Strahlenkranze leuchtenden Namenszug Marias. Von dieser Einteilung und Ausschmückung des Mittelgewölbes ist der gezeichnete Entwurf erhalten geblieben; derselbe befindet sich, wie die Mehrzahl der Rubensschen Handzeichnungen, zu Wien in der Albertina (Abb. 49). Glücklicherweise gelang es bei dem Brande die drei großen Altargemälde zu retten, welche Rubens fast ganz eigenhändig gemalt hatte. Dieselben wurden von der Kaiserin Maria Theresia angekauft und befinden sich im Belvedere zu Wien. Die beiden Hauptaltarbilder sind von gewaltigem Umfang; sie behandeln in zahlreichen überlebensgroßen Figuren Gegenstände aus der modernen Heiligengeschichte. Das eine zeigt den Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, wie er, in Meßgewändern am Altar stehend — ihm zur Seite eine ernste Reihe schwarzgekleideter Brüder der Gesellschaft Jesu, zu seinen Häupten im Lichtglanz eine Schar von Kinderengeln — durch sein Gebet eine Anzahl von Besessenen, die man an die Stufen des Altars gebracht hat, von den bösen Geistern befreit. Das andere stellt des Ignatius Studien- und Gesinnungsgenossen, den der Orden mit zu seinen Begründern zählen durfte, Franziskus Xaverius dar, wie er, in Indien das Christentum predigend, zum Beweise von der Macht des Christengottes vor dem staunenden Volk Tote zum Leben erweckt; in der Höhe erscheint auf Wolken die Gestalt des katholischen Glaubens, Engel tragen vor ihr das Kreuz des Heilands, und vor den himmlischen Lichtstrahlen, die von dieser Gruppe ausgehen, stürzt in der Vorhalle des Tempels das Götzenbild zusammen. Rubens gewaltige Phantasie hat aus den gegebenen Stoffen, die einem anderen vielleicht nur wenig künstlerische Anregung geboten hätten, großartige Meisterwerke geschaffen, die im Aufbau des Ganzen und im Ausdruck des Einzelnen, in der Farbe und in der Lichtwirkung zweifellos zu dem Allervorzüglichsten gehören, was er überhaupt hervorgebracht hat. Franziskus Xaverius wurde im Jahre 1619, Ignatius von Loyola 1622 heilig gesprochen; hiernach kann man annehmen, daß Rubens das Franziskusbild sofort nach dem Bekanntwerden jenes ersteren Ereignisses für den Hochaltar der Jesuitenkirche malte, und daß erst drei Jahre später das Ignatiusbild, welches auf den erwähnten Abbildungen der Kirche über dem Hochaltar zu sehen ist, statt dessen an diese Stelle trat. Das

dritte der im Belvedere befindlichen Gemälde aus der Antwerpener Jesuitenkirche stammt von einem Seitenaltar derselben und stellt die Himmelfahrt Marias vor. Von Licht umflutet und von einem Kranz von Engeln umgeben, schwebt die Jungfrau voll freudigen Verlangens auf den Wolken empor, während unten die versammelten Apostel und heiligen Frauen zum Teil ihre Blicke in das leere Grab versenken, zum Teil andächtig und begeistert aufwärts schauen. Von einer ganzen Anzahl von Darstellungen der

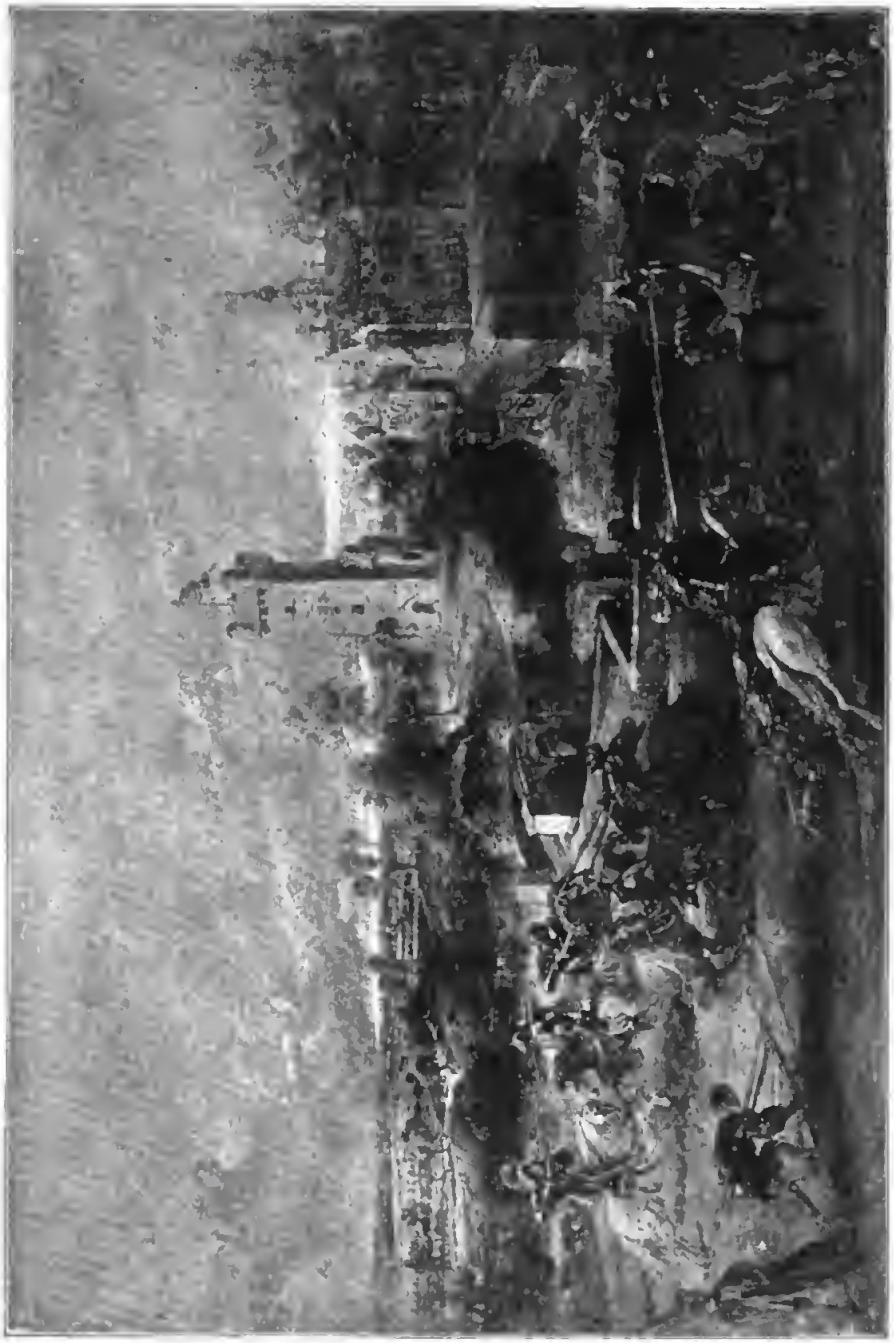


Abb. 53. Turnier vor einem Schloß. In der Galerie des Louvre. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groffer in Leipzig.)

Himmelfahrt Marias, welche Rubens früher, zu derſelben Zeit und ſpäter malte, hat er ſelbſt diejenige, welche er für die Antwerpener Jeſuiten ausführte, für die beſtgelungene erklärt. Die Liechtenſteiniſche Sammlung zu Wien beſitzt ein großes Gemälde dieſes Inhalts, deſſen Herkunft unbekannt iſt. Ein vorzüglich ſchönes, nach welchem Paul

Abb. 54. Bildnis des Barons Heinrich von Wicq. Im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Pontius einen im Jahre 1624 vollendeten Kupferſtich anfertigte, befindet ſich in der Akademie zu Düſſeldorf. Als im Jahre 1805 die von den pfälziſchen Kurfürſten angelegte berühmte Düſſeldorfer Gemäldeſammlung vor den Franzoſen nach München geflüchtet wurde, blieb dieſes Bild zurück, da die gewaltige Eichenholztafel, auf welche es gemalt war, bei den damaligen Verkehrsmitteln nicht mit der durch die Verhältniſſe gebotenen Schnelligkeit fortgeſchafft werden konnte; es wurde, damit kein weiterer Zeitverluſt die Rettung der übrigen Kunſtwerke gefährde, unverpackt auf offenem Markt zurückgelaſſen; doch entging es eben wegen ſeiner Schwere auch dem Geſchick, nach Paris entführt zu werden, — glücklicher als das Himmelfahrtsbild des Belvedere, welches der franzöſiſche Commiſſar Denon in drei Stücke zerſägen ließ, um es fortſchaffen zu können. Nächſt dem Gemälde im Belvedere — das 1815 nach ſechsjähriger Abweſenheit nach Wien zurückgebracht wurde — iſt von den inhaltsgleichen Schöpfungen des Meiſters diejenige die berühmteſte, welche den Hochaltar der Kathedrale

von Antwerpen ſchmückt; mit der Anfertigung dieſes Altarbildes wurde Rubens im Jahre 1619 beauftragt, doch verzögerte ſich die Ausführung, ſo daß es erſt im Mai 1626 zur Aufſtellung kam; es wird berichtet, daß der als „der große Mäcenas aller ſchönen Künſte und der ſchrankenloſe Sammler von Altertümern“ bei Mit- und Nachwelt berühmt war: Thomas Howard, Graf von Arundel und Surrey. Dieſen Kunſtfreund

Abb. 55. Maria von Medici. Im Muſeum des Prado zu Madrid.

das gleichfalls ſehr große Bild in ſechszehn Tagen gemalt worden ſei, doch iſt damit wohl nur die Zeit gemeint, welche der Meiſter ſelbſt darauf verwendete, — die Mitwirkung von Schülern, deren Arbeitstage ſchwerlich gezählt wurden, iſt unverkennbar.

Durch Sir Dudley Carleton vermutlich wurde Rubens mit einem Manne bekannt, nebſt ſeiner Gemahlin porträtierte der Meiſter im Jahre 1620 in einem reichen Gemälde, welches ſich jetzt in der Münchener Pinakothek befindet. Eigentlich möchte man dieſes Gruppenbild als das Bildnis der Gräfin Arundel mit ihrer Umgebung bezeichnen. In einer offenen Halle von gewundenen Marmorſäulen, deren Boden ein farbenprächtiger Teppich bedeckt und wo an

einem schweren Vorhang das Wappen des Hauses in reicher Stickerei prangt, sitzt die Gräfin, in schwarze Seide gekleidet; sie streichelt mit der Rechten einen mächtig großen Hatzhund, der schmeichelnd seinen Kopf auf ihren Schoß legt, und zu ihrer Linken steht ein kleiner Page in roter, goldgestickter Kleidung, mit einem Falken auf der Faust; daß die Dame eine große Jagdfreundin war, ist hiermit wohl deutlich genug gesagt; auch die fürstliche Liebhaberei eines Hofnarren konnte sie sich gestatten: neben dem Hunde steht der Zwerg und Spaßmacher in grün und gelber Tracht; hinter dem Stuhl der Herrin aber steht der Graf Arundel selbst (Abb. 50).

Mit dem Jahre 1620 lief der Waffenstillstand ab, während dessen die Niederlande die Segnungen des Friedens ungestört genossen hatten; in Deutschland war der Religionskrieg schon entbrannt, und die erste Schlacht ward zu gunsten des Kaisers und der Katholischen entschieden. Die Welt verlangte das Bild des Siegers vom Weißen Berge kennen zu lernen, und Rubens war es, der dasselbe für die Kupferstichvervielfältigung malte. Wir sehen den Grafen Bouequoy im Harnisch, mit Schärpe und Feldherrnstab, in einem Kranz von Lorbeer und Eichenlaub, um den eine Fülle von allegorischen Gestalten den weiteren Rahmen bildet; da liegen Städte und Flüsse gefesselt und niedergeworfen neben dem Siegesaltar, ruhend steht die geflügelte Siegesgöttin mit der Trophäe, Herkules mit seiner Keule — das Sinnbild der Kraft — tritt die Hydra und die Meduse nieder, Engel, welche den Meßkelch und das päpstliche Doppelkreuz als Wahrzeichen des katholischen Glaubens halten, bekränzen den kaiserlichen Adler, dem Genien des Krieges und des Sieges die Palme und die Weltkugel darreichen (Abb. 51). Während Rubens diese Kupferstichvorlage, die sich in der Ermitage zu Petersburg befindet, sehr sorgfältig grau in grau gemalt hat, genügte ihm in anderen Fällen für solchen Zweck eine Zeichnung, allenfalls etwas mit Tusche angelegt; ein Beispiel ist das geistreich ausgeführte Blatt in der Sammlung zu Weimar, welches einen Kriegsmann darstellt, dessen Namen wir wohl gleichfalls unter denjenigen der Helden des dreißigjährigen Krieges zu suchen haben (Abb. 52).

Im Jahre 1621 starb Erzherzog Albrecht. Unter den Bildnissen, welche Rubens Meisterhand von diesem seinem Landesherrn hinterlassen hat, sei das stolze Reiterbild in der Sammlung der Königin von England zu Windsor — eine Zeichnung dazu in der Louvresammlung — noch besonders erwähnt. Es scheint, daß Rubens damit beschäftigt war, eine Folge von Ahnenbildern für seinen Fürsten zu malen, als dessen Tod diese Arbeit unterbrach. Wenigstens erklärt sich so am leichtesten das Vorhandensein der in Rubens Nachlaß gefundenen, jetzt im Belvedere zu Wien befindlichen überlebensgroßen Bildnisse Karls des Kühnen und Kaiser Maximilians I. Der Beschäftigung mit der Geschichte der Vorfahren des Erzherzogs verdankte auch ein Gemälde (im Museum zu Madrid) sein Entstehen, welches die mittelalterliche Erzählung von Rudolf von Habsburg und dem Priester behandelt, die durch Schillers Ballade unsterblich gemacht worden ist. Nicht ohne einen Anflug von Laune hat Rubens den Vorgang aufgefaßt, wie der des Reitens unkundige Priester auf dem mutigen Jagdroß des Grafen den Wildbach durchschreitet. Dieses Bild ist wegen seines Gegenstandes merkwürdig; denn im allgemeinen lag jener Zeit die Beschäftigung mit dem Mittelalter sehr fern. Aber Rubens, der auf allen Gebieten zu Hause war, hat auch einmal ein großes Turnier gemalt; das Museum des Louvre besitzt dieses durch den hohen Reiz der Landschaft, in welcher das mittelalterliche Schloß mit seinem Wartturm sich erhebt, ausgezeichnete Werk (Abb. 53). Die Belvedere-Sammlung besitzt zwei überaus sorgfältig ausgeführte Gemälde, welche ihre Vorwürfe aus Ariosts Rasendem Roland und aus Boccaccios Dekamerone schöpfen. Rubens Vielseitigkeit war eben unbeschränkt. Zu dem Überraschendsten gehört in dieser Hinsicht eine Skizze in der fürstlich Liechtensteinschen Sammlung, welche den Maler der ungestümen Kraft und der Üppigkeit von einer fast sentimentalen Seite zeigt: eine mit verhüllten Antlitz auf einem Schlachtfeld sitzende trauernde Frauengestalt.

Rubens selbst hat sich darüber ausgesprochen, daß ein Auftrag ihm um so mehr Freude mache, je abwechselungsreicher er sei; vor allem aber legte er jetzt Wert darauf, sich in möglichst großem Maßstabe bewegen zu können. Es handelte sich um Bilder,

Abb. 56. Maria von Medici wird durch Prokuration getraut. Skizze zu dem Gemälde der Medici-Galerie im Louvre, in der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

welche der Prinz von Wales von ihm zu haben wünſchte. In einem Brief, welchen der Meiſter hierüber an den engliſchen Geſchäftsträger in Brüſſel, William Trumbull, am 13. September 1621 ſchrieb, ſagt er: „Ich wünſchte, daß jene Malerei für die Galerie Sr. K. H. des Prinzen von Wales von größeren Verhältniſſen wäre, da der Umfang des Bildes uns viel mehr Mut giebt, um gut und der Wahrſcheinlichkeit gemäß unſeren Gedanken auszudrücken ... Ich geſtehe, durch natürliche Anlage mehr geeignet zu ſein, ſehr große Werke zu machen, als kleine Merkwürdigkeiten. Ein jeder hat ſeine Gabe; meine Begabung iſt die, daß niemals eine Aufgabe, möchte ſie auch noch ſo maßlos in bezug auf Menge und Verſchiedenartigkeit der Darſtellungen ſein, meine Unternehmungsluſt überſtiegen hat.“

Eben im Jahre 1621 wurde ihm ein Auftrag geboten, der an Menge und Verſchiedenartigkeit der Darſtellungen, wie auch hinſichtlich der Größe der Verhältniſſe nichts zu wünſchen übrig ließ. Maria von Medici, die Witwe König Heinrichs IV von Frankreich, war, nachdem ſie ſich mit ihrem Sohne Ludwig XIII verſöhnt hatte, nach Paris zurückgekehrt; ſie bezog das neuerbaute Palais des Luxembourg und beabſichtigte hier eine große Galerie mit Gemälden zu ſchmücken, welche ihr eignes Leben ſchildern ſollten. Für dieſe Aufgabe ward Rubens auserſehen. Vermittler waren der belgiſche Geſandte in Paris, Baron von Wicq, von welchem Rubens ein treffliches Bildnis hinterlaſſen hat (im Louvre, Abb. 54) und der Abbé Claude Maſis von St. Ambroiſe. Für dieſen letzteren Herrn hat

Rubens vielleicht das prächtige Gemälde angefertigt, welches den h. Ambrosius darstellt, wie er zu Mailand dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche verweigert; die Herkunft dieses Bildes, welches jetzt im Belvedere zu Wien neben den großen Altargemälden aus der Antwerpener Jesuitenkirche prangt, ist gänzlich unbekannt; aber es ist zweifellos um 1621 entstanden und die Wahl jenes Heiligen scheint auf den genannten Abbé hinzudeuten, dem Rubens sicherlich sehr dankbar war für die Verschaffung eines so großen Auftrages nach seinem Herzen. Dem Baron von Wieq bezeigte er seinen Dank durch das Geschenk eines Madonnenbildes. Anfangs 1622 befand sich Rubens in Paris, um die Sache mit der Königin zu besprechen. Wahrscheinlich malte er bei dieser Gelegenheit das schöne Bildnis derselben, welches sich jetzt im Museum zu Madrid befindet (Abb. 55). Drei Jahre später wurden die Bilder aus ihrem Leben, welche der Meister bis auf zwei in Antwerpen unter Mitwirkung von Schülern malte, an ihrem Platze aufgestellt; die beiden letzten führte er ganz eigenhändig an Ort und Stelle aus, fast in beständiger Gesellschaft der Königin, welche Gefallen daran fand, dem berühmten Mann bei der Arbeit zuzusehen und sich mit ihm zu unterhalten. Der Inhalt der Gemälde ist folgender: 1) die Schicksalsgöttinnen bestimmen den Lebenslauf der toskanischen Fürstentochter; 2) die Geburt der Maria von Medici; 3) ihre Erziehung; 4) Heinrich IV erblickt ihr Bild und beschließt, sich mit ihr zu vermählen; 5) die Trauung durch Prokuration (Abb. 56); 6) die Landung in Frankreich; 7) die Hochzeit; 8) die Geburt Ludwigs XIII; 9) der Aufbruch Heinrichs IV in den deutschen Krieg; 10) Maria empfängt die Königskrone; 11) Apotheose des ermordeten Königs; 12) die Regierung der Königin; 13) ihre kriegerische Reise nach Pont de Cé (Abb. 57); 14) der Austausch der zwei Bräute (der spanischen Infantin Anna von Österreich und der französischen Prinzessin Elisabeth); 15) die Segnungen der Regentschaft Marias; 16) sie übergiebt die Regierung ihrem Sohne Ludwig XIII; 17) sie zieht sich nach Blois zurück; 18) sie entschließt sich, dem Zwist mit ihrem Sohne auf friedlichem Wege ein Ende zu machen; 19) der Friedensschluß (Abb. 58); 20) die Versöhnung zwischen Maria und Ludwig XIII; 21) die Zeit enthüllt die Wahrheit. — Als die Bilderreihe vollendet war — im Sommer 1625 —, fand die Bewunderung keine Grenzen. Heute befinden die Gemälde sich nicht mehr im Luxemburg-Palast, sondern im Museum des Louvre; die Skizzen zu denselben, mit Ausnahme von dreien, besitzt die Münchener Pinakothek. Wenn heutzutage häufig ein tadelndes Urteil über dieses große Hauptwerk des Meisters ausgesprochen wird, weil in demselben Wirkliches und Unwirkliches, Geschichtliches, Mythologisches und Sinnbildliches, Christliches und Heidnisches bunt durcheinander gemengt erscheint, so ist das ein großes Unrecht. In jener Zeit wäre es gar nicht denkbar gewesen, daß das Leben einer Königin anders, als mit allegorischer Umkleidung und mit dem Aufgebot aller Götter und Göttinnen des Olymps künstlerisch verherrlicht würde. Eine realistische Auffassung, wie sie unserer Zeit vielleicht als die einzig berechtigte erscheint, würde von jener Zeit bedingungslos als kalt, langweilig, abgeschmackt verworfen worden sein. Auch hätten die nüchternen Thatsachen aus dem Leben der Maria von Medici bis zu dem Tage wo sie sich mit ihrem Sohne wieder versöhnte, selbst einem Rubens wohl schwerlich hinreichende Anregung gegeben, um eine ganze lange Galerie mit lebensgroßen Gemälden in einigermaßen erträglicher Abwechselung zu beleben.

(Fortsetzung in Heft 3.)

Am frühen Morgen Gemalt von F. Hiddemann.

Der Tellsſchuß.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

Ein Beben der Spannung rieſelte über den dichtgefüllten Saal, als die Geſchworenen nun endlich nach langem Harren hereintraten, um ihr Votum abzugeben.

Der Angeklagte erhob ſich in ſeinem Verſchlag, aber jedermann wußte, daß dies nicht aus Erregung geſchah — Erregung bei einem Miska O'Brell, dem berühmteſten Kunſtſchützen diesſeits und jenſeits des Meeres, der euch mit ſeiner Piſtole das As in der Karte auf 30 Schritte herausſchoß! Hoch aufgerichtet ſtand er da, eine Statue der Kraft und der Energie, das wie in Bronze getriebene Geſicht etwas ſeitwärts gewandt, an der Loge der Geſchworenen vorbei, als hielte er es nicht für gut, daß die braven, behäbigen Biedermänner dort ſeinem direkten Blicke ausgeſetzt würden.

„Er hat ein paar Augen, man meint, ſie müßten jeden Augenblick mit einem Knall losſchießen —“ hieß es im Publikum.

„Ein ſo ſchöner Mann —“ kam es beklommen von Damenlippen.

„Aber ſeine Frau, die er getötet, war nicht minder ſchön —“

„Getötet — wie das klingt! Es war doch nur ein unglücklicher Fehlſchuß!“

„Er wär' es aber wohl im ſtande geweſen!“

„Geht das Gericht doch nichts an — na, wir werden ja ſehn!“

„Pſch!“

Die ſonore Stimme des Gerichtspräſidenten hallte durch die nicht von dem leiſeſten Kniſtern belebte Stille; in der Hand des Obmanns der Geſchworenen ſah man den Zettel, auf dem das Reſultat der Beratung ſtand, deutlich zittern.

Viele, die jetzt als Zuſchauer der Szene beiwohnten, waren vor Monaten auch Zeugen der erſchütternden That geweſen, und jetzt in der atembeklemmenden Stille ſtand das Ereignis wieder vor ihnen.

Kapitän Miska O'Brell war ſeit Wochen die glänzendſte Spezialität des „Eldorado“ geweſen; ſeine Leiſtungen wirkten verblüffend auf den Laien wie auf den Kenner; um ſo eifriger drängte man ſich zu der Produktion, als ſein Weib dabei jedesmal eine gefahrvolle Rolle zu ſpielen hatte — und dies Weib war ſchön und liebreizend. Noch haften auf einzelnen Anſchlagſäulen die bunten Reklamezettel, die ihr Porträt neben dem ihres Gatten zeigen: ein ſüßes, faſt kinderartiges Geſicht, von blonden Locken umrahmt, naiv lächelnd, als wollte es die Zuſchauer beruhigen: „O, auf meinen Miska iſt vollkommen Verlaß, er wird mich nicht treffen!“

Dasſelbe naive Lächeln verließ ihr Antlitz nicht während der ganzen Vorſtellung, wenn ſie ihm die Büchſen und Piſtolen laden half, ihm die Glasbälle im Bogen hinwarf oder den Stab mit den aufgeſteckten Karten als Scheibe emporhielt, auch zuletzt nicht, da ſie ihren eignen Kopf minutenlang zu dem berühmten Tellsſchuß darbieten mußte.

Ein grelles elektriſches Licht traf die Bühne, und auf der ausgeſpannten, von den Schüſſen durchlöcherten Leinwand, die als Kugelfang diente, hoben ſich um ſo ſchärfer die beiden prächtigen Geſtalten ab, glitzernd in ihren goldgeſtickten und mit Flittern beſetzten ſpaniſchen Anzügen.

Knall auf Knall und Bravo! auf Bravo! Jetzt ein As, jetzt die Sterne einer Coeur-Fünf, ſogar die linienſdünne Schnittfläche einer Karte, gleich ſpielend leicht und maſchinenmäßig ſicher mit der Büchſe wie mit der Piſtole; jetzt, unter dem rauſchenden Applaus des Hauſes richtet er aus gewöhnlichen Taſchenrevolvern ein Schnellfeuer auf umherwirbelnde Glaskugeln. Und das ſcharfe Geknatter reizt noch die Begeiſterung; jetzt ſchleudert er ſich ſelbſt die Kugeln, um ſie auch dann noch und ſogar mit der Büchſe zu zerſchmettern. Ein Teufelskerl! Und welche Freude ſie ſelbſt an ſeinen Wunderſtückchen empfindet; kaum vermag ſie die kleinen patſcheligen Hände, die von Brillantringen funkeln, an ſich zu halten, damit ſie nicht in den Beifall des Publikums mit einſtimmt. Gewiß iſt ihr Miska ein Prachtkerl! Aber ihr ſollt gleich ſehen, daß ich ihm an Kaltblütigkeit nicht nachſtehe! Holla, ich bin ſeiner würdig. . . .

Von einem Diener wird ein Pfahl hereingebracht und in die Mitte vor die Leinwand geſtellt. Der Pfahl endigt in einer mit grünem Tuche bezogenen Scheibe zum Anlehnen des

Kopfes. Jetzt, nach einem Mittelding von Verbeugung und backfischartigem Knix gegen das Publikum hin, sieht man Madame O'Brell auf den Pfahl hineilen und sich daran zurechtstellen. Der Kapitän schreitet ebenfalls darauf los und entnimmt einer Schachtel kleine, goldig schimmernde Sterne, die er einzeln an der grünen Scheibe befestigt, kaum daß ein schmaler Streif zwischen dem Sternenkranz und dem seidigen Gelock ihres Haares verbleibt. Es gleicht einem Glorienschein, und der Reflex der Sterne schillert goldig über ihr Antlitz — ein köstlicher Effekt. Sie sieht bezaubernd aus mit diesem seltsamen Schmuck, und sie weiß es! Ihr blühendes Gesichtchen lächelt lieblich, und als Dank für das Gemurmel der Bewunderung, das sich über die Menge verbreitet, hebt sie langsam die Hand gegen die Lippen und sendet einen jener artistenmäßigen Handküsse hinab — den Kopf selbst darf sie ja nicht regen, denn schon steht ihr Miska in Positur, die Pistole in der Hand, ein Tischchen neben sich, auf dem noch mehr solcher Pistolen ruhen.

Was? Er wird doch nicht etwa . . .

Gewiß das! — seine Bravourleistung: er wird Stück für Stück und der Reihe nach von links nach rechts die Sterne rings um das Haupt seines Weibes herabschießen!

Unmöglich! Das ist ja — das ist ja verbrecherisch! Ein leises Zucken der Hand, welche die Pistole hält — und statt einer Kugel ist der lächelnde Kopf getroffen. Da sollte doch die Polizei sich ins Mittel legen!

Sie hatte diesen Teil der Produktion ja auch beanstanden wollen, aber Madame hatte die Hochlöbliche selber ausgelacht: eher fällt der Mond vom Himmel, als daß ihr Miska mit seinen Geschossen um eine Haaresbreite vom Ziele abweicht!

Atembeklemmende Spannung vom Parterre bis in die höchsten Ränge hinauf; jede Regung scheint zu stocken in dem weiten Raum, und die Blicke der mehreren Tausend sind wie hingebannt nach dem lächelnden Kopf mit seiner Gloriole. Einzelne Frauen halten sich die Augen, sie wollen und können das Grausige nicht mit ansehen: was für ein Ungeheuer ist er denn . . .

Der erste Schuß knallt, und um den Lockenkopf stieben die Stücke des getroffenen Sternes — das Lächeln aber bleibt unverändert, auch wurde durch die Gläser festgestellt, daß kein Wimperchen in dem Antlitz sich geregt. Welch ein Weib!

Und ein ungeheures Hallo löst die angstvolle Spannung. Von dem brausenden und donnernden Applaus begleitet, gibt jetzt der Kapitän Schuß um Schuß, wie berauscht von dem Beifall — um seines Weibes Kopf wirbeln die Sternfetzen, blitzend in dem elektrischen Licht wie ein Sprühfeuer.

Schneller und schneller, mit einer unheimlichen, fieberhaften Hast folgen die Schüsse — der Saal ist außer sich vor Erregung — es fehlen nur noch drei, vier Sterne, dann ist das lächelnde Opfer erlöst aus seiner grausig gefahrvollen Stellung!

Plötzlich gellt ein heller, scharfer Schrei durch das Haus — das ist keiner der Angstschreie, wie sie vorhin aus der Mitte des Publikums von Weiberlippen kamen . . . .

Durch den wallenden Pulverdampf sieht man auf der Bühne etwas zu Boden schlagen und sich zuckend darauf winden — — der Pfahl ist leer! — es ist die Frau, Miska O'Brells Frau!

Wenige Sekunden der allseitigen Lähmung — den Tausenden im Saale stockt das Herz vor Entsetzen — dann folgen auf den Todesschrei dort auf der Bühne andere Schreie hier im Hause — Frauen sinken in Ohnmacht — Rufe, Flüche — alles fährt auf, ein ungeheurer Tumult.

Mitten in diesem Aufruhr hält der Kunstschütze regungslos, die Pistole in der gesenkten Rechten, die Augen starr auf den zuckenden und winselnden Körper seines Weibes gerichtet. „Wie war das möglich?" fragen seine stieren Blicke.

Später wurde erzählt, man habe, ehe der Kapitän auf das Opfer seiner unseligen Kunst hinstürzte, eine kurze Bewegung an ihm bemerkt, ein schnelles, kurzes Heben der Pistole, als wollte er die gegen die eigne Stirn setzen . . . .

Vier Tage darauf ward die „Künstlerin" unter einem Andrang, wie er nur berühmten Persönlichkeiten zu teil wird, zu Grabe getragen. Es war keine Rettung möglich, das Geschoß hatte sie mitten in die Stirn getroffen. Der Gatte fehlte als Leidtragender; das Gesetz mußte, wenn auch mit Achselzucken, seine Schuldigkeit thun und die Haft über ihn verhängen.

Es war ein Sensationsfall, der so bald nicht von dem Tagesklatsch abgesetzt wurde.

Selbstverständlich trägt die Schuld an dem furchtbaren Unglück die Polizei! — sie durfte solches nicht gestatten! — eine Versuchung Gottes! Aber das Bedauern, das man dem Schützen zuwandte, war nur ein halbes: was ist er denn für ein Unmensch, der um des häßlichen Mammons willen das Haupt seines Weibes Abend für Abend solcher Gefahr aussetzt!

Die Ahndung, mit der das Gesetz den Unseligen treffen würde, konnte nur ein geringes Strafmaß sein. Es konnte nur fahrlässige Tötung in Betracht kommen — vielleicht würde auf völlige Freisprechung erkannt werden, denn da die Öffentlichkeit das Spielen mit solcher handgreiflichen Gefahr zuließ, so durfte ihn keine Schuld treffen, wenn der Lauf der Pistole in seiner Hand eine Haarbreite aus der Richtung glitt.

Das Publikum, das sensationsgierige Ungeheuer, ist schuld an dieser Unseligkeit!

Und in solchem Sinne hatte der Verteidiger, ein junger talentvoller Streber, eine leichte und dankbare Aufgabe, die ihm billige Gelegenheit zu einem rhetorischen Effektstück gab.

Selbstverständlich wurde die Frage, ob Miska O'Brell schuldig befunden werde, seine Frau Rosita O'Brell vorsätzlich getötet zu haben, nur der Form wegen gestellt und mit einem „Nein" des Obmanns beantwortet. Welch ein Unding, solches anzunehmen!

Aber auch die Fahrlässigkeit wurde verneint. Die Geschworenen mußten dieselbe Folgerung gezogen haben wie die Masse des Publikums; Gründe hatten sie ja nicht anzugeben.

So erfolgte also vom Richtertische aus das Urteil der Freisprechung; fast hätten die Zuschauer applaudiert, aber man war doch in betreff des Schaustückes, das man hier erwartet hatte, etwas enttäuscht. Miska O'Brell machte nicht die geringste Szene, sein bronzenes Gesicht empfing das Urteil mit der metallischsten Ruhe, und kein Glied regte sich an der mächtigen Gestalt.

Er ist dennoch ein fühlloser Mensch .... Artistenpack!

Nur einige Gläser wollten bemerkt haben, wie jetzt, als er festen Schrittes durch die geöffnete Schranke trat, eine tiefe, wulstige Falte mitten auf seiner Stirn erzitterte. Und so, den halbverhüllten Blick seiner dunklen Augen wie verachtend über die Köpfe der aufgeregten Zuschauermasse gerichtet, schritt er hinaus in die Freiheit. —

Miska O'Brell pflegte an den Orten, wo er längere Zeit auftrat, seine Einnahmen dadurch zu vermehren, daß er an sportlustige Herren Unterweisung im Kunstschießen erteilte und dabei die Benutzung seiner vorzüglichen Schießwaffen gestattete. Ich durfte mich vierzehn Tage ebenfalls zu seinen Schülern rechnen, wobei ich gestehen will, daß mich nicht am wenigsten die Unterhaltung mit dem vielgereisten Manne fesselte, der durch alle Arten Abenteuer gestreift war. Zuweilen wurde er durch seine Frau sekundiert, wenn der Gehilfe nicht ausreichte. Doch schien der Kapitän scharf darüber zu wachen, daß der Verkehr Rositas mit einigen leicht in Flammen zu setzenden oder sich für unwiderstehlich haltenden Dandies unsers Kreises nicht zu lebhaft wurde. Daß ihn der Eifersuchtsteufel plagte, darüber waren wir einig, auch mochte er alle Ursache dazu haben, denn die reizende Blondine, deren Lächeln auch außerhalb der Bühne nichts von seinem Zauber einbüßte, war nicht ganz frei von gewissen versteckten Kokettierungslisten. Ihre wunderbaren Augen hatten es uns allen mehr oder weniger angethan. Freilich ward unsere Bewunderung fort und fort in ihre Schranken zurückgedrängt durch seine überwachenden Blicke, und daß er schärfer als andere sah, das bezeugte seine unübertroffene Meisterschaft als Schütze. Daß er aber auch sehr wohl im stande wäre, eine der Waffen vom Tisch zu nehmen und sie auf einen von uns zu richten, wenn seine Eifersucht zu stark gereizt würde, darüber waren wir einig.

Die O'Brells waren Deutsche trotz dem internationalen Mischmasch ihrer Namen, die wohl des besseren Effekts wegen angenommen waren. Er machte in seinen Erzählungen, die über alle Meere hinübersprangen, kein Hehl daraus, daß er früher Offizier gewesen und in der bayrischen Armee gedient hatte, dann infolge eines gewaltsamen Ereignisses, das er im Dunkeln ließ, nach Amerika geflüchtet war. Jedenfalls trug er den Titel Kapitän mit Recht, denn er hatte im amerikanischen Sezessionskriege mitgefochten und sich seinem Naturell nach wohl durch Tapferkeit hervorgethan. Ebensowenig machte seine Frau ein Hehl daraus, daß sie aus sogenannt „besserer Familie"

stammte und ihre Verbindung mit O'Brell durch ein romantisches Abenteuer erzwungen worden war.

Die beiden Künstler — denn auch sie leistete außerordentliches im Präzisionsschießen — hatten sehr bedeutende Einnahmen, das Honorar, das ihnen für den Abend vom „Eldorado" bezahlt wurde, blieb hinter der Gage eines übermütigen Gesangssternes nicht zurück. So mochten sie auf ihrer Tournee durch alle civilisierten Länder der Welt Reichtümer angesammelt haben; auch sprachen sie davon, sich in nicht zu ferner Zeit an irgend einem schönen Luxusorte eine Villa zu kaufen und Gewehr und Pistole an den Nagel zu hängen. —

Der Mann deuchte mich wohl eines teilnehmenden Wortes wert, und ich wollte es mir nicht versagen, ihm durch einen Besuch solches auszusprechen und ihn zu dem Urteil zu beglückwünschen. Da er vermutlich dem Orte des Verhängnisses schleunigst den Rücken kehren würde, denn sentimentale Anwandlungen, die ihn längere Zeit an das Grab seiner Gattin fesseln würden, lagen ihm wohl fern, so beeilte ich mich, ihn aufzusuchen.

Aus der mir vom Portier bezeichneten Zimmerthür trat gerade ein beamtenmäßiges Wesen, es mochte der Kassierer des „Eldorado" sein, der mit dem Kapitän abgerechnet hatte, denn nach meinem Eintreten bemerkte ich auf dem Tisch ein wirr hingeworfenes Päckchen Banknoten, von einem Haufen blinkender Kronen beschwert.

Ich fand den Unglücklichen mitten in der Stube stehend, und nur sein bräunlicher Bronzekopf wandte sich nach mir herum; die Frisur seines glänzendschwarzen Haares war weniger geschniegelt als sonst, und der dunkle Hauch des unrasierten Bartes gab ihm ein etwas verwildertes Aussehen.

Er wußte weshalb ich gekommen, trotzdem nickte er nur kurz, fast geschäftsmäßig, wie er uns sonst auf dem Schießstande zu begrüßen pflegte. Ich reichte ihm die Hand hin, die er nach englischer Art kräftig und kurz schüttelte. Meine bedauernden Worte unterbrach er mit seiner vollen und sicheren Stimme, die durchaus nicht darauf schließen ließ, daß irgend etwas in seinem Innern zerbrochen wäre.

„Gut, daß Sie kommen! — ich hatte sogar nach einem von den Herren schicken wollen —"

„Es war der Zweck meines Besuches," erwiderte ich, „Ihnen, wenn solches nötig, meinen Beistand anzubieten —"

„Für mich nicht —" wehrte er ab, und ein feiner, ironisch bitterer Zug flog um seine Mundwinkel. Dann, den mächtigen Oberkörper mit einem langsam anschwellenden Atemzuge hebend, sagte er mit halber Stimme und mit einem seltsam scheuen Blick nach seitwärts: „Es handelt sich um ihr Grabmal, wissen Sie —"

Seltsam — als wenn er das wider Willen herauspreßte; und der scheue, bei ihm ungewohnte Blick, schien fast zu bedeuten, er möchte nicht, daß sie etwas davon erführe.

„Sie können beruhigt sein, Herr Kapitän, man hat von allen Seiten gewetteifert, ihr Grab auszuschmücken. Jetzt immer noch gleicht es einem Blumenbeet."

Er drückte die Augenlider zu und verharrte so ein kurzes Schweigen lang; ein leichtes Winken seiner Hand sagte: „Ich danke Ihnen!"

Hierauf, den geschäftlich kühlen Ton erzwingend: „Also um ihr definitives Grabmal handelt es sich. Ich werde Europa verlassen und nicht mehr hierher zurückkehren. Es soll ihr ein Denkstein errichtet werden, etwas in Marmor, es kann so kostbar ausfallen, als man beliebt — an Geld soll nicht gespart werden. Hier —"

Und er wies nach dem Goldhaufen auf dem Tisch mit einer gewissen verächtlichen Gebärde, die auszudrücken schien: „Was ist mir Mammon fortan?"

Ich versicherte ihn, daß sein Auftrag auf das sorgfältigste ausgeführt werden sollte, und bat ihn, mir die Summe anzugeben, die er für den Zweck aussetzen würde.

„Hier — das ist meine ganze Einnahme vom Eldorado! Ich wünsche sie für das Betreffende zu verwenden. Wieviel war es doch noch? Die Summe ist mir entfallen, ich habe aufs Geratewohl quittiert. Es ist auch einerlei! Würden Sie die Güte haben und selber nachzählen!"

Ich machte mich also daran, die Scheine auf dem Tische zu sortieren und das Gold zählbar aufzureihen. Währenddem durchmaß er dröhnenden Schrittes die Stube, ohne sich um meine Verrichtung zu kümmern. Endlich nannte ich die Summe.

„Gut!“ rief er. Es klang scharf und abschneidend, als wünschte er diese Angelegenheit hiermit erledigt.

Noch ein paar seiner wuchtigen Schritte, dann blieb er plötzlich vor mir stehen — fast konnte ich ein Zusammenzucken meinerseits nicht verbergen, ein so unheimlich düsteres Feuer loderte unter seinen halbgesenkten Lidern.

„Noch eins —“ begann er dumpf, mit heiser entstellter Stimme. „Es wäre mir lieb, wenn das jemand erführe. Bitte Sie aber, mit der Verbreitung zu warten, bis das Denkmal errichtet ist. Nicht, als wenn ich mich vor einer neuen Untersuchung fürchtete — ich fürchte mich vor nichts und vor niemand! Auch ist eine Wiederaufnahme des Verfahrens, soviel ich weiß, unstatthaft.“

Seine bräunliche Gesichtsfarbe spielte ins Aschfahle, sein Blick wirkte wie durchbohrend, es war ihm schwer standzuhalten.

„Also ich habe sie mit Absicht getötet —“

„O!“ — und ich prallte entsetzt zurück. Hatte die Haft und der fortwährende Gedanke an das Fürchterliche seinen Verstand aus den Fugen gerückt?

Er mochte solchen Verdacht aus meiner Miene lesen — wieder zuckte das ironisch bittere Lächeln um seine Mundwinkel.

„Es ist kein Märchen, das ich Ihnen da aufbinde, verehrter Herr! Ich liebe dergleichen nicht! Es ist so, ich habe sie mit Absicht getötet — — seit zwei Jahren ging ich mit dem Gedanken um — endlich war die Zeit da —“

Es war eine grauenhafte Ruhe, mit der er das vorbrachte. Stumm stierte ich ihn an, es war, als starrte mir das Blut zu Eis.

„Ich möchte nicht, daß Sie mich für eine Bestie hielten! Auch sollen Sie nicht denken, daß ich mich wie ein sentimentaler Schwächling habe hinreißen lassen. Getötet ist auch der falsche Ausdruck — ich habe sie gerichtet! Sie hätte vor zwei Jahren bereits exekutiert werden sollen, ich habe die Vollstreckung nur hinausgeschoben —“

„Sie ist Ihnen untreu gewesen —“ entfuhr es mir wider Willen. Natürlich, so wie wir alle den Kapitän vom Scheibenstande kannten, war das Motiv der unseligen That Eifersucht gewesen.

Er nickte. „Untreue ist ein weiter Begriff. Die Untreue, die sie ihrem ersten Gatten leistete — meinetwegen, wäre vielleicht in den Augen der Welt eher eine Schuld gewesen als diese da. Bei uns Künstlern drücken die Ehegatten wohl ein Auge zu. — Kokettieren und süße Augen machen gehört zum Geschäft. Lächeln und lächeln — besonders zu unserm Tellsschuß gehört ein solches Engelsfratzchen, sonst macht die Pièce keinen Effekt! Da kann man sich denn freilich der Blumenspenden und anonymen Billets und selbst kostbarerer Dinge nicht erwehren. Ein Weib ist ein Weib! Sie aber kannte die Gefahr, ich hatte ihr vordem schon öfter gedroht, sie zu erschießen, wenn sie sich auch nur das Gelüst zu einer Untreue zu schulden kommen ließe.“

„Zu Pest geschah es also, es war ein bekannter magyarischer Don Juan, der ihr wahrhaftig den Kopf verrückt haben mochte. Hol' der Teufel die Weiber! Es gibt keine Treue schlechtweg — die mangelnde Gelegenheit, das ist die Treue!“

„Ich forderte den Kerl. Er schlüge sich nicht mit einem Art.sten, hieß es. Und sich vor die Pistole eines Kapitän O'Brell stellen, wäre eine Borniertheit! Da könnte er sich lieber gleich selbst eine Kugel durch den Kopf jagen — und dazu hätte er keine Lust.“

„Gut, ich wollte ihm das besorgen und ihn wie einen Hund über den Haufen schießen — sie aber flehte mich auf den Knieen, davon abzustehen. Also liebte sie ihn?! Ich hätte sie damals schon töten sollen, und ich wollte es auch — — aber mein Gott, mein Gott . . .“

Er schlug die eine Hand gegen die Augen und hielt sie so eine kleine Weile. Bedeutete dies „Mein Gott!“ nicht: „Aber ich liebte sie selbst so leidenschaftlich!“

„So schob ich es auf —“ fuhr er dumpf fort, „obgleich mir nachdem deutliche und schriftliche Beweise zur Hand kamen, daß eine Untreue vorlag. Ich schob es auf — das heißt, ich hatte ihr verziehen und wollte vergessen! Ein anderes Mal aber — das schwor ich mir, würde ich nicht so weich sein! Uns band ja außerdem der Beruf aneinander, ich will es gestehen. Damals hatten wir gerade mit unserm famosen Tellsschuß debütiert, wir machten kolossale Furore, und der Pièce verdanken wir unser Ver-

mögen. Niemand macht ihr solches nach! Sie hatte, weiß Gott, Kourage!"

„Ja, sie bewies diese Kourage schon, daß sie überhaupt bei mir blieb. Denn sie wußte, daß ich ihr nur äußerlich verziehen. Der geheime Groll fraß weiter in mir, und sie sah das deutlich. Den ganzen Tag lang gab ich mir Mühe, nicht daran zu denken. Am Abend aber, während der Vorstellung, wenn die Schüsse knallten, war alles wieder wach. Der Geruch des Pulvers machte mich toll. Jedesmal, wenn ich ihr die Sterne vom Kopfe wegfegte, rief eine Stimme in mir: Jetzt! — Thu' es! — Töte sie! Es war wie ein Wahnsinn, der mich packte — eine ungeheure Qual! Vielleicht erinnerte mich ihr Lächeln daran, das doch zu der Pièce gehörte. Genug, eine Manie, eine Krankheit, gegen die ich nicht mehr ankam. . . ."

„Ich wollte mich davor retten und den Tellschuß aufgeben — aber alle Welt verlangte danach — das Publikum schien ihr Blut haben zu wollen! Ich wollte überhaupt das Schießzeug an den Nagel hängen — ich klagte meiner Frau, daß meine Hand unsicher würde und daß ich zuweilen ein Flimmern vor den Augen verspürte. Sie lachte mich aus. ‚Noch eine Tournee!' schlug sie vor — und dann noch eine und abermals! — Das infame Geld reizte sie, sie hatte einen Heißhunger auf Brillanten, auch wollte sie den Applaus nicht entbehren — Weiber sind Weiber!"

„So trieb ich's also zwei Jahre lang — Abend für Abend die entsetzliche Versuchung! — Immer wieder, wenn ich die Pistole nach ihrem Haupte richtete, war die Stimme da, die mir zurannte: Thu' es! Töte sie! Es braucht ja nur der Finger auf dem Stecher ein wenig zu früh zu zucken — niemand kommt auf den Gedanken, daß ein Mord vorläge! Sehen Sie, so feige bin ich gewesen!"

„Und so tapfer war sie! Sie mußte jedesmal in meinem Gesichte lesen, daß etwas mit mir vorging. Die eigenartige Erregung, die mich nach der Vorstellung ergriff, mußte sie warnen. Wohl zwanzigmal habe ich sie gebeten, daß wir diesmal den Tellsschuß auslassen wollten. ‚Das dürfen wir nicht! Das Renommee verlangt es!' sagte sie. ‚Du und daneben schießen, Miska! Eher fällt der Mond vom Himmel! Schieß nur zu, ich halte still' —. Sie stellt sich also hin an den Pfahl, lächelt und lächelt . . . Teufel, dies Lächeln, das gerade war's!"

Wieder maß er das Zimmer mit dem Gedröhn seiner Schritte; ein hörbarer Seufzer schwellte seinen breiten Brustkasten.

„Warum es gerade heute geschah? Mir ist alles nur wirr in der Erinnerung." Er strich sich dabei mit der Hand über das Gesicht. „Das Lächeln war daran schuld," — murmelte er wie für sich — „ein Lächeln, wie sie dazumal in Pest lächelte. Und seitwärts hinter mir die Loge! Dieselbe Loge wie in Pest — jemand saß darin im Dunkel . . . Er! — so meint' ich, so sah ich, ehe ich an den Tisch mit den Pistolen trat. Derselbe, der sich nicht mit mir schießen wollte und dem ich das Leben geschenkt, weil sie mich auf den Knieen darum gefleht! — Möglich, daß er's nicht war — ich weiß nicht — die Tollheit packte mich — die ganze Bühne schwamm in einem roten Nebel — ich schoß und schoß und schoß — das Knallen, der Geruch des Pulvers — ihr Lächeln, o ihr Lächeln! — Diesmal hörte ich deutlich die Stimme — sie kommandierte laut: Thu' es! Töte sie! — und ich zielte auf ihre Stirn und drückte ab . . ."

Beide Hände preßte er gegen die Augen, und ein Schauder erschütterte seinen Körper.

„Sie waren krank — Sie hatten die Sicherheit verloren —", wagte ich einzuwerfen.

Da fuhr er auf, seine Augen loderten: „Unmöglich!" schrie er schrill. „Es gibt keine Maschine in der Welt, die so sicher fungiert wie diese Hand!"

Und er schüttelte die hocherhobene Hand. „Eher fällt der Mond vom Himmel!"

Es war das Grauenhafteste von allem, den Wahnsinn des Künstlerstolzes zu sehen, der eher einen Mord zuließ, als daß er selbst an seiner Unfehlbarkeit rüttelte.

Eine ſonderbare Baumfrucht. Nach dem Gemälde von F. Hibbemann.

Die große Flottenparade zu Ehren Kaiser Wilhelms II bei Spithead in England.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

er König zog wohl über das Meer." — Klingt es nicht herüber wie aus den Liedern der altersgrauen Vergangenheit unsers Volkes, als noch die sagenhaften Seekönige auszogen auf das wilde Nordmeer, dem Feinde zum Trotz, dem Freunde zur Wehr?

Echt nordisch-germanisch ist die Liebe zu der blauen Flut. Die alten Heldensagen unsers Volkes erzählen wieder und wieder von den Meerfahrten und Thaten unserer Altvorderen, von den wilden Kämpfen mit dem Elemente und den streitbaren Mannen fremder Seevölker. Ein Jahrtausend ist es her, daß die Stimme der alten Barden verklungen, daß die phantastischen Drachenschiffe sich im Meeresgrunde betteten. Wohl machte sich noch einmal der deutsche Name auf dem blauen Wasser gefürchtet, als die wehrhafte Hansa ihre Schiffe ausschickte, um die Angriffe fremder Fürsten zurückzuweisen. Dann brausten die politischen Stürme des Mittelalters über unser Vaterland dahin, und als die leidige Uneinigkeit der Stämme die deutsche Kraft zersplitterte, da sank auch die stolze Hansa in Trümmer. Wohl blieben unsere Väter dem Elemente treu, wohl zogen unsere Schiffe hinaus zu fernen Ländern, um Handel zu treiben, doch keine einige Flagge zeigte den fremden Völkern, daß die Fahrzeuge einem großen Volke angehörten. Jede Stadt und jedes Städtchen, jedes Land und Ländchen führte an den Gaffeln ihrer Schiffe das eigne bunte Fläggchen, und so kam es, daß der Ausländer kaum das Dasein einer großen Nation ahnte, daß der Ausdruck „geographischer Begriff" wohl der bezeich-

Die große Flottenparade zu Spithead: Tender „Willkommen" setzt die Passagiere an Bord der „Saale."

nendste für das damalige Deutschland war. Blut und Eisen einten dann unsere Volksstämme,

Die große Flottenparade zu Spithead.
Die Salon-Nische des Vereins Seglerhaus am Wannsee.

mehr aber der große, nationale Gedanke, der sich allmählich Bahn brach. Als die unvergeßlichen Tage unseres Vaterlandes kamen, als der Deutsche seine Glieder nach langem Schlafe reckte und seiner Kraft sich bewußt geworden, da wuchs auch die alte germanische Liebe zum blauen Wasser wieder. Der große Hohenzoller machte seinen Wahrspruch: „Vom Fels zum Meer" geltend, und mit Begeisterung ging sein Volk an das Werk, um die jahrhundertelang ertragene Schmach hinwegzuwaschen. Die schwarz-weiß-rote Flagge stieg an den Gaffeln empor, stolze Kriegsschiffe verkündeten der Welt die wiedererstandene Wehrhaftigkeit zur See des geeinten Volkes, die fremden Nationen konnten sich nicht genug wundern, wo auf einmal die vielen, vielen Fahrzeuge ein und derselben Flagge herkamen. Über Nacht war man inne geworden, daß Deutsche und Deutschland nicht mehr ungestraft beleidigt werden dürften, wie es bis dahin so oft geschehen war. Dem greisen Kaiser, auf dessen Machtgebot die Flotte entstand, folgte nach kurzer Regierung Kaiser Friedrichs unser jetziger Herrscher Wilhelm II. Jung und thatkräftig, begeistert für die nationale Wohlfahrt, ist er ein energischer Fürsorger unserer lebenskräftigen Marine geworden. Talent und Neigung lehrten den jungen Fürsten schon im frühesten Lebensalter das blaue Wasser lieben.

Waren doch die schönen, breiten Havelseen bei Potsdam, welche den Tummelplatz der beiden kaiserlichen Brüder bildeten, ganz geeignet, die Liebe zum Seemannsberuf zu erwecken. Kaiser Wilhelm II hat diese Neigung zur Marine bewahrt und bringt sie bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck. Selbst zieht er an der Spitze seines stolzen Geschwaders aus an die Höfe befreundeter Fürsten, um ihnen seinen Gruß persönlich zu überbringen. So lebt denn die alte Sage wieder auf. Bedeutsam erklingt das alte Bardenlied wieder, nur in stolzerer Fassung: „Der Kaiser zog wohl über das Meer."

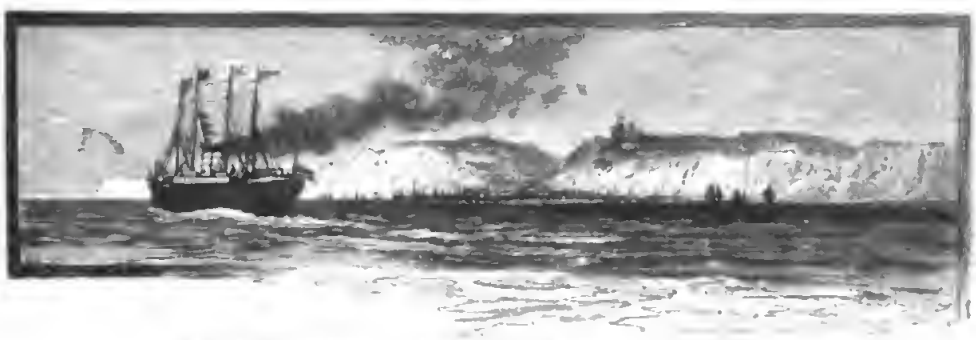
Hatten im vergangenen Jahre die Besuche dem russischen und skandinavischen Hofe gegolten, so zog es den jungen Fürsten in diesem Jahre hin zu dem mächtigen stammverwandten Inselvolke, dessen Königin im engsten Familienverhältnisse zum Hohenzollernhause steht.

Dem Kaiser zu Ehren sollte England seine großen maritimen Streitkräfte entfalten, die es heutzutage zum Beherrscher der Meere gemacht hat, und Se. Majestät selbst wollte dem kritischen Auge der seeerfahrenen Nation die junge deutsche Flotte zeigen, aller Welt zum Beweise, daß unsere Wehr zur See keine Kritik mehr zu scheuen braucht.

Die große Bedeutung der Kaiserreise nach England wurde auch im gesamten Deutschen Reiche nach Gebühr gewürdigt. Als daher die großen transatlantischen Dampfergesellschaften, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, zur Mitfahrt nach England und zur Teilnahme an der großen Flottenparade

auf eigens zu dem Zwecke hergerichteten Dampfern einluden, da war der Andrang so stark, daß die Listen der Teilnehmer bald geschlossen werden mußten und viele Gesuche um Billets abgewiesen wurden. — Am 1. August frühmorgens trug der Sonderzug des Norddeutschen Lloyd diejenigen Passagiere aus allen Gauen Deutschlands, welche auf dem Dampfer „Saale" Platz gefunden hatten, nach Bremerhaven, eine heitere, fröhliche Gesellschaft, denen die frohe Festtagsstimmung aus den Gesichtern sprach. Als der Zug seinen Bestimmungsort erreicht hatte, wurden die Teilnehmer an der Fahrt zuerst auf den Dampfer „Willkommen" gebracht, welcher als Tender für die auf der Reede ankernden Schiffe dient. Das war ein Gewühl auf dem kleinen Fahrzeuge, waren es doch dreihundertundvierzig Passagiere, nebst unzähligen Koffern, die sich auf dem Deck zusammendrängten. Draußen lag im hellsten Sonnenglanze die prächtige „Saale," weithin glänzten die hellgelben Schornsteine, aus denen die weißen Dampfwolken ungeduldig hervorquollen, anzeigend, daß der Koloß bereit sei, seine Fahrt zu beginnen. Es war ein erhebender Moment voll patriotischer Begeisterung, als der „Willkommen" längs der „Saale" festmachte und die Klänge des Präsentiermarsches vom Bord der letzteren ertönten. Jeder war sich bewußt, einem außergewöhnlichen Ereignisse entgegenzugehen. Während die Musik ihre Weisen spielte, nahm die Einschiffung von Bord zu Bord ihren Verlauf. Dutzende geschäftiger Stewards flogen hin und her, um den Reisenden ihre Plätze anzuweisen, die liebenswürdigen Offiziere hatten alle Hände voll zu thun, Instruktionen zu erteilen, sogar die vorher an Bord gekommene hohe Direktion ließ sich herab, diesen oder jenen mit ihrem Wohlwollen zu beehren. Endlich hatte sich das Gewühl der um ihr leibliches Wohl besorgten Passagiere zerstreut. Jeder hatte sich in den kleinen, aber für einen genügsamen Menschen ausreichenden Schiffskabinen zurechtgefunden. Ein transatlantischer Dampfer kann ja auch schließlich keine

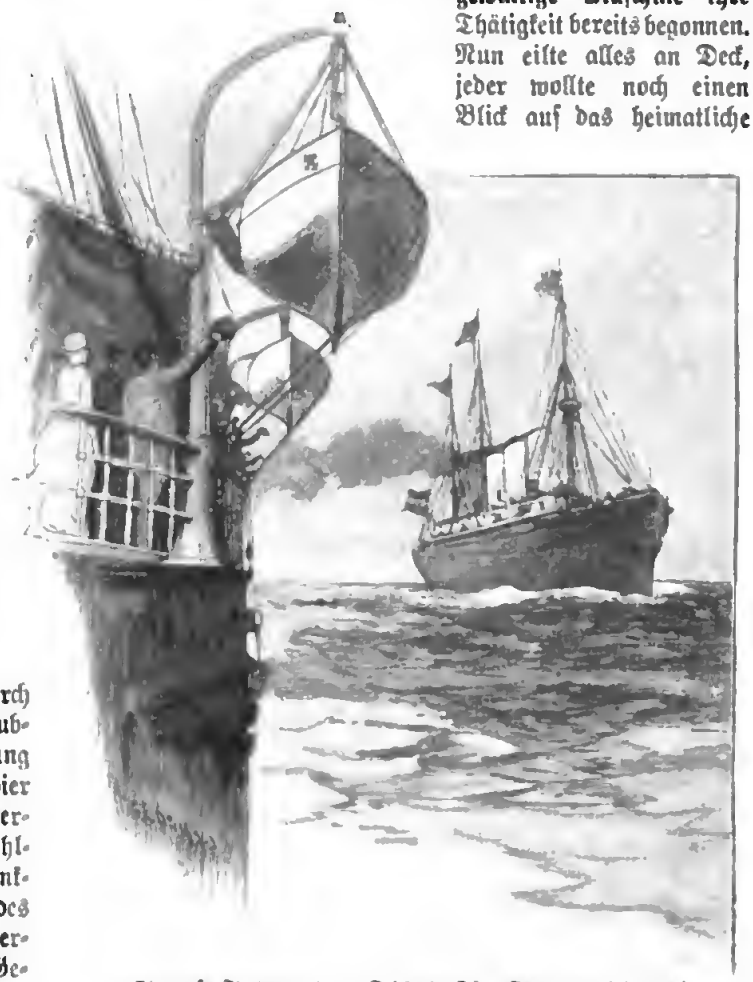
Die große Flottenparade zu Spithead: Deck-Idylle von der „Saale."



Die große Flottenparade zu Spithead: Die „Saale" passiert Dover.

Himmelbetten führen. Freilich murrten einige wohlbeleibte Herren, die zu Hause sich in ihren weichen Pfühlen zwei- bis dreimal in die Quere herumwälzen können, aber ihre Klagen verhallten spurlos, und sie mußten nolens volens bei Nacht ihre Leiber in komprimiertem Zustande dem Gotte Morpheus anvertrauen. Ein bißchen Humor hilft schließlich auch über alles hinweg, und davon war, gottlob! ein großer Vorrat bei allen Passagieren zu finden. Als dann das markerschütternde Gong ertönte, welches zum Frühstück rief, da versammelte sich alles in dem mit fast überladenem Luxus eingerichteten Salon. Den aufgetischten Gängen wurde eifrig zugesprochen, mehr aber noch den Getränken. Das war ein Klingen der Gläser, ein Toasten, ein gegenseitiges Vorstellen beim goldigen Weine! Jetzt hatte man auch Zeit, die Gesellschaft näher zu betrachten. Überall begegnete man berühmten oder wenigstens bekannten Namen. Gesandte und Staatsmänner, Offiziere, Vertreter der Wissenschaften und Künste, der Geldaristokratie, schlichte Rentiers, alles, alles durcheinander. Hier sah man den Grafen Wilhelm Bismarck mit seiner Gemahlin, dort den chinesischen Gesandten, dort lenkte der allbekannte Ludwig Pietsch die Aufmerksamkeit auf sich. — Ein äußeres Zeichen der geselligen Zusammengehörigkeit hatte der Verein „Seglerhaus am Wannsee" durch Anbringung seines Klubständers in einer Abteilung des Salons verraten. Hier in der lauschigen Ecke vereinigten sich zu den Mahlzeiten und fröhlichen Trinkstunden die Mitglieder des bekannten Berliner Segelvereins, welche so oft Gelegenheit gehabt hatten, den Kaiser bei Ausübung des herrlichen Wassersports auf den Havelseen zu begrüßen. Der Klub hatte eine außergewöhnliche Berechtigung, bei der Flottenparade zugegen zu sein. Vertrat er doch gewissermaßen den deutschen Sport den englischen Kollegen gegenüber. Wie wohl war manchem der Herren zu Mute, so ganz ohne Muttern, welche daheim stets ängstlich den Weinkonsum des gestrengen Gemahls überwacht hatte, beim Kreisen der kristallenen Becher! Armes deutsches Weib, wo sind alle deine Ermahnungen geblieben, die du dem scheidenden Gatten auf den Weg mitgegeben, wo alle die weisen Vorschriften über den Genuß geistiger, namentlich schäumender Getränke!

Das eintönige Klicken der aufgehenden Ankerkette sollte das melodische Gläserklingen jäh unterbrechen; ein leises Zittern ging durch das mächtige Schiff, ein Zeichen, daß die gewaltige Maschine ihre Thätigkeit bereits begonnen. Nun eilte alles an Deck, jeder wollte noch einen Blick auf das heimatliche

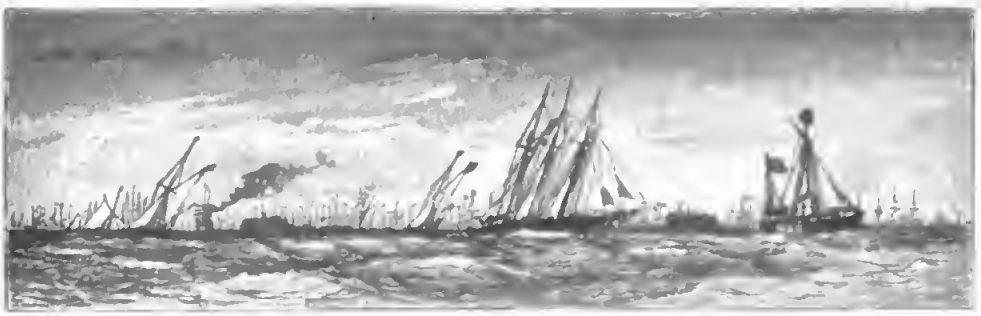


Die große Flottenparade zu Spithead: Die „Saale" passiert die „Augusta Viktoria."

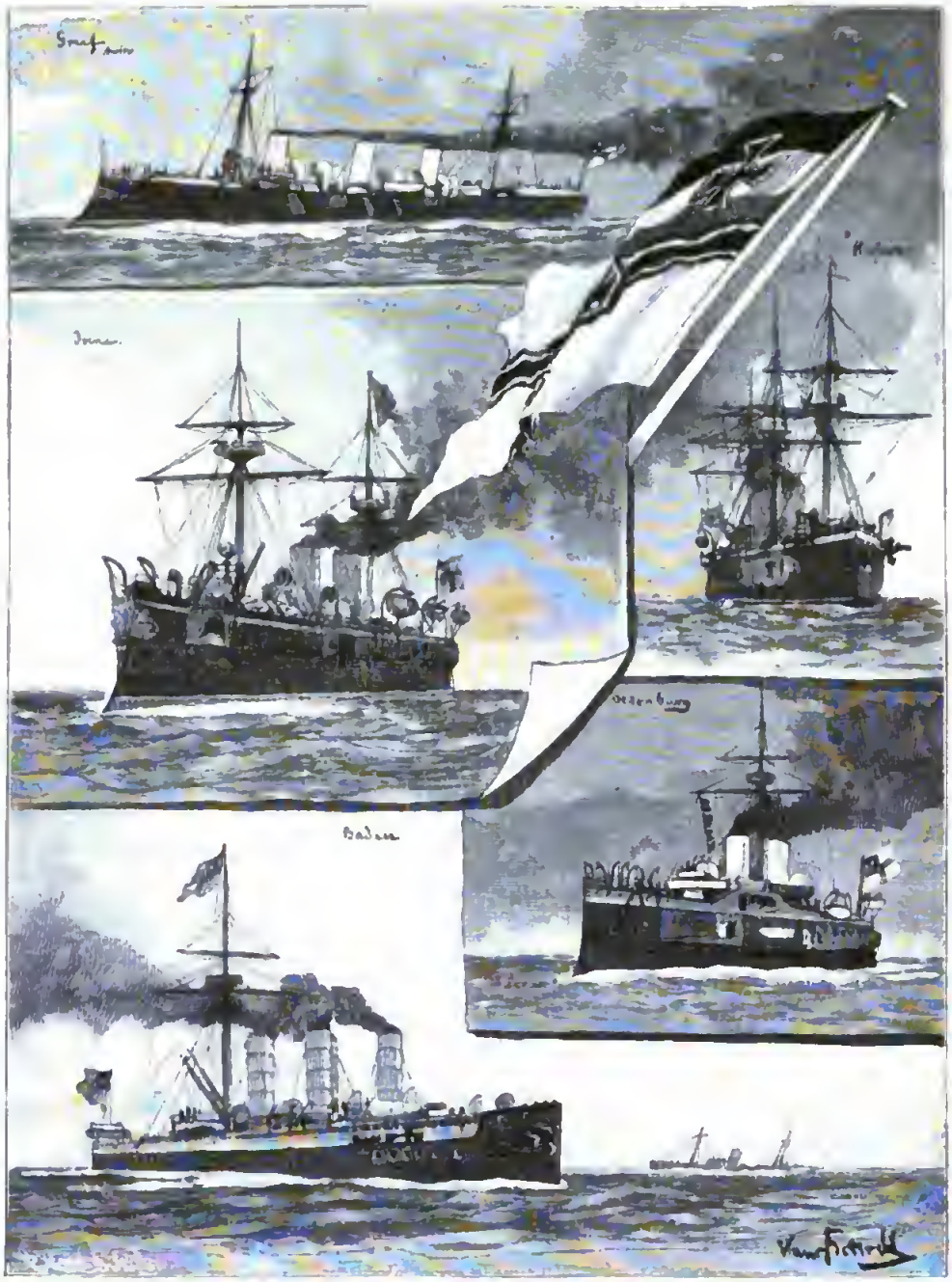
Die große Flottenparade zu Spithead: Die „Saale" salutiert das deutsche Geschwader bei Beachy-Head.

Gestade werfen. Die an Bord befindliche Musik der Matrosen-Artillerie begleitete das Festmachen des Bugankers, und bald zeigten die breiten weißen Schaumstreifen am Vorsteven an, daß das Schiff mit voller Fahrt dem Meere zustrebte. „Dem Meere zu." Mit Spannung sah mancher Neuling zur See auf den Horizont. Seinen „Marryat" hatte jeder von der Schulzeit her dunkel noch in der Erinnerung. Hui! wie der Sturm raste, wie des Schiffes Rippen knackten, wie die Masten brachen und die wüsten Wogen das Fahrzeug zu verschlingen drohten! Doch nichts von alledem. Vater Neptun ist im Grunde genommen doch ein urgemütlicher Philister. Warum sollte er die schöne patriotische Fahrt durch seine Laune stören? Und so steckte er denn den übelberüchtigten Dreizack in das Futteral, legte sich auf das Ohr und schlief. Die von mehreren Passagieren genossenen Kokainpillen bewährten sich daher prächtig, das Gespenst der Seekrankheit hatte sich schon beim bloßen Anblicke dieses Gewaltmittels zurückgezogen. Der Dampfer eilte rüstig weiter. Vorbei ging's an den im Flaggenschmucke prangenden Baaken und Leuchttürmen. Bald war das Land außer Sicht, und nur abends verrieten hin und wieder aufblitzende Lichter die ferne Küste. Nachts sollte Papa Neptun noch etwas aus seinem Schlafe aufwachen. Ein schweres Gewitter raste über die Nordsee dahin, und die Passagiere machten die Bekanntschaft der Dampfsirene, welche die „Saale" in kurzen Abständen ertönen ließ, um bei dem dichten Regen die Gegensegler zu warnen. Dem gesunden Schlafe der meisten Reisenden war es zu verdanken, daß das schauerliche Geheul nicht mehr Schläfer weckte. Nur vereinzelt erschienen sie auf Deck, um die Ursachen der nächtlichen Musik zu erspähen.

Herrlich brach der Morgen des 2. August herein. Schöner blauer Himmel, smaragdgrüne See, gekrönt mit weißen Katzenpfoten, lachten den Augen entgegen. In der Ferne tauchten die ersten Anzeichen des nahen England auf. Die Goodwin Sands-Feuerschiffe wurden passiert, und bald erschienen die weißen Linien der Dover-Cliffs. Die „Saale" griff mächtig aus. Näher und näher

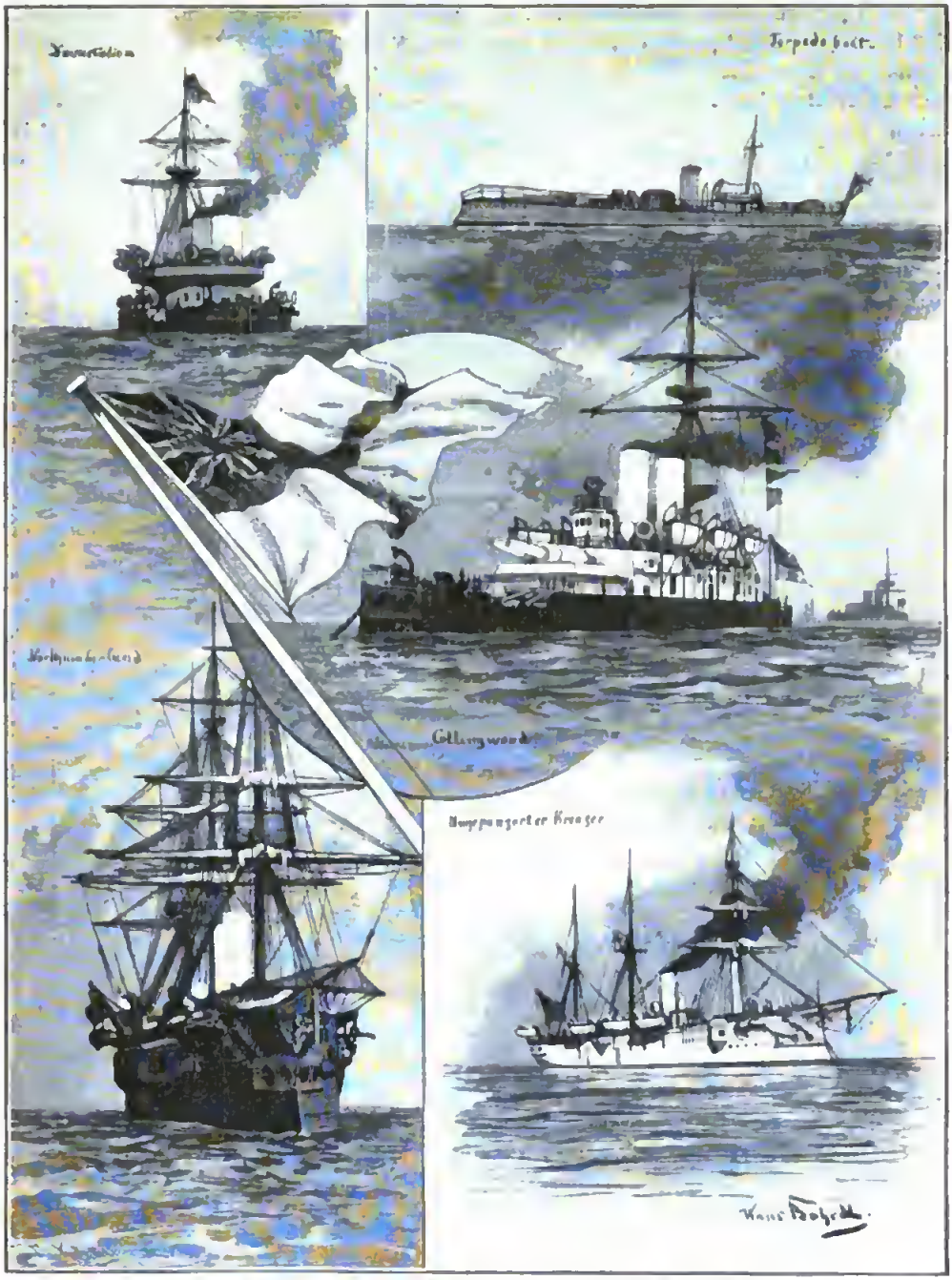


Die große Flottenparade zu Spithead: Erster Anblick von Spithead.



Die große Flottenparade zu Spithead: Typen deutscher Kriegsschiffe.

kamen wir an die Kreidefelsen heran. An den vier Masten des Dampfers stiegen die lustig im Winde auswehenden Flaggen empor. Die englische am ersten Maste zu Ehren des Bestimmungslandes, am zweiten die Norddeutsche Lloyd-, Post- und Bremerstadtflagge am dritten und vierten Maste. Das Namenssignal flatterte auf, während hinten am Heck sich die deutschen Farben entfalteten. Bei Doverpier wurde der Flaggensalut gegeben und vom Lande aus erwidert. Wie schön bot sich die englische Küste dem Auge dar! Da glänzten die weißen Cliffs, dort ragte das Dover-Castle hervor, dort die alte Sachsenkirche und der altrömische Leuchtturm. Es schwirrte von Erklärungen, die manchmal



Die große Flottenparade zu Spithead: Typen englischer Kriegsschiffe.

nicht ganz glaubhaft aufgenommen wurden. Ich erinnere mich mit Vergnügen des alten biederen Berliners, der einem kundigen, ihm alle Schönheiten Erläuternden, sehr trocken antwortete: „Na, nu man los, so 'ne schöne Jelegenheit, mir wat vorzureden, kommt nie wieder."

Folkestone flog an den Augen vorüber, eine recht trübe Erinnerung für unser Volk. Dort im Grunde der smaragdgrünen Flut liegt unser schönes Panzerschiff „Der große Kurfürst." An dieser Stelle rauschten einst die Wogen das Totenlied Hunderten unserer unglücklichen Landsleute. Wehmütig blickten wir hinüber zu dem am Lande errichteten Denkmal.

Doch fort mit den trüben Gedanken. — Der Ruf: „Die ‚Augusta Viktoria', der neue Hamburger Schnelldampfer, kommt!" lenkte aller Blicke nach vorn. Mit achtzehn Seemeilen Geschwindigkeit raste das herrliche Fahrzeug, ein Erzeugnis deutscher Schiffsbaukunst, uns entgegen. Grüße flogen herüber und hinüber, die Musik erscholl, die Flaggen senkten sich, und aneinander vorbei schossen die beiden schönen Schiffe. Kurze Zeit darauf war der Hamburger dem Auge entschwunden. Da steigt im Westen Rauch auf. Nach und nach lassen sich am Horizonte Masten erkennen. Frohe Ahnung erfüllt die Gemüter, sollen wir doch nach Berechnung der Offiziere das deutsche Geschwader noch vor Spithead antreffen. Näher und näher braust die „Saale" heran. Jetzt werden die Schiffe deutlicher sichtbar. Dort allen voran die schlanke Jacht mit der gelben Standarte am Großtopp. Ja, sie sind es, es ist der deutsche Kaiser mit seiner stolzen Flotte. Die Bewegung an Bord wird größer und größer. An den Masten steigen die Flaggen empor, die Musik bereitet sich vor.

Die große Flottenparade zu Spithead: Begrüßung Kaiser Wilhelms durch den Prinzen von Wales.

Die „Saale" ändert den Kurs ein wenig, sie läuft, als ob sie Flügel bekommen hätte. Jetzt passieren wir das Geschwader. Da er-

Die große Flottenparade zu Spithead: Der Kaiser kommt. Englische Jachten begleiten die „Hohenzollern“ beim Empfang.

tönen die ersten Klänge des Präsentiermarsches, die Flaggen senken sich ehrerbietig, die Jacht „Hohenzollern“ befindet sich längsseit. Begeisterung faßt alles; Thränen in den Augen vor innerer Bewegung, so donnern dem deutschen Kaiser und der deutschen Flotte die ersten Hurras entgegen. „Heil dir im Siegeskranz!“ wird gesungen. Jeder zittert vor freudiger Erregung, voll des unvergeßlichen Augenblickes. Da liegen die schwimmenden Wälle des Vaterlandes, da blicken die Männer herüber, die unsere Seegrenzen schützen werden vor Feindeshand. Ein stolzes Bewußtsein der Kraft und Wehrhaftigkeit des geeinten Deutschland schleicht sich in unser Gemüt. Nun mag kommen, was da will. Die Wacht steht nicht mehr allein an des Landes Grenzen, nein, auch draußen auf der blauen Flut, kampfbereit und todesmutig.

Unser Dampfer fliegt an dem Geschwader vorbei. Wir dürfen die manövrierenden Schiffe nicht stören. Mit voller Kraft streben wir unserm Ziele Spithead zu, um dem Empfange des Kaisers beizuwohnen.

Bald wird es auch auf dem Wasser lebendig. Prächtige Lustjachten rauschen uns entgegen. Mit Wohlgefallen haftet das Auge an den herrlichen Fahrzeugen, die ihre Schwingen in der munteren Brise entfalten. Wie die Renner mit ihrem messerscharfen Buge durch die grünen Fluten rasen! Die Berliner Segler können sich nicht satt sehen und beneiden ihre englischen Sportkameraden im stillen um das prächtige Material. Nun, nur Mut und Geduld! Der deutsche Wassersport ist im hellen Aufblühen begriffen; mit der Entwickelung der Wehrkraft zur See wird auch die Liebe zu dem männlichen Sport Boden gewinnen. Geht doch unser Kaiser selbst allen voran. Auch die deutsche Jachtflagge wird sich mit der Zeit Achtung zu verschaffen wissen.

Lebendiger, immer lebendiger wird es im Wasser. Immer mehr Segelboote und Dampfer werden sichtbar; endlich lösen sich lange, lange Mastenreihen vom Horizonte. Da ist der Stolz Englands, da liegt die gewaltige Flotte, welche die Meere beherrscht. Jetzt tauchen auch die mächtigen Spitforts empor, und unter einem Gewimmel von Fahrzeugen aller Art kommt uns die königliche Jacht „Victoria and Albert“ mit dem Prinzen von Wales an Bord entgegen, welcher den deutschen Kaiser am „Nab,“ dem Feuerschiff, begrüßen soll. Unter den Klängen der englischen und deutschen Nationalhymne und donnernden Hochrufen passieren wir die prächtige Dampf-Jacht. Jetzt haben wir die mächtige Flotte vor uns. In stiller Majestät liegen die Kämpen des Meeres vor ihren Ankern. Wir dampfen mit gesenkter Flagge durch die langen Reihen. Wie haben sich die Zeiten geändert! Dort drüben in Portsmouth ragen noch die himmelhohen Masten des berühmten Admiralschiffes Nelsons, der „Victory,“ empor, ein malerisches, stolzes Gebäude voller Schönheit und Poesie. Hier auf der Reede von Spithead treffen wir die niedrigen, fast häßlichen Fahrzeuge der Neuzeit. Die alte Schiffsromantik ist dahin; der allmächtige Dampf hat ihr das Todesurteil gesprochen, und nur noch einigen Kreuzern gestattet man aus Sparsamkeitsrücksichten, die weißen Schwingen zu entfalten. Das Alte sinkt, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Der menschliche Geist hat gearbeitet und Fahrzeuge geschaffen, deren Wirksamkeit die alten, braven Dreidecker in wenigen Minuten zu hilflosen Wracks gemacht hätte. Das Erzeugnis der in stiller Studierstube ausgeheckten Gedanken eines vielleicht schwächlichen, aber erfindungsreichen Menschen macht die Kräfte von tausend heldenmütigen Streitern zu schanden.

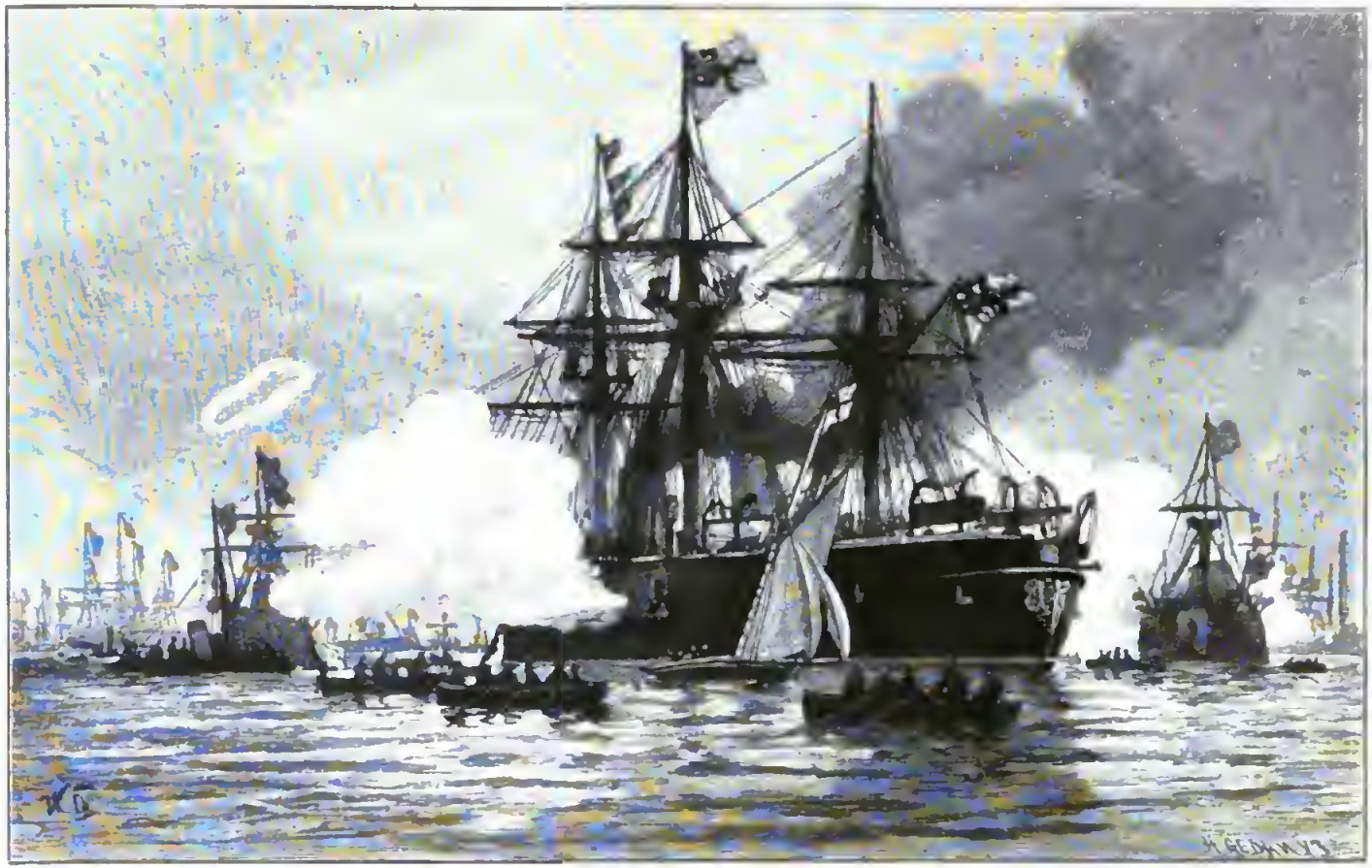
Da liegen die modernen Kriegsfahrzeuge vor unsern Augen, niedrig im Rumpf, statt der schlanken Linien nur breite Kurven, statt der unzähligen aus den Stückpforten hervorlugenden Kanonen ein paar unförmige Riesengeschütze, deren vernichtende Wirkung man früher wohl als Fabel verlacht hätte. Die schlanken Masten sind verschwunden, nur hin und wieder zeigen sich verschämt ein paar Exemplare mit wirklichen Stangen und Raaen. Kurze, gedrungene Signalmasten, mit einer Art Mastkorb versehen, wie ihn die alten Drachenschiffe führten, erinnern an längst entschwundene Zeiten. Parce qu'on revient toujours à ses premiers amours. Nur schleudert man von diesen Plattformen nicht mehr die harmlosen Pfeile, sondern weittragende, vernichtende Sprenggeschosse. Der zierliche, helle, freudige Anstrich deckt Panzerplatten bis zu 18 Zoll Stärke, an denen die Kanonenkugeln Nelsons abgeprallt wären wie Kieselsteine. Im Innern arbeitet mit ungeheurer Kraft die Maschine, welche dem ganzen Bau mehr Leben und Beweglichkeit

Die große Flottenparade zu Spithead: Die Einfahrt der „Hohenzollern“ in die englischen Reihen.

verleiht, als alle die Dutzende von Segeln es jemals vermocht hätten. So präsentiert sich das Kriegsschiff der Neuzeit, eine furchtbare Waffe im Angriff sowohl, wie in der Verteidigung. Der Maschinist und der Geschützführer werden die Seeschlacht der Zukunft entscheiden. Im übrigen werden Mut und Geschicklichkeit ihren Wert behalten, wie zu allen Zeiten. Die „Saale" hat endlich die lange Reihe der Kriegsschiffe passiert und biegt nun nach links aus, um sich an den für sie bestimmten Ankerplatz zu begeben. Eine stattliche Anzahl von Handelsdampfern hat sich ebenfalls eingefunden. Vor allen Dingen bringen wir dem Hamburger Dampfer „Suevia" unsern Gruß entgegen, an dessen Bord sich Männer aus allen Teilen Deutschlands zusammengefunden haben, um, gleich uns, dem Kaiser und seiner Flotte ihren Gruß in fremdem Lande darzubringen.

Die „Saale" stoppt, der Anker rasselt in die Tiefe, und erwartungsvoll blickt alles nach Osten zu, woselbst aufsteigender Pulverdampf und ferner Geschützdonner verkündet, daß der Prinz von Wales mit Kaiser Wilhelm II zusammengetroffen ist und die Begrüßung stattgefunden hat. Gleichsam als Vorboten rauschen Hunderte und Hunderte von weißbeschwingten Seglern und eleganten Dampfjachten in den Solent. Welch eine Fülle von herrlichen Fahrzeugen, welch ein Gewühl von Sportbooten aller Art! Wahrlich, England weiß auf dem Wasser zu imponieren. Es ist der seemännische Geist der alten Sachsenrasse, welcher in diesem Volke zur höchsten Blüte gelangt ist.

Da blitzt vom Flaggschiff „Howe" der erste Salutschuß auf. Alle Kriegsfahrzeuge gehorchen dem Signal, und nun donnert und dröhnt es in der weiten Bucht von dem tausendfachen Geschützfeuer. — Der Kaiser kommt. — In dem Gewirr der unzähligen Boote gewahren wir endlich die „Hohenzollern," gefolgt von der „Victoria and Albert" und anderen offiziellen Fahrzeugen, weiter zurück das deutsche Geschwader in lang ausgezogener Linie. Langsam und majestätisch kommt die kaiserliche Jacht mit der großen gelben Standarte im Großtopp heran. Jetzt ertönt die Musik auf allen Schiffen: Präsentiermarsch, Heil dir im Siegerkranz, Wacht am Rhein, Preußenmarsch, alles durcheinander. In die Trompetenklänge mischen sich Tausende und aber Tausende von Hurrarufen. Die Matrosen entern auf in die Wanten und Raaen, die Damen wehen mit Taschentüchern, die Flaggen senken sich ehrerbietig. An Bord der „Saale" hat die Begeisterung den höchsten Gipfel erreicht; der Sturm legt sich erst, als die „Hohenzollern" vorbeigedampft ist. In echt militärischer Haltung, Soldat vom Kopf bis zu den Füßen, steht der Kaiser auf der Kommandobrücke, jede sich senkende Flagge begrüßend. Ihm zur Seite gewahrt man den Prinzen von Wales und den Prinzen Heinrich von Preußen, den künftigen Chef der deutschen Flotte. Jetzt kommen unsere Schlachtschiffe heran, eins nach dem anderen wird mit stürmischen Hurras begrüßt. Unbeweglich, Gewehr bei Fuß oder Gewehr über, stehen unsere blauen Jungen auf den Decken, echt militärischen und seemännischen Geist verratend. Langsam passieren die Schiffe „Baden," „Sachsen," „Oldenburg," „Friedrich der Große," „Preußen," „Irene," „Kaiser," „Deutschland," „Wacht," „Ziethen" und „Greif." Bei den letzteren Fahrzeugen wird das Hurrageschrei schon schwächer und schwächer. Alle, alle die Tausende von menschlichen Kehlen haben ihre Kräfte fast erschöpft, und nur heisere Laute dringen hervor. In der Osborne-Bucht wirft das Geschwader Anker und salutiert unter donnernden Geschützsalven Ihre Majestät die Königin von England, welche dem deutschen Kaiser, ihrem Enkel, in Osborne Castle einen herzlichen Empfang bereitet hat, an welchem wir Passagiere der „Saale" natürlich nur im Geiste teilnehmen konnten. Als an Bord die Speiseglocke ertönte und die Reisenden sich im Salon versammelten, da klangen dann die Gläser zusammen, und ein dreifaches Hoch auf unsern Kaiser machte den mächtigen Dampfer erzittern. Eine Begrüßungsdepesche wurde aufgegeben und Sr. Majestät übermittelt. Als die Nacht hereinbrach, sollte ein großartiges Schauspiel alle wieder auf Deck vereinigen. Die vor Anker liegenden Panzerschiffe und Avisos ließen ihre kolossalen elektrischen Scheinwerfer spielen. Da schossen Dutzende leuchtender, meilenlanger Strahlen in die Finsternis hinaus, bald ein Fort, bald ein fernes Schiff grell beleuchtend. Hin und wieder kreuzten sich die blitzenden Linien oder verschwanden in den niedrighängenden Wolken, deren Ränder sich dann tageshell von dem übrigen dunklen Nachthimmel abhoben. Warf dann ein Apparat uns den sonnengleichen



Die große Flottenparade zu Spithead: Der Salut des deutschen Geſchwaders.

Strahl entgegen, so mußte man unwillkürlich die Augen schließen, da das grelle Licht kaum zu ertragen war. Das unvergleichliche Schauspiel dauerte zwei Stunden lang, man wurde nicht müde, es zu betrachten. Als die letzten Lichter verlöschten, da sammelten sich die verschiedenen Gruppen in den Salons, um beim fröhlichen Becherkreisen die Ereignisse des Tages noch gründlich durchzusprechen. Das war ein Gewirr von Reden und Toasten bis in die späte Nacht hinein! An Schlafen wurde kaum gedacht, und wenn Gott Morpheus nicht schließlich doch die Oberhand behalten hätte, so wäre sicherlich kein einziger an Bord zur Koje gegangen.

Der Morgen des 3. August brach trübe und stürmisch herein. Der englische Lotse, ein richtiger alter Meergreis, hatte schon am gestrigen Tage schlechtes Wetter prophezeit, aber niemand hatte dem Unkenrufe Gehör geschenkt. Jetzt war es wirklich eingetroffen, ein echtes, rechtes englisches Kanalwetter. Da sauste der Sturm durch das Takelwerk, da peitschte der wildeste Regen die schäumenden Wasser des Solent. Ein Glück für die Neulinge an Bord, daß die „Saale" unter Landschutz lag. Draußen auf dem tiefen Wasser hätte Kapitän Marryat Gelegenheit gehabt, ihnen zu beweisen, daß er nicht gelogen. Vater Neptun hatte sich vielleicht mit Tritonen und Meernixen gezankt und war in einer unbeschreiblich schlechten Laune. Dichter und dichter wurde der Regen, und als auch selbst gegen Nachmittag der Himmel sich nicht klärte, da wurde es zur Gewißheit, daß die Parade nicht stattfinden könne. Bald kam auch die Nachricht, daß dieselbe auf Montag verschoben sei. Man mußte sich eben trösten. Die „Saale" sollte zwar schon am anderen Morgen früh drei Uhr laut Anschlag im Salon zurück nach Bremerhaven dampfen, da sie am 7. August schon wieder nach New-York auszulaufen bestimmt war, aber jedermann hielt es für selbstverständlich, daß die an Bord befindliche Direktion nicht nur aus patriotischem Gefühl, sondern namentlich durch die programmgemäß gegebene Zusicherung, erst nach vollständiger Beendigung der Parade zurückzukehren, bestimmt, das Verbleiben des Schiffes bis zum Montag anordnen würde. Dem war aber leider nicht so.*)

*) Um meiner übernommenen chronistischen Pflicht zu genügen, darf ich dem Publikum die nachfolgende traurige Episode, welche einen so herben Mißton in die fröhliche, patriotisch begeisterte Gesellschaft an Bord bringen sollte, nicht vorenthalten. Wer hätte eine derartige Behandlung der Passagiere seitens des „Norddeutschen Lloyd," dessen Ruf weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgeht, erwartet? — Zuerst hielt es die Direktion nicht einmal der Mühe wert, den Reisenden irgendwelche Auskunft zu gewähren, geschweige denn, sich zu entschuldigen. Sie zog sich in sogenannter Vornehmheit zurück, bei der bestimmten Erklärung, daß der Dampfer am 4. früh expediert würde, verbleibend. Als die Entrüstung der Passagiere durch Proteste, in denen man auf die im Programm klar und deutlich ausgesprochenen Verpflichtungen hinwies, sich Luft machte, wurden diese von fast allen unterzeichneten Schriftstücke in der nonchalantesten Weise behandelt. Die Direktion hielt es unter ihrer Würde, darauf zu antworten. Depulationen wurden auf ähnliche Art behandelt und kehrten unverrichteter Sache zurück. Eine Versammlung fast sämtlicher Mitreisender verlangte dann stürmisch die Anwesenheit des Herrn Direktors, welcher endlich, endlich sich herabließ, zu erscheinen und zu erklären, daß die „Saale" wohl bleiben könne, wenn man Garantieen böte, daß die Parade am Montag stattfinden würde. Doch mußte ihm dies Zugeständnis nur allzubald leid geworden sein, denn als Graf K. sich erbot, in seiner Eigenschaft als höherer Offizier, Se. Majestät persönlich um Auskunft zu bitten, widerrief der Herr Direktor seine Worte, und mußte er es sich daraufhin gefallen lassen, daß ihm seitens hervorragender Passagiere „der böse Wille" konstatiert wurde. Schließlich gestattete er jedoch mit ungemeiner Leutseligkeit, daß diejenigen, welche noch — es war bereits 1 Uhr nachts — an Land gehen wollten, dies nach Belieben thun könnten, er werde ihnen am Montag einen kleinen Dampfer zur Verfügung stellen, auf dem sie seinetwegen die Parade besichtigen könnten. Wo dieselben aber in den seit Tagen überfüllten Ortschaften der Umgebung, in denen selbst für schweres Gold kein Zimmer mehr zu haben war, ein Unterkommen finden sollten, das verriet der Herr Direktor leider nicht, und so mußte denn dieser Vorschlag zurückgewiesen werden. Es blieb dabei, die „Saale" dampfte am 4. August morgens 5 Uhr ab. Wir wollen an dieser Stelle hier kein Urteil fällen, das ist Sache des Richters, dessen Spruch die Handlungsweise der Direktion des „Norddeutschen Lloyd" entweder entschuldigen oder verdammen wird. Traurig, sehr traurig ist es nur, daß man seitens der letzteren nicht einen, der Würde einer so mächtigen Gesellschaft besser entsprechenden Ausweg gefunden hat, den Verpflichtungen gegen die Passagiere nachzukommen. Daß diese Verpflichtungen bestanden, beweist schon der Umstand allein, daß der zu gleichem Zwecke und unter gleichen Bedingungen ausgesandte Dampfer „Suevia" von der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft" thatsächlich geblieben ist.

Als der Morgen des 4. August anbrach und die helle, fröhliche Sonne die prächtige

Die große Flottenparade zu Spithead: Illumination mittels Scheinwerfer.

Die große Flottenparade in Spithead: Die Flottenparade.

Landschaft beleuchtete, da ging der Anker auf, diesmal nicht von Musik, sondern vom Murren der Passagiere begleitet. Bald war das schnelle Schiff verschwunden, und auf der Spitheader Reede machte man große Augen, als der deutsche Dampfer in der Reihe der Handelsfahrzeuge fehlte. Warum, fragte man, gerade der deutsche? Gerade er sollte keine Zeit haben, den Kaiser bei Abnahme der Parade zu begleiten? Gottlob! da lag noch der Hamburger; wenn auch nicht so stolz und schön wie der Bremer, aber man war doch zufrieden, daß die erste deutsche Seestadt am Ehrentage des Kaisers vertreten war. Möge das alte brave Hamburg dafür bedankt sein, daß es die deutsche Handelsflagge an jenem Tage wehen ließ!

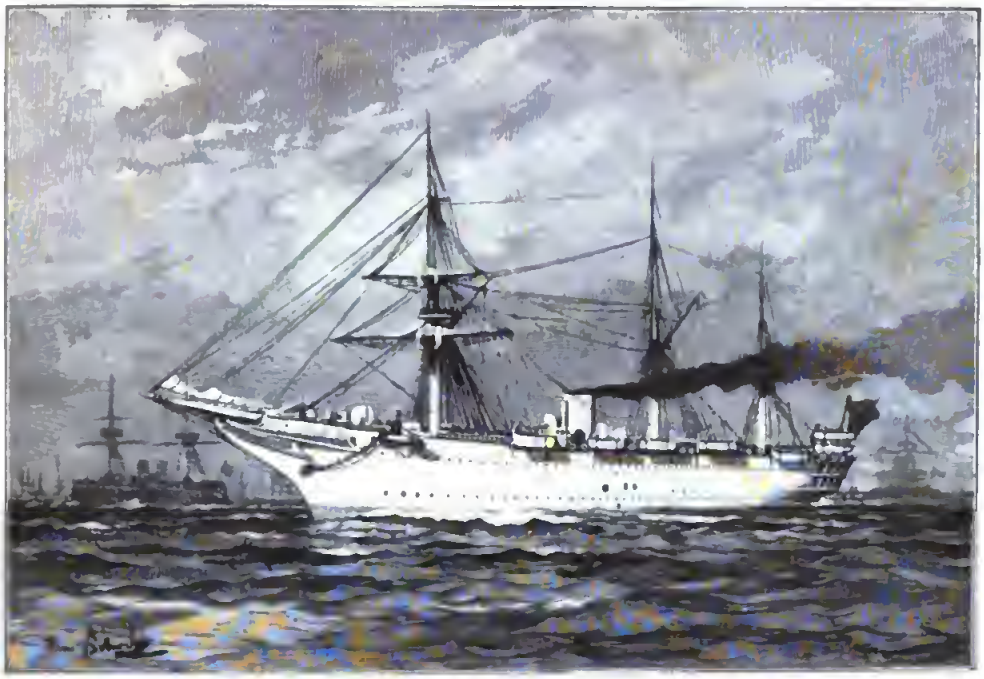
Das war ein prächtiger Sonntag auf den Wassern des Solent, ein echtes, braves Segelwetter, für alle Anwesenden ein wahrer Festtag. Da schossen die flinken Jachten durch die Fluten, da wühlten die Dampfer den schneeweißen Dampf auf. Unendlicher Jubel verkündete dann, daß die hohen Herrschaften gleichfalls auf dem Wasser sich befänden. Eine Dampfpinasse, mit der kaiserlichen Standarte am Heck, drängte sich durch das Gewühl. Der Kaiser besichtigte einige englische Kriegsschiffe sowie den neuerbauten, der königlichen Reserve zugeteilten transatlantischen Postdampfer der White Star Line „Teutonic," eins der riesigsten Fahrzeuge der jetzigen Handelsmarine

Bis in die späte Nacht dauerte das Treiben auf dem Wasser, schwer konnte man sich von dem prächtigen Anblicke trennen. — Der Morgen des 5. August brach wieder trübe und regnerisch herein. Man fürchtete schon wieder ein Unwetter, welches die Parade unmöglich gemacht hätte.

Doch diesmal hatte der Wettergott ein Einsehen. Es klärte sich allmählich auf. Da steigen an den Masten sämtlicher Schiffe die bunten Flaggen und Wimpel empor. Da flattern in den Toppen die deutschen Farben zu Ehren der gastlich weilenden Flotte. Die steife Brise laßt das Tuch prächtig auswehen. Ein glänzender maritimer Anblick bietet sich dem Auge dar. Hunderte von Sportfahrzeugen mit gerefften Segeln durchfurchen das Wasser und drängen sich zwischen die festlich geschmückten Reihen. Ein Signal macht endlich klares Terrain, und bienengleich sammeln sich die prächtigen Jachten an den Außengrenzen des Paradegebietes. Da blitzt es wieder vom Flaggschiff „Howe" auf. In unaufhörlicher Reihenfolge dröhnt Schuß auf Schuß zu Ehren des neuen Admirals der britischen Flotte, Kaiser Wilhelms II. Auf ein Signal entern die Matrosen in die Wanten und Raaen auf. Da erscheint von Osborne her die königliche Jacht „Victoria and Albert," begleitet von den offiziellen Fahrzeugen „Enchantreß" und „Fire Queen." Am Vortopp weht die königlich englische, am Großtopp die kaiserlich deutsche Standarte. Der dritte Mast trägt die Admiralsflagge. Auf der Kommandobrücke sehen wir den deutschen Kaiser, den Prinzen von Wales, Prinz Heinrich von Preußen, Prinz Albert Victor, Prinz George von Wales, Prinz Christian und Prinz Heinrich von Battenberg. Langsam, majestätisch dampft die königliche Jacht durch die Reihen der salutierenden Kriegsschiffe. Wer vermöchte den Enthusiasmus, das tausendfache Hurrageschrei zu beschreiben! Ein gewaltiger Zug nationaler Zusammengehörigkeit wehte durch das Ganze. Es war, als ob der Ausdruck der gesamten teutonischen Rasse zum Durchbruch gekommen wäre. Mögen die Politiker beider Nationen ganz andere Wege gehen, ein Gefühl der nahen Verwandtschaft wird stets im Herzen bleiben.

Der allgemeine Jubel legt sich erst, als die „Victoria and Albert" in der Nähe des Flaggschiffes „Howe" Anker wirft und ein Signal die kommandierenden britischen Offiziere an Bord beruft. Da wimmelt es auf dem Wasser von leichtbeschwingten Dampfbarkassen und Pinassen, welche die gestrengen Herren Kommandeure der gewaltigen Kriegsmaschinen an Bord der königlichen Jacht führen. Dort versammeln sich alle, um den bewegten Dankesworten des deutschen Kaisers zu lauschen. Se. Majestät spricht aus voller Seele. Er selbst ist kein Laie in maritimen Dingen, und der britische Seemann kann stolz auf das ihm zuerteilte Lob sein. Ein dreifaches Hurra antwortet dann auf die warme Ansprache. Die Offiziere eilen ihren Schiffen wieder zu, die „Victoria and Albert" nimmt den Anker wieder an Bord und dampft zurück nach Osborne. Da verkündet neuer Geschützdonner und neues Hurrageschrei etwas Außergewöhnliches: die Königin Viktoria von England begrüßt ihre stolze Flotte. Noch einmal durchfährt die „Victoria and Albert" die Reihen. Diesmal gilt der Jubel der hoch-

Die große Flottenparade zu Spithead: Kaiser Wilhelm empfängt die kommandierenden Offiziere auf der kgl. großbrit. Jacht „Victoria and Albert."



Die große Flottenparade zu Spithead: Indisches Truppentransportschiff mit dem House of Parliament an Bord.

betagten Landesmutter, die von dem Verdeck aus das wunderbare Schauspiel an ihren Augen vorüberziehen läßt.

Die Festtage bei Spithead sind vorüber. Mag das große Ereignis einen politischen Hintergrund haben oder nicht, wir Deutsche empfinden mit hoher Befriedigung, daß der Empfang unsers Kaisers und unserer jungen Flotte keine leere Förmlichkeit gewesen ist. Wer Zeuge des großartigen Schauspiels und des ungeheuchelten Enthusiasmus gewesen ist, dem werden die Augen darüber aufgegangen sein. Mögen beide Völker ihre Macht zum Heile Europas, das heißt zur Erhaltung des Friedens aller Welt dargethan haben!

Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Von Dr. Hugo Landwehr.

(Abdruck verboten.)

Die Verschwörung des Fiesco hat vielfach das Interesse der Geschichtsforscher in Anspruch genommen, freilich ohne es jemals völlig zu befriedigen. Denn das Urteil, welches über den Genuesen zu den verschiedenen Zeiten gefällt ist, hat nach zwei Richtungen seinen Weg eingeschlagen. Hauptsächlich wogt der Streit zwischen den italienischen Historikern. Denn in Deutschland ist Fiescos Name durch Schiller, in Frankreich durch J. J. Rousseau in dem Maße populariſiert, daß der Typus seiner Gestalt für alle Zeiten unantastbar festgesetzt zu sein scheint. An ihm zu rütteln, wird nur dann gestattet sein, wenn der Forschung neue Quellen sich eröffnen, an deren Hand es möglich ist, das idealisierte Bild auf seinen realen Wert zurückzuführen. Die Italiener, vornehmlich die Genuesen haben ein Anrecht auf das Verdienst, zur Beurteilung Fiescos neues Material aus einheimischen und spanischen Archiven ans Licht gezogen zu haben. Auf Grund desselben ist ein genauerer Einblick in das Getriebe der Verschwörung möglich.

Mit Recht behauptet Altmeister Ranke, daß ein jeder beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz er-

scheint. So kann denn auch Fiesco nur aus den Verhältnissen seiner Zeit heraus verstanden werden.

Genuas Bedeutung war seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Seit dem Ende des XV. und dem Beginn des XVI. Jahrhunderts hatte dann die Republik vornehmlich unter den Kämpfen zu leiden, die zwischen Spaniern und Franzosen auf italienischem Boden ausgefochten wurden. Je nachdem die eine oder die andere Partei den Sieg davontrug, hatte auch Genua den Herrn gewechselt. Verfassungsänderungen waren verschiedenfach damit verbunden. Erst seitdem Andrea Doria durch einen Staatsstreich die leitende Stellung in der Republik gewonnen hatte (1528), begann die genuesische Politik ihre hin und her schwankende Haltung abzulegen. Indem Andrea Doria als Admiral seine Kräfte in den Dienst Karls V stellte, kam Genua dauernd unter kaiserliche Botmäßigkeit. Durch diesen Übertritt war der Kampf zwischen Frankreich und Spanien so gut wie entschieden. Denn nicht allzu vermessen schreibt damals Doria an den König Heinrich VIII. von England: „Wen ich verteidige, der ist Herr des Meeres." Die Franzosen vermochten von nun an nicht mehr zur See mit Erfolg aufzutreten. Da nun infolgedessen der Krieg auf dem Meere feierte, so konnte sich der mittelländische Handel wieder erholen. Aber ungeachtet der Ruhe, deren sich die Stadt Genua seitdem erfreute, nährte doch eine nicht unbeträchtliche Zahl Bürger Unzufriedenheit in ihren Herzen. Sie begannen allmählich Klarheit darüber zu gewinnen, daß durch die Revolution von 1528 nichts anderes herbeigeführt war, als der Sieg einer begüterten Oligarchie. Wohl herrschte, wie ein italienischer Historiker sagt, Gleichheit unter den Bürgern, aber mit nichten erstreckte sich dieselbe auch auf die Adligen. Denn nur eine kleine Zahl vornehmer Familien war im Genuß der einflußreichen Ämter. Statt der früheren wenig straffen Oberhoheit der Franzosen war das strenge Regiment Andrea Dorias eingetreten, und die Freiheit, welche er bei der Vollführung des Staatsstreiches der Gesamtheit versprochen hatte, war ein Traumbild geblieben, auf dessen Verwirklichung alle vergebens hofften. Das Drückende dieser Herrschaft wurde dadurch vornehmlich fühlbar, daß den größten Einfluß auf die Leitung der Geschäfte des Admirals Neffe besaß.

Gianettino Doria war der Sohn eines Seidenwirkers, der schnell zu großem Vermögen gelangt war. Doch mit dem Reichtum hatte sich nicht gleichzeitig bei ihm auch geistige Bildung eingestellt. Sitten und Gewohnheiten eines Emporkömmlings hatte er nicht abgestreift. Wohl jeder mußte dem greisen Andrea Ehrerbietung und Gehorsam entgegenbringen, aber nur mit großer Überwindung beugte er sein Haupt vor einem jungen Manne von geringer Abstammung und noch geringerer Bildung, der sich in den Straßen der Stadt mit einer Gefolgschaft von Weibern und Schmeichlern herumtrieb und sich von diesen gern als den höchsten Richter der Republik feiern ließ. Gianettinos Charakter war hochmütig, anmaßend und tyrannisch. So sah man ihn mit Widerwillen als den Erben der Machtstellung Andreas an; ja es erschien vielen schon unerträglich, ihn unter die Bürger eines Freistaates zählen zu müssen. Die Mehrzahl der Genuesen, die einen offenen Blick hatten, fürchteten und haßten ihn mit Recht. Indessen Andrea wollte dies nicht bemerken und schien durch die Liebe, mit der häufig ältere Leute an jüngeren hängen, völlig geblendet zu sein. Daß er in irgendwelcher Weise die Leidenschaft seines Neffen zügelte, war deshalb ausgeschlossen.

Die schlechten Eigenschaften Gianettinos mußten um so verhängnisvoller sein, da in Gian Luigi Fiesco sich eine Gestalt bot, die jenem völlig entgegengesetzt war. Fiesco stammte aus einem hochangesehenen genuesischen Adelsgeschlechte. Unter seinen Ahnen war mehr als einer, der sich in der Geschichte des Vaterlandes einen Namen erworben hatte, und dieser Ruhm des Hauses strahlte auf Gian Luigi zurück. Sein Vater hatte allerdings zu den vertrauten Freunden Andreas gehört; er hatte auch am Staatsstreiche 1528 teilgenommen. Damit schien zwar dem jungen Sohne bei dem frühen Tode seines Vaters schon die Bahn gewiesen zu sein, die er zu wandeln hatte; aber war hier der Ruhm zu finden, nach dem der thatendurstige Jüngling trachtete? Blieb ihm doch hier nur beschieden, die zweite Stelle einzunehmen, während er nach der ersten trachtete. Wohl mögen sein Herz ähnliche Gedanken, wie den jungen Cäsar bewegt haben. Die zweite

Stelle in Genua mag auch ihm geringer gegolten haben als die erste in dem kleinsten Marktflecken Italiens!

Nach dem einstimmigen Urteil aller Zeitgenossen besaß Fiesco alle die Eigenschaften, durch welche Herzen gewonnen werden und Ehrfurcht eingeflößt wird. Seine Freigebigkeit kam den Wünschen seiner Freunde zuvor und übertraf die Erwartung derer, die fremd sich ihm bittend nahten. Gewinnende Manieren und Leutseligkeit ohne eigentliche Kriecherei machten ihn zum vollendeten Weltmanne. So war er denn ganz dazu angethan, an die Spitze einer großen Bewegung zu treten. Daß er Ehrgeiz besaß, kann nicht geleugnet werden. Wer wollte das auch einem jugendlichen Geiste verargen, zumal wenn er sich das hohe Ziel steckte, das Vaterland vom Tyrannen zu befreien! Nur zähneknirschend konnte Fiesco sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Genua, einst die Herrin des Mittelmeeres, jetzt ihr Haupt vor dem Beherrscher Spaniens beugte. Einem Fiesco mußte das Blut in den Adern erstarren, wenn er sich vergegenwärtigte, daß einst sein Nacken sich auch vor Gianettino beugen sollte. So fand denn in seinem jugendlichen Gemüt gar bald der Gedanke Raum, daß hier Wandlung zu schaffen sei.

Um der Wahrheit willen darf es nicht verschwiegen bleiben, daß auch andere persönliche Gründe in Fiesco den Haß gegen Gianettino schürten. Die Zeitgenossen wissen hier manches zu erzählen, aber nicht immer kann es Glauben beanspruchen. So soll Fiesco nach dem Berichte eines genuesischen Annalisten sich um die Hand der Ginetta Centurione beworben, aber auf Betreiben des Andrea Doria, der die Jungfrau seinem Neffen zur Ehe geben wollte, eine Absage erhalten haben. Um die Nichtigkeit dieser annalistischen Windbeutelei zu erkennen, mag die Mitteilung genügen, daß Gianettino genannte junge Dame bereits 1530 heiratete, als Fiesco noch ein Knabe von sieben Jahren war. Dagegen gibt ein anderer Umstand mehr zu denken. Siebzehnjährig hatte Fiesco Eleonore Cobo, Marquise von Massa, heimgeführt. Dieser wurde, wie jetzt durch Aktenstücke bewiesen ist, von Gianettino nicht ohne Erfolg der Hof gemacht. Als Fiesco davon Kunde erhielt, soll er den Plan gefaßt haben, den Räuber seiner häuslichen Ehre zu töten. An Freunden, die ihn in diesem Vorhaben bestärkten, fehlte es nicht. Neben Raffael Sacco war Verrina Fiescos Ratgeber. Daß sie nicht nur von Freundschaftsmotiven bei ihren Ratschlägen geleitet wurden, steht außer allem Zweifel. Das persönliche Motiv des einzelnen sollte dazu benutzt werden, um eine Wandlung im Staatsleben herbeizuführen. Ein Sturz der Herrschaft Andrea Dorias wurde geplant. Genuas Freiheit sollte das Ziel ihrer Bestrebungen heißen.

Fiesco erkannte bald, daß er allein mit den Hilfsmitteln, die ihm die Vaterstadt bot, seine Pläne nicht durchführen konnte. Sollte eine Verschwörung gegen die Doria wirklich von Erfolg sein, so mußte sie auch im Auslande die genügende Hilfe finden. Die erste Bereitwilligkeit zur Unterstützung zeigte Alexander Farnese, der 1534 als Paul III den heiligen Stuhl bestiegen hatte. Mit ihm war Andrea dadurch verfeindet, daß er Karl V den Rat erteilt hatte, nach dem Tode des letzten Sforza Mailand nicht wieder an einen italienischen Prinzen zu geben. Auf das Herzogtum aber hatte sich Pietro Luigi Farnese, des Papstes natürlicher Sohn, gespitzt, der nun von seinem Vater Parma und Piacenza erhielt. Doch damit gab sich der Papst nicht zufrieden, sondern suchte vielmehr den Krieg im kleinen zu führen. Ein Doria, Bischof von Savona, war gestorben und hatte Andrea zum Erben eingesetzt. Trotz dieser testamentarischen Verfügung bemächtigte sich der päpstliche Stuhl des hinterlassenen Vermögens und weigerte sich dann, es herauszugeben. Andrea suchte sich nun für den Verlust durch Kaperung päpstlicher Galeeren schadlos zu halten. Paul III antwortete dann wieder mit Bedrückungen der genuesischen Kaufleute, die sich in päpstlichem Gebiete befanden. Den Reibereien machte Doria endlich dadurch ein Ende, daß er seinen Streit mit dem Papste vor Karl V brachte. Zwar stiftete der Kaiser Frieden zwischen beiden, aber der Haß, welcher in des Papstes Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, war deshalb nicht völlig beseitigt.

Fiesco fand mit seinen Anschlägen gegen Doria hier also williges Gehör. Über die Verhandlungen, welche sich hieraus ergaben, herrscht völliges Dunkel. Mit Sicherheit können wir nur behaupten, daß sie stattfanden, aber über ihren Inhalt sind wir nur auf Vermutungen angewiesen. Kunde von den Verhandlungen geben nur die Geständnisse,

welche später den Verschworenen durch die Folter entrissen wurden. Ist nun diesen zu trauen, so ergeben sich verschiedene Anhaltspunkte, an die sich Kombinationen anknüpfen können. Jedenfalls darf darüber kein Zweifel herrschen, daß nicht nur der Papst und der Herzog von Parma, sondern auch der König von Frankreich um die Pläne Fiescos wußten und sie förderten. Denn die Interessen des Verschwörers und jener trafen sich ja in dem gemeinsamen Hasse gegen Doria und in dem Wunsche, diesen zu stürzen. Es steht aktenmäßig fest, daß Frankreich alle Vorgänge in der Republik Genua scharf beobachtete, und es war naturgemäß, daß die französische Politik jeden Staatsstreich unterstützen mußte, bei dem sich Gelegenheit bot, den früheren Einfluß wiederzugewinnen und damit auch die Genuesen von Frankreich abhängig zu machen. Wenn Fiesco im Jahre vor der Verschwörung verschiedene Male nach Florenz und Rom reiste, so trieb ihn wohl nicht allein die Wanderlust dorthin. Lassen sich daher die Aussagen, welche später den Verschworenen durch die Folter abgezwungen wurden, nicht durch schlagende Gründe widerlegen, so können sie als authentisches Material gelten. Sacco, Fiescos intimer Freund, hat auf der Folter ein umfassendes Geständnis über die Verhandlungen, welche Fiesco mit dem Papste im März 1546 führte, abgelegt. Der Verlauf war danach ungefähr folgender. Fiesco fand durch Vermittelung seines Verwandten Pietro Luca Fiesco Zutritt beim Papst, der ihn mit besonderer Freude empfing. Paul III sagte unter anderem, Fiesco wäre gerade so, wie man ihn geschildert hätte; er empfände das Steigen seiner Neigung zu ihm. Da Doria schon hochbetagt wäre, müßte man darauf bedacht sein, beizeiten für einen etwaigen Todesfall Rat zu schaffen. Dazu stellte er nicht nur die Unterstützung des Herzogs von Parma in Aussicht, sondern auch seine eigne. Ferner bot er Fiesco den Oberbefehl über die päpstlichen Galeeren an unter der Bedingung, wie er lächelnd hinzufügte, daß dieselben nicht in die Hände Gianettinos gerieten und gefangen in den Hafen von Genua kämen.

Durch die Vermittelung des Kardinals Augustin Trivulzi gewann dann Fiesco in Rom die Verbindung mit Frankreich. Nach längeren Verhandlungen kam ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zustande. Der König von Frankreich wird jährlich 6000 Dukaten zur Ausrüstung von sechs Galeeren zahlen und 500 Reiter stellen. Fiesco erhielt außerdem noch eine beträchtliche Jahresrente zugesichert. Da der Abschluß dieses Vertrages die Billigung Verrinas, Saccos und Calcagnos nicht fand, so sah sich Fiesco gezwungen, seine Unterschrift desselben zurückzuziehen. In der That hatte Verrina seine heimlichen Hintergedanken, die ihn bewogen, eine Verbindung mit dem Auslande zu hintertreiben. Sacco gestand auf der Folter, aus bestimmten Anzeichen wäre hervorgegangen, daß Verrina und andere demokratische Verschworene die Absicht gehegt hätten, nach dem Gelingen der Verschwörung Fiesco zu ermorden, um ihren natürlichen Haß gegen den Adel zu befriedigen. So hat denn Schiller in seiner Weise den Charakter des Verrina trotz des mangelhaften Materiales, welches ihm zu Gebote stand, richtig erkannt. Auf Grund seiner Divination hat er dann die Katastrophe des Komplotts, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, völlig geändert, „denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ungefähr oder der unmittelbaren Vorsehung nicht."

Von Rom aus begab sich Fiesco nach Placenzia, um hier persönlich mit dem Herzoge zu unterhandeln. Es wurde ein Vertrag geschlossen, durch den sich Farnese verpflichtete, 14 000 Mann zu stellen und für drei unter dem Befehl Hieronimo Fiescos stehende Schiffe den Sold zu zahlen.

So war denn im Auslande alles gut vorbereitet; es kam nur noch darauf an, in der Heimat selbst alles ins Werk zu setzen. Fiesco schlug deshalb für längere Zeit auf seinen Gütern seinen Wohnsitz auf, um hier namentlich seine Lehnsleute im Kriegshandwerk zu üben. Damit jedoch Doria keinen Verdacht schöpfte, ließ er aussprengen, er müsse vor seinen Nachbarn auf der Hut sein. Im Herbst 1546 kehrte er dann nach Genua zurück und suchte hier jeglichen, gleichviel ob edel oder unedel, für seine Pläne zu gewinnen. Dem einen leistete er Dienste, den anderen suchte er durch entgegenkommendes Wesen zu gewinnen. Freundlichkeit und Leutseligkeit Höhergestellter pflegt ja die Niederen leicht zu bestricken. Durch den Reichtum, welchen er im öffentlichen Leben

entfaltete, wurde er der Liebling des Volkes. Keine Gelegenheit, sich in die Gunst der Menge einzuschmeicheln, ließ er vorübergehen. Die Lage der Seidenarbeiter war gerade damals eine sehr gedrückte, da der Handelsverkehr durch die Kriege unterbrochen war. Um ihre Not zu lindern, befahl Fiesco seinen Dienern, unter sie Getreide zu verteilen. Auch ihre Gemüter suchte er durch Klage über die Bedrückungen der Geringeren durch die Vornehmen zu bearbeiten. Doch damit die Doria aus allen seinen Maßnahmen kein Mißtrauen schöpften, fand er sich häufig im herzoglichen Palaste ein, um ihnen seine Aufwartung zu machen. Dabei versäumte er auch nicht, sie oft betreffs seiner Angelegenheiten um Rat zu fragen, und es schien, als ob er gerade jetzt eifrig bemüht war, die Differenzen, welche früher zwischen ihnen obgewaltet hatten, zu vergessen. Als dann eins der Schiffe, welche er mit dem Gelde des Herzogs von Placenzia ausgerüstet hatte, in den Hafen von Genua einlaufen sollte, verabsäumte er es nicht, vorher Gianettino Doria davon Mitteilung zu machen und zugleich anzudeuten, daß die Galeere zum Kampfe gegen die Türken bestimmt wäre.

Alles schien dem Unternehmen günstig zu sein. Italien befand sich gerade damals im Frieden, und so war es denn ein leichtes, die genügende Anzahl Matrosen anzuwerben. In Genua selbst hegte niemand das geringste Mißtrauen. Die Doria waren völlig sorglos; ihr Palast wurde nur von wenigen Bewaffneten bewacht. Die herzoglichen Galeeren waren zur Winterszeit abgerüstet. So kam es denn nur darauf an, Ort und Zeit für die Verschwörung günstig zu wählen. Bei einer Beratung, die gehalten wurde, schlug man vor, Doria bei der Messe des Neujahrstages 1547 zu ermorden. Aber von anderer Seite wurde mit Recht geltend gemacht, es stände zu befürchten, daß Andrea wegen seines hohen Alters dort nicht erscheinen würde. Dann hielt man es für zweckmäßig, den Herzog und seinen Neffen bei einem Mahle im Hause Fiescos zu ermorden. Doch Fiescos Edelmut wollte nicht auf eine Verletzung der Gastfreundschaft eingehen. So blieb die Zeitbestimmung einstweilen unentschieden.

Das Geheimnis der Verschwörung war doch nicht so gewahrt, daß es nicht zu fremden Ohren gelangt wäre. Die Truppenaushebungen in Placenzia, die Übungen der Lehnsleute Fiescos bestärkten den Verdacht, welchen Ferrant Gonzago, kaiserlicher Statthalter in Mailand, hegte. Dazu erfuhr er von der Anwesenheit eines Fiesco in Frankreich und erhielt Kunde von den Ränken, die am französischen Hofe geschmiedet wurden. Zunächst berichtete er über das ihm Bekanntgewordene an Karl V, dann setzte er auch den kaiserlichen Gesandten in Genua, Figueroa, davon in Kenntnis, damit durch diesen auch Doria auf dem Laufenden erhalten würde. Aber Andrea nahm die Mitteilung über eine von Fiesco geplante Verschwörung nur mit Lächeln entgegen. Wenn er auch nicht ganz frei von Verdacht war, so ließ er doch dem kaiserlichen Gesandten gegenüber sich nichts merken. Als am Abend des 2. Januar 1547 Fiesco bei Andrea vorsprach und wie gewöhnlich in harmlosester und ehrerbietigster Weise sich mit dem Herzog unterhielt, sagte Doria zu Figueroa: „Urteilt selbst, ob Ihr die geringste Wahrscheinlichkeit für das, was Gonzago schreibt, findet.“ Fiesco war an diesem Abend aus einem ganz besonderen Grunde gekommen. Mußte er doch motivieren, daß heute nicht nur in seinem Hause, sondern auch auf seiner Galeere im Hafen ganz besonderes vorging. Er nahm deshalb Gianettino beiseite und teilte ihm mit, daß er am heutigen Abend mit seiner Galeere gegen die Türken auszuziehen beabsichtige. Da er nun fürchtete, daß sich Andrea dem infolge des Vertrages, den der Kaiser kürzlich mit den Türken geschlossen hatte, widersetzen würde, so bat er Gianettino um Vermittelung. Dieser war hocherfreut über das Vertrauen, welches ihm Fiesco schenkte, und bewilligte alles mit Freuden.

Vom Palaste der Doria begab sich Fiesco zu Thomas Asserotto, in dessen Hause sämtliche Verschworenen an diesem Abend versammelt waren. Er forderte dieselbe auf, in seiner Wohnung das Nachtmahl einzunehmen. Alle folgten der Einladung. Aber wie erstaunten sie, als ihnen in Fiescos Palast überall fremde Gestalten entgegentraten und überall Waffengeklirr zu hören war. An die Versammelten hielt Fiesco eine längere Ansprache. Über den Inhalt derselben haben die Historiker das Verschiedenfachste berichtet, und es ist schwierig, in dies Chaos von Überlieferung Ordnung zu schaffen.

Es kommt bei derartigen aufgeregten Momenten vor, daß der eine dies, der andere das in seinem Gedächtnisse festhält. Was bei dem einen Schriftsteller zu finden ist, der andere aber verschwiegen hat, braucht deshalb noch nicht unglaubwürdig zu sein, weil es auf eines Zeugnis allein beruht. Doch hier kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Die italienischen Geschichtschreiber erfanden nach der Weise ihrer antiken Vorbilder die Reden in der Form, wie sie ihnen gerade der betreffenden Situation angemessen zu sein schienen. So würde denn die Forschung der Überlieferung ziemlich ratlos gegenüberstehen, wenn nicht der offizielle Bericht über die Verschwörung, welchen Doria am 18. Januar an seinen Gesandten beim kaiserlichen Hofe schickte, auch hierüber Auskunft gäbe. Aus diesem geht hervor, daß Fiesco in seiner Rede namentlich auf Gianettinos hochfahrendes Wesen, das jedem freien Genuesen widerlich sein müßte, hinwies. Dann teilte er mit, daß Doria ihm wie so vielen anderen Adligen nach dem Leben trachte. Da die Dogenwahl bevorstände, so sei schleuniges Handeln dringend notwendig. Nachdem er dann genau die von ihm getroffenen Vorbereitungen und die Größe der vorhandenen Mittel dargelegt hatte, forderte er alle zu energischem Beistand auf. Es geht also aus diesem Berichte hervor, daß Fiesco Andrea Doria ebensowenig nach dem Leben trachtete, wie er willens war, Genua Frankreich unterthänig zu machen. Hätte er dies oder jenes im Sinne gehabt, so würde der offizielle Bericht nicht darüber geschwiegen haben.

Fiesco war über die Kühnheit seines Unternehmens nicht im unklaren. Er wußte, daß er alles auf einen Wurf setzte. Seine Stimmung charakterisiert ein Ausspruch, den er nach der Aussage Saccos in der Nacht vor dem Staatsstreich gethan hat: „Entweder werde ich in dieser Nacht einer der größten Männer Italiens werden, oder ich werde der elendeste unter allen sein."

Durch Fiescos Ansprache waren alle Anwesenden gewaltig erregt, nur zwei unter ihnen erklärten sich nicht bereit zu dem Wagnis. Sie sollten in Fiescos Palast in sicherer Haft bleiben, während die übrigen handelten. Fiesco zog sich zurück, um noch einige Augenblicke bei seiner Gemahlin zu verweilen, die bis jetzt nichts von der Verschwörung wußte. Eleonore Cibo kam ihrem Gatten mit Thränen entgegen und bat ihn bei allem, was ihm heilig sei, von dem gefahrvollen Unternehmen, über das sie soeben durch einen Zufall aufgeklärt war, abzustehen. Da Fiesco diese Szene peinlich war, entfernte er sich mit den Worten: „Adieu, entweder siehst du mich niemals wieder, oder morgen ist Genua mir unterthan."

Fiesco wies nun jedem Verschworenen den Platz an, welchen er auszufüllen hatte. Seine Brüder sollten sich der Hauptthore der Stadt bemächtigen, während er selbst den Angriff auf den Hafen leitete. Es ward verabredet, daß ein Kanonenschuß von der im Hafen liegenden Galeere des Fiesco das Zeichen zum allgemeinen Angriff sein sollte. Dort führte Verrina den Befehl. Lange wartete man vergebens auf das Zeichen und glaubte schon, der Anschlag sei mißglückt. Doch der Grund der Verzögerung war ein anderer. Verrina war mit der Galeere bei der Darsena auf den Sand gefahren und brauchte eine Stunde, um wieder flott zu werden. Als nun endlich der Kanonenschuß ertönte, begab sich jeder auf seinen Platz, und überall winkte der Erfolg. Binnen kurzem waren die Verschworenen Herren des Hafens und der herzoglichen Galeeren.

Doch der bei der Darsena entstandene Lärm hatte auch die Doria geweckt. Gianettino glaubte, es sei eine Meuterei unter den Matrosen ausgebrochen, eilte, nur mit einem Degen bewaffnet und von einem Pagen begleitet, zum Hafen und wurde dort von den Verschworenen niedergestoßen. Andrea erhielt durch seinen Diener von dem Geschehenen Kenntnis. Aus Besorgnis um sein Leben floh er und begab sich nach dem nahe bei Genua gelegenen Schlosse der Spinola Massena.

In allen Straßen ertönte der Ruf: Fiesco und Freiheit. Doch nur wenige Bürger ergriffen die Waffen; nur das niedere Volk schlug sich auf Fiescos Seite. Der bessere Teil der Bürgerschaft hielt sich zurück. Die Adligen wollten sich nach dem herzoglichen Palaste begeben, aber sie waren in Besorgnis, daß inzwischen ihre Wohnungen geplündert werden würden. Der kaiserliche Gesandte Figueroa war im Begriff zu fliehen, als er von den Verschworenen gefangen genommen und nach dem herzoglichen Palaste gebracht wurde. Nach und nach versammelte sich hier

eine größere Anzahl Senatoren. Sie beschlossen, einstweilen die Geschäfte zu übernehmen, bis daß Fiesco seine Forderungen klargelegt hatte. Denn bis jetzt war ihnen von der Bewegung weiter nichts bekannt, als daß Fiesco an der Spitze derselben stand. Vergebens forschte man überall nach ihm; er war nirgends zu finden. Fast schien es, als hätte ihn die Erde plötzlich verschlungen.

Gleich beim Beginn der Erhebung war Fiesco unter dem lauten Rufe „Freiheit" durch die Straßen zum Hafen gestürmt. Hier erwiderten die Galeerensklaven laut seine Losung. Da er nun glaubte, sie beabsichtigten ihre Ketten zu brechen, eilte er dorthin, um sich durch diese unliebsame Bundesgenossenschaft nicht Ungelegenheiten zu schaffen. Als er auf einem Brett nach einer Galeere hinüberschreiten wollte, glitt er aus und fiel ins Meer. Da sich ihm eine rettende Hand nicht bot, ertrank er mehr infolge des morastigen Ufers, als der Tiefe des Wassers.

Die Kunde von Fiescos Tode verbreitete sich schneller, als man erwarten sollte. Die Häupter der Verschworenen erhielten bald Kenntnis davon. Hieronimo, Fiescos Bruder, welcher jetzt der älteste der Familie war, wäre nun der Leiter der Verschwörung gewesen, aber er besaß weder die geistigen Eigenschaften seines Bruders, noch das Vertrauen der Verschworenen. So mußte denn sein Versuch, die Herrschaft festzuhalten, vergebens sein. Als er zum herzoglichen Palaste mit der ihm untergebenen Schar marschierte, begegneten ihm Abgesandte des Senates, welche im Namen der Republik nach dem Grafen von Lavagna fragten. Hieronimo antwortete, daß er und kein anderer jetzt Anspruch auf diesen Titel hätte. Die hierdurch gekennzeichnete Situation wollten die Abgesandten nicht unbenutzt vorüberlassen. Sie kehrten deshalb zum versammelten Senat zurück. Auf Veranlassung von Paolo Pansa entschied man sich dafür, den Verschworenen Amnestie zuzusichern, wenn sie sogleich die Waffen niederlegten. Dem fügten sich auch Fiescos Brüder, denn sie wurden sich schnell darüber klar, daß mit dem Tode Gian Luigis die Verschwörung gescheitert war. Hieronimo ging nach seinem Schlosse Montobbio, Ottobon schiffte sich mit Verrina, Caleagno und Sacco ein, um nach Marseille zu fahren.

Zur Ausführung und zur Unterdrückung des Staatsstreiches waren wenige Stunden notwendig gewesen. Auf besondere Einladung des Senates kehrte Doria zurück. Die am 4. Januar veranstaltete Dogenwahl brachte allerdings einen Verwandten Fiescos an die Spitze des Staates. Aber wenn er auch kein Freund Andreas war, so konnte er deshalb noch nicht als sein erklärter Gegner gelten. Andreas Macht wurde durch diese Wahl wenig geschmälert, sie war nur ein kurzes Intermezzo. Daß Doria so bald wieder eine feste Stellung gewann, hatte er wesentlich Gonzago zu verdanken, der eine Armee in seinem Herzogtum zusammengezogen hatte, unter deren Schutze Andrea zurückkehrte. Durch eine derartige Bereitwilligkeit glaubte Gonzago am leichtesten das zu erreichen, was er seit lange erstrebte, Genua zu einer spanischen Provinz, abhängig vom Herzogtum Mailand, zu machen.

Doria hielt über alle, die sich an der Verschwörung beteiligt hatten, ein strenges Strafgericht. Die Grausamkeit, mit der er vielfach vorging, gereicht seinem Namen nicht zur Ehre. Man sollte meinen, daß er bei seinem hohen Alter eher zur Milde geneigt war. Doch schienen Güte und Adel von ihm völlig gewichen zu sein. Nur allein die Befriedigung seiner Rache und Habsucht schien ihm am Herzen zu liegen. Die im Archiv zu Simanca aufgefundene Korrespondenz Andreas mit Karl V gibt reichliches Material, um an den Motiven seiner Maßnahmen Kritik zu üben. Bei einer milden Beurteilung könnte nur der Umstand in Anschlag gebracht werden, daß der Tod Gia nettinos ihm sehr zu Herzen gegangen war, und daß er den Neffen, auf welchen er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, rächen wollte. Aber war denn sein Tod nicht genügend durch den Untergang Fiescos gesühnt? Zudem bekommen die zahllosen Verfolgungen der Verschwörer dadurch einen unangenehmen Beigeschmack, daß Andrea ihre Güter konfiszierte und für sich in Anspruch nahm. Von einer Anerkennung des Senatsbeschlusses, der den Verschworenen Amnestie zugesichert hatte, wollte er natürlich nichts wissen. Mehrere Jahre hindurch hat die Fehde gegen die Fieschi gedauert.

Da das Volk verschiedenfach Zweifel am Tode Fiescos erhob, ließ Doria die Leiche desselben aus dem Meere ziehen und sie zwei Monate lang am Kai ausstellen. Dann wurde sie wieder ins Meer geworfen, da ja

Fiesco, wie der Admiral sagte, dies Grab sich selbst gewählt habe. Doria gefiel diese Art der Bestattung wohl auch deshalb, weil er fürchtete, daß bei einem Leichenbegängnis sich gar leicht Gelegenheit bieten würde, eine Demonstration gegen das bestehende Regiment zu machen.

Für den Historiker muß es auch von Interesse sein, nach den Motiven zu forschen, die Fiesco zur Verschwörung trieben. In den Verhören, die später mit den Verschworenen angestellt wurden, und über deren Aussagen das Archiv von Simanca schätzenswerte Aktenstücke bewahrt, ist vielfach von den persönlichen Gründen Fiescos die Rede. Gianettino wird als der Räuber der häuslichen Ehre des Grafen hingestellt. Doch es muß als sehr zweifelhaft gelten, ob die Rache für einen Privathandel auf politischem Gebiete zu suchen ist. Fiesco hat dann selbst in der Ansprache, welche er an die Verschworenen richtete, offen geäußert, es sei ein Akt der Notwehr, der ihm die Waffen in die Hand drücke, denn Gianettino trachte ihm nach dem Leben. Aber auch dieser Vorwand läßt sich durch einen wahrhaft überzeugenden Beweis nicht bekräftigen, denn wenn Gianettino den Fiesco hätte aus dem Wege schaffen wollen, so wäre dazu genug Gelegenheit vorhanden gewesen, wo es, ohne großes Aufsehen zu erregen, geschehen konnte. Der Hauptbeweggrund wird deshalb in dem unermeßlichen Ehrgeize Fiescos zu suchen sein. Er geizte nach der leitenden Stellung im Staate. Da nun Doria seinen hauptsächlichsten Rückhalt an Karl V hatte, so war er naturgemäß auf Franz I von Frankreich hingewiesen.

Wenn er den Verschworenen die Losung: St. Georg, Volk und Freiheit vorschlug, so waren das nur eitle Worte. Die Freiheit mußte hier der Tyrannei zum Deckmantel dienen, wie das auch andernorts so häufig geschehen ist. Jeder Einsichtige mußte sich darüber klar sein, daß an Volksfreiheit auch unter diesem Regiment nicht zu denken war. Der Staatsstreich konnte keine andere Folge haben, als daß nur die Namen derer, die an der Spitze der Republik standen, geändert wurden. So thaten denn die Bürger ganz recht, wenn sie sich der Verschwörung nicht anschlossen, denn für ihre äußere Lage konnte es gleichgültig sein, ob der Name Doria oder Fiesco der des Regierenden war. Ebensowenig Bedeutung hatte es für sie, wenn die genuesische Politik von der spanischen oder französischen abhängig war. Denn darüber mußte sich jeder klar sein, daß die Zeiten vorüber waren, in denen die Republik Genua einen maßgebenden Einfluß auf die europäische Politik ausüben konnte. In diesen Kreisen mochte man sich auch darüber nicht mehr falschen Hoffnungen hingeben, daß eine Staatsumwälzung für Genua nur mit Gefahren verknüpft war. Denn durch dieselbe konnten leicht die inneren Parteiungen, welche unter dem Regiment Andreas so lange gefeiert hatten, von neuem wieder ausbrechen.

Fiescos Geschick ist tragisch, eben weil er, gerade im Begriff, den Gipfel der höchsten Macht zu erklimmen, durch blinden Zufall sein Ende findet. So gelangt denn sein Schicksal im Drama zur richtigen Würdigung, aber die Geschichtsforschung wird über ihn anders zu urteilen haben. Sie wird es ihm nicht verzeihen können, daß er grundlos die Zeit des goldenen Friedens, der so lange über Genua geherrscht hatte, störte und die Republik an den Abgrund zahlloser innerer Wirren brachte.

Friedrich Hiddemann.

Von Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

Solange die Düsseldorfer Genremalerei in den beiden Centralsonnen Knaus und Vautier gipfelte, war es für die kleineren Gestirne schwer, auch wenn sie bereits die Bedeutung einer Nebensonne hatten, ihr Licht zur Geltung zu bringen. Seit dem Anfang der siebziger Jahre jedoch, besonders seitdem Knaus nach Berlin übergesiedelt ist und sich in dem bunten Wechsel groß- und weltstädtischer Erscheinungen über den Kreis eines begrenzten Volkstums hinaus zu einem künstlerischen Charakter von mehr internationalem Gepräge ausgebildet hat, ist aus dem Halbdunkel bescheidenen Daseins, welches die

Friedrich Hiddemann.

Studie von F. Hiddemann zu seinem Bilde: Westfälische Leichenfeier.

meisten Düsseldorfer Genremaler bis dahin neben jenen glänzenden Gestirnen geführt hatten, manch eine interessante Individualität emporgetaucht, deren Eigentümlichkeiten und Vorzüge zu eingehenderer Betrachtung reizen. — Die Düsseldorfer Genremalerei ist ein Kind der neueren Zeit, das sich, wie manche andere Blüte unserer Kultur, seine Daseinsberechtigung erst nach 1848 erkämpft hat. Wenn Wilhelm von Schadow, der Begründer der Düsseldorfer Schule, auch in manchen Stücken zu seinem Vorgänger in Gegensatz trat, so namentlich in der Begünstigung und Pflege der Ölmalerei, welche auch in der That ein Eckpfeiler der Schule geworden ist, so stimmte er doch in der Geringschätzung der Genremalerei mit Cornelius überein. Bei ihm fing der Maler überhaupt erst mit dem Historienmaler an, und wenn neben der Geschichts- und der religiösen Malerei und allem, was unter die Rubrik „Romantisches" fiel, schon frühzeitig auch die Landschaftsmalerei an der Akademie gelehrt und gepflegt wurde, so geschah es zumeist nur unter dem Gesichtspunkte, daß man für den Hintergrund religiöser und geschichtlicher Gemälde bisweilen der Landschaftsmalerei nicht entraten konnte. Die Landschaftsmaler von Beruf kümmerten sich freilich um diese höhere Weisheit nicht und malten Landschaften, die sich immer mehr als Haupt- und Endzweck ihrer Kunstübung darstellten. Die Düsseldorfer Landschaftsmaler, J. W. Schirmer und K. Fr. Lessing an der Spitze, machten zuerst den jüngeren klar, daß es außerhalb der Mauern der Akademie, an den Ufern des Rheins, in den grünen Thälern und den Bergwäldern, etwas gäbe, was noch nachahmenswürdiger wäre als die graue Theorie im Aktsaale und der Komponierklasse der Akademie, und was sie selbst auf diesem gering geachteten Gebiete schufen, hat menschlicher Voraussicht nach mehr Anspruch auf längere Dauer in der künstlerischen Wertschätzung der Menschheit als ihre feierlichen Schilderungen aus den mittelalterlichen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst, aus den Kreuzzügen und sonstigen Religionskriegen, was besonders von Lessing gilt.

So groß waren aber immer noch das Ansehen Schadows und die Macht der Akademie, daß es selbst zu einer Zeit, als die Genremalerei bereits zahlreiche Vertreter in Düsseldorf besaß, noch als selbstverständlich galt, daß die ersten selbständigen Versuche eines angehenden Malers sich in der historischen Malerei zu bewegen hatten. Wir lesen im Beginn der Biographie fast eines

Aschenbrödel. Nach dem Gemälde von F. Hiddemann

Studie von F. Hiddemann zu seinem Bilde: Im Konpee III. Klasse.

jeden Düsseldorfer Genremalers, dessen Ausbildung in die vierziger oder fünfziger Jahre fällt, daß er seine Laufbahn mit historischen oder religiösen Bildern eröffnete, bis ihm endlich ein Licht über seinen wahren Beruf aufging. — Auch Friedrich Hiddemann, ein Düsseldorfer Genremaler, welcher erst in den letzten zwanzig Jahren eine seiner künstlerischen Bedeutung entsprechende Stellung gewonnen hat und der doch insofern typisch für die Düsseldorfer Genremalerei ist, als seine Kunst im Volkstum wurzelt und für Ernst und Humor des Lebens gleich überzeugende Töne der Wahrheit und der gesunden Empfindung anzuschlagen weiß, hat im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn manche Umwege gemacht, ehe er sicheren Boden unter den Füßen fand. Am 4. Oktober 1829, also in demselben Jahre wie sein Kunstgenosse Vautier, zu Düsseldorf geboren, entschied er sich nach Überwindung seiner Schulstudien für den Beruf eines Lithographen, der damals, wo die Photographie eben erst ihre ersten schüchternen Schritte gemacht hatte, noch mit dem Nimbus künstlerischen Glanzes umgeben war. Nachdem er jedoch 1848 Aufnahme in die Akademie gefunden, wurde sein künstlerischer Ehrgeiz vermutlich bald auf höhere Ziele gelenkt. Theodor Hildebrandt und Wilhelm von Schadow waren seine Lehrer, und die natürliche Folge dieser Unterweisung war, daß er seinen Thatendrang zuerst in Bildern historischen und romantischen Inhalts befriedigte. Die Bescheidenheit des Künstlers scheint seinen späteren Biographen nichts Näheres über diesen ersten Ritt in das romantische Land anvertraut zu haben, und ebenso bewahren auch die Kunstzeitschriften, welche dem Geschichtschreiber der Gegenwart als Quelle dienen müssen, wo ihm das Anschauungsmaterial fehlt, ein völliges Schweigen über die Anfänge von Hiddemanns künstlerischer Thätigkeit. Doch muß sich Hiddemann schon ziemlich frühzeitig aus seinen romantischen Grillen durch den guten Geist der Düsseldorfer Schule, durch den Humor befreit haben. Denn das „Deutsche Kunstblatt" von 1855 weiß bereits von einem Genrebilde „Die treue Freundin" zu melden, auf welchem eine alte Frau eine Katze mit dem Kochlöffel gegen einen in die Küche eindringenden Hund verteidigt. „Sehr gut ausgeführt," lautete das Signalement, welches der Kritiker dem Bilde mitgab — in einer Zeit, wo die Kritiker mit ihrem Lobe viel sparsamer waren als heute und die Künstler in bezug auf Anerkennung ihrer Schöpfungen ungleich genügsamer, ein ehrenvolles Zeugnis für einen Sechsundzwanzigjährigen, der zudem erst 1856 aus der Aka-

demie austrat. Auch „Der blinde Geiger," mit welchem Hiddemann die Berliner Kunstausstellung des letzteren Jahres beschickte, fand im „Kunstblatte" Anerkennung wegen seiner kräftigen Malerei, wenn der Kritiker dem Bilde auch nicht den Vorwurf ersparen konnte, daß es oberflächlich entworfen sei. Man hatte damals wohl schon ein Verständnis für die Berechtigung einer vollkommen realistischen Behandlung von Stoffen aus dem modernen Leben, hielt aber im übrigen noch so streng an der Überlieferung fest, daß man auch von Genrebildern eine Komposition nach akademischen Kunstregeln verlangte, während man jetzt längst zu der Einsicht gelangt ist, daß die realistisch-unbefangene Darstellung des Lebens sich nicht an Kompositionsbegriffe bindet, welche aus einer völlig entgegengesetzten Kunstanschauung abgeleitet worden sind. Aber trotz dieser Einschränkung des Horizonts, die um so entschuldbarer ist, als sich um jene Zeit auch erst die Kunstkritik zu einer solid begründeten Wissenschaft auszubilden begann, war diese Kritik unbefangen genug, die Bestrebungen Hiddemanns, auch dem unscheinbarsten Individuum persönliche Reize von geistigem oder seelischem Interesse zu entlocken, zu erkennen und zu würdigen. Mit Bezug auf ein 1857 ausgestelltes Bild „Das entdeckte Rendezvous" bemerkt der Kritiker des „Kunstblattes" nach verschiedenen Bemängelungen der Komposition, daß er nicht umhin kann, „ein rüstiges Fortschreiten des talentvollen Künstlers anzuerkennen, welches namentlich in der feineren Ausprägung momentaner Gemütsaffekte hervortritt."

Mit diesen Worten hat der Kritiker sehr scharfblickend erkannt, wo Hiddemann hinauswollte, und dieses Bemühen, jedes Antlitz zum Träger einer bestimmten, für den Beschauer deutlich erkennbaren Empfindung, zum Ausdruck eines Gedankens, eines Wunsches, einer Hoffnung, einer Überlegung, eines Entschlusses oder einer Forschung in den Gesichtern anderer zu machen, ist der Leitstern für alle späteren Schöpfungen Hiddemanns geworden. Das „rüstige Fortschreiten," welches der genannte Kritiker an ihm gerühmt hatte, bewährte er auch in dem folgenden Jahrzehnt, in welchem er zumeist humoristische Bilder aus dem rheinisch-westfälischen Volks- und Städteleben malte. „Hochzeit und Taufe," „Das Wundertier," „Der Kirmesanfang," „Das Dilettantenquartett" (1864), welches vom Kunstverein zu Königsberg angekauft wurde, „Eine Flasche Sekt" und „Das Wiedersehen" sind die Hauptbilder dieses Zeitraumes, in welchem er zugleich die Vorstudien zu einem historischen Genrebilde machte, das aber durchaus nichts mit den romantisch-geschichtlichen Anwandlungen seiner Jugend zu thun hatte. Auf seinen Studienreisen, die ihn nach Holland, Belgien und Frankreich geführt hatten, war er zu der Einsicht gelangt, daß sich das Volkstum in seiner näheren Umgebung nirgends so unverfälscht, so zäh und kernhaft erhalten hätte als in Westfalen, und das westfälische Landvolk suchte er immer wieder auf, wenn er sich über die Humoreske hinweg in den Ernst des Lebens versenken wollte. Aus diesen Studien erwuchs das Hauptwerk, in welchem er die Summe einer im Laufe von zwanzig Jahren erworbenen künstlerischen Kraft zusammenfaßte: „Preußische Werber zur Zeit Friedrichs des Großen" (1870).

Wir blicken in die Gaststube einer westfälischen Bauernschenke, zuerst auf den langen Tisch, an welchem die Hauptaktion vor sich geht. Ein kräftiger Bauernbursche, dem das ewige Einerlei der Ackerarbeit über geworden zu sein scheint, soll für den Dienst des Friderieus rex geworben werden. Er befindet sich in einem bedenklichen Kreuzfeuer, aus welchem er, wie seine unschlüssige Miene deutlich macht, noch keinen Ausweg zu finden weiß: ein alter Bauer im langen, weißen Zwillichrock legt ihn, ohne sich um die hinter ihm erhobene geballte Faust eines preußischen Husaren zu kümmern, abmahnend die Hand auf die Schulter, unterstützt von vier anderen Genossen, welche auf den Schwankenden gleichfalls einzureden scheinen. Aber der Bursche verwendet kein Auge von den beiden Werbeoffizieren an seinem Tische, deren Beredsamkeit, durch die Weinspenden der Kellnerin unterstützt, ihre Wirkung zu üben beginnt, um so mehr, als ein rittlings auf der langen Bank im Vordergrund sitzender Husarenwachtmeister, die prächtigste und urwüchsigste Figur des ganzen Bildes, dem unschlüssigen Zauderer das Soldatenleben unter dem großen Könige in den verlockendsten Farben zu schildern scheint. Die übrigen Figuren, welche den Raum füllen, sind unthätige Beobachter des Vorganges; sie sind teils in Nachdenken versunken, teils tauschen sie heimlich ihre Meinungen aus. Die treffende Charakteristik

der Figuren, die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Schilderung haben dem Bilde den Vorzug erworben, daß es für die Berliner Nationalgalerie angekauft wurde. — Fünfzehn Jahre vergingen nach der Vollendung dieses Bildes, ehe Hiddemann wieder dazu gelangte, einen Stoff aus der geschichtlichen Vergangenheit Westfalens zu behandeln, diesmal im Gegensatz zu jenem im Grunde genommen vorwiegend humoristischen Bilde einen feierlich ernsten, die Sitzung eines westfälischen Femgerichts „Bei gespannter Bank“ (1886 vollendet). Unter der uralten Gerichtseiche hält der Freigraf, umgeben von acht auf Steinen sitzenden Schöffen, die Sitzung ab. In den Kreis hat der Fronbote einen jungen Bauernburschen mit verbundenen Augen geführt, und nachdem der Bote die Frage des Freigrafen, „ob Zeit und Stunde recht sei, ein heilig und gerechtes Ding (Gericht) zu halten?“ bejaht hat, berührt der Freigraf mit der Rechten den vor ihm stehenden Tisch und spricht die althergebrachte Formel: „Somit spanne ich die Bank und verbiete Zank und Unlust.“ Danach hat das Gemälde seinen Namen erhalten. Vor seiner Ausführung hatte der Künstler eingehende Studien in betreff aller Gebräuche und Äußerlichkeiten gemacht, welche hinsichtlich dieser geheimnisvollen Volksgerichte, an denen Adlige, Bürger und Bauern gleichmäßig beteiligt waren, überliefert worden sind, und dank diesen Studien hat er ein Bild von hohem kulturgeschichtlichen Werte geschaffen, dessen künstlerischer hinter jenem jedoch nicht zurückbleibt. Mit großer Schärfe hat Hiddemann die einzelnen Schöffen nach der Verschiedenheit ihres Standes durch Typus und Haltung, Kleidung und Bewegung charakterisiert und die Bedeutung des ernsten Momentes auch durch eine ruhige Harmonie der Farbe, durch eine gesättigte Tonstimmung gekennzeichnet.

Charakterkopf. Gemalt von F. Hiddemann.
Studie zu seinem Bilde: Bei gespannter Bank.

Zwischen diesen beiden Meisterschöpfungen des Künstlers entstand eine lange Reihe teils ernster, teils humoristischer Genrebilder, über zwei Dutzend, unter denen die humoristischen und die Szenen aus dem Kinderleben überwiegen. Es ist ein charakteristisches Merkmal des deutschen Humors, daß er sich nur dann so recht behaglich, so ganz in seinem Elemente fühlt, wenn er auch die Kinderwelt mit seinen sonnigen Strahlen umspinnen kann. Und gerade in der Darstellung des Kinderlebens hat Hiddemann eine große Begabung entfaltet, welche durch die liebevollste Beobachtung, durch ein feines Gefühl für alle Regungen des kindlichen Gemütes und durch herzliche Teilnahme an Jugendlust und Leid getragen wird. Wir denken uns den Künstler bei seinen Studien in der Welt der Kleinen ungefähr so, wie den jovialen alten Förster auf dem von uns wiedergegebenen Bilde „Veilchen gefällig?,“ welcher mit väterlichem Wohlwollen über sein Augenglas hinweg auf die hübsche Kleine herablächelt, welche ihm schüchtern ein Sträußchen anbietet. Dieses Bild, eins der neuesten des Meisters, zeigt

zugleich, mit welcher gleichmäßigen Sorgsamkeit und Liebe er auch jetzt noch beflissen ist, Figuren und Beiwerk, das Bedeutsame wie das anscheinend Nebensächliche durchzuführen. Dieser künstlerische Ernst wird den Bildern dieser Künstler, welche heute bereits zu den Meistern der alten Schule gezählt werden, auch dann noch ihren Wert sichern, wenn man dereinst den koloristischen Kunststücken und dem sonstigen Blendwerk der Neuzeit eine noch größere Bedeutung eingeräumt haben sollte, als es bereits heute der Fall ist. Einen noch tieferen Einblick in das sorgsame Schaffen Hiddemanns gewinnt man, wenn man die Einzelstudien und sonstigen Vorarbeiten ins Auge faßt, welche er einem jeden seiner Bilder voraufzuschicken pflegt. Wir sind in der Lage, unsern Lesern zwei solcher Proben aus der Mappe des Künstlers vorzuführen: die eine gibt die Studie zu einem der Teilnehmer an der 1876 gemalten „Westfälischen Leichenfeier," die andere die Vorstudie zu einer Gruppe auf dem humoristischen Bilde „Im Eisenbahnkoupee III. Klasse." Der Gegenstand, welcher den Argwohn und die Besorgnis des alten Bauern, die scheue Neugier seines Jungen erregt, ist ein Mohr, der zu den Insassen desselben Koupees gehört. Auf dem Seitenstück zu dieser Humoreske, „Im Koupee I. Klasse," sieht man einen dicken Türken, vermutlich den Herrn, zu welchem der schwarze Diener gehört, vom Schlafe überwältigt in einer so bedrohlichen Stellung, daß er bei der leisesten Bewegung wie eine Lawine auf eine neben ihm sitzende Dame herabsinken muß.

Von den übrigen Bildern Hiddemanns aus der Zeit von 1870—1888 nennen wir noch als die hervorragendsten das lustige „Picknick im Walde" (1873), die „Revanchegelüste," den „Frühling" (Kinder, welche auf blumiger Wiese spielen), das „Wintervergnügen" (Bauernkinder, welche einen Schneemann machen), die „Politiker," „Aschenbrödel" und „Dornröschen," den „kleinen Sieger," die „Idylle" (ein junges Mädchen, welches, auf einem zerfallenen Gemäuer sitzend, Tauben füttert) und „Großvaters Porträt."

Die Düsseldorfer Genremalerei der Gegenwart zeigt ein dreifaches Gesicht. Während die einen sich darin gefallen, den Glanz ihrer Palette an den Samt-, Atlas- und Seidengewändern der Herren und Damen aus dem späten Mittelalter, der Renaissancezeit und der Barock- und Rokokoperiode zu erproben, greifen andere, stärkere Talente, wie Vokelmann und Brütt, mit entschlossener Hand in das moderne großstädtische Leben hinein und fördern Stoffe zu Tage, an welche die idyllische Natur der Bauernmaler niemals gedacht hatte. Eine Schlägerei im Wirtshause war ihnen der einzige Gegenstand der Darstellung, mit welchem der Begriff dramatischer Spannung verknüpft war. Im übrigen begnügten sie sich damit, das Leben der Bauern mit liebevollem Eingehen auf den Volkstypus, auf Tracht und Sitte von der Wiege bis zur Bahre zu begleiten. Die Vertreter dieser dritten Richtung der Düsseldorfer Genremalerei, welchen das Harmonische, das Idyllische und das Humorvolle näher lagen als die wilde Hast, das geschäftliche Treiben, die geräuschvollen Aufregungen und die wirtschaftlichen und politischen Kämpfe des Lebens in den rheinisch-westfälischen Industriestädten, werden mit den Jahren an Zahl immer geringer. Um so höher haben wir diejenigen uns noch gebliebenen Meister zu schätzen, welche sich in die Tiefen menschlicher Herzen versenken und uns mit beredter Zunge schildern, was sie dort gefunden, welche das deutsche Volkstum an der Quelle suchen und sich in seiner treuen Schilderung nicht durch die welschen Lockungen beirren lassen, die uns ein neues Prinzip malerischer Darstellung in prahlerischem Dünkel aufzwingen wollen. Einer der besten dieser Meister ist Friedrich Hiddemann, der am 4. Oktober dieses Jahres seinen sechzigsten Geburtstag feiert. Seine Schaffenskraft steht noch in so fröhlicher Blüte, daß wir nach menschlichem Ermessen von ihm noch manche schöne Frucht erwarten dürfen.

Veilchen gefällig? Gemalt von F. Hiddemann

Hertha.

Von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

Fast eine Stunde noch saßen die zwei auf der Bank und plauderten mit wachsender Lebhaftigkeit. Der Oberst erzählte von ihrem Papa — Jugendgeschichten, bald fröhlich, bald ernsthaft; Hertha lauschte mit unsagbarem Wohlgefühl. Es war ihr, als hätte sie einen längstvergessenen Freund wiedergefunden.

Endlich erhob man sich. Es schlug drei Viertel auf sieben. Auf der Gartenterrasse traf man bereits die Dame des Hauses, den Freiherrn und den Professor. Es wurde gefrühstückt.

8. Kapitel.

Tags darauf, einige Stunden nach Tische, fuhren die Wagen mehrerer Gutsnachbarn an der Freitreppe vor.

Zuerst der hochrädrige, grünlackierte Landauer Derer von Laßberg mit dem dreimal wiederkehrenden Wappen, dem ganz in Weißgummi gekleideten Kutscher und dem ebenso ausstaffierten Bedienten, dessen flachsblonder Backenbart dem eigentümlichen Kolorit der Familie angepaßt zu sein schien. Dem Wagen entstieg zunächst, feierlich in stilvolles Schwarz gekleidet, die Hünengestalt Hans Kuniberts, der die freundschaftliche Begrüßung Gustavs mit seiner üblichen Prunk- und Staatsverbeugung erwiderte. Die Umständlichkeit dieser Courtoisie ließ ihn den Ritterdienst bei seinen Schwestern Linda und Asra durchaus nicht vernachlässigen. Mit einem gutmütigen Zwinkern der Oberlippe bot er ihnen die Rechte, die in einem faltenlos anliegenden Handschuh Nummer $8^3/_4$ steckte.

Nach den Laßbergs kam eine außerordentlich korpulente Mama, die Freiin auf und zu Wotfshagen, mit ihrer fünfundzwanzigjährigen Tochter Aurelie, die einmal hübsch gewesen sein mußte, jetzt aber obschon sie verhältnismäßig noch jung war, merkwürdig abgeblüht schien. Ihr hageres, graues Gesicht wies einen Zug altjüngferlicher Vergrämtheit, um nicht zu sagen Verbitterung auf. Hin und wieder lachte sie etwas gezwungen, sprach mit einigem Trotz von der Notwendigkeit, dieses erbärmliche Leben thunlichst angenehm zu vertrödeln, und stieß bei dem Wort Pessimismus, das sie mit brennender Vorliebe anbrachte, stärker als sonst mit der Zunge an. Aurelie galt für klug und erfindungsreich, besonders im Arrangieren von Festlichkeiten, Kostümtänzen, lebenden Bildern ꝛc. Mehr aus diesem Grund als ihrer persönlichen Mitwirkung halber war sie für heute mit eingeladen. Man wollte so kritisch verfahren als möglich, denn es handelte sich um die Verherrlichung einer Familienfeier, die der Schloßherr die liebste und schönste des ganzen Jahres genannt hatte.

Zuletzt erschien die höchst elegante, aber durch vornehme Einfachheit glänzende gräflich Gaßlersche Equipage mit ihren zwei prächtigen Isabellen. — Sie brachte den Grafen Eberhard, dessen Schwester Claudine und Herthas Reisegenossen von vorgestern, den Russen Wladimir Orlowsky, der sich „ganz außerorrrdentlich frrreute", den allzufrüh unterbrochenen Faden der Konversation wieder anknüpfen zu dürfen.

Man gruppierte sich zwanglos auf der Veranda, wo Heinz, der Diener, mit seinem jüngeren Kollegen Adrian frische Erdbeeren, Thee, Wein und Gefrornes herumreichte.

Hans Kunibert saß, eine große Schale mit Fruchteis auf dem gespannten Knie, neben der augenblitzenden Frau Professorin, die heute den ganzen Tag über glorreich bei Laune gewesen war.

Schweigsam löffelnd hörte er ihrem Geplauder zu, das sich bald an Gustav, ihren Nachbarn zur Rechten, bald an den Leutnant von Höffert, bald an den Grafen Gaßler richtete und thatsächlich — ohne aufdringlich zu erscheinen — die ganze Gesellschaft beherrschte.

Manchmal schaute er wie verblüfft auf ihre kirschroten Lippen, als könne er nicht begreifen, daß diesem zierlichen Mündchen eine so magische Kraft der Beredsamkeit, eine so unerschöpfliche Fülle von Wörtern und Wendungen zu Gebote stehe. Er selber hatte auf mehrfache Ansprachen seitens des Schloßherrn und der Baronin kaum ein dumpfes Gemurmel zustande gebracht, den gigantischen Oberkörper ein wenig vorgeschoben, das Kinn auf das tadellose Vorhemd gedrückt und die langen blaßblonden Wimpern

gesenkt, als wollte er sagen: „Ihre Güte erdrückt mich.“ Dieser Professorin aber waren die wundersamsten Jongleurkünste mit Phrasen und Ausdrücken so geläufig, wie ihm die alltäglichsten Kleinigkeiten, etwa das Nehmen von Hindernissen beim Jagdritt oder das Absangen einer klagenden Wildsau. Hans Kunibert schien zu glauben, zu solcher Leistung im Punkte des Plapperns bedürfe der Mensch auch ganz besonders entwickelter Sprechwerkzeuge, nicht eines so zierlichen Mündchens, aus dem zuweilen ein ganz kleines Endchen der rosigen Zunge hervorlugte, kaum noch mit dem Blick zu erhaschen, just wie er dies oft genug auf seinen Streifzügen über Thäler und Höhen bei den glänzenden Ringelnattern gesehn hatte, die sich zwischen dem Heidekraut und den Blaubeeren auf dem Gestein sonnten.

Ja, sie war so ein Schlänglein, diese bezaubernde Frau, und fürs Leben gern hätte er den stahlgrauen Handschuh Nummer $8^{3}/_{4}$ von den mächtigen Fingern gestreift, um ihr nur einmal an die samtweiche Haut ihrer Wange zu tippen.

Herr von Anzendorff saß an der östlichen Rückwand zwischen Hertha und Fräulein von Halfferke. Die alte Bekanntschaft zwischen Otto von Anzendorff und Tante Susette war mit großer Lebhaftigkeit erneut worden, besonders von seiten des Obersts, der augenscheinlich beim Anblick des alten Fräuleins in eine fast weltschmerzliche Stimmung geriet, während Susette friedsam strahlte, als blühe das Bild jener glücklichen Zeit, ungetrübt durch beklemmende Nebengedanken, sonnig und selig vor ihr empor.

Sie würde ihn gleich wiedererkannt haben, im Getümmel von London oder Neapel, gleichviel wo. Er hatte noch ganz die Züge von damals, aber wirklich total! Nur ernster natürlich und reifer! Je mehr sie ihn anschaute, um so rätselhafter erschien es ihr, wie man so lange jung bleiben konnte, jung im besten Sinne des Wortes. Sie sagte das, ohne ihm schmeicheln zu wollen, aus innigster Überzeugung, parole d'honneur . . .

Oberst von Anzendorff allerdings konnte von Fräulein Susette nicht das Gleiche behaupten. Vergeblich suchte er in dem verwitterten Antlitz eine Spur der Vergangenheit. Selbst die Augen, die sonst doch den Abglanz der Jugend am längsten zurückbehalten, zeigten hier einen veränderten Ausdruck. Vielleicht entsann er sich nicht mehr genau des Originalbildes. Fräulein von Halfferke war ihm nur interessant gewesen als ein Teil der Staffage, die damals die Szenerie von Schloß Gruthenau mit beleben half. Auch hatte er niemals geahnt, daß er seinerseits in dem Leben Susettens eine so wichtige, ja entscheidende Rolle gespielt, daß sie ihn zärtlich, leidenschaftlich, mit der ganzen Glut einer unverdorbenen, spät entwickelten Mädchenseele geliebt hatte.

Hertha von Weylburg, die sich nur ab und zu ins Gespräch mischte, blickte der guten alten Dame sofort auf den Grund ihrer Seele. Es lag etwas Rührendes in der Art und Weise des Fräuleins. Man erkannte sehr wohl, sie besaß nicht die Lächerlichkeit, die erstorbnen Gefühle von einst auch nur sekundenlang wieder beleben zu wollen; aber die opferwilligste Freundschaft, die sich nicht aufdrängen will und doch in Demut nur eines Winkes gewärtigt, um alles dahinzugeben, sprach, dem feinern Ohre vernehmbar, aus ihren Worten und mehr noch aus ihrem Tone.

Wie Hertha von Weylburg so die beiden beobachtete, kam ihr plötzlich ein altes Gedicht in den Sinn, das sie vor Jahren im Margaretenstift hatte aufsagen müssen. Es war betitelt: „Der Bergmann von Falun“ oder so ähnlich und schilderte ein sonderbares Begebnis. Hertha sah im Geiste den verschütteten Jüngling, der fünfzig Jahre lang in der Tiefe des Bergwerks den Schlaf des Todes geschlafen und nun durch Zufall ans Licht geschafft wird. Keiner der Umstehenden erkennt ihn, bis endlich ein zitterndes altes Weiblein am Stabe heranwankt, die ehemalige Braut des Verunglückten. Ihn hat die Tiefe unversehrt erhalten in seiner vollen Schöne und Kraft; sie ist im Sturme der Oberwelt und im Kampfe mit ihrem Elend gealtert, verwelkt, nur noch ein Schatten . . .

„Mich dünkt,“ wandte sich jetzt Marie von Gruthenau an die Professorin, „wenn wir vor Abend noch etwas leisten wollen, so ist es die höchste Zeit.“

„Das denke ich auch,“ sagte Iduna. „Ist alles in Ordnung?“

Die Frage galt dem Studiosus, der seit einigen Augenblicken wieder so nachdenklich schien, wie vorgestern bei der improvisierten Quadrille in Laßberg.

Digitized by Google

„Hören Sie nicht?“ wiederholte sie staunend und berührte ihn mit dem Spitzenfächer.

„Gewiß, gnädige Frau! Alles in Ordnung! Dreimal soviel als wir brauchen!“

„Sie werden ja rot wie ein Schulknabe,“ sagte sie flüsternd. „Was haben Sie denn? Ei, ei, ei! Wieder ein neues unvergleichliches Ideal?“

Man erhob sich. Es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch nach dem Ball- und Theatersaal.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau . . .!“ stammelte Gustav.

Sie hing sich an seinen Arm.

„Treuloser Mensch! Neulich bei dem Fest in Göllrode war noch das hübsche Claudinchen der unbestrittene Stern Ihres Lebens — und jetzt lugen Sie schon mit dem Teleskop Ihrer Sehnsucht nach Fräulein Hertha hinüber! Es ist trostlos mit euch Poeten! Heute die Anne, morgen die Hanne, und weder heute noch morgen fühlt ihr was Ernsthaftes! Nur in euch selber seid ihr verliebt, in eure tönende Rhythmik, in den Effekt, den ihr macht! Na, kommen Sie nur! Ich bin ja nun doch einmal das gute, gemütliche Tantchen, das Ihnen alle Dummheiten nachsieht und nicht von der Hoffnung läßt, auch Sie dereinst noch als vernünftigen Eheherrn und Familienpapa zu begrüßen. Freilich, mitunter kommt mir wohl der Gedanke: die muß noch geboren werden, die es fertig bringt, diesen Schmetterling dauernd zu fesseln . . .“

Der Ball- und Theatersaal im ersten Geschoß war ein fürstlich ausgestatteter Raum, der mit Bequemlichkeit mehrere hundert Personen faßte. An der östlichen Schmalseite befand sich eine förmliche Bühne. Seit der Rückkehr Mariens aus der Pension wurde hier häufig Komödie gespielt. Diesmal sollten die weltbedeutenden Bretter von Gruthenau das Piedestal zu einer Reihe plastisch-mimischer Darstellungen abgeben: „Tableaux vivants,“ sagte Tante Susette.

Dreißig verschiedene Gruppen waren in Aussicht genommen, unter denen die fünfzehn wirkungsvollsten heute gewählt und probiert werden sollten. Die Sache eilte ein wenig, da das Familienfest, zu dessen Verherrlichung die Bilder geplant waren, der neunzehnte Geburtstag Mariens nämlich, mit Riesenschritten heranrückte.

Professor Ehlers und Fräulein Aurelie von Wolfshagen traten zu einem Tische rechts von der großen Balkonthür und musterten die dort aufgestapelten Skizzen, Holzschnitte und Photographieen.

Die Holzschnitte und Photographieen waren die Reproduktionen mehr oder minder bekannter Genrebilder; die Skizzen hatte Professor Ehlers, der zwar „im Zeichnen schwach“, im Vordenken aber „groß und schöpferisch“ war, selber entworfen, meist so flüchtig, daß er allein Auskunft darüber zu geben wußte, was „diese Kartons da“ bedeuten sollten.

Iduna hatte mit Gustav inzwischen die Bühne erklommen und war nach einigen Auf- und Abzieh-Versuchen am Vorhang, der sich wider Erwarten durchaus nicht störrisch erwies, rechts hinter den Kulissen verschwunden. Dort stand eine lange Tafel mit allerlei phantastischen Kleidungsstücken. Die eigentlichen Kostüme konnten erst angeschafft werden, wenn man über die Wahl der Bilder und der Personen völlig im klaren war. Dennoch war Frau Iduna der Ansicht gewesen, etwas Drapierung und Farbe sei bei den Proben schon unerläßlich, da man sonst über die künstlerische Wirkung kein Urteil habe. Gustav hatte auf ihre Anregung hin nicht nur die Maskenarchive von Schloß Gruthenau eifrig durchstöbert, sondern auch Sendlinge da und dort zu den Nachbarn geschickt und so alles gesammelt, was sich an Flitter und Tand, besonders an Tüchern und Wämsern, Baretten und Schärpen irgend auftreiben ließ.

„Ich freue mich schrecklich auf die Geschichte!“ sagte Iduna zu Gustav. „Und wir bleiben dabei: den Romeo in der Balkonszene treten Sie nicht an den Leutnant ab? Verstanden? Blondlockiges Haar — das stimmt vortrefflich zu einem Romeo, wie ich ihn begreife. Die Julia, gut, die mag schwarz sein, wie die mondlose Nacht. Er aber, schon des Kontrastes wegen, muß Haar haben, wie Sie! Das Bild wird Effekt machen! Wahrhaftig, Sie sind ein auffallend hübscher Junge!“

„Gnädige Frau . . .!“

„Nun, nun, ich werde Ihnen das wohl noch sagen dürfen, ich, eine alte, verheiratete Frau! Jetzt machen Sie wirklich ein etwas dummes Gesicht. Von Zeit zu Zeit ist das zweckmäßig. Sonst verdrehen Sie noch allen Mädchen die Köpfe. Und zum Heiraten sind Sie doch, Gott sei Dank, noch zu jung!“

„Meinen Sie das im Ernste?"

„Was?"

„Daß ich zu jung wäre?"

„Ganz entschieden. Ein Mensch wie Sie, ein Talent, — ich hätte beinahe gesagt: ein Genius — und heiraten! Das hieße dem Pegasus ein Bleigewicht an die Flügel hängen. Steigen Sie auf in den Äther, aber denken Sie nicht an das Alltagsgeschäft der Vermählung! Hat etwa Romeo seine Julia geheiratet?"

„Eine sonderbare Argumentation, gnädige Frau!"

„Mensch! Jüngling! Poet! Sie thun ja, als verrammte ich Ihnen die Pforte zur ewigen Seligkeit! Hab' ich's getroffen? Sind Sie wirklich im Geiste bereits auf dem Weg zum Standesamt? O, diese Hertha!"

„Unsinn!" fuhr der Student heraus.

„Der Eifer, mit dem Sie mir widersprechen, verrät Sie. Im Ernste, das Mädchen ist reizend. Ebenso hübsch, wenn sie lächelt, als wenn sie ernst und gedankenvoll dreinschaut. Aber trotzdem . . .! Sie ist ja beinah' in Ihrem Alter! Ungefähr das Verhältnis wie zwischen dem Oberst und Fräulein von Halfferke!"

„Nun, nun!" wehrte er lebhaft. Sein offnes, schwärmerisches Gesicht glühte wie Purpur.

Iduna lachte ihm unter die Nase, gab ihm einen flüchtigen Klaps auf die Wange und prüfte dann wieder, „La donna è mobile" trällernd, die bunt durcheinander gewürfelten Maskenstücke.

Während so hinter und vor den Kulissen die Einleitung zu der Tagesausgabe langsam voranschritt, hatte sich der Rest der Gesellschaft in mehrere Gruppen gesondert.

Der Oberst von Anzendorff, der auf die dringende Bitte Mariens die Jugend begleitet hatte — von Papa verstand sich das ja von selbst, und auch Tante Susette, die gestern ein wenig Migräne gehabt, war heute wieder vollständig flott und konnte mit altgewohnter Lebendigkeit teilnehmen — Herr von Anzendorff also stand im Gespräche mit dem Grafen Gaßler. Graf Eberhard erinnerte sich mit Vergnügen, daß sein verstorbener Vater mehrfach von den Beziehungen zu dem Oberst erzählt und auch jener glücklichen Sommerwochen gedacht, welche der damalige Sekondeleutnant von Anzendorff mit einigen andern Freunden des Hauses auf Schloß Göllrode verlebt hatte.

Hertha, die von Wladimir Orlowsky gestellt worden war, lieh dem Redestrom ihres Reisegefährten von neulich nur geringe Aufmerksamkeit. Ihr Interesse war bei dem Oberst von Anzendorff und dem Grafen. Wiederum wurde ja jene Zeit berührt, die ihr so mystisch, so hochromantisch, so reich an unerschlossnen Geheimnissen schien. Wahrhaftig — der Oberst, wenn er so sprach und mit liebenswürdigem Lächeln das Haupt wiegte, hatte etwas vom orientalischen Magier. Seine Augen blitzten dann auf wie funkelnde Sterne am frostklaren Winterhimmel; man freute und fürchtete sich zugleich, ihrem bannenden Blick zu begegnen.

Und wie dieser Graf mit dem Oberst verkehrte! Graf Eberhard Gaßler war eine fesselnde, angenehme Erscheinung, ruhig, gewandt, von höchst intelligentem Gesichtsausdruck, ohne jegliche Ziererei — und doch: Herrn von Anzendorff gegenüber fast von jener verbindlichen Artigkeit, die man sonst nur bei Damen entwickelt. Es lag etwas Sanftes, Mildes, Verschleiertes in der Stimme des Grafen, ein Ton, der zum Herzen drang. In seinem Gebaren malte sich der unverkennbare Wunsch, Herrn von Anzendorff, den er heute zum erstenmal sah, eine Hochachtung zu bekunden, die das gewöhnliche Maß stark überstieg.

Hertha fühlte bei dieser Wahrnehmung einen freudigen Stolz, als hätten die Huldigungen des Grafen ihr selbst gegolten. Graf Gaßler — das ahnte sie gleich auf den ersten Blick — war unter sämtlichen jungen Männern, die sie bis jetzt auf Gruthenau kennen gelernt, weitaus der bedeutendste. Sein aristokratisches Antlitz hatte etwas vom Denker. Daß gerade dieser bevorzugte Kavalier so eifrig und beinahe unter Vernachlässigung der Damen sich um den Freund ihres Vaters bemühte, das hatte für Hertha einen ganz eigentümlichen Reiz, den sie vergeblich zu analysieren suchte.

„Sie sehen, Herr Oberst," sagte der Graf, nachdem er abermals eine kleine Reminiszenz geweckt hatte, „ich bin gründlich bewandert. Es muß in der That ein phantastischer Zauber gewesen sein, der sich damals wie ein duftiger Goldschleier über Göllrode und Gruthenau breitete, ein buntes Gewebe von lustigen Streichen, Tollheiten und mond-

ſchein-geſättigter Poeſie. Gewiß lag dieſe eigenartige Stimmung ein wenig im Zeitalter."

„Wohl möglich," verſetzte der Oberſt. „Für uns ſpeziell kam noch verſchiednes hinzu. Sie wiſſen natürlich, daß Ihr Herr Vater damals ſeine zukünftige Braut kennen lernte?"

„Gewiß."

Der Oberſt wandte ſich ab. Sein Auge umdüſterte ſich, bis es dem Blick Herthas begegnete, die ihn mit harmloſer Fröhlichkeit anlachte.

„Sie werden auch mitwirken in den tableaux vivants?" fragte der Ruſſe zum zweitenmal, ohne ſich durch die Zerſtreuung Herthas abſchrecken zu laſſen.

„Wenn ich aushelfen kann, ja."

„Ich werde auch aushelfen. Ich helfe immer aus. Zum Beiſpiel im Whiſt. — Spielen Sie Whiſt? Ich bin ein leidlicher Partner. Graf Gaßler, mein Freund, ſpielt meiſterlich. Geſtern haben wir einige Rubber gemacht, Graf Gaßler, Komteß Claudine und ich. Schade, daß Sie nicht die vierte waren! Sie hätten ſo ausgezeichnet den Strohmann erſetzen können! Es würde mir ein ungeheures Vergnügen bereiten, mit Ihnen ein Grand zu gewinnen."

„Vielleicht findet ſich ſpäter einmal die Gelegenheit," erwiderte Hertha. „Verzeihen Sie gütigſt!"

Sie wandte ſich zu Claudine von Gaßler, die an der Seite Mariens auf ſie zukam.

„Unſre kleine Komteß wünſchte dir ein Händchen zu geben," ſagte Marie. „Du gefällſt ihr. Kommt, Kinder, macht euch ein bißchen miteinander bekannt! Vorhin auf der Veranda warſt du ja ſchrecklich in Anſpruch genommen. Ja, thu nur nicht ſo, ich meine dich, Hertha! Nicht wahr, Claudinchen, auch du haſt's beobachtet? Jedem Wort, das dem Oberſt über die Lippen geht, lauſcht ſie wie einem Orakelſpruch. O, ſie verſteht's, wenn kluge Männer ſprechen — oder wie heißt's im Taſſo? Ich kann nämlich nie ein Citat behalten. Jetzt entſchuldigt mich! Die große Künſtlerin Wolfshagen winkt mich heran: ſie ſcheint mit Ehlers in Konflikt zu geraten. Apropos, kümmert euch doch ein wenig um den guten Hans Kunibert! Er ſteht jetzt ſchon ſeit fünfzehn Minuten vor Tante Suſette und macht Bewegungen wie ein Nachtwandler. Auf Wiederſehn!"

Elfenhaft huſchte ſie durch den Saal.

„Ein reizendes Püppchen!" ſagte Komteß Claudine zu Hertha. „Ihre Intima aus der Penſion?"

„Ich habe ſie ſehr lieb," verſetzte Hertha beſtimmt.

„Ich auch. Ihre Gegenwart übt auf mich eine Wirkung aus wie Ozon. Leider kommt man nicht näher mit ihr. Man müßte denn Hertha von Weylburg heißen! Was mich betrifft — trotz ihrer Leichtlebigkeit iſt ſie verſchloſſen . . ."

„Ach, ſie hat nicht viel zu verſchließen," dachte Hertha. Aber ſie ſagte was andres.

Inzwiſchen hatte ſich auch Wladimir Orlowsky mit dem Oberſt in ein Geſpräch vertieft. Orlowsky benahm ſich ähnlich, wie Graf Eberhard Gaßler. Dieſer Otto von Anzendorff ſchien es aller Welt anzuthun. Er bannte und feſſelte, was immer in ſeinen Bereich kam. Übrigens mußte der Slawe auch ſeinerſeits eine Eroberung gemacht haben. Nach kurzer Friſt drückten die beiden Männer ſich herzlich die Hand, als bekräftigten ſie die unausgeſprochene Grundlegung eines Freundſchaftsverhältniſſes.

Hertha von Weylburg hatte das gutartigfrohe Lächeln Orlowskys wahrgenommen.

„Eine ehrliche Haut, dieſer Wladimir!" ſagte die kleine Komteß. „Gar nicht typiſch für den ruſſiſchen Nationalcharakter."

„Auch Sie mögen die Ruſſen nicht leiden?" frug Hertha.

„Ich kenne ſie kaum," ſagte Claudine. „Ich ſpreche nur meinem Bruder nach, der ſie gründlich ſtudiert hat. Beiläufig: Wladimir Orlowsky hat eine däniſche Mutter."

Marie von Gruthenau war einen Augenblick durch Linda von Laßberg in Anſpruch genommen worden. Jetzt trat ſie zu dem Profeſſor und Fräulein Aurelie von Wolfshagen und drohte dem ſpitzen, verblühten Mädchen ſcherzhaft mit dem erhobenen Zeigefinger.

„Iſt ſie ſtarrköpfig, Herr Profeſſor? Ja? Ich möchte doch wiſſen, von wem ſie das hat. Ihre Mama iſt die Liebe und Güte ſelbſt. So? Eine künſtleriſche Meinungsverſchiedenheit? Das klingt ja recht volltönig."

„Sie ſollen entſcheiden, mein gnädiges Fräulein!" rief der Profeſſor. „Wir ſind

hier dabei, aus eigner Machtvollkommenheit eine engere Auswahl zu treffen. Im Plenum dauert dergleichen zu lange. Sechs von den Vorlagen sind bereits eliminiert, darunter zwei meiner eignen Entwürfe. Sie erkennen daraus, wie vollständig frei ich von Selbstliebe bin. Nun will mir aber Fräulein von Wolfshagen ohne Appell an das Publikum die effektvollste Nummer streichen! Sehen Sie hier!"

Er schob Marien ein Genrebild zu, das ebenso malerisch wie ergreifend war. Es hieß „Nach der Trauung" und trug den Stempel jenes packenden Realismus, der vorgestern dem vielbesprochnen Gemälde „Um eine Rose" nachgerühmt worden war. Ein vornehmes venezianisches Ehepaar, eben erst durch den Priester verbunden, schreitet über die Kirchenschwelle dem Wagen zu. Rechts von den beiden, am Schaft des Pilasters, steht ein verlassenes Mädchen, bleich, thränenlos, und schaut, das Herz noch immer von unendlicher Liebe erfüllt, nach dem Manne hinüber, der ihre Jugend, ihr Glück, ihr Leben für immer zerstört hat.

Das Bild lockte aus mehr als einem Gesichtspunkt lebhaft zur Reproduktion. Es war leicht zu stellen und durchzuführen, bot Gelegenheit zur Verwendung außerordentlich prunkvoller und farbenreicher Kostüme und heischte kein übergroßes Talent des Mienenspiels, falls nur die Darstellerin der „Verlassnen" Augen besaß, die halbwege dem Original gleichkamen. Der Professor hatte betont, man verfüge im Kreis der Gesellschaft über zwei solcher Augenpaare; er hatte Fräulein von Weylburg und seine eigne Gattin genannt, wenn er sich auch vollkommen bewußt war, nur auf die erstere zählen zu dürfen, da Frau Iduna an dieser kläglichen Ach- und Wehrolle keinen Geschmack finden würde.

„Von wem ist denn das Bild?" fragte Marie.

„Von Roland Kessinger. Sein Stil ist ja unverkennbar. Da fällt mir ein: war nicht kürzlich davon die Rede, Fräulein von Wolfshagen sei eine Schülerin dieses Meisters? Und nun macht sie ihm Opposition!"

Aurelie nagte verdrießlich die Unterlippe.

„Ich habe durchaus nichts gegen den Meister und seine Schöpfungen," sagte sie etwas dünnstimmig. „Nur bin ich der Ansicht, daß der Geburtstag eines harmlosen jungen Mädchens nicht durch erschütternde Mißklänge, wie sie das Bild hier anschlägt, entweiht werden sollte."

„Ach, Thorheit!" lachte Marie. „Denkst du, ich würde die Prophezeiung herauslesen, daß auch ich einst trauernd am Wege stehe, während Er, der herrlichste von allen, mit ihr, die's nicht fassen, nicht glauben kann, die Fahrt nach dem Glück antritt? Geh, du hast etwas gegen Kessinger. Ich glaube gar, du bist neidisch auf seine riesenhaften Erfolge. Das Genrebild war ja von jeher dein Künstlertraum."

Ein kühles Lächeln glitt über das Antlitz Aureliens.

„Ich hoffe, der Herr Professor kennt dich bereits," sagte sie gleichmütig. „Auch weißt du genau, daß ich jetzt nur noch Landschaften male. Das Genrebild, mit allem, was drum und dran hängt, ist mir zum Ekel geworden. Ich neidisch! Ja, auf dich bin ich neidisch, du schöne, junge, blühende Sylphe, für die das Leben noch ein glanzvoll rauschender Kotillon ist . . ."

„Sehr liebenswürdig!" knixte Marie. „Ich gebe es zu, ich bin schauderhaft oberflächlich. Aber du solltest das so in Gegenwart des Herrn Ehlers mit dem Schleier christlicher Liebe bedecken. Der Herr Professor ist mir ohnehin auffässig, weil ich seine Broschüre über Gabriel Max drei volle Wochen hindurch unaufgeschnitten im Pulte ließ. Entsetzlich! Es fehlt mir eben der rechte wissenschaftliche Ernst, wie schon die Lehrer im Stift behaupteten. Jetzt aber zur Sache! Ich finde das Bild ganz brillant und erkläre ausdrücklich, daß es mir die Geburtstagsstimmung durchaus nicht verderben wird. Nötigenfalls spiel' ich sogar die trauernde Dulderin da an der Säule. Bist du beruhigt, Aurelie?"

„Gut denn," versetzte Fräulein von Wolfshagen.

Hertha hatte sich während der letzten Hälfte dieser Erörterungen langsam genähert. Auch sie gehörte ja etwas mit zu der Zunft, wenn ihr Talent auch vielleicht ein geringes und zur Zeit noch wenig geschultes war.

„Nein, Kind!" sagte sie rasch, indem sie den Blick von der Kessingerschen Komposition weg nach dem sonnigen Antlitz Mariens hob. „Zu dem trauernden Mädchen da passest du absolut nicht. Wohl aber zu der glückstrahlenden Dame in Atlas und Goldbrokat. Sie hat ganz deine Figur. Und

der Nobile — hm, Herr von Höffert ist ein wenig zu klein dafür; aber Graf Gaßler —, finden Sie nicht, Herr Professor, daß Graf Gaßler für diesen Nobile wie geschaffen ist?"

„Wahrhaftig! Er hat den nämlichen dunklen Vollbart, die gleichen Brauen . . . Wir hätten fast gar keine Arbeit mit ihm. Ich bewundere Ihr treffendes Urteil. Aber nun flink! Die Herrschaften werden ungeduldig! Hier den Alpenjäger nach Schiller, dächt' ich, kassierten wir. Der Berggeist würde sich zwar imposant machen, aber die Gemse im Hintergrunde wirkt komisch. Hier aus dem übrigen wählen wir noch Egmonts Traum im Gefängnis. — Einverstanden, Fräulein von Wolfshagen?"

Aurelie nickte.

Professor Ehlers klatschte nun in die Hände und rief mit der Stimme eines dramatischen Herolds:

„Wenn ich die Herrschaften bitten dürfte . . .!"

Die Gruppen lösten sich. Iduna und Gustav stiegen von der Bühne herab. Der Oberst drückte dem Russen Wladimir Orlowsky noch einmal die Hand. Man trug Stühle herzu; alles nahm Platz.

„Du," flüsterte Fräulein von Gruthenau, zu Hertha von Weylburg gekehrt, „ist dir nicht aufgefallen, wie kurios sich die Wolfshagen eben benommen hat? Bei dem Bilde mein' ich?"

„Sie schien mir etwas pikiert."

„Kolossal. Es ist zu albern von ihr. Alle Welt weiß, daß sie in Kessinger sterblich verliebt war. Nun räsonniert sie bei jeder Gelegenheit auf ihn los, weil's ihm natürlich im Traum nicht einfiel, solch ein unbedeutendes, dürres Persönchen heimzuführen, trotz ihres Adels und trotz ihrer glänzenden Mitgift. Er soll furchtbar verwöhnt sein. Claudine Gaßler hat mir Geschichten von ihm erzählt . . ."

„Ach? Das interessiert mich. Die arme Aurelie! Sie schaut wirklich erbärmlich aus für ihr Alter. Und doch, sie mißfällt mir nicht. Hinter dem Schleier ihrer vergrämten Züge seh ich ein süßes, vertrauenblickendes Antlitz . . ."

Inzwischen hatte sich Ehlers geräuspert, die rechte Hand wie zur Begrüßung emporgehoben und folgendermaßen begonnen:

„Es ist mir der ehrende Auftrag zu teil geworden, die oberste Leitung beim Stellen der lebenden Bilder zu übernehmen, deren Vorführung wir zum elften August, dem Geburtstag unserer gnädigen Baroneß, der Tochter dieses gastlichen Hauses, geplant haben. Zunächst liegt es mir ob, mich derjenigen geschätzten Personen definitiv zu versichern, die da geneigt sind, bei diesen mimisch-plastischen Bildern mitzuwirken. Ich setze voraus, daß niemand ohne zwingenden Grund sich der Ladung entziehen wird, die hiermit namens Derer von Gruthenau feierlich an ihn ergeht. Ich war so frei, die Namen der Anwesenden hier zusammenzustellen. Ich gestatte mir, diese Liste jetzt vorzulesen. Nur diejenigen geehrten Herrschaften, die ablehnen wollen, bitte ich um ein kurzes Non possumus. Aber, wie schon gesagt, nur im äußersten Notfall. Wo ein Zweifel an der Vollgültigkeit der Motive bleibt, da behalte ich mir die Berufung an die Gesellschaft vor."

„Bravo!" rief Leutnant von Höffert.

„Sehr gut, sehr gut!" bemerkte Wladimir Orlowsky, indem er sich mit einem lebhaften Blick an den blonden Hans Kunibert wandte, um auch ihn zur Beifallsbezeugung anzustacheln.

Hans Kunibert neigte sich mit der lockenumwallten Stirne so tief über den Stuhl, auf welchem Iduna Platz genommen, daß er die Blumen in ihrem Haar berührte. Tödlich erschrocken fuhr er zurück und stammelte mit bewegter Stimme:

„O, es war nur mein Kopf!"

Bei der Verlesung der Liste ergab sich die erfreuliche Thatsache, daß außer dem Ehepaar Gruthenau und Fräulein von Halfferke nur die asthmatische Frau von Wolfshagen der Mitwirkung überhoben zu sein wünschte, was der Professor nicht ernstlich verweigern konnte.

Als Otto von Anzendorff die nämliche Bitte vorbrachte, traten Marie und Hertha zu ihm heran und bestürmten ihn so liebenswürdig und schmeichlerisch, daß er nachgab.

„Meinetwegen!" sagte er lachend. „Wenn ihr mich alten Knaben denn absolut in euer Getreibe hereinziehen wollt . . . Aber das halt' ich mir aus: mindestens verlang' ich die Rolle des Romeo!"

„Nun, wer weiß," versetzte Iduna ein wenig keck, „Sie wären im stande, die Rolle so lebenswahr durchzuführen, daß mancher der jüngeren Kavaliere sich ducken müßte."

„Ich wollte den Kindern nicht die Freude verderben," sagte der Oberst zu Frau von Gruthenau, ohne die Rede Idunas einer Antwort zu würdigen. „Es ist nun mal so: sie denken, ein Amüsement ist um so gelungner, je mehr sich die alten und ältesten Jahrgänge bei der Geschichte beteiligen!"

Es folgte nun die Verteilung der Rollen. Nachdem eine halbe Stunde damit verbracht worden war, daß die meisten der von Herrn Ehlers ausgewählten Personen mit größerem oder geringerem Eifer bestritten, der ihnen zugedachten Aufgabe gewachsen zu sein, faßte man auf Antrag des Grafen Gaßler den zweckmäßigen Beschluß, die Entscheidung hierüber lediglich dem Professor anheimzustellen, der, falls er sein schwieriges Werk durchführen solle, unbedingt mit der Machtvollkommenheit eines Diktators bekleidet sein müsse.

Nun ging die Geschichte sehr rasch. Je mehr Zeit man zu Anfang mit den Präliminarien vertrödelt hatte, um so energischer griff man die Sache selbst an.

Ehlers und Fräulein Aurelie entwickelten beide ein beachtenswertes Talent im Besiegen szenischer Mängel; sie waren stark und schneidig in der Kritik, lebhaft und sachlich im Beifall. Die Garderobestücke, die Gustav mit Hilfe des Dieners herbeigeschleppt hatte, markierten vortrefflich die zukünftigen Vollkostüme.

Die erste Nummer war „Romeo und Julie".

Eine teppichverhangene spanische Wand, mit einem Sessel dahinter, stellte einstweilen den Palazzo der Capulets, insbesondere die Brüstung des mondlichtbestrahlten Balkons vor. Iduna-Julie lehnte sich, ein weißes Flortuch um die üppigen Schultern, so leidenschaftlich darüber her, daß ihr eigner Gemahl nicht umhin konnte, Bravo zu klatschen. Auch Romeo-Gustav, der, mit dem Knie auf einer künstlich versteckten Holzkiste, schmachtend zu ihr emporschaute und den Kopf zurücklegte wie ein verendender Hirsch, ward von Professor Ehlers gelobt. Er sah in der That gut aus. Dabei wirkte das blauseidene Renaissance-Wams und die Messingkette ebenso vorteilhaft im Sinn des Lokaltons, wie der leuchtende Überschwang von Granatblüten in den tiefschwarzen Haaren der Veroneserin.

Egmonts Traum im Gefängnis bot keine Schwierigkeiten. Leutnant von Höffert, mit einem blauschwarzen Mantel halb zugedeckt, schlummerte selbstbewußt auf einem Sofakissen, während ihm Klärchen — Linda von Laßberg — mit einigen Tüll- und Gazestreifen drapiert, als Genius der Freiheit den Kranz über das Haupt hielt.

Hiernach kam das Bild Roland Kessingers, das vorhin Gegenstand der Debatte gewesen.

Iduna zauberte für den Nobile, der in der That dem Grafen Eberhard Gaßler zuerteilt war, eine lichtblaue Schärpe und ein schönes Barett hervor, während Marie als die Gattin des Venezianers nur durch einen improvisierten Brautschleier gekennzeichnet wurde.

„Ein reizendes Paar!" keuchte Frau Lucie von Wolfshagen der Tante Susette ins Ohr, und Fräulein von Halffkerke nickte vier- oder fünfmal.

Für die „Verlassne" hatte Professor Ehlers, den ablehnenden Blick seiner Gemahlin verstehend, Hertha von Weylburg bestimmt.

Alles war überrascht beim Anblick dieses bleichen, trüben Gesichtchens, das nur noch Auge zu sein schien — dank den Kunstgriffen der Regie, die sogar über mehrere Arten von Schminke verfügte, und mehr noch dank der innerlichen Vertiefung, deren Hertha von Weylburg kraft ihrer heißblütigen Phantasie fähig war. Es kam noch hinzu, daß sie während der letzten Stunden vielfach über den rätselhaften Roman Fräulein von Halffkerkes nachgedacht und nun vorhin erst seltsame Andeutungen über Aurelie gehört hatte. So lebte sie sich mit dem Ernst einer mächtigen Einbildungskraft in die Rolle der Sehnsuchtverzehrten, Enttäuschten hinein, und als nun der Vorhang aufging, spürte sie wirklich eine Beklommenheit, die nicht ganz auf die Rechnung des Lampenfiebers gesetzt werden konnte.

Es folgten jetzt einige Kompositionen heiterer Art, bei denen die Laßbergs, Marie, Hertha und Wladimir Orlowsky mitwirkten.

Da es sich hier ausschließlich um moderne Süjets handelte, war die Sache meist rasch erledigt.

Nur Hans Kunibert Freiherr von Laßberg bot der Regie fast unübersteigliche Hindernisse.

In dem einzigen Bild, bei welchem er mitwirkte, sollte er seiner Schwester Asra ein

Billetdoux überreichen, machte jedoch trotz aller Bemühungen des Professors unverkennbar den Eindruck, als halte er einen gespannten Revolver. Dabei war es rührend zu sehen, wie treuherzig und geduldig die blauen Augen des Jünglings umherschweiften, wenn er von allen Seiten Zurufe, Korrekturen und Monita erntete, die er zuletzt, wie ein beifallumdonnerter Benefizkünstler, die Hand auf der Brust, mit einer tiefen Verbeugung beantwortete.

Claudine und Fräulein von Gruthenau kicherten.

„Ein Rhinoceros auf der Polhöhe!" sagte der Leutnant zu Gustav, leise, aber doch so, daß Hertha es hören konnte.

In diesem Augenblicke empfand Hertha von Weylburg mit der ungelenken Hünengestalt, die sich ja keineswegs aufgedrängt hatte, etwas wie Mitleid; Paul von Höffert aber kam ihr abscheulich vor. Es war doch über die Maßen wohlfeil, sich auf Kosten eines so anspruchslosen Menschen lustig zu machen — nur um in den Augen der Damen für überlegen zu gelten! Denn jetzt wandte sich Paul von Höffert mit seiner Satire an Fräulein von Gruthenau, die sich vor Lachen fast ausschütten wollte.

Zum Schluß wurde dann auch der Oberst herangeholt.

Es handelte sich um das Bild eines französischen Malers: Beduinen, die eine junge Engländerin geraubt haben.

Linda von Laßberg, die etwas vom britischen Typus hatte, war zur Heldin — genauer: zum Opfer — bestimmt. Starr und niedergeschlagen kauerte sie vor dem Zelt, das hier in der Probe durch einen Lehnstuhl markiert war. Die zwei Beduinen, Wladimir Orlowsky und Otto von Anzendorff, standen in sehr glücklichen Stellungen hinter und neben der schönen Beute.

Noch niemals hatte Iduna ihr Kostümtalent so glänzend bewährt. Ein paar weiße Laken, kunstgerecht über den Köpfen der Herren drapiert und faltig über die Schultern herabwallend; zwei brandrote Shawltücher und zwei alte Gewehre aus dem Waffensaal des Barons — und die Wirkung war fertig.

Es muß gesagt werden: beide Herren eigneten sich vorzüglich für diese Aufgabe. Dunkeläugig, dunkel von Teint und im Besitz dunkler Schnurrbärte, schauten sie, theatralisch die Augenlider emporziehend, völlig echt unter dem blendenden Weiß hervor. Wladimir Orlowsky, dessen Brauen über der Stirne zusammengingen, bekam einen etwas grimmigen Ausdruck, während sich bei dem Oberst Würde, Ernst und Feuer die Wage hielten.

„Alle Wetter!" sagte unwillkürlich Leutnant von Höffert. „Herr von Anzendorff macht sich famos!"

„Ein schöner Mann, dieser Oberst!" flüsterte Claudine von Gaßler der blonden Afra ins Ohr. „Bis jetzt war das mir gar nicht so aufgefallen. Und so jung sieht er aus!"

Hertha, die das vernahm, hatte auch jetzt wieder das frohe Gefühl, als werde ihr selber etwas Liebes und Gutes gesagt. Wie sie dann überlegte, kam sie sich beinahe komisch vor. Was konnte es ihr denn verschlagen, ob Herr von Anzendorff zehn Jahre älter aussah oder zehn Jahre jünger? Und ferner: war es denn ein so wichtiges Ding, das Jungaussehen? Freilich, wenn sie sich vorstellte, daß die hübsche Marie zum Beispiel jemals das Ebenbild Tante Susettens, daß sie — Hertha — selber einmal so der Schatten ihrer Vergangenheit werden sollte, dann mußte sie einräumen: es war etwas Herrliches, Unbeschreibliches um den Frühling des Lebens! Aber sie war auch ein Mädchen! Ein Mann hing von diesen Äußerlichkeiten nicht ab. —

Sie begriff sich nicht. Aber die Thatsache jenes Wohlgefühls war nicht hinwegzuleugnen.

Es dämmerte schon, als man zu Ende war. Man speiste im großen Verandasaal, promenierte noch eine Weile im Park und trennte sich gegen halb elf mit dem Versprechen, über acht Tage wiederzukommen. Inzwischen würden Professor Ehlers und Frau dafür sorgen, daß jedermann die genauesten Instruktionen und Vorlagen für die Kostüme erhalte. Auch sollten sämtliche Requisiten fertiggestellt sein, damit diese zweite Probe zugleich die Generalprobe sein könne.

„Adieu! Adieu! Es war köstlich! Ein himmlischer Tag! Glückliche Fahrt!"

So rollten die Wagen in die mondhelle Nacht hinaus.

Hertha lauschte dem Hufschlag der Pferde, so lang sie ihn hören konnte. Es war ihr so eigen zu Mute, so neu und doch so ver-

Digitized by Google

traut. Nun ſchlug im Geäſte des großen Platanenbaums eine Nachtigall. Es überrieſelte ſie. Eilig begab ſie ſich in ihr Zimmer.

O Mond! O rauſchende Wipfel! Süß träumend lag das alles da draußen im Silberglanz! Drüben am Rhönberg ſah ſie den ſchwarzen Forſt und hier und dort einen mattſchimmernden Stern über den Hügeln. Die Nachtigall ſang noch immer. Wie war dieſe Welt doch ſchön und hehr in ihrer göttlichen Friedſamkeit! Man hätte ſich aufſchwingen mögen, empor, empor, in die Höhen des unendlichen Glanzes. Du pochendes Menſchenherz, was ergreift dich ſo mit unſagbarer Ahnung?

Hertha fühlte, wie es ihr heiß in die Augen ſtieg. Sie wollte ſich ſchelten ob ihrer Weichheit, aber es half nichts. Die Thränen floſſen ihr — ſüß, beruhigend, erlöſend.

Dann legte ſie raſch ihre Kleider ab, ſprach ein kurzes Gebet und entſchlief.

9. Kapitel.

Zwölf Tage ſpäter ſtand Hertha lange nach Mitternacht in der nämlichen Fenſternische, wo ſie am Abend nach jener Bilderprobe in die ſchimmernde Mondlandſchaft hinausgeblickt hatte.

Es war jetzt dunkel da draußen. Schwere Gewitterwolken hingen am Horizont. Auch Herthas Stimmung ſchien ſich verdüſtert zu haben.

War es der Brief ihrer Schweſter, den ſie hier vorgefunden, als ſie vom herrlichſten Ausflug zurückkehrte . . .?

Dieſer Brief hatte ihr eine Vorſtellung wachgerufen, die ihr bis dahin kaum noch gekommen war: die Notwendigkeit ihrer demnächſtigen Abreiſe.

Abreiſen! Wie der Gedanke ſie aufregte! Mußte denn alles ein Ende nehmen? Es war doch ſo himmliſch hier auf Schloß Gruthenau, ſo bezaubernd! Sie hatte ſich wohlgefühlt von Grund ihrer Seele aus, — und nun auf einmal trat ihr die unbarmherzige Proſa entgegen, und raunte ihr zu: „Genieße noch, aber eilig und mit Verſtand! Die Stunde der Trennung wird ſchlagen, eh du's für möglich hältſt.“

Sie betrachtete eine Zeitlang den Himmel. Ein fahles Wetterleuchten zuckte über die ſerndrohende Wolkenbank. Im Zenith funkelten noch die Sterne. Die Atmoſphäre war dumpfig und ſchwül.

Hertha ſeufzte. Dann trat ſie vom Fenſter zurück, ſetzte ſich in den fauſtiſchen Lehnſtuhl und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Abreiſen!“ wiederholte ſie halblaut. Vierzehn Tage war ſie erſt hier . . .! Und wie pfeilſchnell waren ihr dieſe vierzehn Tage verſtrichen! Freilich, hier flog ja die Zeit wie auf Schmetterlingsflügeln. Hier verſtand man zu leben! Welch eine wundervolle Geſelligkeit! Jeder konnte hier treiben, was ihm beliebte. — Auf Schloß Gruthenau herrſchte nicht jene ſchablonenmäßige Hetzjagd nach dem Vergnügen, die den Genuß auf die Dauer in Pein verwandelt. Alles trug vielmehr ein wenig den Stempel des plötzlichen Einfalls. Wer nicht wollte, der machte nicht mit. Aber man wollte faſt immer.

Guter Gott, wie entzückend waren die Morgenritte durch die prachtvollen Gruthenauſchen Forſtungen! Welch ein Wonnegefühl, ſo auf ſchnaubendem Renner unter den rauſchenden Tannen und Buchen einherzuſprengen, in vollen Atemzügen die köſtliche Luft zu ſchlürfen, ganz Freiheit und Daſeinsluſt!

Und dieſe Wanderungen im Park, dieſe Spazierfahrten und Kahnpartieen, dieſer zwanglos heitre Verkehr mit den Gutsnachbarn! Tanz, Lawn-Tennis, Krocket, Feuerwerk — Herz, was begehrſt du? Dabei fand man noch hinlänglich Zeit, ein Buch in die Hand zu nehmen, da und dort etwas zu ſkizzieren, oder planlos zu träumen — in der wonnigen Kühle des Zimmers, wenn draußen die Mittagsglut über den Ziegeln brütete, oder frühmorgens im Schatten der mächtigen Rotbuche . . .

Ja, es lebte ſich göttlich ſchön auf dem altromantiſchen Freiherrnſitze. Alles war eitel Glanz, Jubel und Seligkeit!

Heute erſt wieder — welch ein entzückender Tag! Frühmorgens der übliche Ritt. Um elf der köſtliche Imbiß auf der Veranda und das Geſpräch mit dem Oberſt. So friſch, ſo wundervoll hatte er niemals geplaudert . . . Wie er die Welt und Menſchen kannte! Wie er den Dingen gleich auf den Grund ſchaute! Und ſo ganz ohne ſich aufzuſpielen . . .! Es war herrlich geweſen . . . Dann um halb eins die behagliche Raſt neben dem Steinbild Ebbos, bei Tiſch wieder die Unterhaltung mit Herrn

von Anzendorff, und als Krönung des Tages die Wagenpartie nach der Oſtplatte! Es war nicht zu beſchreiben! Spät beim Schimmer der venezianiſchen Lampen war man nach Hauſe gefahren, ganz erfüllt von dem Zauber der Fernſicht, von dem Goldrot der Abendſonne und der ſchweigſamen Hoheit der Bergwelt.

Da mußte der Brief Juliens in dieſe Stimmung hineinplatzen, wie der Pfiff einer Lokomotive in den Sommernachtstraum glückſeliger Elfen.

Es war dies die erſte Zuſchrift, die Julie überhaupt vom Stapel gelaſſen, und gleich im Eingang fand ſich folgende Wendung:

„Wir wollen das Fremdenzimmer, eh du zurückkommſt, neu tapezieren laſſen. Ziehſt du rot oder braun vor? Mir iſt es gleich, und beides paßt zu den Möbeln.“

Eh du zurückkommſt!

Alſo ſie mußte zurück...! Der Gedanke ſchien ihr unfaßlich, — und doch: er verſtand ſich von ſelbſt. Das rot oder braun tapezierte Fremdenzimmer harrte ihrer mit unabweislicher Sicherheit.

Hertha von Weylburg atmete ſchwer und bang. Sie nahm den Brief noch einmal vom Schreibtiſch auf. Es war ja gewiß unrecht und pietätlos, — aber ſie hatte die unangenehme Empfindung, als ſtröme das gelbgetönte Papier mit dem wenig geſchmackvollen Monogramm einen Hauch von Kerkerluft aus ...

Mechaniſch las ſie, was ſie vorhin ſchon geleſen ...

Es ging gut bei den Steinmanns. Die Hausmannsfrau Pieſecke hatte vorgeſtern einen Knaben bekommen ... Seit mehrern Tagen war die Schneiderin Betty im Haus. Hänſchen bekam zwei neue Anzüge, einen ſchottiſch karrierten und einen dunklen mit hellſeidnen Aufſchlägen. Fritz, der beſtens grüßte, hatte drei ſchwere Fälle von Brechruhr bei Kindern unter zwei Jahren. Kein Wunder: die gräßliche Hitze, und dann die Unvernunft mancher Eltern! — Letzthin hatte Frau Julie eine Partie nach Gaſchwitz gemacht. Sehr hübſch — aber der Lärm auf dem Dampfſchiff! Und ihr Kapothut wäre ihr beinah ins Waſſer gefallen. Sie hatte doch Gott gedankt, als ſie wieder daheim war. Ferner: ſie konnte nicht recht begreifen, daß Hertha ſo jeden Tag ausritt —; auch Fritz hatte geſagt, zu vieles Reiten ſei nichts für ein junges Mädchen. Herthchen ſolle ſich ſchonen, und ja ihre Nerven nicht überanſtrengen ...

Hertha von Weylburg ließ den Brief wieder ſinken. Sie ſollte nicht ausreiten! Ach, und mit jedem Tage ward es doch ſchöner, dies wunderſame Dahinſprengen durch den herrlichen Wald! Zumal ſeit nicht mehr der Leutnant ſo häufig ihr Partner war, ſondern der Oberſt.

Hertha erhob ſich, ſchritt ein paarmal durchs Zimmer und lehnte ſich dann auf den Rand ihrer Bettſtatt. Sie ſchloß die Augen. Die Gruthenauſchen Forſtungen ſtiegen ihr klar und greifbar vor dem innern Blick empor und mit ihnen zugleich eine Szene, die ſie erſt jetzt in der rechten Beleuchtung zu ſehen glaubte ...

Es war am verwichnen Dienstag. Der Ritt führte am Zochauer Tümpel vorüber... Oberſt von Anzendorff war der Partner Mariens ... Pure Artigkeit von dem Freifräulein, die da meinte, als Tochter des Hauſes müſſe ſie dem älteren Herrn die Honneurs machen, und den Leutnant von Höffert ihrem Beſuch überlaſſen ... Was war das? Dort zwiſchen den Waſſerlinſen? Ein Kind vielleicht, das am Ertrinken iſt? „Nein,“ ſagte der Oberſt, „ein Hund.“ — Das Tier kämpfte verzweiflungsvoll, ohne doch von der Stelle zu kommen. Hertha parierte ihr Pferd, Herr von Anzendorff ebenfalls ... Dann auch die übrigen. Und nun das Benehmen des Leutnants! „Der Köter hat einen Stein am Hals. Wenn der Beſitzer ihn hier erſäufen will, — was kümmert es uns? Wie? Da hineinwaten? Mit Vergnügen, wenn es ſich um Ihr Taſchentuch handelte. Aber ſo! Ich glaube, man ſpielt eine lächerliche Figur dabei!“ ... O, dieſer ſchneidige, weltkluge Offizier! — Nun ſpringt der Oberſt kurzer Hand aus dem Sattel. Er wirft ihr die Zügel zu: „Bitte, mein gnädiges Fräulein!“ Dann vorwärts — bis über die Hüften ins Waſſer. Er packt den Hund, einen reizenden Rattler, juſt in dem Augenblick des Verſinkens, und trägt ihn ans Ufer ... Aus dem Strauchwerk erſchallt rohes Gelächter; ein verwahrloſter Burſche grinſt die Geſellſchaft an und verſchwindet ...

Hertha glaubte dies pöbelhafte Gelächter noch jetzt zu hören. Und ſeltſam: es war ihr, als töne es von den Lippen des Leut-

nants. Paul von Höffert hatte sich durch sein schroffes Gebaren thatsächlich auf die Seite jenes Buben gestellt, trotz der höfisch-korrekten Form seiner Bemerkung. Er verharrte dabei, es sei unnötig gewesen; der grinsende Bengel habe doch ganz augenscheinlich nur die Befehle des Eigentümers vollstreckt. „Übrigens: wenn er gewußt hätte, daß der Herr Oberst sich wirklich inkommodieren würde . . .“ Das klang so ironisch, so dreist . . . Zuletzt sprach er sogar von rühmlicher Weichherzigkeit — alles in einem Tone . . .! Aber wie ruhig und würdevoll hatte der Oberst geantwortet! „Ich bin überzeugt, Herr Leutnant, Sie werden so gut wie ich einen Unterschied machen zwischen der künstlichen Abhärtung des Gemüts, wie der Soldat sie benötigt, wenn er die blutigen Greuel des Krieges verwinden soll, und der angebornen Gleichgültigkeit gegen die Schmerzen der Mitgeschöpfe. Diese angeborene Gleichgültigkeit hat meines Erachtens mit den Erfordernissen unsres Berufs durchaus nichts zu thun.“

Hertha wiederholte sich diese Worte. Sie hatten sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gegraben. Und dann die verblüffte Miene des Leutnants, sein gestottertes: „Ganz ohne Zweifel, Herr Oberst,“ — und sein heimliches „Lachhaft!“ das er mit überlegenem Achselzucken dem Freifräulein zuraunte!

Hertha von Weylburg fuhr sich über die Augen. Sie hatte das alles jetzt noch einmal durchlebt — gleichsam der Wirklichkeit nachgeträumt, — und klarer als damals begriff sie nun, was ihr so nah gegangen. Es war der sonderbare Kontrast zwischen dem kampferprobten Helden des Schlachtfelds, der einen Hund rettet, und dem flotten Salonoffizier, dem diese That nicht comme il faut dünkt. Und nun fiel ihr das schöne Gedicht „Tells Tod“ von Ludwig Uhland ein, und die schlicht-ergreifenden Verse:

Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet, und nicht glänzt.

Es war freilich heroischer und für die Eitelkeit eines modernen Ritters verlockender, „zwischen den Tiger und den Leu'n“ zu treten, als in den Sumpf, wo man sich nicht einmal mit Grazie bewegen konnte: aber just diese Verachtung des Äußerlichen, um des bescheidnen, ehrlichen Zwecks willen, imponierte dem jungen Mädchen aufs höchste.

Sie trat ins Nebenzimmer. Dort lag der niedliche Rattler in seinem Korbe. Der Eigentümer hatte sich gestern auf die Anzeige im Altenauer Tageblatt hin gemeldet. Hertha jedoch wollte sich von dem Tiere nicht trennen. Sie sprach davon, es zu kaufen. — Der Oberst kam ihr zuvor, und machte ihr den Hund zum Geschenk. Wie liebenswürdig von ihm, wie aufmerksam! Er hatte gemerkt, daß sie eine große Tierfreundin war, und ganz besonders an diesem lustigen, klugen Geschöpf hing, dessen Todesnot sie zuerst wahrgenommen, dem sie eigenhändig den steinbeschwerten Strick vom Halse gelöst.

Hertha beugte sich über den Korb, aus dem die großen treuen Augen des Tieres ihr freundlich entgegenglänzten.

„Nun, Waldmann?“ sagte sie zärtlich und fuhr ihm sanft über den Rücken.

Waldmann wedelte mit dem Schweif und wollte an seiner Herrin emporspringen.

„Schlaf nur weiter!“ sagte sie schmeichlerisch. „Mach dir's bequem! So! Nicht wahr, du guter Kerl, wenn unser Oberst nicht wäre, dann lägest du jetzt tot unter den Wasserlinsen!“

Sie mußte über sich lächeln. Aber der Hund schien sie fast zu verstehen. Jedenfalls hörte er aus dem Klang dieser Stimme nur Gutes und Liebes heraus, und im sichern Gefühl des Geborgenseins rollte er sich behaglich zusammen.

Hertha sah auf die Uhr. Ein Viertel nach zwölf. So spät schon — und noch immer verspürte sie keine Müdigkeit. Ihre Einbildungskraft war unablässig am Werk. Es schien, als ob die Begebnisse der letzten acht Tage sich eins nach dem andern vor ihrem Geist wieder abspielen wollten — wachgerufen durch die Epistel da auf dem Schreibtisch . . .

Von neuem sah sie den Leutnant von Höffert, wie er sein Pferd dichter zu ihr herandrängte, und einen Blick auf sie richtete, ernster und doch scheuer und zaghafter als zuvor. Am dritten Tage war es nach jenem Erlebnis am Tümpel. O, dieser unglaubliche Mensch! Was fiel ihm nur bei? Womit hatte sie ihn ermutigt? Schlankweg machte er ihr eine kurze aber feurige Liebeserklärung und fragte sie, ob sie ihn heiraten wolle. Ebenso knapp und schlankweg sagte sie Nein.

Digitized by Google

Sie erschrak beinahe über die Einsilbigkeit dieser Antwort. Aber der Leutnant schien das gar nicht so schwer zu nehmen. Schon in der nächsten Sekunde war von der schönen Aussicht, von dem Professor, von Orlowsky die Rede. Auch daheim bei Tisch und im spätern Verkehr that er, als sei nicht das mindeste vorgefallen. Nur etwas bleich war er und sarkastischer als gewöhnlich. Dann aber glich sich auch das wieder aus, und sie selber konnte nun ganz in der frühern Art mit ihm plaudern.

In der That, ein kurioser Geselle! Er hätte doch fühlen müssen, daß er ihr gleichgültig war bis ins Mark! Sie, Hertha, die Frau dieses Herrn von Höffert! Er besaß ja kein Herz! Er war ja nur Witz, Eleganz und krankhafte Selbstüberschätzung! Und dieser pfiffige Kopf merkte nicht, wie vollkommen sie ihn durchschaute! Es ist doch wahr, daß Eigenliebe mit Blindheit schlägt!

So träumte sie fort, ohne Richtung und Ziel. Sie hatte sich wieder auf den buckelbeschlagenen Stuhl vor dem Schreibtisch gesetzt. Die altersgrauen Folianten schienen im rötlichen Flimmern der Wachskerze doppelt geheimnisvoll und romantisch. Das mächtige Sandfaß warf einen langen, seltsamen Schatten zur Wand hinauf, einem phantastischen Humpen vergleichbar. Szenen, Gestalten und Bilder zogen in unaufhörlicher Folge an Hertha vorbei; Gegenwärtiges paarte sich rätselhaft mit dem Vergangnen. Noch einmal erlebte sie jene erste Begegnung mit Herrn von Anzendorff; noch einmal das jämmerliche Gebaren des blonden Ästhetikers während der Fahrt auf dem See . . . Dann sah sie im Geiste Fräulein von Halfkerke als zweiundzwanzigjähriges Mädchen, und mit ihr die gesamte Jugend von damals, vor allem die Eine, die Unbekannte, die Otto von Anzendorff — das stand bei ihr fest — mit aller Glut seines Herzens geliebt haben mußte . . .

Und nun rauschte und wogte es in der Luft, wie von nahenden Flügelschlägen. Ein faustischer Mantel schwebte durch das geöffnete Fenster und trug ein blasses, bartumwalltes Gespenst. Die Wände erbebten; es war Thomasius, der Alchymist. In der Faust hielt er ein Fläschchen, mit einer glitzernden Masse gefüllt. „Sieh her!“ sprach er, und seine Stimme klang wie der Ton eines alten Spinetts, — „hier bringe ich dir, was da selig macht: das edle, goldschaffende Projektionspulver. Ich hab' es erfunden nach jahrelangen, peinvollen Studien. Mische Salpeter, Schwefel, Arsenik, Antimonium und Quecksilber, laß es im Tiegel zerschmelzen, gib einen Tropfen Sonnenöl in die glühende Masse, und wirf dies Pulver hinzu! Dann bist du am Ziel deiner Wünsche! Du hast dann Gold, Gold, Gold; das ist verdolmetscht: ewige Jugend, ewige Heiterkeit des Gemütes, ewiges Liebesglück!“

Hertha fuhr auf. Wahrhaftig, sie war im Lehnsessel eingeschlafen. Vom Schloßturme schlug es zwei.

Horch, was war das? Huschte da nicht etwas über den Korridor? Und sie hatte noch nicht einmal ihre Thüre verschlossen. Der Geist des Thomasius schwebte noch immer über dem Dachfirst . . . Ein unheimliches Gefühl, — und doch so unsäglich verlockend. Sie mußte sich wohl getäuscht haben. Der kleine Waldmann schlief so ruhig in seinem Korbe . . . Sie vernahm seine regelmäßigen Atemzüge wie eine Bürgschaft, daß alles in Ordnung sei. Gleichviel: es lag etwas Übernatürliches in der Luft, — und draußen regte sich's wie von heimlichen Seufzern. Es mochte der Wind sein, der sich seit fünf Minuten erhoben hatte. Vielleicht kam das Gewitter näher. Die Kerze flackerte angstvoll, wie ein verlöschendes Leben. Da plötzlich klirrte und krachte es draußen . . .

Hertha lächelte. Wie thöricht, so zu erschrecken! Eines der Korridorfenster war wohl nicht eingehakt. Sie nahm die Kerze vom Schreibtisch, legte die Hand um die Flamme und schritt leise hinaus. Richtig, so war es. Sie stellte den klappernden Flügel fest. Wie sie zurück wollte, blies der Wind ihr das Licht aus.

Einen Augenblick war sie verdutzt. Aber sie kannte den Weg. Links von der Treppe mußte sie einbiegen.

Es war stockfinster. Das Wetterleuchten hatte jetzt aufgehört. Der Wind brachte nicht das Gewitter, er scheuchte es fort. Hertha suchte die Wand, um sich weiter zu tasten. Wo blieb nur die Treppe? Das war ja verdrießlich! Hertha von Weylburg hatte die Richtung verloren.

Jetzt machte sie Halt. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Durch die Stille der Nacht klang eine schluchzende Frauenstimme.

Hertha fühlte, wie sie errötete. Sie ward hier unfreiwillige Zeugin eines Gesprächs, das ihr die Brust beklemmte. Die Thüre, vor der sie stand, führte ins Schlafgemach des Gruthenauschen Ehepaares.

„Es ist schrecklich mit dir!“ sagte der Freiherr. „Immer und ewig das gleiche abgeschmackte Lamento.“

„Welch ein beschämender Vorwurf!“ gab die Baronin zurück. „Wochen-, monatelang hab ich geschwiegen, — und auch jetzt wäre kein Wort mir über die Lippen gekommen, wenn du nicht selber mich provoziert hättest.“

„Ich? Wieso?“

„Du beschwerst dich über mein Aussehn, über die stumme Ergebung, mit der ich mein Schicksal trage! Du verlangst, daß ich juble, während das Herz mir in Stücke bricht. Als ob du nicht selbst an meiner Hohläugigkeit schuld wärest! Kurt, Kurt, du hast mich elend gemacht über die Maßen, — und wenn die Kinder nicht wären, die armen, unschuldigen Kinder . . .“

„Ja, ja, ich kenne die Phrase! Aber ich geb dir mein Wort darauf, daß sie durchaus nicht bei mir verfängt! Du leidest an Hirngespinsten. Was thu ich dir denn? Sprich! Inwiefern bin ich dir wieder zu nahe getreten?“

„Ich bitte dich, erspar' mir die Einzelheiten!“ sagte die Freifrau würdevoll. „Längst hab ich es aufgegeben, dich zur Ehrenhaftigkeit und Vernunft zu bekehren. Thu, was du willst, — aber zeige doch wenigstens noch Respekt vor dem häuslichen Herd! Bei dem geringsten Versuch, deine Albernheiten zu wiederholen, werde ich Lore entlassen . . .“

Leise, ganz leise schritt Hertha vorüber. Sie hörte noch das gezwungne Lachen des Freiherrn; dann hüllte das Brausen des Windes, der jetzt breitflutend die dunkeln Gänge durchstrich, ihre glühende Stirn ein. Dem Luftzug folgend, fand sie rasch ihr Gemach. Die Thüre war aufgesprungen. Angstvoll und hastig, als sei sie sich eines Unrechts bewußt, schloß sie sich ein. Dann machte sie Licht und begann, bebend vor Aufregung, sich zu entkleiden.

Da knisterte was in der Tasche ihrer Satinrobe. Ein zusammengefalteter Zettel. Wie war der hineingekommen? Ah, ein Gedicht! Sie las:

„Schön ist Iduna, wenn beim Abendfächeln
Ihr Augenstern im Glanz der Sonne schwimmt.
Schön ist Claudine, wenn ihr süßes Lächeln
Mir aus der Brust die trunkne Seele nimmt.
Schön ist Aurelie, wenn des Mondes Flammen
Sie sanft umglühn im nächt'gen Waldesthal.
Doch schöner, schöner als die drei zusammen
Ist Hertha, mein erkornes Ideal.
Nicht wag' ich, für dies Leben zu erringen,
Was mich so hold in heil'ge Bande schlug!
Doch lieben darf ich's, lieben und besingen —
Ein Kuß — und meiner Sehnsucht ist's genug!“

Die Verse waren trotz ihrer lodernden Überschwenglichkeit nicht unwirksam; Hertha jedoch empfand einen unbeschreiblichen Widerwillen. Sie that dem ehrlichen Jungen vielleicht unrecht, wenn sie die Stimmung, wie sie aus seinen Rhythmen sprach, unmännlich, kindisch, und dabei naiv-dreist fand. Welch eine Galerie von unerquicklichen Männern! Hier der Sohn, der „nicht wagte“ — (Gott sei Dank, daß er nicht wagte! Er hätte umsonst gewagt!) —; dort der Vater . . . im nächtlichen Zwist mit seiner trostlosen Frau . . . Es war entsetzlich! Und der abgeschmackte Professor mit seiner Iduna, deren Augenstern „beim Abendfächeln“ so kokett Umschau hielt, und so spöttisch über den Gatten hinwegglitt . . . War denn die Welt da draußen so schlecht, so kraftlos und öde, wie hier dies Bruchstück vermuten ließ . . .?

Hertha ging ernstlich mit sich zu Rate. Sollte sie länger unter dem Dach dieses Schlosses verweilen, dessen verborgene Schäden ihr so plötzlich enthüllt worden waren? Sollte sie abreisen? — Aber vor kurzem noch hatte die Vorstellung ihres Weggangs sie beinah zu Boden gedrückt . . .!

Sie hielt den Zettel mit Gustavs gereimter Liebeserklärung ins Licht. Ein helles Flackern, — dann glänzten nur noch einige Pünktchen, und auch diese verloschen im Augenblick. Das war symbolisch für den thörichten Knaben. Pah, auch ihr Verdruß über die unwillkommene Huldigung durfte verlodern! Sie brauchte nicht weiter davon Notiz zu nehmen . . .

Nein, sie konnte nicht abreisen! Dieser Baron freilich . . .! Aber sie war doch nicht bei ihm zu Besuch, sondern bei ihrer Freundin Marie. Sollte die unter den Sünden ihres Papas leiden? Und dann —: der Oberst! Was würde der Oberst sagen? —

Mit einemmal ward es ruhig in ihrer Seele. Wo Otto von Anzendorff weilte, da konnte auch sie weilen. Der stand herrlich und hehr, wie ein Fels in der Brandung.

Die Schwächen und Thorheiten der Alltagsnaturen prallten machtlos von ihm zurück. Nun war es entschieden. Sie blieb. Sie begrub die Eindrücke dieser unseligen Nachtstunde. Der Oberst! Schon der bloße Gedanke an diesen Mann festigte in ihrem Gemüt, was so plötzlich gewankt hatte: das Vertrauen zur Menschheit.

10. Kapitel.

Die warme Augustsonne liegt glänzend über dem Park; es schlägt zehn von dem Schloßturm, aber noch hat sich niemand auf der Terrasse, wo bei günstigem Wetter gefrühstückt wird, blicken lassen.

Der neunzehnte Geburtstag Mariens ist gestern mit einem Feste begangen worden, das spät erst am Morgen geendet hat. Es war großartig. Am Vormittag die Bescherung, dann Familientafel, am Abend Ball, ein Souper von hundertundzwanzig Gedecken, die lebenden Bilder, Feuerwerk, italienische Nacht — wundervoll!

Die Glückliche schläft noch, ebenso ihre Angehörigen und die Hausgäste.

Nur Fräulein von Halfkerke hat bereits ihren Thee getrunken und geht jetzt, auf ihren hechtgrauen Schirm gestützt, langsam zwischen den Beeten einher. Sie bewundert die lichten La France-Rosen, die karminroten Victor Verdier, die violetten Pierre Notting. Sie kennt sie alle beim Namen; gerade die Spätblüten sind ihre Lieblinge.

Nun bleibt sie stehen, pflückt eine Knospe vom Stengel und schaut zurück nach dem Schloß, dessen Parkseite noch im Schatten liegt.

„Es war ganz so wie damals," denkt sie und seufzt ein wenig, — „bis auf die Balltoiletten — und mich. — An ihm ist die Flut der Jahrzehnte spurlos vorübergegangen, oder so gut wie spurlos. Er hat dreimal getanzt! Getanzt mit beinahe sechzig Jahren! Wer's hört, möchte lachen; aber es sah gar nicht lächerlich aus, weder altväterlich und bedächtig, wie bei dem Landrat von Trebra, noch talmi-jugendlich, wie bei Gruthenau. Er ist wirklich frisch und elastisch — aber er prahlt nicht damit. Und es gab sich von selber. Unser Mariechen holte ihn bei der Damentour. Ah, par exemple, er zog sich musterhaft aus der Affaire! Erst dankte er — so natürlich und wahr, wie ein Mann, der sich sagt: ‚Weshalb soll ich deine Höflichkeit annehmen, die doch nur eine Höflichkeit ist? Weshalb soll ich dich der Jugend entziehen und deine kostbare Zeit rauben?' — Dann aber, als sie nicht abließ, nahm er sie flott und ritterlich um die Taille, und nun sah ich, wie er an Sicherheit und wirklicher Eleganz die Jüngsten beschämte."

Fräulein von Halfkerke sog den Duft der eben gepflückten Blume ein und wiegte den Kopf mit dem altmodischen Häubchen ...

Da klappte es auf den Marmorfliesen der Schloßterrasse von zierlichen Absätzen.

Hertha von Weylburg kam barhäuptig in hellblauem Kaschmirkleide die Treppe herab. Sie hielt einen Fächer, den sie jetzt aufschlug, um ihr Gesicht gegen die Sonne zu schützen.

„Guten Morgen, Tantchen! Gut geschlafen?"

Sie ergriff die Hände der alten Dame und küßte sie.

Über das Antlitz Susettens glitt ein Strahl warmherziger Freude.

Sie hatte das junge Mädchen während des kurzen Verkehrs lieb gewonnen. Sie fühlte, daß hier ein tiefes Gemüt, ein starkes und doch weibliches Naturell im Gewande des Frohsinns und des harmlosen Übermutes einherging. Die Offenheit, die Schlagfertigkeit Herthas, vor allem aber ihr Hang zu dem, was die profane Menge spöttischerweise „romantisch" nennt —: das mußte auf Tante Susette einwirken, wie der Magnet auf das Eisen. Jener Hang schien ihr echt und gesund, da er sich keineswegs mit schaler, mattherziger Kopfhängerei, sondern mit frischer und resoluter Lebenslust paarte, und somit nur ein eigenartiges Stück Poesie bedeutete. Fräulein von Halfkerke war vorzeiten auch so gewesen. Jetzt freilich hatte ein Schleier von Wehmut sich über ihr Dasein gebreitet, der ihr den Ausdruck eines müden, beschaulichen Ernstes verlieh, wenn sie allein war. Aber auch nur wenn sie allein war! Niemals belästigte sie andre Personen mit ihren Stimmungen, — oder vollends mit Rückblicken auf ihr eigentümliches Schicksal ...

Niemals?

Wie sie in Herthas große glänzende Augen sah, fragte sie sich, ob sie dem jugendlichen Geschöpf da nicht schon zu viel angedeutet oder gestanden habe.

Diese Hertha von Weylburg hatte auch eine Art, sich den Leuten ins Herz zu schleichen, ihre Geheimnisse zu erforschen ...!

Gleichviel: sie bewahrte sie auch; und mehr noch: sie würdigte und begriff sie. Kein Hauch von Übermut, von jenem unausgesprochenen, aber so leicht von der Stirn zu lesenden Spott über die alte Jungfer, die noch Erinnerungen an den Mai ihres Lebens hegt ... Mit einem Worte: ein liebes, treues Geschöpf, das ihr, so seltsam es klingen mochte, jetzt bereits näher stand, als die Baronin von Gruthenau, ganz zu geschweigen von der libellenhaften Marie.

Hertha von Weylburg hängte vertraulich den Arm in den ihrer alten Freundin.

„Sie blühen wie eine Rose!“ sagte Susette. „Da, nehmen Sie diese Knospe hier! Sie paßt zu Ihnen. Ja, ja, die Jugend! Mit Ihren Jahren vertrug ich's auch; jetzt benimmt mir's ein wenig den Kopf. O, wir trieben's beinah noch toller! Einmal — es war am siebzehnten Juli fünfundvierzig, in jenem bewußten Sommer — da hatten wir droben in dem nämlichen Saale durchgetanzt, bis uns die Sonne auf das Parkett schien. Da gingen wir gar nicht erst noch zu Bette. Wir eilten hinaus an den See und machten dort eine köstliche Fahrt, — zehn oder zwölf junge Leute, alle sprudelnd von Leben und Übermut. Während die Gäste von auswärts ihre Wagen bestiegen, rauschten wir in die Morgenkühle hinein. Wir froren ein bißchen, — aber es war doch entzückend! Ich sehe mich noch in meinem lila Seidenkleid, rundum ausgeschnitten, das Haar glatt gescheitelt, lila und pensee Blumen darin, mein Türkisencollier um den Hals — das Collier müssen Sie sehen, Hertha; seit jenem Abend hab ich's nicht mehr getragen —; und über die Schultern ein rosa und weiß karriertes Tuch — heute sagen sie ‚sortie de bal‘. — Ich saß links neben dem Leutnant von Anzendorff. Zu seiner Rechten ...“

Sie stockte.

„Nun? Weshalb hören Sie auf? Das interessiert mich im höchsten Grade!“

„Sie böses Ding!“ lächelte Fräulein von Halfferke, während die Augen ihr feucht wurden. „Ich schäme mich, daß ich alte Person mich so hinreißen lasse. Greisenhafte Geschwätzigkeit nennt das die mitleidslose Gesellschaft.“

„Und ich nenne es liebenswürdig über die Maßen, daß Sie mir so ein Bild Ihrer Jugend entrollen. Sie müssen reizend gewesen sein, schon Ihrer Augen wegen! Übrigens hat mich Tante Susette ja schon so manches erraten lassen: weshalb wollen Sie mir nicht ganz ohne Rückhalt Ihr treues Herz erschließen? Was war das mit jener Morgenfahrt?“

„Nichts, mein Kind, nichts. Ich meinte nur ... wie fröhlich wir waren und übermütig, und wie viel man als junges Mädchen so aushält! Fast eine Stunde lang ward kreuz und quer über die Fläche gerudert; der Morgenwind blies uns tüchtig an, aber wir lachten ihm ins Gesicht. In Laßberg tranken wir Kaffee und dann — was glauben Sie? Dann gingen wir, von den Göllroder Herren bis an den Adlerfelsen begleitet, zu Fuß nach Gruthenau!“

„Ganz wie wir am Tag meiner Ankunft.“

„Aber nach sechsstündigem Tanzen!“

„Nun, und die Dame, die neben dem Oberst saß?“

„Neben dem Leutnant von Anzendorff? Gott, mein Kind, ich hätte sie jetzt nicht gerade erwähnen sollen ... Damals ahnte ich nicht ... Leutnant von Anzendorff hatte fünfmal mit mir getanzt ... Er mochte mich sehr gut leiden ...“

„Sie weichen mir aus, liebes Tantchen! Bin ich zu indiskret oder wollen Sie mir's überlassen, Ihre Erzählung weiter zu spinnen?“

„Da wär' ich begierig,“ sagte Fräulein von Halfferke.

„Nichts leichter als das! Sehen Sie, Tantchen, — aber Sie dürfen nicht böse sein? Ganz gewiß nicht?“

„Das kommt darauf an ...“

„Ach nein, Sie können nicht böse sein, denn Sie wissen, wie gern ich Sie mag, und wie ich gar nicht begreife, daß wir im Alter so sehr voneinander verschieden sind, weil wir doch gar so gut harmonieren. Also: wie ich vor einigen Tagen auf Ihrem Zimmer war, und Sie mir das alte Buch ‚Hannchen und die Küchlein‘ von Eberhard zeigten und die gepreßte Moosrose, die zwischen den Blättern lag ...“

„Ja, ja, die Moosrose!“

„Da ist's mir klar geworden,“ fuhr Hertha fort, „daß Herr von Anzendorff Ihre erste und einzige Liebe war.“

Tante Susette ward dunkelrot.

Dann sagte sie unsicher:

„Kind, Kind! Wollen Sie Ihre gebrechliche Freundin, die nun seit einer Ewig-

Digitized by Google

Schweinsknochen mit Klößen Gemalt von F. Hiddemann.

keit über all ſolche Narrenspoſſen hinaus iſt, zum beſten haben?"

„Ich hoffe, Sie trauen mir das nicht zu. Wiſſen Sie, Tantchen, ich nehme es ernſt mit der Liebe. Staunen Sie nur! Ich habe geſtern ſo zwiſchen dem Tanzen meine Betrachtungen angeſtellt. Dieſes Girren und Tändeln, bei dem man gleich auf den erſten Blick das Gefühl hat: es ſteckt ja doch nichts dahinter; dies Flattern und Plappern und das ewige Courmachen, — ſehn Sie, das widert mich an! Echte Liebe iſt ſtumm der Welt gegenüber."

„Wer ſagt Ihnen das?" fragte Suſette gerührt.

„Das braucht mir niemand zu ſagen, das fühle ich."

„Ei, ei! Alſo Sie haben ſelbſt ſchon jemanden lieb gehabt?"

„Nein," ſagte Hertha beſtimmt. „Braucht man denn alles an ſich ſelbſt zu erfahren? — Aber nun weiter! Jene Dame, die an der rechten Seite des Leutnants von Anzendorff ſaß, und die Sie nicht nennen wollten, war ein ſchönes, kluges, liebenswürdiges Mädchen, das er ... noch lieber hatte als Sie, — eine Glücklichere ..."

Fräulein von Halfkerke ſah ihr ſtarr ins Geſicht. Hertha umſchlang ſie mit beiden Armen und küßte ſie zärtlich.

„Ach, zürnen Sie nicht!" hauchte ſie ſchmeichleriſch. „All die Zeit über hat's mich bedrückt, dieſes Rätſel; ich ſann und ſorgte darüber; nun hab ich's gelöſt. Weshalb hätte der Oberſt auch ſonſt Fräulein Suſette nicht heimgeführt? Dieſe Perle, die viel, viel zu gut war für jeden andern! Aber jetzt müſſen Sie ‚du' zu mir ſagen; ich ſchäme mich ſonſt, daß ich ſo dreiſt war! Ach, ich bitte Sie herzlich!"

„Gern, gern, mein Kind," ſtammelte Fräulein Suſette. „Ja, du haſt es erraten. Jetzt, da ich alt und ruhig geworden, kann ich ja davon ſprechen. Es war kein Wunder, daß er ſie vorzog. Ich, in meiner Verblendung, hatte zuerſt nicht acht, wie er ſie auszeichnete. Ich dankte dem Schickſal für jedes freundliche Wort, das er mir gönnte, und ſah nicht vorwärts noch rückwärts. Sie war eine Rheinländerin, und zu Beſuch drüben auf Schöneſeld. Ein zauberhaftes Geſchöpf, das mußte der Neid ihr laſſen. Aber ich hatte ihn gar ſo lieb und konnte nicht denken, daß ein ſo tiefes Gefühl unerwidert bleibe. Es war dumm von mir, liebes Kind; man ſoll die Augen offen behalten ſelbſt in der Leidenſchaft. Hüte dich, daß dir jemals dergleichen paſſiert! Herr von Anzendorff, wie geſagt, mochte mich gut leiden. Wie du ſiehſt, hat er noch jetzt freundliche Sympathieen für mich, was ich ihm hoch anrechne, außerordentlich hoch. Geliebt aber hat er nur dieſe eine, und wie tief er ſie liebte, das hab ich erſt ſpäter erfahren ..."

Schweigend ſchritten die beiden Damen nebeneinander her.

„Weshalb hat er ſie nicht geheiratet?" frug Hertha nach einer Pauſe.

„Sie ſtarb im folgenden Jahr — — einen Tag vor der Hochzeit. Alle Welt ſprach damals von dem ſchrecklichen Vorfall, der das junge Glück der Verlobten erſtickt hatte, als es ſich eben entfalten ſollte."

„Sie werden ja ordentlich bleich! Was war das für ein Ereignis?"

„Eine vornehme Polin, die ſich raſend in den Leutnant verliebt hatte, brachte ihr Gift bei. Die Unglückliche verſtarb unter den gräßlichſten Qualen."

„Schauderhaft!" murmelte Hertha.

„Jawohl, ſchauderhaft. Den troſtloſen Bräutigam hat es beinah zu Grunde gerichtet. Viele Jahrzehnte ſind darüber ins Land gegangen, aber vergeſſen hat er die furchtbare Kataſtrophe und den Verluſt ſeines Glückes niemals. Ich glaube, noch jetzt gibt es Momente, wo die Erinnerung ihn überwältigt."

„Meinen Sie wirklich?"

„Er ſelbſt hat mir neulich davon geſprochen."

Hertha ſchwieg eine Weile.

„Ich muß geſtehen," ſagte ſie endlich, „daß mir der Oberſt durchaus nicht den Eindruck macht, als hänge er den Träumen einer zerſtörten Vergangenheit nach."

„Wer behauptet denn das? Gott ſei's gedankt: die Wunden, die uns das Schickſal ſchlägt, bluten nicht ewig. Mit der Zeit läßt ſich alles verſchmerzen, ein verlornes Leben ſogar. Für dieſe Thatſache ſteh ich als leuchtendes Beiſpiel da. Oder thu ich etwa vergrämt und verbittert? Hege ich Mißgunſt gegen die Glücklichen? Grolle ich mit dem Daſein? Zuerſt freilich, nach der Verlobung, mochte ich weder von Otto von Anzendorff noch von der Braut was hören.

Die bloße Nennung des Namens zerschnitt mir das Herz. Ja, als jenes Schrecknis geschah, währte es Wochen, bis ich die Fähigkeit eines ehrlichen Mitleids errang. Mühsam und in heißem Gebet hab ich mir diese Fähigkeit erst erkämpft. Dann aber ward mir's stiller und freier zu Sinn; die fiebernde Rastlosigkeit wich einer dumpfen Trauer, die sich ertragen ließ..."

Hertha blickte ihr tief in die Augen.

„Ich verstehe dich," sagte Fräulein von Halfkerke. „Du meinst, ob mir niemals die Hoffnung gekommen sei, nun könnte noch alles gut werden. O, nein! Ich wußte ja nun erst recht, wie unbeschreiblich er sie geliebt hatte! Die Pistole, die seine Mutter mit gellem Aufschrei ihm aus der Hand riß, war allein schon beredt genug. Und nicht in der ersten Verzweiflung war dies geschehen, sondern drei Tage später, nachdem er all seine Angelegenheiten geordnet hatte. Es war über ihn hereingebrochen wie eine starre Notwendigkeit. Das Leben ohne die eine, die er geliebt hatte, dünkte ihm ohne Sinn."

Ihre Stimme klang leiser und leiser. Dann fuhr sie lebhafter fort:

„Zudem: er war ja zu jung für mich! Das fühlte ich gleich im Beginn meiner unseligen Neigung; aber der Himmel weiß es: ich konnte nicht Herr werden über die Sehnsucht. Wie er nun frei war — wenn er da wirklich eines Interesses für mich fähig gewesen wäre, es hätte verlöschen müssen. Der Unterschied, der uns trennte, ward von Tag zu Tag schroffer. Ich verblühte so rasch! Fast jeden Morgen, wenn ich zum Spiegel trat, kam ich mir blässer und welker vor. — Aber es war ja auch ohnedies kein Gedanke daran. Otto von Anzendorff hielt seiner toten Braut über das Grab hinaus eine Treue, wie sie sonst nur in den Sagen und Mythen vorkommt. An ihrem Geburtstag und ihrem Sterbetag schmückte er eigenhändig die Gruft mit Blumen, und wenn er dreißig Meilen weit herreisen mußte. Es war ein förmlicher Kultus. Später, als er dann ruhiger ward, lebte er still für sich, seinem Beruf, seinen Studien, bis er das Alter, in welchem die Männer eine Heirat aus Neigung zu schließen pflegen, hinter sich hatte."

„Was ist denn das für ein Alter?" fragte das junge Mädchen.

„Nun, wenn die Männer erst stark in die dreißig geraten, dann waltet bei ihnen die sogenannte Vernunft vor. Sie folgen dann nicht mehr der ersten Eingabe des Instinkts, der in solchen Dingen doch hundertmal sichrer führt, als die klügste Erwägung; sie kommen mit Wenn und Aber; sie drängen die wahren oder vermeintlichen Gründe, die gegen den Wunsch ihres Herzens sprechen, stark in den Vordergrund; sie prüfen und mäkeln, und da es auf Erden ja nichts Vollkommnes gibt, so stirbt nicht selten eine entkeimende Liebe am Nachtfrost solcher Verständigkeit."

Hertha ward außerordentlich nachdenklich.

„Hat sich der Oberst in diesem Sinne geäußert?"

„Das nicht, aber ich denke, es gibt hier ein Allgemeingesetz, von welchem sich kaum eine Ausnahme findet."

„Herr von Anzendorff scheint doch in gar mancher Beziehung eine Ausnahme zu bilden," erwiderte Hertha. „Das geht schon aus dem hervor, was Sie erzählt haben. Übrigens — offen gestanden: es thut mir weh — gerade von ihm, daß er sich so hat versündigen können..."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, daß ein Mensch im ersten rasenden Schmerz Hand an sich legt, wenn er kaum noch Herr seiner Entschließungen ist, das läßt sich entschuldigen. Aber so vorbereitet, so planvoll..."

„Gutes Kind," fiel Tante Susette ihr in die Rede, „es gibt eine Starrheit, eine Trostlosigkeit, die mit der klaren Vernunft nur die äußere Form gemein hat, aber in Wahrheit uns ebenso knechtet, wie der Sturm der Verzweiflung. Ich, als gläubige Christin, halte es freilich für ein schweres Vergehen wider Gottes Gebot, so den Lebensfaden mit eigner Hand zu durchschneiden: aber in meinem langen Leben hab ich gelernt, duldsam zu sein und dem Sprichwort zu glauben, das da besagt: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Auch scheint es, daß sonst edel veranlagte Männer in dieser Beziehung ihre besonderen Ansichten haben. Der Drang, der alles Lebendige ans Dasein fesselt, ist ein so unwiderstehlicher, daß jener französische Autor vielleicht im Rechte ist, wenn er behauptet: Wo immer ein Mensch sich tötet, liegt eine Krankheit vor..."

„Eine Krankheit vielleicht des Gemüts..." murmelte Hertha.

Fräulein von Halfferke ſtrich ſich ſeufzend über die Stirne.

„Wir ſind da auf ein ſchreckliches Thema verfallen,“ ſprach ſie im Tone der Selbſtanklage. „Und der Tag iſt doch wieder ſo himmliſch! Reden wir von was Geſcheiterem! Wiſſen Sie ... weißt du, mein Kind, daß du geſtern einfach entzückend ausſahſt in deinem meergrünen Kleide? Und apropos, was ich dir ſagen wollte: du haſt ein wenig Talent zur Kokette.“

„Ich?“

„Ganz beſtimmt! Graf Gaßler hat dir ſchrecklich den Hof gemacht, und du haſt dir's gefallen laſſen, und immer gelächelt, obgleich du mir noch am Vormittag die Verſicherung gabſt, der Graf ſei dir ſo gleichgültig, wie der Mann im Monde.“

„Das iſt er auch, und eben deshalb konnte ich ſo übermütig und luſtig ſein.“

„Ich weiß nicht, ob ich dir recht geben ſoll. Guſtav zum Beiſpiel kam nicht halb ſo gut bei dir an.“

„So? Und deshalb ſind Sie mir aufſäſſig? Aber ich finde den Grafen hundertmal intereſſanter. Er iſt ein wirklich bedeutender Mann, der ſelbſt ſeine Scherze mit einer Lage Geiſt untermalt, während Guſtav — ich weiß nicht, aber er kommt mir vor wie ein recht unfertiger Primaner. Ich mache mir juſt nicht viel aus den jungen Leuten, ich meine aus den ſo ſehr jungen.“

„Das hab ich gemerkt. Auch der eigentümliche Ruſſe, der mit dem Grafen kam — ich vergeſſe ſtets ſeinen Namen ...“

„Wladimir Orlowsky ...“

„Auch er ſchien Gnade zu finden vor deinen Augen. Seine Beredſamkeit muß unwiderſtehlich geweſen ſein! Du haſt eine Andacht entwickelt ...“

„Ach, Tantchen, Sie wollen mich necken! Andacht! Was das für Ausdrücke ſind! So in der Tanzkolonne iſt man ſchon glücklich, wenn man mit den gewöhnlichen Redensarten über die Hitze verſchont wird. Übrigens hat dieſer Wladimir Orlowsky wirklich etwas Apartes.“

„Siehſt du?“

„Er plaudert heraus, was er juſt auf dem Herzen hat, ob's nun ſchmeichelhaft für ihn iſt, oder nicht.“

„Vielleicht entbehrt er des richtigen Urteils.“

„Möglich. Jedenfalls wirkt es recht amüſant, wenn er in ſeiner draſtiſchen Weiſe berichtet, wie er einmal in Charkow von ſeinem eignen betrunknen Kutſcher Prügel bekam, und wie ihn der Menſch dann ſpäter, die Branntweinflaſche mit den Fingern umklammernd, knieſällig um Verzeihung gebeten hat. Am drolligſten ſind ſeine Jagdgeſchichten. Der reine Münchhauſen! Aber ſo gut, ſo harmlos! Glauben Sie mir: hinter der ſeltſamen Außenſeite ſteckt ein vortrefflicher Kern! Auch Herr von Anzendorff findet ihn höchſt ſympathiſch. Die beiden haben förmliche Freundſchaft geſchloſſen.“

Die Damen hatten jetzt Kehrt gemacht und wandelten durch den Baumgang nach der Terraſſe zurück.

„Der Oberſt!“ flüſterte Hertha.

Sie drückte den Arm ihrer Begleiterin ſanft mit den Fingerſpitzen.

Herr von Anzendorff, ſchon von weitem den Hut lüpfend, ſchritt den Damen entgegen, begrüßte ſie mit gewohnter Verbindlichkeit, aber doch eigentümlich gemeſſen, und that dann die übliche Frage nach dem Befinden, und wie man ſich geſtern bei dem Geburtstagsfeſt amüſiert habe.

Fräulein von Halfferke dankte mit einer alltäglichen Wendung. Hertha jedoch erklärte in den begeiſtertſten Ausdrücken, ſie habe ſeit lange keinen ſo herrlichen Tag erlebt.

Der Oberſt nickte.

„Das glaube ich wohl!“ ſagte er nachdenklich. „Alles vereinte ſich ja, um ein Mädchenherz zu bezaubern.“

Fräulein von Halfferke hatte ſich von der vertraulichen Einhakung Herthas langſam gelöſt.

„Ich bitte recht ſehr um Entſchuldigung,“ ſprach ſie mit einem Blick auf die fernher ſchimmernde Frühſtückstafel. „Ich muß denn doch einmal ſehn, wie lange das mit den Gruthenaus dauert.“

Sie eilte der Treppe zu.

„Alſo Sie haben ſich amüſiert,“ nahm Herr von Anzendorff wieder das Wort. „O, ich kann's Ihnen nachfühlen; ich begreife, mein gnädiges Fräutein, daß Sie hier fröhlich und ſelig ſind. Liebenswürdige Menſchen, brillante Ergötzlichkeiten, die wundervollſte Natur — bedarf es mehr, um die Jugend in Flammen zu ſetzen?“

Hertha ſchaute ihn groß an.

Was hatte er nur? Er gab sich heute so förmlich und feierlich. Allerdings war ihr seit einigen Tagen bereits aufgefallen, daß sein Ton sich geändert hatte. Er sagte zum Beispiel mit Vorliebe „gnädiges Fräulein", während er sonst in Erinnrung an die treue Kameradschaft mit ihrem Papa „Fräulein Hertha" oder nur „Hertha" gesagt hatte.

„Sie sind so merkwürdig ernst, lieber Herr Oberst," fuhr sie plötzlich heraus.

„Das kann schon sein. Der Mensch wird leicht ein bißchen zu ernst, wenn er gezwungen ist, von lieben Bekannten plötzlich Abschied zu nehmen."

„Wie?" frug Hertha erschrocken.

„Ja, gnädiges Fräulein: heute noch muß ich fort. — In anderthalb Stunden. — Ich treffe so gerade noch den Kurierzug."

„Aber um Himmels willen, weshalb?"

„Ich empfing einen Brief ..."

„Wann denn? Gestern sagten Sie doch keine Silbe davon!"

„Jetzt eben ... vor wenigen Augenblicken."

„Aber der Briefträger kommt doch erst gegen elf. In zwanzig Minuten!"

Sie zeigte ihm ihre Taschenuhr.

Herr von Anzendorff zuckte die Achseln.

„Ich fand das Schreiben auf meinem Tisch. Möglich, daß ich es gestern dort übersehn habe ..."

„Ach, das ist ja alles nicht wahr!" sagte Hertha mit großer Entschiedenheit.

„Mein gnädiges Fräulein ..."

„Wahrhaftig, Sie werden rot! Sehen Sie, ganz wie Papa! Mein Papa verstand sich auch nicht aufs Lügen. Wie oft hat meine gute Mama mir das vorgehalten, wenn ich's mal mit der Wahrheit nicht so genau nahm. Sie wollen fort, Herr Oberst; aber nicht weil Sie müssen, sondern ... nun, eben just weil Sie wollen!"

„Gut denn," versetzte der Oberst mit ruhiger Freundlichkeit, „weil ich will."

„Aber weshalb wollen Sie? Gerade jetzt, wo es so herrlich wird, so entzückend! Kaum drei Wochen sind Sie erst da, und es hieß doch zu Anfang, daß Sie bis in den Herbst bleiben würden!"

Der Oberst ergriff ihre Hand.

„Es ist höchst liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich so ereifern. Aber man ändert oft seine Entschlüsse."

„O, ja: aus Laune ..."

„Auch aus andern Motiven. Launen haben mich niemals in meinem Handeln bestimmt."

„Ich meinte nur so, weil ich mir absolut keinen vernünftigen Grund denken kann. Ach Gott ja, das wird es sein: wir langweilen Sie; wir sind einem Manne von Ihrem Geist nicht bedeutend genug!"

„Kind, Kind, was reden Sie da! Keine Sekunde hab ich mich hier gelangweilt. Im Gegenteil ..."

„Oder hat Sie jemand beleidigt? Am Ende verstimmt Sie der Leutnant von Höffert mit seiner scharfen, unangenehmen Art. Gestehn Sie mir's ohne Rückhalt! Ich hörte gestern bei der Française, wie er Ihr Abenteuer mit dem niedlichen Rattler erzählte. Er hat's nicht verwinden können, daß Sie ihm damals die verdiente Lektion erteilt haben. Und doch: wie mild war diese Lektion! Viel zu mild!"

Der Oberst strich sich lächelnd den Schnurrbart.

„Herr Leutnant von Höffert kann mich durch seine Späße durchaus nicht beleidigen. Er hat auch gewiß nicht die Absicht. Es liegt in der Art junger Leute, manches, was das erfahrene Alter in Szene setzt, zu bekritteln, drollig zu finden und die eigne vermeintliche Überlegenheit systematisch daran zu wetzen. Ich bin als junger Mensch wohl nicht besser gewesen. Solange es angeht, überhör' ich dergleichen. — Nein, Fräulein von Weylburg: das alles hat mit meinem Entschluß nichts zu schaffen. Ich weiß vielleicht selbst nicht, was mich veranlaßt. Über Nacht ist mir klar geworden, daß ich ... für das lustige, übersprudelnde Treiben, wie es hier herrscht, nicht mehr so recht passe, daß ich ..."

„Was?" unterbrach Hertha ihn ungläubig. „Sie, der Sie überall unter den Ersten sind? Wer bleibt mir am treuesten zur Seite, wenn's hoch zu Roß querfeldein über Hecken und Gräben geht? Sie, Herr Oberst! Und wer hat gestern mit mir getanzt, daß ich bitten mußte: ‚Setzen wir uns!' weil mir der Atem versagte? Sie, Herr von Anzendorff. Und nun wollen Sie thun, als sei Ihnen dies alles zur Pein gewesen?"

„Wer denkt daran ...?"

„Und wie oft haben wir scherzend oder im Ernst miteinander geplaudert: über Gott und die Welt; über große Probleme, die ich durch Sie erst verstehn lernte; über thörichte Kleinigkeiten, auf die Sie eingingen wie ein gütiger Vater! Sie ließen durchaus nicht merken, daß der Verkehr mit mir Ihnen langweilig oder lästig sei. Und nun die Übrigen! Sehn sie nicht alle zu Ihnen empor, wie ... wie ... nun, wie sich's eben gehört einem Mann gegenüber, der alle himmelhoch überragt? Es ist recht häßlich von Ihnen, ich möchte fast sagen: undankbar, daß Sie das gar nicht ein wenig anerkennen, sondern so mir nichts, dir nichts erklären: ich reise jetzt!"

Ihr Antlitz glühte. Sie blieb stehen und riß mit der bebenden Hand einen Zweig aus der Hecke, den sie unter dem Weiterschreiten hastig entblätterte.

„Aber mein Kind," stammelte Herr von Anzendorff, „ich begreife Sie nicht ..."

„Ach was!" versetzte sie beinahe unhöflich.

Nach einer Weile fügte sie milder hinzu:

„Wenn ich Sie recht schön bitte, Herr Oberst, — recht dringend ... hören Sie auch?"

„Ich höre."

„Nun: reisen Sie dann oder reisen Sie nicht?"

Eine halbe Minute lang schien er zu schwanken. Plötzlich sagte er freundlich, aber mit großer Bestimmtheit:

„Ich danke Ihnen für diese Bitte, — aber ich reise."

Hertha wandte sich ab. Sie warf den zerstückelten Zweig ins Gebüsch. Dann brach sie in Thränen aus.

„So hab ich mich also erbärmlich getäuscht," sagte sie schluchzend. „Ich dachte, Sie hätten mich ein klein bißchen lieb."

Der Oberst war außer sich.

„Das habe ich," sagte er dumpf. „Nur zu lieb!"

Sie warf ihm einen glückseligen Blick zu.

„Wirklich?"

Er nahm ihre beiden Hände.

„Eben deshalb muß ich fort!"

Sie trocknete sich die herrlichen Augen, die nun in zwiefach lockendem Glanz erstrahlten.

„Eben deshalb?" wiederholte sie staunend. „Bester Herr Oberst, das geht denn aber nun wirklich über meinen Gesichtskreis hinaus! Sie müssen fort, weil Sie mich lieb haben?"

Er drückte ihr zärtlich die weichen Finger. Dann ließ er sie plötzlich los, als fürchte er sich vor dem Zauber dieser Berührung.

„Hertha! Es ist grausam von Ihnen, daß Sie mir diese Beschämung aufzwingen! Ich kann nicht bleiben: denn trotz meiner grauen Haare, trotz meines Alters bin ich zu jung geblieben, um ungestraft länger mit Ihnen verkehren zu dürfen. — Ah, — endlich verstehen Sie? Nun, so sei denn auch alles gesagt! Gestern, als Sie während der Tanzpause mit Graf Gaßler allein in der Blende saßen und seine Huldigungen entgegennahmen, selig wie eine glückstrahlende Braut, — da ist's mir klar geworden, daß mir die Kraft fehlt, den naturgemäßen Verlauf dieser Beziehungen mit zu erleben. — Ich bin überzeugt, Sie werden den Freund Ihres Vaters nicht zum Gespött der Gesellschaft machen, sondern verschwiegen sein wie das Grab, wenn er hier seine Schwäche gesteht, seine unglaubliche, nicht zu verzeihende Schwäche. Ja, Hertha, ich liebe Sie! Nicht wie ein Freund, nicht wie ein Vater, sondern wie ein bethörter Narr, der nicht begreifen will, daß sein Frühling unwiederbringlich vorüber ist!"

Hertha stand regungslos.

„Nun werden Sie einsehen," schloß er mit zitternder Stimme, „daß mir eins nur erübrigt: schleunigste Flucht."

Hertha war blaß geworden, wie eine Leiche. Jetzt strömte ihr wieder das frische, lebendige Blut hell ins Gesicht.

„Nichts, gar nichts sehe ich ein!" fuhr sie heraus. „Was wollen Sie mit dem Grafen? Wenn er morgen nach Afrika geht, wünsch ich ihm glückliche Fahrt! Daß ich so flott und so fröhlich zu plaudern im stande bin, das verdank' ich nur Ihnen, denn seit ich mit Ihnen verkehrt habe, ist ein Gefühl von Klarheit, von Befriedigung über mein Herz gekommen, das ich vorher nicht gekannt habe! Wenn Sie mich lieben ... recht heiß lieben ... was schadet das denn? Deshalb reisen zu wollen! Im Gegenteile! Sie bleiben hier! Wir bleiben immer zusammen, — fürs ganze Leben!"

„Wie ist das möglich?"

„Nun," stammelte Hertha, „wenn Sie mich heiraten ..."

Otto von Anzendorff prallte zurück.

„Fräulein von Weylburg," sagte er düster, „wollen Sie meine Qual noch verhöhnen? Sie haben freilich ein Recht dazu."

„O Gott, was für ein Mann sind Sie! Red ich denn etwas so Thörichtes? Ich meine, wenn sich zwei Menschen lieb haben ... Und Sie sagen's doch selber, daß Sie in mich vernarrt sind... Weshalb sollt' ich nicht Ihre Frau werden?"

Der Oberst legte die Hand über die Augen. Bilder eines unsäglichen Glückes stiegen vor seiner Seele empor und winkten wie die berückenden Elfengestalten des Märchens. Längst verklungne Melodieen rauschten durch sein Gemüt: der Traum war zu himmlisch, zu wonnesam.

Sie waren von der Hauptallee abgebogen.

Im nächsten Moment hielt er das junge Mädchen umfangen. Er küßte sie heiß auf den halbgeöffneten Mund.

„Dennoch, es geht nicht!" rief er, sich losreißend. „Erwägen Sie, Hertha! Denken Sie an den Abgrund der Jahre, der zwischen uns klafft! Was soll der Lenz an der Seite des Winters? die knospende Blume neben dem vermorschenden Baumstrunk?"

„Wie häßlich das klingt!" sagte sie vorwurfsvoll. „Ja, wenn man's berechnet wie ein Exempel, so ist ein Unterschied da; mein'twegen ein großer. Aber ich weiß nicht, bis jetzt hab ich niemals daran gedacht. Sie sind mir nicht anders vorgekommen, als zum Beispiel Graf Gaßler. Etwas erfahrner vielleicht und gemessener..."

Eine Weile noch ging die Debatte so hin und her. Es war unschwer vorauszusehn, wer hier unterliegen würde. Mit dem ersten Schimmer der Hoffnung hatte die späte Leidenschaft im Herzen des alten Soldaten sich maßlos gesteigert; sein eignes heißes Verlangen war ein gar mächtiger Bundesgenosse im feindlichen Lager.

So kam es denn schließlich zu einer verständigen Übereinkunft; verständig zum Scheine; in Wirklichkeit nämlich war dieser Pakt nur die unbewußte Maskierung jenes geheimen Vertrags, den die Herzen jetzt eben geschlossen hatten.

Der Oberst versprach zu bleiben, wogegen Hertha gelobte, acht Tage lang eifrig mit sich zu Rate zu gehen, und die Bedenken, die er so lebhaft betont hatte, vorurteilslos zu prüfen. Bis dahin sollte natürlich kein Mensch etwas von der Sache erfahren.

Zehn Minuten später saß der Oberst mit Hertha und dem größten Teil der übrigen Schloßbewohner, die sich inzwischen auf der Terrasse versammelt hatten, beim Frühstückstisch, und niemand ahnte, was sich zwischen den beiden ereignet hatte. Der Oberst schien nur schweigsamer und zerstreuter als sonst, während Hertha von einer funkelnden Laune war, die dem Professor wie dem verliebten Leutnant über die Anwandlungen des Katzenjammers siegreich hinweghalf.

11. Kapitel.

Drei Tage später folgten sämtliche Insassen von Schloß Gruthenau einer freundnachbarlichen Einladung des Grafen Gaßler nach dem anderthalb Meilen entfernten Göllrode.

Schloß Göllrode war in jeder Beziehung der Gegensatz zu dem altertümlichen, wuchtigen Ahnensitze der Gruthenaus, — ein völlig moderner Bau mit weiten lichtvollen Räumen, etwas museumartig in der monumentalen Pracht seiner Treppen und Vorhallen. Ohne die üppige Fülle der Einrichtung, die wohligen Smyrnateppiche, die kostbaren Gobelins, den herrlichen Blumenflor, der, wo er irgend sich anbringen ließ, aus vielen Dutzenden von Majolikakübeln hervorquoll, hätte das Ganze schier einen frostigen Eindruck gemacht. So aber trat vor allem der ungewöhnliche Reichtum und die vornehme Prachtliebe des Besitzers zu Tage, freilich ohne den leisesten Hauch von Romantik, der auf Schloß Gruthenau, den Eigentümern zum Trotz, wie ein poetischer Abglanz vergessner Tage ruhte.

Der Freiherr seufzte jedesmal beim Anblick dieses „zauberhaften" Palastes, nannte sein Schloß ein altes, verkrüppeltes Raubnest, und räumte nur dem unvergleichlichen Park einen Vorzug ein.

Marie von Gruthenau teilte die Geschmacksrichtung ihres Papas.

„Hier atmet man ordentlich auf!" sagte sie, als sie die teppichbelegten Marmorstufen hinanschritt. „Die Säulen da mit den vergoldeten Knäufen sind mir fast lieber als die Gruthenauer Platanen!"

Punkt halb vier fand das Diner statt.

Auch die Laßbergs und Frau von Wolfshagen mit ihrer verblühten Tochter waren geladen; ferner ein junger Schotte Namens Ride oder Right; ein Freiherr von Kurz-

leben mit seiner kleinen schweigsamen Frau, — und ein Fräulein von Thuna, die seit Jahren am Weh einer unerwiderten Liebe litt, jedem, der's hören wollte, ihr Elend anvertraute, dabei aber dick und fett wurde, blühende Pausbacken und strahlende Augen besaß, und eine Vergnügungssucht an den Tag legte, vor der selbst Marie von Gruthenau sich verstecken durfte. Gebrochenen Herzens taumelte sie von Ball zu Ball, von Tafel zu Tafel, hielt sich für außerordentlich unglücklich, und ließ sich auf Mord die Cour machen, ein wunderbares Gemisch von Naivität, Wahrheit, Lüge und Selbsttäuschung.

Auch jetzt während der Mahlzeit holte sie ihr unvermeidliches Thema hervor, blickte den braven Hans Kunibert an wie eine verwundete Hirschkuh, und erzählte ihm nun die Geschichte, die ein jeder fast schon auswendig kannte: wie sie zum erstenmal ihn gesehn, — ihn, den Referendar nämlich, dessen Familienname ihr niemals über die Lippen kam — o nein, dafür war sie zu zartfühlend und diskret —; den sie nur schlechtweg Hugo nannte; der so herrlich und hehr war, und der sich so gar nicht um sie, die Unscheinbare, bekümmerte.

„Man liebt nur einmal!" hauchte sie sentenziös. „Wenn ich ihn nicht bekomme, leiste ich ewig Verzicht."

„O!" meinte Hans Kunibert.

„Ganz bestimmt, Herr Baron! Ich danke Ihnen für die verständnisvolle Teilnahme: aber es ist nicht anders! Mag das Leben dahinfließen schal und farblos . . . ich muß es ertragen."

„O!" seufzte Hans Kunibert.

„Sie haben recht — von Ihrem Standpunkte aus," lächelte Fräulein von Thuna. „Zerstreuung ist das einzige, was mir bleibt. Aber es geht nicht immer! So hab' ich erst jüngst das Geburtstagsfest unsrer Freundin Marie leider verabsäumt. Es soll prächtig gewesen sein, hör ich von Wolfshagens. Haben Sie fleißig getanzt? Ich finde, der Tanz hat immer etwas Erlösendes. Gott, hab ich mich neulich in Trebra auf dem bal champêtre des Oberforstmeisters amüsiert! Lauter Husaren und Gardereiter. Das Civil trat ganz in den Hintergrund. Ich schwärme fürs Militär, besonders für die Kavallerie. Es liegt Rasse darin . . . Gott, und wenn man so traurig ist . . ."

„O!" sagte Hans Kunibert.

Hertha erhaschte von dieser seltsamen Unterhaltung gerade genug, um von heftigem Widerwillen erfüllt zu werden, der sich erst nach und nach in ein spöttisches Mitleid auflöste. Der Mißbrauch, den Fräulein von Thuna mit einer Empfindung trieb, die für ein edel veranlagtes Mädchen das Höchste und Heiligste auf der Welt bedeutet, weckte in Hertha von Weylburg erst recht das Bewußtsein, wie reich sie war und wie glücklich. Ihr Herz pochte. Ein Wort fiel ihr ein, das sie vor kurzem in dem Aufsatz eines vielbewunderten Essayisten gefunden: „Es geht mit der Liebe, wie mit den Gespenstern: alle Welt spricht davon, aber keiner hat sie gesehen." Wenigstens mußte sie außerordentlich selten sein, diese echte, wahrhaftige Liebe; denn was Hertha bis jetzt geschaut und beobachtet hatte, daheim und hier —: es war zum Erbarmen!

Gegen sechs Uhr erhob man sich, um in dem lustigen Eckzimmer, das den Eindruck einer gewaltigen Loggia machte, den Kaffee zu nehmen.

Die Fenster zwischen den Säulen waren herausgenommen; die Herren konnten hier, ohne den rauchscheuen Damen lästig zu fallen, die weitberühmten Havanas des Grafen — er gab nie seine Quelle an — oder die fingerdicken russischen Cigaretten kosten. Auch für das zarte Geschlecht, falls ihm die Lust käme, stand ein Onyxgefäß mit leichten, rosafarbigen „Papiros" bereit.

Aurelie von Wolfshagen setzte eines der zierlichen Dinger in Brand; nach einigen Zügen, die kein sonderliches Talent zeigten, hörte sie auf; Iduna dagegen paffte mit ihren schwellenden Lippen ganz kunstgerecht; auch die junge Komteß und Fräulein von Thuna beteiligten sich an diesem weiblichen Tabakskollegium, während die Schwestern Laßberg die Einladung der Professorin, spaßeshalber doch mitzumachen, kühl und zurückhaltend ablehnten.

Graf Eberhard, der bei Tafel zwischen den beiden ältesten Damen gesessen hatte, wandte sich jetzt mit besonderem Eifer an Fräulein Marie. Das junge Mädchen sah in dem schneeweißen Kaschmirgewand mit dem bordeauxfarbenen Einsatz außerordentlich frisch und anmutig aus. Die Stimme des Grafen, die sonst etwas Höflich-Gemessenes und Formvolles hatte, klang im Gespräch mit dem Freifräulein wärmer und lebhafter.

Das Weſen Mariens ſchien auch auf ihn wie Ozon zu wirken, — und wenn Claudine, als ſie dieſen wahrheitsgemäßen Vergleich brauchte, hinzugefügt hatte, man komme nicht näher mit ihr, ſo lag in dem freudig erregten Blick ihres Bruders Eberhard ein verſtohlener Glanz, der für das Gegenteil zeugte.

Guſtav von Gruthenau hielt ſich auch jetzt eifrig zu ſeiner Tiſchnachbarin, der hochgewachſenen Linda von Laßberg. Er hatte die junge Dame neulich am Geburtsfeſt Mariens, dem Ausſpruche ſeiner eignen Mutter zufolge, fräflich vernachläſſigt. Zu jener Zeit war er von Hertha noch ſo erfüllt geweſen, daß er jede Gelegenheit aufgriff, ſich ihr zu nähern, wobei ihm die Herren Graf Gaßler und Wladimir Orlowsky peinvoll im Wege ſtanden.

Die entſetzlichſten Verſe waren ihm damals durchs Hirn gezuckt, Nachklänge altſchottiſcher Kampfballaden, in denen trotzige Ritter von jugendlichen, lockenumflatterten Sängern erdolcht werden, Dithyramben mit dem Refrain: „Du Höllenbrut!“ und ähnliche dichteriſche Extravaganzen. „Denn,“ ſagte er ſich, „Hertha iſt mein! Sie hat in ihrer Taſche das glutbeſeelte Poem gefunden, das ich hineingeſchmuggelt, — und am Tage darauf iſt ſie ganz ebenſo ruhig und freundlich mit mir geweſen wie vorher. Sie duldet es alſo, daß ich ihr huldige; ſie hält es für ſtatthaft, daß ich ſie unverblümt als mein ‚erkorenes Ideal‘ feiere; und folglich vergöttert ſie mich!“

Dann aber, beim Anfang des vierten Walzers, wie er ſich endlich ein Herz faßte und kühn auf ſein ſchönes Gedicht anſpielte, da hatte ihm Hertha, lächelnd und hold wie ſie war, einen ſo kalten Guß der Enttäuſchung über das Herz geſchüttet, daß die brennende Leidenſchaft ein für allemal wegdampfte wie ein Tropfen vom heißen Steine.

Es war zum Verzweifeln! Dieſes rätſelhafte Geſchöpf! Sie hatte ſich weder gekränkt noch geſchmeichelt gefühlt! Nein, ſie fragte ihn nur, weshalb er den kleinen Mißgriff, den er begangen, nicht ebenſo artig und rückſichtsvoll mit Schweigen bedecke, wie ſie ſelbſt? Und ob er für ſeine Lyrik nicht eine beſſere und ruhmvollere Verwendung wiſſe? Kürzlich erſt habe ſie in der Morgenpoſt die Adreſſe eines poetiſchen Blattes geleſen, das talentvollen Erſtlingsſchöpfungen gern ſeine Spalten öffne.

Das alles klang ſo flott und ſo neckiſch, aber doch wieder ſo furchtbar entmutigend, daß er beſchloß, die Hydra dieſer verderblichen Liebe ſofort zu erdroſſeln, was ihm auch nach Verlauf einer Viertelſtunde glücklich gelang.

Bei dieſen Herzenskämpfen war ihm rechtzeitig eingefallen, daß eigentlich Fräulein Linda von Laßberg trotz ihrer etwas zu bleich geratenen Wimpern und trotz des geringen Pigmentgehalts ihres Haupthaares eine Erſcheinung ſei, die einen warmfühlenden Jüngling halbwege begeiſtern könne.

Und heute bei Tafel, da der Zufall ihm dies Mädchen zur Seite gab, ſah er ſie darauf an, und glaubte zu konſtatieren, daß Linda von Laßberg mehr Verſtändnis für ſeine Artigkeiten beſaß, als Hertha von Weylburg, die überhaupt ein verwöhntes, ſchrullenhaftes und eingebildetes Mädchen war.

Zum Dank für das liebevolle Intereſſe, das Linda von Laßberg ihm bei Tafel gewidmet, unterhielt er ſie jetzt beim Kaffee ſo flott als möglich, erzählte von ſeinen Menſuren, ſeinen Kollegien, ſeinen dichteriſchen Entwürfen, und deklamierte zuletzt mit halblauter Stimme ein gutgereimtes Sonett, das, urſprünglich auf Hertha von Weylburg gedichtet, durch die Verwandlung des Epithetons „lichtbraun“ in „lichtblond“ auch für Linda von Laßberg von tiefrer Bedeutung ward.

Hertha, zu der die Blicke des jungen Studenten mehrfach mit unverhohlnem Triumphgefühle herüberſchweiften, lehnte mit Fräulein von Halfferke abſeits auf einer kleinen, ſaffianbezogenen Ottomane.

Sie hatte bei Tafel zwiſchen Claudine und Herrn Orlowsky geſeſſen und mehr gehört, als geplaudert.

Daß ſich der Oberſt beinahe gar nicht mehr um ſie kümmerte, ward ihr nachgerade faſt unerträglich. Unter dem Vorwand, er habe zu korreſpondieren und allerlei Geſchäftliches zu erledigen, war er die Tage über nur bei den Mahlzeiten noch zum Vorſchein gekommen. Die Morgenritte ſogar in den Forſt hatte er eingeſtellt.

Hertha wußte ja freilich, warum. Sie ſtaunte nur, daß es dem Manne ſo leicht fiel, dem Verkehr mit ihr zu entſagen, während doch ſie von der immer wachſenden Ungeduld faſt überwältigt wurde. Inmitten der mannig-

fachen Gestalten, die sie umgaben, sah sie nur ihn, selbst wenn er abwesend war. Da alle Welt mit der einzigen Ausnahme des Leutnants von Höffert für Anzendorff schwärmte und diesem Gefühl bei jeder Gelegenheit Ausdruck lieh, so fehlte es den Empfindungen Herthas, trotz der Zurückgezogenheit, in die sich der Oberst vergrub, nicht an beständiger Nahrung. Mit jeder Stunde kam er ihr jünger, edler, ritterlicher und schöner vor. Ihr Herz bäumte sich auf, wenn sie an Gustav von Gruthenau dachte, dessen harmlose Verse ihr nachträglich in der Beleuchtung einer Injurie erschienen. Wie konnte sich ein Knabe erdreisten, ihr, die sie einen wirklichen Mann liebte, solche Dinge zu schreiben! Und Leutnant von Höffert! Geradezu lächerlich kam er ihr vor mit seinen köstlichen Witzen und seiner vermeintlichen Weltklugheit — neben dieser machtvollen Idealgestalt!

Sie begriff gar nicht, was mit dem Oberst eigentlich vorging! Acht Tage lang sollte sie eine Frage erwägen, deren Beantwortung ihr in der ersten Sekunde so klar erschien, wie ein Passus im Einmaleins! Es war schrecklich! Beinah empörend! Denn er selber schwebte doch all die Zeit her im Zustande der Ungewißheit! Und er trug das so gleichmütig! O, er hatte sie nicht den zwanzigsten Teil so lieb, wie sie ihn! Sonst wäre er noch am Abend nach jener Szene im Park auf sie zugeeilt, hätte sie heiß in die Arme genommen und ihr zugeraunt: „Ja, ich bekenne, daß ich ein Thor war! Echte Liebe kann nicht entsagen! Ich halte dich, Hertha, und lasse dich nicht mehr los!“

Er aber...! Gott sei Dank, nun wußte sie doch einen Fehler an ihm! Er war viel zu verständig und kaltherzig, viel zu berechnend!

Fürs Leben gern hätte sie ihrer Freundin Halfferke alles gebeichtet. Die Gelegenheit hier auf der einsamen Ottomane war so verlockend. Aber sie durfte ja nicht. So begnügte sie sich, die alte Dame plaudern zu machen, und mehr und mehr den Schatz jener Erinnerungen zu heben, deren leuchtender Mittelpunkt Otto von Anzendorff war. — Alles, was Fräulein von Halfferke von dem damaligen Sekondeleutnant erzählte, paßte der Meinung Herthas zufolge noch buchstäblich auf den Oberst. — Fräulein von Halfferke, von der Süßigkeit dieses Geplauders hingerissen, vergaß vollständig, daß ihre Vertraute nicht eine Altersgenossin, sondern ein blutjunges Mädchen war. Was sie jahrzehntelang wie ein unantastbares Heiligtum tief im Herzen verwahrt hatte, das erschloß sie jetzt mit immer wachsender Freigebigkeit. Sie berauschte sich in dem nie gekannten Gefühl, endlich einmal sich innerlich ausleben und einem teilnehmenden Wesen rückhaltslos den Kern ihrer Seele entschleiern zu dürfen.

Hertha hatte gestern und vorgestern wieder den halben Nachmittag in den Gemächern des alten Fräuleins verbracht und jene Schubladen mit durchkramt, in denen sich die vergilbten Tagebücher, die altfränkischen Anthologieen mit den zweifach und dreifach angestrichenen Stellen, die getrockneten Blumen und zahlreiche sonstige kleine Reliquien vorfanden, von denen jede ihre besondere Geschichte hatte, — eine Geschichte, wertlos und langweilig für tausend andre, aber voll wehmütiger Poesie für Fräulein von Halfferke, voll mystischen Interesses für Hertha.

In solchen Stunden eines weihevollen Beisammenseins knüpfte sich gleichsam die Vergangenheit an die Zukunft. Hertha hatte das wundersame Gefühl, als sollten die längst verblichenen Träume dieses verfehlten Lebens nun an ihr, der Glücklichen, in Erfüllung gehen. Unbewußt spann sie an dem Gedanken: was für ein Mann muß dieser Anzendorff sein, daß er im stande war, nur durch die Zauberkraft seiner Persönlichkeit ein so edel veranlagtes weibliches Herz ein ganzes Leben hindurch zu fesseln, ohne die leiseste Spur einer Hoffnung!

Kurz, der Mann, der ihr anfangs sympathisch war, dem sie dann die Gefühle einer bewundernden Tochter und schließlich die Neigung eines schutz- und liebebedürftigen Weibes zugewandt hatte, nahm so allgemach die Beleuchtung eines phantastischen Helden an, der, wie die großen Gestalten der hellenischen Vorzeit, dem Bann der Vergänglichkeit nicht unterthan ist, sondern nach jahrzehntelanger Irrfahrt als ewigjunger Odysseus in die ersehnte Heimat zurückkehrt.

Seine Heimat, das sollte ihr Herz sein, ihre Arme, die ihn sorgend und liebend umschlingen würden, solange sie lebte.

Fräulein von Halfferke, die Finger leise auf Herthas Knie gelegt, war jetzt wieder bei diesem Lieblingsthema. Sie nannte dem jungen Mädchen nun endlich auch den Namen der Braut — Olga von Gersdorf — und

erzählte noch einmal in aller Ausführlichkeit, was Hertha schon drei- oder viermal gehört hatte. Von Zeit zu Zeit wandte sie den ängstlichen Blick nach dem Gegenstand ihrer Erzählung, als fürchte sie, daß er trotz der Unhörbarkeit ihres Flüsterns das Thema erraten und sie einer sträflichen Indiskretion zeihen möge.

Hertha lauschte ihr atemlos.

Wie mußte er jenes Mädchen vergöttert haben! Auch hier griff man die elementare Kraft seines Wesens mit Händen. Er war gleich groß in der Fähigkeit, Liebe zu fühlen, wie Liebe zu wecken. Das eine erlebte sie ja an sich selbst. Wenn ihm das andere im Lauf der Zeit nur nicht abhanden gekommen war! Sein Vertagen, sein Zögern schien ihr jetzt doppelt entsetzlich.

Der Oberst inzwischen, so gleichgültig er mit Fräulein von Wolfshagen und dem Schotten zu plaudern schien, fand den bisherigen Zustand ebenso unerträglich wie Hertha.

Während der Fahrt noch hatte er qualvoll mit sich gekämpft, ob er nicht die Vereinbarung kündigen, und sich von Hertha die Erlaubnis erbitten solle, vor Beendigung jener Prüfungszeit, am besten heute noch, abzureisen.

Jetzt packte ihn diese Absicht mit gesteigerter Unabweisbarkeit. Die Gründe, die ihm so zwingend dafür sprachen, waren ihm nie so klar gewesen als jetzt, da Hertha in ihrer taufrischen Jugendlichkeit neben der Dame saß, die für den Oberst die Erinnerung an seine eigne Jugend verkörperte, an die Zeit, da auch er noch ahnungslos und vertrauend ins Leben geblickt, noch keine Enttäuschung erfahren. Dieses blühende Mädchen — und er, der Altersgenosse jener hageren, hohlwangigen Greisin . . .! Der Gedanke erdrückte ihn fast.

Und nun reihte sich ihm, während er von dem sprudelnden Redestrom Fräulein Aureliens willenlos überschwemmt wurde, ein trübseliges Bild an das andre.

Er begriff nicht, daß er nicht gleich von Anfang standhaft gewesen und mit der klaren Vernunft eines Mannes, der da weiß, was er will und soll, auf ein Glück verzichtet hatte, das für ihn doch nur ein süßes Unheil, das Gnadengeschenk einer boshaften Fee sein konnte.

Er beschloß jetzt, bei dem nächsten schicklichen Anlaß mit Hertha zu sprechen; ihr zu bekennen, daß jeder fernere Aufschub der Flucht seine Kraft übersteige; und dann von ihr Abschied zu nehmen — für immer.

Diese Gelegenheit sollte nicht lang auf sich warten lassen.

Der Tag hatte sich lieblich gekühlt. Graf Gaßler schlug einen Spaziergang nach der berühmten Göllroder Schlucht vor.

Die Gesellschaft, vorab die Jugend, stimmte begeistert zu. Auch Fräulein von Halfferke, die heute besonders aufgeräumt war, schloß sich nicht aus.

Vom Parkthore führte der Weg quer über die Landstraße nach der Bergleite, wo sich ein Fußpfad, allmählich aufsteigend, an der Böschung einherzog, bis er dann rechts in die Schlucht abschwenkte.

Nach einer abermaligen Wendung sah man sich hier in der großartigsten Felsenwildnis. Tief im Thale schäumte die Göll, ein wilder Bach, der zwischen den hohen, abgeschliffnen Granitblöcken die mannigfachsten Kaskaden bildete. Eine wunderbar erfrischende Luft wehte die ganze Schlucht entlang; man fühlte den Atem des Hochgebirgs.

Der Oberst hatte es einzurichten gewußt, daß er mit Hertha zurückblieb.

Weiter und weiter ging der gewundene Pfad, von hundertjährigen Fichten und Föhren umrauscht, immer den Einbuchtungen der Bergwand folgend.

Jetzt sah Herr von Anzendorff nur noch die schlanke Gestalt Gustavs, der neben Fräulein von Laßberg dahinwandelte und mit der Linken bald in die Tiefe der Schlucht, bald in den abendlichen Azur wies, als ob er symbolisch andeuten wolle, so tiefgründig sei die Liebe eines Poeten, und so himmelhoch reiche der Adlerflug seines Geistes.

Dann verschwand auch er hinter dem Strauchwerk.

Otto von Anzendorff und seine Begleiterin hatten bis dahin wenig geredet. Beide fühlten und wußten, daß diese Stunde entscheidend war.

„Hertha," begann der Oberst nun plötzlich, „das Ding muß ein Ende haben! Mein Vorschlag ist Narrheit gewesen. Ich wollte den Arzt spielen und verordnete Ihnen als Heilmittel eine achttägige Prüfungszeit. Ich bedachte nur nicht, daß ich selber in dieser

endlosen Frist unheilbar erkranken würde. Es geht nicht länger — vor allem auch deshalb nicht, weil ja die ganze fürchterliche Komödie doch keinen Zweck hat. Selbst wenn Sie am Schluß dieser acht Tage erklären sollten: ‚Ich will —‘, so müßte ich dennoch unbeugsam bei dem verharren, was die Vernunft heischt; ich müßte das irrende Kind vor seiner eignen Verblendung retten; ich müßte verzichten, und wenn ich im Schmerz der Entsagung wahnsinnig würde.“

„Das ist ja sonderbar,“ erwiderte Hertha nach langer Pause. „Bis jetzt hab ich noch wenig darüber nachgedacht, wie ich Sie widerlegen könnte. Ich fühle nur ohne jeden Beweis, daß ein Hirngespinst Sie befängt, ein recht zweckloses, thörichtes Hirngespinst. Dieser Tage jedoch wollt' ich ernstlich daran gehn; ich wollte mir's — aber bitte, lachen Sie nicht! — ich wollte mir's aufsetzen, Punkt für Punkt. O, Sie hätten schon eingestehn sollen, daß ich stark in der Logik und ruhig im Erwägen bin! Jetzt aber lösen Sie kurzer Hand den Vertrag. Haben Sie aufgehört, mich zu lieben? Oder fürchten Sie, durch die Schlagfertigkeit eines jungen Mädchens beschämt zu werden?“

„Ich liebe Sie nach wie vor,“ sagte der Oberst mit bebender Stimme. „Vielleicht wäre es besser, ich sagte Ihnen das Gegenteil; ich beteuerte Ihnen, daß ich an jenem Vormittage nicht Herr meiner Sinne, daß ich bezecht war...“

„Welche Idee, Herr Oberst! Ich fange jetzt an, Sie für ein Rätsel zu halten, für eine Sphinx, die sich ein Vergnügen daraus macht, uns arme Sterbliche mit ihren Spitzfindigkeiten zu quälen. Ehrlich und ohne Umschweife: aus welchem Grunde halten Sie unsre Pläne für Wahnsinn, oder wie Sie sich ausdrücken?“

„Das hab ich schon genügend betont. Ich bin zu alt für Sie.“

„Was heißt denn: ‚zu alt‘? Hätten Sie recht, so würde ein junges gefühlvolles Mädchen doch nie auf den Einfall geraten, Ihre Frau werden zu wollen. Oder glauben Sie, mein Herz sei ausnahmsweise anders gebaut, als das der übrigen? Wer da noch fähig ist, Liebe zu wecken, ist der ‚zu alt‘? Überhaupt: was wollen Sie denn? — Neunundfünfzig! Sie thun wirklich, als wären Sie achtzig!“

Der Oberst mußte trotz seiner tiefen Erregung über den Ton, mit dem sie das vorbrachte, lächeln.

„Und nun kömmt noch dazu,“ fuhr sie fort, „daß Sie zwanzig Jahr jünger sind, als Ihr Taufschein. Fragen Sie doch bei der ganzen Gesellschaft herum, ob Sie jemand für alt hält! Fräulein von Halfferke behauptet sogar, Sie sähen noch aus, wie als Leutnant.“

Herr von Anzendorff zuckte spöttisch die Achseln.

Hertha bemerkte das nicht. Sie fuhr fort: „Und schließlich — was verschlägt's denn bei einem Manne, ob er nun ein paar Falten mehr oder weniger auf der Stirne hat, ob er grau oder braun ist? Fängt nicht sogar Herr von Höffert schon an grau zu werden? Und der ist noch lange nicht dreißig. Überhaupt, das Hübsch- und Glattsein verlangt man doch höchstens von jungen Mädchen. Ein Mann aber... Gott, was soll ich Ihnen das alles noch vorerzählen! Sie wissen's doch ganz genau! Diese Modejournalphysiognomieen, diese blühenden Jünglinge, die da Modell zu den Wachsfiguren in den Schaufenstern der Friseure gesessen haben, glauben Sie denn, ein echtes Weib könne sich jemals für solche Puppen begeistern? Lieber den Häßlichsten, wenn er nur wirklich ein Mann ist, das heißt ein Wesen, zu dem ich begeistert aufblicken kann, dessen starke Hand mich schirmt und regiert, dessen Charaktergröße mich zittern und beben macht!“

Sie sah wunderbar schön aus bei diesen Worten.

„Habe ich recht oder nicht?“ fragte sie stehenbleibend.

„Ja, mein Kind! Aber all diese Eigenschaften, die da zum richtigen, achtunggebietenden Manne gehören, finden sich auch bei der Jugend. Es braucht ja kein Knabe zu sein, wie Gustav. Aber zum Beispiel Graf Gaßler... Er steht im zweiunddreißigsten Lebensjahr, hat die vortrefflichsten Eigenschaften, ein sympathisches Äußere, die ritterlichsten Manieren, Geist, Wissen...“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Hertha, „Sie haben mir neulich schon diesen Grafen als Ziel meiner Sehnsucht geschildert, und damals schon hab ich Ihnen geantwortet, daß er mich vollständig kalt läßt. Seine glänzenden Vorzüge laß ich bereitwillig gelten! Selig die Auserkorne, die er einst heimführt!

Digitized by Google

Ich für mein Teil würde mich schönstens bedanken."

„Weshalb denn?"

„Weil meine Hand nur da hingeht, wo mein Herz ist. Freilich, es scheint, daß man dies Herz, nachdem man es glücklich erobert hat, wieder preisgeben möchte. Nun, ich will mich nicht aufdrängen."

„Aber liebstes, teuerstes Kind! Welche Sprache! Wollen Sie mir nur zwei Minuten aufmerksam zuhören? Sie ahnen ja nicht, wie es da drinnen brodelt und wogt! Ich liebe Sie wahnsinnig: aber ich bin zu sehr Egoist, um offnen Auges in mein Verderben zu rennen. Ja, staunen Sie nur! Wenn ich zögre, so denk ich dabei fast noch mehr an die eigne Zukunft, als an die Ihre! Rundheraus: Sie täuschen sich über sich selbst! Es ist ein Unding, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren ihr ganzes, echtes, wirkliches Herz an einen Mann hängen sollte, wie mich. Sie glauben nur deshalb Liebe für mich zu fühlen, weil dieses Herz in Wahrheit noch nicht gesprochen hat. Sie verehren in mir einen zweiten Vater, einen zärtlichen, sorgenden Freund. Ich aber würde mir selbst ins Gesicht schlagen, falls ich die Täuschung, die Sie gebannt hält, thöricht ausnutzen wollte."

„Und wenn ich Ihnen bei allem, was heilig ist, schwöre, daß Sie sich irren? Wenn ich beteure, daß ich Sie nicht liebe, wie die Tochter den Vater, nicht wie die Freundin den Freund, sondern ... anders?"

In ihren feuchtschimmernden Blicken lag die andachtsvolle Glut einer Beterin.

„So würde ich selig sein, das glauben zu dürfen, aber trotzdem ... Ach, Hertha, Sie können mich nicht verstehen! Sie wissen nicht, was es heißt, Tag für Tag den Gedanken mit sich herumzuschleppen: ‚Du näherst dich mehr und mehr der Schwelle des Greisentums, indessen sie nur voller und rosiger aufblüht, und immer klarer empfindet, was da die Jugend vom Alter trennt!' Und hätte ich noch so gläubig den Bund geschlossen: mit der Zeit würden mir Zweifel auftauchen, gräßliche, hirnzermalmende Zweifel. Stündlich würde ich von der Sorge gemartert werden, mein Glück zu verlieren ... Sie kennen noch nicht den Lauf der Welt. Sie haben kein Verständnis für die Abgründe, die im Gemüt liegen. Ja, solange Sie sind, wie Sie sind, möchte das alles wohl angehn. Es wäre ein Rausch, ein berückender Märchentraum, und Sie selber würden ihn mitträumen. Aber dann könnte es sich eines Tages ereignen, daß Ihre Seele erwachte, daß Sie sich plötzlich fragten: wie komme ich, das lebendige Leben, an die Seite dieses verwitternden Mannes? — — Und dann, dann ..."

Er unterbrach sich.

„O, ich verstehe Sie," rief Hertha voll Bitternis. „Sprechen Sie nur getrost aus, was Sie denken! Ich bin kein Kind mehr!"

Prüfend sah er sie an.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „reden Sie nur! Sagen Sie offen: ‚Ich halte Fräulein von Weylburg für ein leichtsinniges, ödes Geschöpf; ich will meine Ehre nicht in die Hände einer so extravaganten Thörin legen; ich will nicht betrogen sein!'"

„Betrogen!" murmelte Otto von Anzendorff.

Er schwieg eine lange Zeit.

„Betrogen!" wiederholte er in Gedanken. Ja, das war es! Freilich, wie er dies Mädchen kannte, hielt er sie einer Ehrlosigkeit nicht für fähig; aber unter „Betrügen" verstand er ja auch nicht nur das Schlimmste! Nein, das Betrügen umfaßte ihm auch das Reich des Gefühls. Schon der Gedanke, daß sie nur eine kurze Sekunde lang das Bild eines andern im Herzen tragen, daß sie je unter dem Zwang der Gemeinschaft mit dem so viel ältren Gemahl seufzen könnte, ließ ihn im voraus alle Pein des Getäuschten, ja des Entehrten durchkosten.

Rechts, an einer der steilsten Stellen des Pfades, wo die beiden jetzt eben vorüberkamen, war eine Bank in den Felsen gemeißelt.

Der Oberst mußte sich setzen. Wilde Erregung tobte ihm stürmisch durch alle Nerven.

Hertha nahm schweigend neben ihm Platz. Ihr Herz pochte. Mechanisch folgte ihr Blick der schön geschwungenen Linie des gegenüber liegenden Hügelkammes, wo die Spitzen der Nadelhölzer friedlich im Abendscheine erglänzten.

Otto von Anzendorff schloß wie ermüdet die Augen. Mit visionärer Lebendigkeit entrollte sich ihm das Bild seines Lebens.

Wie lange war noch die Strecke, die ihn vom Grab trennte? Und wenn er zurücksah: was hatte er während der vielen Jahre an Glück genossen? Sein Beruf, seine Thaten und Studien waren ihm seit dem Verlust

jener unvergeßlichen Toten alles gewesen. Sie hatten die Sehnsucht nach Liebe künstlich zurückgedämmt. Nur in unbewachten Momenten, ihm selber nicht klar verständlich, war diese Sehnsucht hervorgebrochen und hatte ihm Stunden der fürchterlichsten Zerrissenheit, des ödesten Lebenshasses verursacht.

Nun bot sich ihm wie ein ungeahntes Geschenk der Götter ein letztes, goldenes, rosiges Glück, eine Seligkeit, die ihm zu halten schien, was jener früh zertrümmerte Jugendtraum einst versprochen hatte.

Nahm denn nicht alles ein Ende? Sollte er dies Glück von der Hand weisen, nur weil es vielleicht schneller verging, als er selbst? Das war doch unphilosophisch und feige. Mehr noch: das war erbärmlicher Undank gegen das Schicksal!

Aber, wenn er sich so beruhigte — that er nicht unrecht? Durfte er nur an sich denken? Mußte er nicht todesmutig entsagen gerade aus Rücksicht für sie, die er so über alles liebte, die er vielleicht durch sein thörichtes Nachgeben elend machte?

Ihr strahlendes Auge widersprach dieser Besorgnis mit wunderbarer Beredsamkeit. Sie fühlte doch, ob sie den richtigen Weg beschritt. Auch bei ihr galt das Wort von dem Willen, der des Menschen Himmelreich ist. Und sie war noch so jung! Wenn er sie nur eine kurze Weile besaß:..! Wer konnte dann wissen, wie das Schicksal es fügte, — wann er für immer von ihr hinwegging? War es im Rate der Gottheit beschlossen, so mochte sie, wenn er gestorben war, ein zweites Glück sich erbauen, ein schöneres und ihrer Vollkommenheit würdigeres!

Diese Erwägungen gaben den Ausschlag.

Er blickte ihr stumm ins Gesicht.

Dann zog er sie an sich, umschlang sie zärtlich mit beiden Armen, und küßte ihr, seiner leidenschaftlichen Liebe ohne Widerstand nachgebend, die blühenden Lippen, die Augen, das herrliche braunblonde Haar.

„Nun bist du mein!“ sagte er, leise erschauernd.

„Dein,“ flüsterte Hertha, „bis in den Tod.“

12. Kapitel.

Der Abendgang in das wildromantische Thal der Göll war nicht nur für Hertha von Weylburg und den Oberst bedeutungsvoll.

Graf Eberhard Gaßler, der schon seit längerer Zeit eine ernstliche Neigung für Marie im Herzen trug, ward von der schönen Gelegenheit fortgerissen, das Wort zu sprechen, das er sonst bei seiner alles erwägenden Ruhe wohl noch vertagt hätte.

Es waren ihm nämlich just während der letzten drei Monate allerlei Zweifel aufgetaucht, ob Fräulein von Gruthenau das Leben nicht gar zu sehr im Sinne eines angenehmen Salonstücks auffasse. Jetzt aber meinte er mit der Logik der Liebe, just ein so heiteres, lerchenfröhliches Wesen, dem, wie der Volksmund sagt, der Himmel voll Geigen hängt, sei die richtige Frau für ihn; denn er selber neigte von Haus aus mehr zu einer pathetischen Düsterkeit, die ihn oft mitten im Freundeskreis überfiel, und nur dann völlig gebannt schien, wenn er in seinem Studiergemach weilte, oder, die Büchse im Arm, auf das röhrende Hochwild pirschte.

Übrigens war Fräulein von Gruthenau, die sonst nicht allzuviel Verständnis für die Schönheiten der Natur besaß, so beim Wandern durch die hehre Waldeinsamkeit dieser Schlucht unwillkürlich stiller und ernster geworden.

Vielleicht auch ahnte sie, was bei dem Grafen sich vorbereitete; denn sie wußte ja, daß er sie liebte, und erwiderte seine zärtliche Neigung, soweit ihr dies bei ihrem libellenartigen Temperament überhaupt möglich war.

Jedenfalls schmeichelte ihr der Gedanke, die Frau eines so vielbewunderten, reichen und vornehmen Kavaliers zu werden.

Sie hätte sich tot geärgert, wenn Graf Gaßler etwa eine der Laßbergs oder das üppige, liebeskranke Fräulein von Thuna gewählt hätte: schwerlich jedoch würde ihr Herz lange geblutet haben, falls er in diplomatischer Sendung plötzlich nach Veracruz abgereist wäre und sich dort mit der Tochter irgend eines phantastischen Mexikaners über Nacht hätte trauen lassen. Es „war dann eben nicht anders“, und — wie einst Lore, das Zöschen, behauptet hatte, als ihr Verlobter auf Nimmerwiederkehr in die Welt zog —: es gab ja nicht eine Hand voll, sondern ein Land voll.

Nun aber, da die Sache sich wirklich runden zu wollen schien, pochte ihr Herzchen doch ein klein wenig in aufgeregter Erwartung, und einmal, wie Graf Gaßler mit großer

Beredsamkeit von seinem Aufenthalte am italienischen Hofe sprach, erwog sie mit Aufbietung aller Einbildungskraft, ob sie zur Hochzeitsreise staubgrau oder dunkelblau wählen würde.

Man hatte die Schlucht auf einer kühn geschwungenen Holzbrücke überschritten und wandelte nun auf der Jenseite über die Kuppe des sogenannten Elfenhügels zurück.

Iduna und Herr von Gruthenau waren die Vordersten. Ihnen folgte Graf Gaßler mit der Tochter des Freiherrn, während die andre Gesellschaft in beträchtlichem Abstand nachkam, da Fräulein von Halfferke, trotz der Elastizität, deren sie heut' sich gerühmt hatte, ein ziemlich langsames Tempo angab.

Graf Eberhard ließ Herrn von Gruthenau und die Frau des Ästhetikers ruhig zu Thal steigen, schwenkte nach rechts ein und machte an einer Stelle Halt, wo man, über die Wipfel eines Buchenbestandes hinabschauend, das Schloß Göllrode mit seinen zwei Ecktürmen, den prächtigen Garten und die malerisch gruppierten Nebengebäude wie in einem Rahmen erblickte.

Hier, im Angesichte seiner Besitzung, die ihm bei aller Geselligkeit während der letzten Wochen oft so öde und einsam erschienen war, sprach Graf Gaßler das entscheidende Wort.

Marie von Gruthenau errötete pflichtschuldigst, blickte zu Boden, flüsterte ein verschämtes Ja und ließ sich mit vielem Anstand einen Kuß auf die Lippen drücken, wobei sie unwillkürlich an die reizende Szene in dem Moserschen Lustspiel dachte, — wie hieß es doch? — das sie im Frankfurter Stadttheater mit ihrem Papa gesehen hatte.

Es war doch himmlisch, etwas so Hochdramatisches nun an sich selbst zu erleben! Und das konnte sich jetzt wiederholen, so oft sie es wollte! Und wenn ihr Gemahl, wie es jüngsthin als möglich bezeichnet wurde, nach Bukarest ging, so würde sie in der Quadrille vielleicht die Königin von Rumänien als Vis-a-vis haben!

O, wie sie glücklich war!

Und wie die Laßbergs vor Ärger zerplatzen würden!

Da Graf Eberhard jetzt noch einmal sie küßte, gab sie ihm den Kuß mit einer gewissen bräutlichen Innigkeit wieder.

Er sagte: „Mein süßes, geliebtes Weib!" Und sie nickte mit großer Bestimmtheit, als wollte sie sagen: Das will ich sein! Ich will dir Ehre machen in allen Salons! Du sollst dich in deiner schmeichelhaften Voraussetzung nicht getäuscht haben!

„Heute noch sprech' ich mit deinen Eltern," hub der Graf wieder an, überwältigt von dem bezaubernden Reiz ihres Lächelns. „Ich käme mir thöricht vor, wollte ich eine Sache des Herzens im Stil einer Staatsaktion, eines Geschäfts behandeln, und morgen etwa zur üblichen Stunde vierspännig vorfahren. Nein, so sehr ich sonst auch ein Mann der korrekten Form bin — vermöge schon meines Berufs —: hier folgen wir der Eingebung des Moments! Nicht wahr, mein Blondchen?"

„Ganz wie Sie wollen."

Er bot ihr den Arm und führte sie unter zärtlichem Liebesgeflüster thalabwärts.

Herr von Gruthenau war unterdes grade nicht in der Laune, sich für fremdes Glück sonderlich zu begeistern, nicht einmal für das Glück seiner Tochter, des einzigen Wesens, das er wirklich mit selbstloser Innigkeit liebte.

Iduna, die Herrn von Gruthenau ebenso übermütig zum Narren hielt, wie früher den Leutnant von Höffert und hiernach den sangesmächtigen Gustav, hatte sich endlich den fortgesetzten Bewerbungen des Schloßherrn gegenüber entlarven und ihm andeuten müssen, daß er sich schmählich im Irrtum befinde, wenn er aus ihrer leichtblütigen Art irgendwelche unangenehme Schlüsse gezogen.

„Sie sind grausam, Iduna," stammelte Gruthenau und wühlte nervös in dem sorgsam gepflegten Bart. „All Ihre Thorheiten mit den Jungens hab ich natürlich für Spaß genommen, ja, als Kunstgriffe aufgefaßt, Ihrem Gemahl und dem sonstigen Publikum Sand in die Augen zu streuen. Daß Sie aber zuletzt, im entscheidenden Augenblick, Nein sagen — O, es ist unerhört! Unerhört!"

„Sie sind köstlich, mein Herr Baron!" lachte Iduna. „Wo und wann hätte ich ein Versprechen gegeben, ja nur den flüchtigsten Schimmer einer Hoffnung erweckt, die mich beleidigen müßte?"

„Wo?" grollte der Freiherr. „Das fragen Sie noch? Überall! Bei jeder Begegnung! Haben Sie völlig vergessen, wie Sie im vorigen Winter mich ausgezeichnet? Ja, ich darf diesen Ausdruck gebrauchen! Sie haben erlaubt, daß ich Ihnen den Hof machte, wie ein verliebter Fähnrich dem Backfisch, den er zur Braut begehrt. Sie haben mir Dinge erzählt von Ihrem Professor, Dinge . . ."

„Bitte, vollenden Sie!“

„Dinge,“ fuhr der Freiherr erregt fort, „die mich voraussetzen ließen, daß ich Ihrem Herzen weit näher stünde, als er!“

„Eine sonderbare Voraussetzung! Darf man einem älteren Freunde — und ich hielt Sie für einen Freund — nicht im Vertrauen eine harmlose Kritik über kleine Seltsamkeiten des eignen Gemahls unterbreiten? Ich sagte, das und das fände ich an Leopold langweilig, dieses und jenes wünschte ich anders; ich war so artig, gewisse Eigenschaften, die Sie, Herr Baron, vor ihm voraus haben, stärker zu rühmen, als dies, wie ich nun sehe, klug und verständig war. Gut! Was folgt nun daraus? Höchstens, daß ich die Zunge nicht in der Gewalt habe; daß ich schwatzhaft, mein'twegen indiskret bin. Aber von da bis zu einer modernen Sünderin ist denn, Gott sei Dank, doch ein weiter Schritt!“

Herr von Gruthenau tobte innerlich. Mühsam nur errang er sich so viel Ruhe, um halblaut sagen zu können:

„Und Ihre heimlichen Händedrücke?“

Sie lachte hellauf.

„Wahrhaftig, Baron, Sie sind geradezu drollig! Einem Manne in Ihrem Alter wird man doch wohl mal vertraulich die Hand drücken dürfen, zum Zeichen, daß man sich gegenseitig versteht, daß man sich mit vereinten Kräften über die Thorheiten der Gesellschaft ergötzt, und dort oder hier was bemerkt und beobachtet hat? Weiter hab ich mit diesen Händedrücken, die sich übrigens zählen lassen — es waren ihrer höchstens drei oder vier — nichts sagen wollen.“

„Und weshalb folgten Sie meiner Einladung nach Schloß Gruthenau?“

„Weshalb sollte ich nicht? Es lebt sich ja so entzückend bei Ihnen! Beiläufig, Herr Baron: Sie richteten Ihre freundliche Aufforderung nicht an mich, sondern an Leopold.“

„Selbstverständlich — der Form halber. Aber Sie wußten sehr wohl, was mich veranlaßte. Sie hatten mir Hoffnung gemacht, — reden Sie, was Sie wollen! Nur um Ihretwillen nahm ich den Eheherrn mit in den Kauf; denn daß ich für ihn keinerlei Sympathie hege, das wissen Sie ganz genau.“

„Nicht? Mein Gott, Herr Baron, Sie sehen ja aus, als hätte ich Ihnen wirklich ein Leids gethan! Bedenken Sie doch, was Sie fordern! Ein Rendezvous! Danken Sie's meiner Gutmütigkeit, daß ich nicht stracks zur Baronin eile und ihr die Augen öffne über die rührende Treue ihres Lebensgefährten.“

„Thun Sie doch, was Sie nicht lassen können!“

„Ein Rendezvous!“ wiederholte Iduna. „Erwägen Sie, was das heißt! Ein Stündchen mit Ihnen unter vier Augen! Womöglich bei Sternenlicht! Grausenhafte Idee! Wär' ich auf Ihren entsetzlichen Vorschlag eingegangen, Sie wären am Ende gar zärtlich geworden — ja, ja! — und hätten versucht, mich zu küssen, wie Sie das neulich bei Ihrem Stubenmädchen, der Lore, probiert haben!“

„Was?“ stammelte Gruthenau.

„Bei Ihrer Lore, — Sie haben ganz recht verstanden! Ich kam zufällig an der halbgeöffneten Thüre vorbei; es war das Zimmer des Alchymisten, wo jetzt Fräulein Hertha logiert. Sie natürlich hörten und sahen nichts . . .“

„Pah! ein Scherz!“ lachte der Freiherr gezwungen. „Also deshalb! Gestehn Sie's nur, schöne Iduna: Ihr Stolz fühlt sich bei der irrigen Auffassung, der Sie da unterliegen, etwas gekränkt! Eine Regung der Eifersucht . . .“

„Ich? eifersüchtig? Und auf ein Kammermädchen? Und Ihretwillen? Die Sache ist köstlich!“

Herr von Gruthenau begann die Geduld zu verlieren.

„Sie spielen Ihre Komödie zwar meisterhaft — aber Komödie bleibt's immer! Was Sie, meine gnädige Frau, von dem Leben und seinen Aufgaben halten, das weiß ich aus Ihrem eignen Munde. Daß Sie in Ihren Mann verliebt seien, oder ihn nur so liebten, wie dies bei Durchschnittsehen die Regel ist, werden Sie mir nicht aufschwatzen wollen. Auch bin ich ja ganz genau davon unterrichtet, wie Ihre Verbindung zustandekam. Sie waren arm, schöne Iduna, und er im Besitz eines hübschen Vermögens und eines Titels . . . Was also in der Welt soll Sie veranlassen, diesem Gatten die Treue zu halten, wenn nicht ein Extramotiv, ein Groll, eine Caprice . . .?“

„Sie werden beleidigend, Herr Baron! Was mich bewogen hat, ihn zu heiraten, das entzieht sich Ihrer Beurteilung. Aber sei es auch, was es da wolle: ich bin jetzt einmal seine Frau. Hintergehe ich ihn, so werde ich ehrlos. Genügt Ihnen das?“

Digitized by Google

„Vollkommen. Nur das eine möcht' ich denn doch betonen: daß es bei einer so philiströsen Auffassung klüger wäre, Sie unterließen auch jene kleinen Koketterieen, jenes frivole Getändel, das in den Augen der Welt Schlüsse und Folgerungen herbeiführen dürfte . . ."

„Die albern und dreist zugleich wären," fiel sie ihm rasch ins Wort. „Aber verderben wir uns doch nicht den köstlichen Abend! Sie waren doch sonst so nett, bis auf die ewigen Anspielungen, die ich halb noch für Scherz hielt. Kommen Sie! Seien Sie artig, und bleiben wir, was wir gewesen sind: gute Freunde! Sie sollen sehen: wir beide stehn uns so besser!"

„Wie man's nimmt!" lachte er ingrimmig.

Sie schob ihren Arm in den seinen und blickte sirenenhaft zu ihm auf.

„Nicht wahr," fuhr sie fort, „wir streichen den unangenehmen Zwischenfall, der uns jetzt beinah entzweit hätte, kurzweg aus unserm Gedächtnis? Wir verzeihen uns gegenseitig? Ja? Ich bin etwas schroff gewesen, vielleicht sogar ungezogen: aber Sie wissen ja: es gibt Grenzgebiete, wo die Gemütlichkeit aufhört."

Und nun preßte sie mit den zierlichen Fingern den Arm ihres Begleiters und sah zu ihm auf wie ein schalkhaft bittendes Kind.

Herr von Gruthenau war viel zu sehr Edelmann, um nicht sofort in den liebenswürdigen Ton einzustimmen. Aber im Herzen wurmte es ihn über jede Beschreibung, zumal sie jetzt in dem Rot des verglühenden Abendhimmels schöner aussah und verführerischer, als je.

Es überkam ihn wie die beklemmende Ahnung, daß die Rolle, die er während der letzten Jahrzehnte mit so unbestrittnem Erfolg gespielt hatte, nachgerade zu Ende sei.

Der Sieger von ehedem, der frivole Erobrer, der jede Schranke im Sturm nahm — er stieß neuerdings wiederholt auf unerwarteten Widerstand. Die Laufgräben, die er ziehn mußte, und die Belagerungen wurden immer schwieriger, umständlicher und zeitraubender.

Sollte er wirklich schon an dem Punkt angelangt sein, wo das Alter ihm das einst so stolz getragne Szepter ein für allemal aus der Hand warf?

Und wenn dieser Moment eintrat: was blieb ihm dann als Ersatz?

Mit seiner Gemahlin war er innerlich seit Jahren entzweit. Vater und Sohn verstanden sich nicht; denn trotz seiner thörichten Schwärmereien besaß Gustav ein argloses, treues Gemüt und vor allem den Hochflug geistiger Interessen, der seinem Vater so völlig abging. Auch schloß er sich instinktiv an die Mutter an, deren heimliches Leid und Weh er ahnte, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Irgend etwas, wofür der Freiherr sich hätte erwärmen können, einen Beruf, der ihn erfüllte, eine Liebhaberei selbst der untergeordnetsten Art, besaß er nicht.

So blieb ihm nur die Liebe zu seiner Tochter.

Und diese Tochter, — wer konnte wissen, wie bald sie ihm auf dem natürlichen Weg, den das Schicksal junger, hübscher und wohlhabender Mädchen schreitet, entführt wurde!

Der Gedanke ließ ihn nicht wieder los. Ein Gefühl der Verödung, der Vereinsamung übermannte ihn fast.

Iduna, der es zu Mut war, als müsse sie bei ihrem schmerzlich gebeugten Verehrer zum Teil wieder gut machen, was sie ihm angethan, trug fast allein die Kosten der Unterhaltung. Sie plauderte wie ein zwitschernder Vogel, der sich wenig darum bekümmert, ob er ein lauschendes Ohr findet.

Herr von Gruthenau konnte sich von dem Schreck, der ihn heimgesucht hatte, so bald nicht wieder erholen. In dieser Stimmung traf ihn die Werbung des Grafen Gaßler wie ein versengender Blitzstrahl.

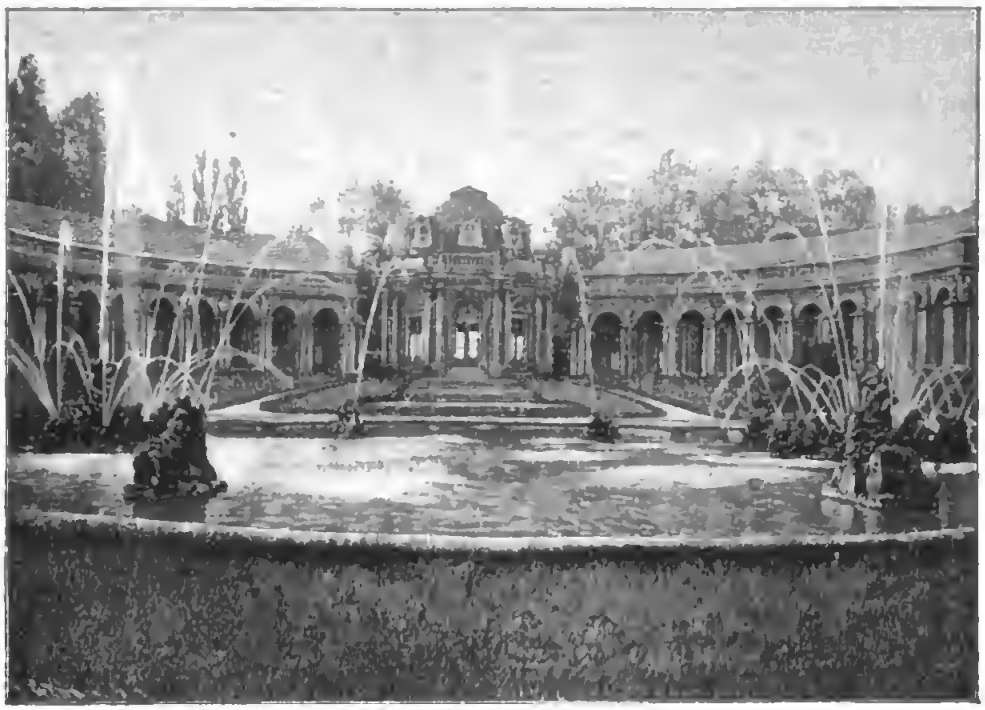
Es war kurz vor der Abfahrt. Man hatte den Thee genommen und wandelte nun, wie der Zufall oder der Wille der Einzelnen die Leute untereinander würfelte, durch den Garten, oder saß auf den eisernen Bänken unter den großen Kastanien.

Graf Gaßler hatte den Freiherrn vertraulich beiseite genommen, als wolle er seinem Gast irgend eine besondere Merkwürdigkeit des Parks zeigen.

Da plötzlich, mitten aus dem Gespräch heraus, teilte er sein Anliegen mit. Er war höchlich erstaunt, als der Baron fast eine Minute lang zögerte, bis er dann endlich die richtigen Worte fand...

(Fortsetzung folgt.)

Zärtliche Puppenmutter. Gemalt von Guſtav Igler.



Die Eremitage bei Bayreuth.
Nach einer Photographie von A. Müller in Bayreuth.

Nachklänge an Bayreuth.

Von Ferdinand Pfohl-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

I.

Bayreuth liegt hingegossen auf die oberfränkische Flur; sanft gewölbte Hügel umgrenzen in ziemlich weitem Bogen den Horizont; ernster Fichten- und Kiefernwald zieht sich in dunklen Streifen am äußersten Saume des Gesichtsfeldes dahin. Die Gegend trägt den Charakter der Liebenswürdigkeit, der Anmut, wie alle Hügellandschaften. Das freundliche Bild ist wohl geeignet, einem nicht allzu anspruchsvollen Naturfreunde Behagen zu erzeugen. Durch die Sohle des Thales windet sich der rote Main, ein bescheidenes, schüchternes Flüßchen. Die nächste Umgebung von Bayreuth besitzt in der Eremitage, einem Lustschloß im Stile von Versailles, den Gipfelpunkt ihres Reizes. Die Säulen des Halbbogenganges sind sehr schön aus kleinen buntfarbigen Steinchen zusammengesetzt, eine Mosaik, die, aus der Nähe besehen, den martervollen Gedanken erzeugt, man könnte auch aus Zahnstochern ein Haus bauen. Von blendender Pracht sind die berühmten Wasserkünste: als Mittel der Dekoration steht das Wasser eben unerreicht in seiner Ausdrucksfähigkeit da. Wie die Strahlen emporschießen, sich, wie von einem Willen beseelt, einander zuneigen und in seltsamen Lauten Zwiesprache führen, dann zerstiebend in zarte Wasseratome mit den sattesten und tiefsten Reflexen in berauschendes Farbenspiel sich verlieren, dieses uralte Schauspiel wird seinen Zauber bewahren, seine magische Kraft bewähren, solange ein Auge noch Freude an der Farbe empfindet, ein Ohr mit Vergnügen das Elementare der Musik, Ton und Rhythmus, einschlürft. Auf dem Wege zwischen Bayreuth und der Eremitage, den hohe Pappeln wie steife Grenadiere bewachen, während das rote Weidenröschen als helleuchtende Borte seinen Saum schmückt, liegt, gerade an der Biegung der Straße, ein litterarisches Denkmal, der Rollwenzl, jenes ganz den Duft der Vergangenheit ausatmende Gebäude, von wo einst der große Humorist Jean Paul mit klarem Blick in das Getriebe der kleinen Welt zu seinen Füßen herabsah und manchen von tiefem Humor

durchtränkten Gedanken mit knisterndem Gänsekiel zu Papier brachte. In unserer Zeit freilich ist Jean Paul ein längst überwundener Standpunkt, altes Eisen, rostiger Humor. Wir wollen Witz, keinen Humor. Es ist ein Tropfen Ironie in dem Kaffee, den man jetzt im Rollwenzl trinkt; der Reiz der Satire würzt die luftigen Spritzkuchen, die man dort, in der stillen Jean Paul-Klause, in das braune Getränk einstippt. Wie ein schweres Citat aus einem altmodischen Schriftsteller liegt das Haus da, ein Stück Vergangenheit in der Gegenwart; junges luftiges Volk schäkert und scherzt die verdrießlichen Motten hinweg, die altersschwach an neumodischem Zierat sich die Köpfe einrennen.

Die 23 000 Einwohner von Bayreuth sind prächtige Leute, sie wissen den Fremden im goldtreuen Biedermannstum mit mehr oder weniger Geist das Leben und den Geldbeutel leicht zu machen. Aber es liegt Humor in der urgemütlichen Form, in der breiten Selbstgefälligkeit, mit welcher den Fremden gegenüber das Recht der „Ausnahme" geübt wird. Und dieser Humor beginnt schon beim Frühstück. Die Bayreuther Hausfrau, besorgt, durch eine allzugroße Menge von Kaffeebohnen dem Getränk einen gesundheitsgefährlichen Charakter aufzuprägen, weiß mit einigen Erfahrungen auf dem Gebiete geheimer Küchenchemie einen merkwürdigen Sud zu erzeugen, der zwar nicht gut schmeckt, dafür aber das Gurgeln mit Alaunlösung vollkommen überflüssig macht, vor Cholera schützt und die Blitzgefahr vermindert. Der Humor setzt sich beim Mittagstisch fort. Die Verdauung des Gastes zu fördern, überreicht der Kellner, freundlich lächelnd, eine Rechnung von der Länge des Leporello-Registers. Nach einstündiger angestrengter Lektüre ist man überzeugt, noch nie so billig und so gut gegessen zu haben. Dann nickt man bei einer begeistert geschriebenen Abhandlung „Über die ethische, politische und philosophische Bedeutung der ersten Viertelpause des Parzival" aus der Feder eines unserer hervorragendsten Wagner-Philosophen sanft ein und träumt von der vierten Dimension. Die Luft ist merkwürdigerweise in Bayreuth ganz umsonst, an jeder Straßenecke sogar frisch zu haben. Man gestattet sich durch zwei Stunden diesen billigen Genuß, überschreitet dann die Schwelle einer Bierwirtschaft, wo man für elf Pfennig ein vorzügliches Bier trinkt; nach zwei Stunden ist man begeistert, nach vieren im siebenten Himmel. Den siebenten Himmel vertauscht man dann mit der stillen Traulichkeit seiner vier Pfähle. Ein abgrundtiefes Bett, dessen Kissen wie Wogen über einem Ertrinkenden zusammenschlagen, und einige gut bürgerliche Wanzen, die Knigges „Umgang mit Menschen" aufmerksam gelesen zu haben scheinen, erhalten die Seele in wohlthätiger Aufregung und verhindern so die überaus schädliche, Geist und Körper lähmende Verfettung unsers Ich. Wenn man bedenkt, daß an jedem Tage einer Parzivalaufführung etwa 2000 Fremde die Stadt der „reinen Thorheit" überschwemmen, so scheint es begreiflich, daß die Mehrzahl der ankommenden Gäste auf das Vergnügen, die völlige Unabhängigkeit eines Hotels zu genießen, Verzicht leisten muß. Die größere Hälfte der Fremden ist daher auf Privatwohnungen angewiesen, in denen man sich bei einigem Talent und dem nötigen Kleingeld sehr wohl fühlen kann. Die Wirtinnen zeigen sich den Fremden gegenüber sehr entgegenkommend. Sie umlagern nämlich die Bahnhofshalle und betrieben früher mit hochentwickelter Geschicklichkeit den Fremdenfang. Die armen Bayreuth-Pilger! Nachdem sie die Strapazen einer langwierigen, unerquicklichen und saumseligen Eisenbahnfahrt ohne Zusammenstoß überstanden, sahen sie sich umringt von temperamentvollen Frauen, welche die Gliedmaßen des Wallers erfaßten und den Bedauernswerten nach allen Richtungen der Windrose hin ausreckten. Man war diesen Angriffen gegenüber hilflos. Da legte sich die Polizei ins Mittel und verbot bei strenger Strafe, an die Festspielbesucher sich heranzudrängen, ja, sie nur anzusprechen. Seitdem herrscht auf dem Bahnhofe eine musterhafte Ordnung; der geräuschlos arbeitende Apparat der Wohnungsriege weist den Fremden Wohnungen nach; die Droschkenkutscher jubeln, die Fremden auch, und die vierte Dimension beginnt.

Es sind zwei Typen von Menschen, die nach Bayreuth kommen, zwei Charakterköpfe, die Bayreuth zum Gegenstande eines lebhaften geistigen Prozesses machen und mit ihrem Phosphor beleuchten. Die einen sind die Überschwenglichen, die an die Überschwenglichen sich wenden. Ihre Sprache ist der Superlativ, der Paroxismus, die Über-

treibung; sie spielen mit transcendentalen Begriffen ein unheimliches Spiel, nehmen aus Hölle und Himmel ihre Farben, der dicke Urnebel der vierten Dimension ist ihr eigentliches Lebenselement, ihr Sauerstoff. Bayreuth ist ihnen das Herz der Welt, Wagners Schriften und Schopenhauer sind ihr Evangelium. Sie zeigen den Fanatismus des Neuen. Ihr Gegensatz: Menschen der dritten Dimension, der bloßen, dürren, greifbaren, positiven Wirklichkeit, die die Summe von Bayreuth, diese Vielheit von Begriffen und Stimmungen mit zersetzender Ironie, mit nüchternen, das bloß Körperliche erfassenden Blicken betrachten, welche sich Bayreuth so trocken in Ursache und Wirkung zerlegen, daß einem Dritten, der weder zu den Schwärmern noch zu den Cynikern zählt, vor der Zerstörung seiner Illusionen, seiner optischen Täuschungen und seiner holderblühten Märchenwelt ein kaltes Grauen über den Rücken läuft. Das sind die Fanatiker des Alten, die Apostel der Götzendämmerung, welche die entsetzliche Klarheit des dies irae in das beseligende Gefühlsleben reiner Kunst werfen möchten, die allem Idealismus gram sind, die alle Begeisterung verdrießt, und die um so eifriger in der Zertrümmerung der Götzen sich gebärden, je weniger sie an die Stelle der Verwüstung ein Paradies zu setzen haben. Wie überall, ist auch hier der Mittelweg der goldene. Es gibt einen Scherz, eine Ironie, die nicht verletzt, es gibt eine Begeisterung, die nicht zum Widerspruch reizt. Beide Typen sind dem Orkus geweiht, dem Untergang gewidmet, weil beide zwecklos sind. Ein Panegyrikus auf das Wagnersche Kunstwerk ist überflüssig geworden, eine Kritik seiner Werke hinfällig. Die deutsche Nation, wie sie politisch einig geworden ist, hat auch ihre künstlerische Einheit erlangt; das Symbol dieser Einheit sind die Festspiele, die bisher an Bayreuth gebannt sind, weil der Riesengeist jenes seltenen Mannes die Zeit- und Ortsverhältnisse seinem ungeheuren Plane günstig sah. Was Wagner mit seinem Festspiel der deutschen Kunst geworden, wissen alle, weiß die Welt. In der dumpfen und vergifteten Luft unserer heutigen Kunstzustände konnte das Ideal Wagners nicht zum Leben gelangen. Man denke an die Kunstübung, wie sie in der modernen Großstadt gäng und gäbe ist! Die fast krankhafte Sucht nach Ergötzlichkeit, nach frivoler Unterhaltung, tausenderlei Rücksichten auf Zopftum, Vorurteile, Tanten und Muhmen, die Dünkelhaftigkeit und die Schauspielerei mit der Kunst, die brutale Geldgier, die unlauteren Absichten der Kunstmäkler, der Börsenkurs und die Kunst, das Aufgeblähtsein der kleinsten Talentchen, der Zauber eines Trillers irgend einer Diva, das hohe C eines Droschkenkutschers und die Reize des Balletts: das alles waren die feindlichen Kräfte, die Wagner von der Großstadt weg zur Kleinstadt gedrängt haben. Wie dann Wagner seinen Plan in Angriff nahm, die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die seinem Unternehmen mit oft beleidigender Absichtlichkeit entgegengestellt wurden, mit der Ausdauer des Genies hinwegräumte, wie er Zoll für Zoll den Boden schweißgetränkt sich erkämpfte und endlich unter dem Jubel einer verhältnismäßig noch kleinen Freundesschar das große Werk mit der ersten Aufführung des Nibelungenringes siegreich krönte, dieses in der ganzen Kunstgeschichte unerhörte Unternehmen gehört zu den schönsten Siegen deutscher Kultur. Nun aber liegen die Verhältnisse wesentlich anders als im Jahre 1876. Es gibt heute nur noch wenige Gegner Wagners. Er ist der Schöpfer des deutschen Musikdramas; dem grauenhaften Opernunsinn, der in Meyerbeers „Hugenotten" seinen Höhepunkt erreicht hatte, der Überschwemmung unserer deutschen Bühne mit den seichten Machwerken der Franzosen und Italiener war ein wirksamer, fester Deich entgegengesetzt worden. Die bewunderungswürdigen Kunstleistungen eines Mozart und Weber lebten zwar in ewiger Jugendfrische; aber sie sind im Sonnenlicht der italienischen Kunst gereift, nicht nationales Eigentum im höchsten Sinne. Und wenn diese Meisterwerke der Nation in Fleisch und Blut übergegangen sind, so daß sie heute als spezifisch deutsche Werke gelten können, wo existiert auf deutschem Boden eine Bühne, welche jahraus, jahrein Abend um Abend dem Don Juan den Freischütz dürfte folgen lassen? Eine nationale Kunst besaßen wir vor Wagner nicht. Mit einem ursprünglichen, aus dem tiefen Bronnen der vollsprudelnden Volkskraft befruchteten Sprachgefühl schuf Wagner seine Dramen; daß an sie nicht die Forderungen gestellt werden dürfen, welche wir bei einem Wortdrama voraussetzen, leuchtet sofort ein, wenn die Bedeutung des Wag-

nerschen Grundsatzes der dreifachen Verdeutlichung des dramatischen Vorganges durch Wort, Gebärde und Musik in der rechten Weise verstanden wird. Die Gebärden drücken bei Wagner, wie seine Musik als Komposition der Gebärden, die innersten, geheimsten Regungen des seelischen Vorganges aus, denen sich das Wort als eine „zweite, abgeblaßtere Erscheinung desselben Vorganges, übersetzt in das bewußtere Wollen" anschließt. Und Wagner hat die Gabe, mit seiner Musik alles in Musik zu verwandeln. Der Spott, den gerade die am wenigsten musikalischen Leute der ewigen Melodie widmen zu müssen glaubten, ist ein übel angebrachter. Man sah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das, was man sich gewöhnlich unter Melodie vorstellt, ist schon eine ganz bestimmte Form der Melodie; man verwechselte die Arie mit der Melodie; die italienische Arie konnte Wagner in seiner Handlung nicht brauchen; die Arie ist ein ausgeraubtes Feld, auf welchem keine Blume mehr gedeihen wollte; aller Kunstdünger half nichts mehr. Nun führte Wagner einen wahrhaft genialen Griff aus. Schon Mozart war ein Meister der Charakteristik; an ihn knüpfte Wagner mit seiner unendlichen Melodie an, sobald die fortschreitende, durch keine lyrischen Ergüsse mehr zu hemmende Handlung zu ihrer musikalischen Verdeutlichung das schöpferische Vermögen lahm zu legen drohte. Das Orchester wurde der Träger der symphonisch vertieften Melodie; der Ausweg war gefunden. Man höre nur einmal genau und scharf in das Wagnersche Orchester hinein: wie das alles blüht und duftet, welcher Reichtum von Melodie, welche entzückenden Färbungen, welches Schillern, welche Einfachheit und welche Pracht hier verborgen liegt! Es gehört aber Erziehung dazu, um das alles zu hören, genau so, wie Erziehung dazu gehört, um den Faust lesen und verstehen zu können. Während die idealen Vorgänger Wagners, Mozart und Gluck, ihre Opernstoffe zum größten Teil aus der frostigen, dem deutschen Bewußtsein vollständig fern liegenden Mythologie der Griechen holten und erst mit ihrem heißen Künstlerodem die hohläugigen Phantome beleben mußten, stieg Wagner, ein kühner Taucher, bis auf den Grund der Volksseele und sammelte die Perlen, die er dort fand. Im „Holländer," im „Tannhäuser," im „Lohengrin," im „Tristan," in den gewaltigen „Nibelungen" fand er die ergreifenden Symbole des germanischen Naturempfindens; den germanischen Mythus und seine strotzende Kraft dem geistigen Leben der Gegenwart zugeführt zu haben, ist eins seiner unsterblichen Verdienste.

Kurz: Wagner ist der Ausdruck der gesamten dramatischen Musik unsers Jahrhunderts. Daß sich neben ihm nur wenige Individualitäten entwickelt haben, ist nicht seine Schuld. Wagner faseiniert die Jugend, er berauscht und entflammt zum höchsten Enthusiasmus. Fast jeder junge Mann, der Gelegenheit hat, Wagnersche Musik zu hören — nicht in Bierkonzerten in brutaler Verballhornung, sondern in einem künstlerisch anständigen Theater — hat eine Übergangsphase der höchsten Gereiztheit, des Taumels zu durchleben. Je mehr man für Wagner schwärmt, desto weniger versteht man ihn, und je mehr man seine Größe verstehen lernt, desto mehr liebt man ihn. Die Schwärmer sind ganz unbrauchbare Menschen und dadurch für die gute Sache gefährlich, daß sie im Zustande reiner Thorheit vor ihrer endgültigen Häutung zur reinen Vernunft bei kühler denkenden Menschen leicht einen Widerstand erfahren, der auch die persönliche Empfänglichkeit für das Kunstwerk in erheblichem Maße abzustumpfen vermag. Daß die sogenannten verrückten Wagnerianer in der Abnahme begriffen sind, ist eine Thatsache, die jeden Menschenfreund mit aufrichtiger Genugthuung erfüllen muß. Indessen ballt sich ein düsteres Schicksal über Bayreuth zusammen.

Unter den Besuchern von Bayreuth macht sich seit einigen Jahren ein Geist der Empörung geltend, der mit einigen tadelnden Seitenblicken angesehener Wagnerianer nicht mehr im Schach gehalten werden kann. Das Vergnügen, nach Bayreuth zu fahren, ist ein ziemlich kostspieliges; die Eisenbahnfahrt, der Preis der Eintrittskarte von 20 Mark für einen Abend, die Verpflegung der Muskeln und Knochen und des Magens, die Wohnung und jene tausenderlei kleinen Ausgaben, zu denen der Aufenthalt in einer fremden Stadt zu reizen pflegt, dürfte sich der Menschheit größere Hälfte erst nach einem Einbruch bei Rothschild oder nach einem Diamantendiebstahl mit gutem Gewissen erlauben. Wo aber hat man einen Rothschild so schnell bei

der Hand? Zwar gibt es in Bayreuth einen Stipendienfonds, aus welchem armen Künstlern die Mittel zum Besuche der Festspiele sollen gewährt werden. Wer aber gesteht gern, ohne ein schüchternes Herzklopfen, seine Armut ein? Wer also fährt nach Bayreuth? Ein verschwindend kleiner Bruchteil der Nation; jedenfalls aber Leute, die klug genug sind, den Genuß einiger flüchtiger Stunden nicht mit wochenlangen Entbehrungen zu vertauschen. Was den Eintrittspreis von 20 Mark anbelangt, so erscheint er nicht zu hoch gegriffen. Wagner wollte überhaupt keine Eintrittspreise erheben und sein Kunstwerk nicht zum Privilegium der begüterten Gesellschaftsklasse entwerten. Aber ihn zwang die Not, seinem idealistischen Plane die Farbe der berechnenden Geschäftlichkeit zu verleihen. Die Unterhaltung des Theatergebäudes, die elektrische Beleuchtung, Hunderte von Künstlern, die Bekanntmachungen in den Anzeigeteilen der Blätter kosten eine erkleckliche Summe Geld. Bis wir die Herrlichkeit des griechischen Theaters und vom Staate das Theorikon, das Eintrittsgeld freundlichst in die eine Hand, und in die andere eine belegte Buttersemmel mit schelmischem Augenzwinkern erhalten, bis zu dem Zeitpunkte wird noch manches Geschlecht über den Wert der Scheidemünze nachgedacht und mancher Idealist des XX. Jahrhunderts seinem Gehirn die holdesten Träume abgelauscht haben. Vorderhand müssen wir mit Ziffern rechnen und die Arithmetik als erste Großmacht anerkennen. Und jener Geist der Empörung rechnet und rechnet, Nullen auf Nullen treten an die Ziffern heran, und dem Pilgrim schwindelt. Was nützen ihm aber seine traurigen Seufzer? Und die Empörung wird dialektisch und sagt: „Seht, ihr Söhne Thiuskos! Das Kunstwerk strebt ins Weite, ins Allgemeine; es ist im besten Sinne des Wortes demokratisch, ein Geschenk des Genius an das Volk. Soll sich der heilige Gral nur einem einzigen Bruchteil des Volkes, einem goldenen Splitter desselben enthüllen? Sollen Millionen, denen die Ärmlichkeit ihrer Verhältnisse, der Schweiß ihres Antlitzes zu reisen nicht erlaubt, von der Freude an dem Kunstwerke ausgeschlossen bleiben? Haben nicht alle Deutsche ein gleiches, unumstößliches Anrecht auf den Parzival? Sollte es die letzte Absicht des Meisters gewesen sein, sein tiefstes Meisterwerk zu verkleinern, indem er seine Wirkungen zu vergrößern verbot? Warum wollt ihr das Kunstwerk nicht als segenspendendes Wunder, als Palladium in eure Stadt führen, wo ihr euch in seinem Glanze baden, in seiner Kraft reinigen und erheben könnt. Reißt die Thore ein!"

Und die Großen von Bayreuth antworten: „Söhne Thiuskos! Bayreuth muß erhalten bleiben, weil wir es wollen, weil wir um uns, um unsern Herd und unser Ansehen kämpfen, wenn wir für Bayreuth kämpfen. Hunderttausende von Mark strömen in einem Monat in die Wirtschaftskassen unserer Hausfrauen. Sollen wir sie missen? Man muß nicht müssen; aber traurig wäre es, wenn wir sie missen müßten! Neues Porzellan und neue Kleider lieben die Frauen. Mißgönnt ihnen die Freude nicht! Und was sind wir, wenn ihr in Berlin, Leipzig und München den Parzival aufführen wollt? Habt ihr das bedacht, daß ihr Unvorsichtigen uns den Boden unter den Füßen wegzieht, daß wir fallen, hinabfallen in die finstere Nacht, aus der uns der Meister hob, als er unsere Stadt zum Brennpunkte einer kosmopolitischen Begeisterung machte? Benehmen wir uns ungeschickt, wenn wir Kunstgeschichte machen, oder sind wir euch zu teuer? Bedenkt doch, wie gut wir es mit euch meinen, wenn es uns recht wohl ergeht! Also kommt hübsch nach Bayreuth!"

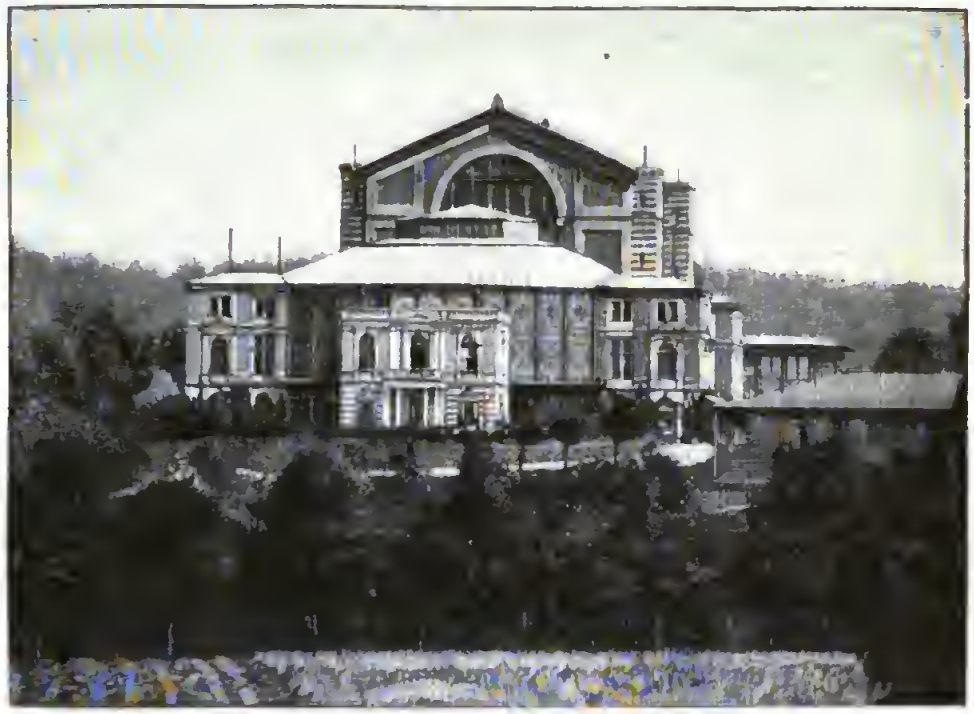
So etwa verhält sich Rede und Gegenrede. In Wirklichkeit aber gibt es nur ein Moment, welches den Aufruhr ersticken könnte. Das ist die wunderbare, köstliche Sorglosigkeit, welche man zugleich mit der Bayreuther Luft einatmet, welche die Brust mit Wonne und Freude erfüllt und das Leben mit der Frische rein menschlicher Empfindung, mit der vollen Naivetät des Urteils betrachten läßt; darum ist Bayreuth zu beneiden. Ein Jubilieren und Jauchzen, ein wonniges Behagen rieselt durch die Glieder; man wird Optimist. Das ist der Zauber der Sorglosigkeit, der sich in die Stätte unserer Alltagsarbeit, in die dampfende Atmosphäre unsers Berufes durch keine Runen bannen läßt. Über Bayreuth flimmert eine glückliche Sonntagsstimmung, die in der Gegend des Festspielhauses ein Gefühl der Weihe und Ergriffenheit in der Brust heraufdämmern läßt. Das ist der einzige Vorzug von Bayreuth Wird er siegreich genug sein, den Geist des Widerspruchs, des ehrlichen Widerspruchs,

Digitized by Google

zu ersticken? Wird er leuchtend genug sein, die Götterdämmerung von der Stadt der reinen Thorheit fernzuhalten? Wer mag es entscheiden! Aber einmal wird auch der dunkle Rabenflügel der Nacht den Festspielhügel todeskühl und todesschaurig beschatten.

II.

Das Festspielhaus liegt vom Mittelpunkte der Stadt, dem wir später eine liebevolle Betrachtung widmen werden, etwa zwanzig Minuten entfernt; ein enger, lebensgefährlicher Weg, der kaum Platz bietet, den herauf- und herabjagenden, von wilder Begeisterung nach schnödem Mammon durchglühten Rosselenkern auszuweichen, führt die Tausende von Fremden und Neugierigen Bayreuths bis zum Allerheiligsten, zum Tabernakel Wagnerscher Kunst. Das Mekka der Wagnerianer leuchtet von oben in roter Ziegelfarbe, wie geschminkt, herab. Schön ist die Außenseite dieses Theaters nicht, zumal querlaufende Sparren und Balken beim Beobachter durchaus den Eindruck des Improvisitirten hervorbringen. Wie groß aber ist das Erstaunen, den unscheinbaren Bau mit jedem Schritte höher emporwachsen, seine Seitenflanken mächtig sich entwickeln zu sehen! Wahrhaft kolossale Dimensionen! Über der Bühne, die an Tiefe ihresgleichen sucht, erhebt sich turmartig der Schnürboden; unter ihr gähnt ein fürchterlicher Abgrund, der Dekorationen, welche die ganze Bühnenhöhe ausfüllen, mit einem Male zu verschlucken im stande ist, eine Leistungsfähigkeit, welche allein die verblüffenden Dekorationswirkungen der Bayreuther Bühne zu erklären vermag. Zwischen dem Zuschauerraume und der Bühne befindet sich ein zweiter Abgrund: das berühmte unsichtbare Orchester, eine der genialsten Neuerungen Wagners. Die Musiker wie der Kapellmeister sind den Blicken der Zuschauer vollkommen entzogen; sie richten sich denn auch unter dem Schutze des riesigen Tarnhelms behaglich ein und dürfen sich gewisse Bequemlichkeiten erlauben, die sonst vollkommen ausgeschlossen und unstatthaft wären. So entledigen sich die wackeren Künstler aller überflüssigen Kleidungsstücke; man glaubt im Vorraum einer Badeanstalt sich zu befinden. Hundertzehn Musiker, auserlesene Künstler aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, stimmen in dem mystischen



Das Festspielhaus (Richard Wagnertheater) zu Bayreuth.
Nach einer Photographie von A. Müller in Bayreuth.

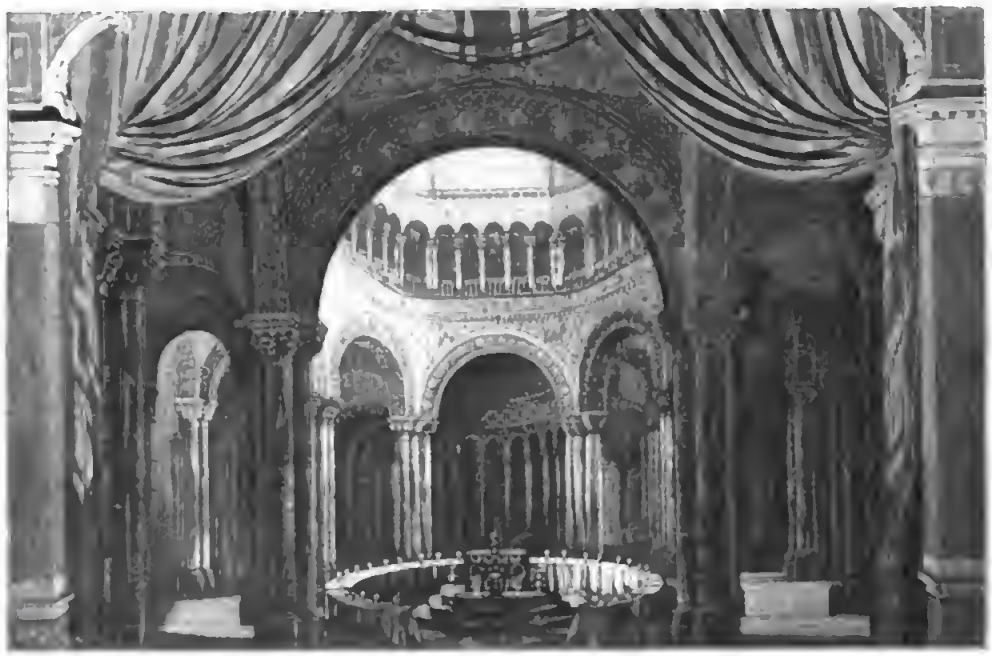
Abgrunde der deutschen Kunst ein Gloria, ein Preislied an. Trotz aller Lüftungsvorrichtungen jedoch wird die Temperatur schon nach kurzer Spielzeit eine so unerträgliche, daß man zu Eisgsprengungen des Orchesters und Benetzungen des inneren Menschen mit dem erprobten bayrischen Zaubertrank seine Zuflucht nehmen muß.

Der Zuschauerraum huldigt durchaus dem Grundsatze, daß vor der Kunst alle Menschen gleich seien: er besteht aus einer ziemlich steil aufsteigenden schiefen Ebene, auf welcher etwa 1500 Klappsitze aufgestellt sind, zu denen man durch zwölf Thüren auf beiden Seiten des Hauses mühelos gelangt. Die letzte Sitzreihe wird von einer großen Logenreihe gekrönt, in der sich die Fürstenloge, die Loge der Familie Wagner ꝛc. befinden. Der Raum ist einfach und würdig gehalten. Schlanke Säulengruppen, an deren Knäufen elektrische Glühlampen ihr blondes Licht ausstrahlen, sind der ganze Schmuck des Innenraumes, aus dem alles verbannt ist, was an die frivole Genußsucht unserer modernen Theater erinnern könnte. Draußen vor dem Festspielhause wogt nun eine bunte, vielsprachige, vielrassige Menschenmenge: viel Modepublikum, viele blasierte, müde und abgespannte Gesichter; unter ihnen die Physiognomie des Bankiers mit der Fragezeichennase, die Physiognomie des Börsenkurses, des Sports in allen seinen Arten; Gesichter, sehr fatal und boshaft, vermutlich Rezensenten, die keine Freikarten erhalten haben; wahre Dissonanzen von Gesichtern; problematische Gesichter; Dreiklänge von Gesichtern; Gesichter, die wie unter dem Einfluß einer lähmenden Fermate in die Länge gezogen scheinen; aber nicht jedes Antlitz trägt das Kainszeichen und die Simpelfransen der Mode an der Stirne; auch gute Dur-Gesichter, ehrenwerte C-dur-Menschen; ehrliche Begeisterung; das schwerbeleibte Gesicht des bayrischen Bierphilosophen; das ästhetische Näschen der höheren Tochter; die Würde des Privatdozenten; die Erwartungsschneidigkeit des Offiziers; die Unüberzeugtheit der blonden Konservatoristin; die Weltverlorenheit eines armen Teufels, der nichts von alledem ist; das sind die Einzelzüge des Bildes, das vor jeder Festvorstellung mit geringen Abänderungen sich wiederholt und für einen schaffenden Künstler einen unerschöpflichen Reichtum der dankbarsten Gegensätze, der fruchtbarsten Motive enthält. Das schwatzt und brummt und flötet in allen Sprachen der Welt mit einer Unbefangenheit, wie sie eben nur das Interesse am Kunstwerk und die vollständige Emanzipation von den strengeren Formen der modernen Gesellschaft gewähren können. Zu beiden Seiten des Theaters dehnen sich weitgestreckte Restaurationen, wo die starre Gleichgültigkeit des Engländers sich eingenistet hat, wo die englische Miß ihren Klavierauszug mit peinlicher Gewissenhaftigkeit studiert. Man nennt das „Miß"-Vergnügen. Es ist keine reine Thorheit mehr, wenn man unmittelbar vor Beginn eines Werkes, das mehrere Stunden der gespanntesten Aufmerksamkeit erfordert, sein Gedächtnis mit unnützem Ballast überfüllt, statt Raum zu schaffen für neue Eindrücke. Es gehört der Egoismus des reisenden Engländers dazu, sein falkenäugiger Eigennutz, der ihn dazu treibt, sein Anlagekapital, in diesem Fall die für 20 Mark erkaufte Karte, so hoch als möglich, jedenfalls aber mit Wucher verzinsen zu wollen. Das Englischsprechen überwog in erschreckender Weise. Haben wir Deutsche eine Nationalbühne, um mit französischen Sängern einem englischen Publikum unsere nationalen Meisterwerke zu bieten? Auch eine sonderbare amerikanische Reklame verdiente gegeißelt zu werden. Den Blicken von Tausenden erreichbar, befindet sich an der vorderen Seite des Festspielhauses eine schwarze Tafel, an welcher einlaufende Telegramme angezeigt werden. Was thut ein erfindungsreicher Kopf, der es z. B. als Pianist zu nichts bringen konnte? Er telegraphiert einfach an sich selbst, nennt Namen, Kunst und die Zone seiner Geburt und — läßt dann das Telegramm eine Woche ablagern. Der Erfolg ist ausgezeichnet, der Einfall auch. Noch etwas Schwarzes mag erwähnt sein: die Schutzleute, welche den Dienst vor dem Wagnertheater versehen, tragen tiefschwarze Handschuhe. Wollte man einer Gesandtschaft des ersten Kongoneger-Wagnervereins eine zarte Aufmerksamkeit erweisen? Vielleicht!

Der Beginn der Vorstellung wird durch eine Fanfare angekündigt, die von zehn Posaunisten über die fränkische Aue hingeschmettert wird. Bei Gelegenheit früherer Festspiele bliesen diese Männer von Erz herab vom Balkone. Aber da erschraken die Naheſtehenden nicht genug. Dem Übelstande

abzuhelfen, stellt man die Bläser mitten in das Publikum hinein. Es ist ein wahrhaft erbauliches Gefühl, von vollem Posaunenton nichtsahnend getroffen zu werden und sich die Ohren zersprengen zu lassen! Wie man sagt, soll während der nächsten Festspielzeit eine ambulante Ohrenklinik unter Leitung eines hervorragenden Spezialisten oben am Festspielhügel eingerichtet werden.

Der Parzival ist die Tragödie des Mitleids und in diesem Sinne ein spezifisch christliches Kunstwerk; während Wagner im „Ring des Nibelungen" mit der grandiosen Symbolik der germanischen Naturanschauung in der Sprache des höchsten Pathos, des Erhabenen, den geistigen Horizont seines Dramas begrenzte, während er in „Tristan und Isolde" alle Leiden, Wonnen und Ekstasen einer rein menschlichen, von allen mythologischen Elementen befreiten Leidenschaft im Lichte einer pessimistischen Weltanschauung zeigt, stellt sich der Dramatiker Wagner im Parzival auf den Boden des christlichen Mysteriums: eine Handlung von der Einfachheit eines Dramas äschyleischen Baues erfüllt die äußeren Bedingungen des szenischen Vorganges. Aber welche Tiefe der Ideen, welche allbezwingende Macht wahrster Empfindung fesselt die Aufmerksamkeit des Zuhörers an diese Einfachheit! Wie fühlt man sich in seinem Innersten bewegt, ergriffen und geheiligt, wie wird das schlummernde tragische Gefühl geweckt und gestärkt! Man muß Wagner überwinden — sagen viele, ja die meisten der modernen Musiker, welche ihre künstlerische Selbständigkeit vor dem dämonischen Einfluß dieses Mannes bewahren wollen. Aber ein paar Wagnersche Akkorde, und sie sind bezaubert und stehen unter der Botmäßigkeit eines gewaltigen fremden Willens: die Hypnose beginnt. Und der Widerwille der Musiker gegen Wagner, gegen den Vorwurf, Wagnerianer zu sein, geht so weit, daß sie lieber veraltet, mit Zopf und gepuderter Allongeperücke auftreten, als einem Naturgesetz folgen wollen. Man muß Wagner überwinden. Sehr richtig, aber dazu gehört Individualität. Habt ihr keine Individualität, keine ehernfüßige Selbständigkeit — nun, so ist es ja einerlei, wessen Dienstmann ihr seid! Ihr tragt ja doch die Farben und das Banner irgend eines Ritters vom Geiste! Im Grunde genommen ist es gleichgültig, ob einem Genie aus dem vorigen Jahrhundert oder aus unserm irgend ein Handgriff abgelauscht wird, Händel oder Wagner! Ein Stelzfuß ist nie ein wirkliches Bein.



Der Gralstempel. Nach einer Photographie von H. Brand in Bayreuth.

Im Theater herrscht Totenstille; die elek-

triſchen Lampen ſchimmern glanzlos wie ſchläfrige Augen durch das Dunkel, und das Vorſpiel beginnt. Man kann ſich keinen Begriff von der Klangwirkung des verdeckten Orcheſters machen! Alles Gewaltthätige, alles Rohe und Exploſive der Blechinſtrumente, das Brutale des im höchſten Affekt ſpielenden

Gruppe der Blumenmädchen im Parzival.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

vollen Orcheſters iſt einer Weichheit der Farbengebung, einer Milde und Schönheit des Tones gewichen, wie man ſie in der ganzen Welt nicht wieder findet. Dabei jene durchſichtige Klarheit, daß ein gebildetes und geübtes Ohr die leiſeſten Mittelſtimmen mühelos verfolgen kann! Das ganze Klangbild iſt idealiſiert, vergeiſtigt worden. Dieſem, dabei außerordentlich ſinnlichen Reize geſellt ſich eine treffliche Akuſtik zu, die auch dem Inhaber des letzten Platzes jeden Flüſterton der Violinen, jeden kleinſten Triller der Flöte unvermindert genießen läßt. In der Muſik des Vorſpiels liegt etwas Dämmerndes, ein ahnungsſchweres Morgengrauen zittert in dieſen Tönen, die das Charakteriſtiſche aller Wagnerſchen Vorſpiele an ſich tragen, den Inhalt des geſamten Dramas in eine pythiſche Formel zu kleiden, die ganze Quinteſſenz der Muſik dem Ohre darzubieten. Pythiſche Formeln ſind alle dieſe Vorſpiele; man weiß ihre Deutung dann erſt, nachdem das Orakel ſie gelöſt hat.

Digitized by Google

Der Vorhang teilt sich; die Bühne liegt offen da, ein Meisterwerk der Dekoration, das selbst die nüchternsten, kohlensäurekühlsten Köpfe entflammen muß. Eine knorrige, wetterfeste Eiche steht inmitten der Bühne, jedes einzelne ihrer Blätter ist ein Kunstwerk. Farnkräuter und Schlinggewächse wuchern in üppiger Kraft um die Wurzeln, die wie Riesenschlangen über die Erde sich strecken. Allmählich verändert sich die Szene: mächtig ragende Baumriesen, moosbewachsene Buchen ziehen am atemlos dasitzenden Zuschauer vorüber, der das bestimmte Gefühl hat, in einem phantastischen Urwald zu wandeln. Die Bäume rücken dichter zusammen; verworrenes Gestrüpp, rätselhafte, wunderlich gebildete Felsblöcke, grotesk geformte Zacken und Zinken, immer mehr zunehmende Düsterung, die in tiefe Finsternis übergeht; dann wieder ernste Säulenhallen, in denen ein dumpfes, grausenvolles Echo den Tritten des Wanderers nachschleicht: das ist die berühmte Wandeldekoration, derentwegen allein ein unmusikalischer oder unwagnerscher Teil der Gattung homo sapiens die Reise nach Bayreuth und die 20 Mark Eintrittspreis wagen könnte. Aus all dem Grausen und Finsteren, Unbestimmten, aber Naturkräftigen dieser Waldwanderung werden wir in den Tempel des Gral geführt. Allmähliches Licht, erst verstohlen, dann gleißend und brausend aus der hohen Wölbung strömend, wirkt in unbeschreiblicher Weise: ein Griff von Wagner, der über die Größe seines Dekorationssinnes keinen Zweifel aufkommen läßt. Ein großer Raum im maurischen Stile gehalten, Marmormosaik am Fußboden, aus welchem schlanke, hohe Säulen hervorsprießen, welche die mächtige Kuppel tragen, wird zum Schauplatz der folgenden Szenen: wie dann der heilige Gral erglüht in immer mehr leuchtender Purpurfarbe, ein blendender Lichtstrahl von oben her die eingetretene Dämmerung spaltet und im Schlußbilde die mysteriöse Taube aus himmlischer Höhe sich herabsenkt unter fernem, tief summendem Glockenton und damit der grandiosen Symbolik des Abendmahls eine Bedeutung gibt, die das Gefühl unendlicher Ergriffenheit und völliger Entrücktheit im Zuschauer erzeugt, — das alles sind Momente, die sich nicht schildern lassen, die man erlebt haben muß, um zu begreifen, daß Bayreuth noch — besteht. Und dann wieder die Pracht des zweiten Aktes! Das Zauberschloß des berühmten Schwarzkünstlers der deutschen Sage, Klingsor: geheimnisvolle, nekromantische Vorrichtungen, Zauberspiegel, Retorten und den ganzen Hokuspokus im großen Stile, den sonst unsere Regisseure in „Fausts Studierstube" aufzuspeichern pflegen. Daß man sich in Bayreuth nicht die Blöße gibt, aus dem psychologisch-physiologischen Laboratorium des Hypnotiseurs Klingsor eine Rumpelkammer des Theaterkehrichts zu machen, versteht sich wohl von selbst. Es ist ein gespenstiger Anblick, das ganze Schloß des Zauberers mit Mann und Maus versinken zu sehen; Hut ab vor dem Maschinenmeister! Zauberschnell tritt an die Stelle der von der Erde verschluckten Burg ein wundervoller Blumengarten, eine wahre Farbensymphonie von der Glut eines Makartschen Kolorits und der Üppigkeit südlichen Klimas. Wohin der Blick sich wendet, verfängt er sich in flammenden Rosenhecken; die Riesenvegetation einer vorsündflutlichen Fauna, Farnkräuter von schwindelnder Höhe, Palmen, Blumenkelche, größer als die Hütte, in der Raum für ein glücklich liebend Paar vorhanden ist: ein berauschender Anblick! In diesen Zaubergarten dringt Parzival, der „reine Thor," ein. Die Blumengeister, verführerische Mädchen und Primadonnen an deutschen Kunstinstituten, umschwärmen den erstaunten Jüngling, der in ihrer Mitte in heiterer Ruhe dasteht und dem bunten Reigen, dem anmutigen Kinderspiele lächelnd zusieht. „Wie duftet ihr hold! Seid ihr denn Blumen?" Und die ganze Herrlichkeit bricht am Schlusse des Aktes donnernd zusammen: das Paradies verwandelt sich in eine starre Einöde; die Blumen liegen zerknickt und entblättert am Boden, kahl recken sich vereinzelte Palmenstämme in die Höhe. Alles verdorrt und tot. In der Ferne zackt sich der gewaltige Gebirgsgrat der Pyrenäen dahin, Parzival schreitet mit dem wiedergewonnenen heiligen Speer hinaus in das Weite, noch immer der reine Thor, aber durch Mitleid wissend; sein Weg führt ihn nach langer Irrfahrt wieder in den Gralstempel zurück; der Fluch der Sünde ist durch die Kraft seines Mitleidens gelöst; die Glorie des heiligen Gral leuchtet wieder über der bis dahin von Gram und Schmerz gebeugten Ritterschaft. Und den tiefsinnigen Grundzug der ganzen Dichtung, die erlösende Kraft des Mitleidens, als das tiefste Mysterium der christlichen Weltanschauung in seiner Darstellung auf

das glücklichſte betont zu haben, iſt ein großes Verdienſt des Herrn van Dyck, welcher die überaus ſchwierige Rolle des Parzival mit hervorragender Künſtlerſchaft zu erfaſſen wußte; van Dyck iſt ein Belgier von Geburt, ſeine Mutterſprache iſt das Franzöſiſche; er ſingt aber die deutſche Sprache mit einer Klarheit, mit einer Selbſtherrlichkeit jeder einzelnen Silbe, einer akademiſchen Reinheit der Vokaliſation, Eigenſchaften, die ihre Erklärung nur in dem Umſtande finden, daß die deutſche Sprache nicht ſeine Mutterſprache iſt. Man höre ſich einen deutſchen Sänger im Konzert und im Theater an. Wer die geſungenen Worte nicht genau kennt, der wird zwar ahnen, kaum aber wiſſen, um was es ſich handelt. Es iſt Thatſache, daß unſere deutſchen Sänger nicht im ſtande ſind, ihrer Ausſprache verſtändliche Klarheit zu geben! Einige Ausnahmen beſtätigen auch hier nur die Regel. Die meiſten unſerer Sänger könnten, ohne die Wirkung ihres Geſanges zu beeinträchtigen, auch chineſiſche Silben oder gänzlich ſinnloſe Laute zur „Verwirklichung der dichteriſchen Abſicht“ gebrauchen. Dieſe Undeutlichkeit, eine Nachwirkung der meiſt verwahrloſten, verſchwommenen und flachen Umgangsſprache des Werkeltages, iſt ein Übel, das nur durch rückſichtsloſen Tadel und ſtrengſte Selbſterziehung gebeſſert und vermieden werden kann. Einem deutſchen Sänger muß die Schamröte ins Geſicht ſteigen, wenn ein Nichtdeutſcher ihm zeigt, wie man deutſch ſingen müſſe. An van Dyck können ſich die Achillesferſigen ein Beiſpiel nehmen! Was dieſem Sänger einen Vorrang vor allen Künſtlern des Bayreuther Feſtſpiels ſichert, iſt die Ausdrucksfähigkeit ſeines großen, ſchwärmeriſchen Auges, der bewegliche und empfindliche Apparat ſeines Mienenſpiels; als ein dramatiſches Reizmittel erſten Ranges verlangt jenes von Wagner geforderte ſtumme Spiel eine vollendete Plaſtik der Bewegung und einen großen Reichtum der Gebärden. Van Dyck hat in bezug auf dieſe Forderung Wagners ſeit dem vorjährigen Feſtſpiel ſo große Fortſchritte gemacht, daß er auf lange hinaus als der beſte Darſteller des Parzival gelten wird. Merkwürdigerweiſe iſt auch die zweite ebenbürtige Leiſtung die That eines Franzoſen: Herr Blauwaert ſang den Gurnemanz mit ruhiger Würde, erhabener Einfachheit und einer faſt abſoluten Sicherheit, die um ſo bewunderungswürdiger iſt, als Blauwaert, ſeinem Berufe nach Konzertſänger, eigentlich als homo novus die dramatiſche Bühne betrat. Sein Baß iſt rund und voll, das ganze gewaltige Haus erfüllend, ſeine Ausſprache jener van Dycks an die Seite zu ſtellen, aber nicht überall von ebenmäßiger Glätte und nicht immer frei von franzöſiſcher Manier. — Den Leiſtungen dieſer Sänger gegenübergeſtellt, erſchien der Amfortas des Herrn Reichmann ziemlich mittelmäßig. Das alte Erbübel dieſes Sängers, das, wie die unheilbare Wunde den Amfortas, ſeine künſtleriſche Kraft auf das Siechbett wirft, blutete von neuem: wir meinen jenen Mangel einer reinen Intonation, welche die erſte Vorbedingung einer annehmbaren Geſangsleiſtung ſein muß.

Van Dyck als Parzival.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

Die Kundry gehört zu den merkwürdigſten Schöpfungen Wagners; ſie ſpaltet ſich in zwei Hälften, die ſich wie Tag und Nacht verhalten. Die verführende Kundry, ein Weib von dämoniſcher Schönheit, das mit ſeinem Blicke ſchon die Tugend der Gralsritter zu vergiften weiß, iſt ein durchaus heidniſcher Charakter, in

Reichmann als Amfortas im Parzival.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

dem Elemente der nordiſchen Sage (Gundryggia) und der bibliſchen Erzählung von Herodias zuſammenfließen. Auf ihr laſtet ein entſetzlicher Fluch: Da ſie den Heiland ſah, der kreuzbeſchwert hinauf zur Schädelſtätte ſchritt, da lachte ſie. Nun iſt ſie verflucht zu lachen, bis auch ihr der Heiland naht und Erlöſung bringt. Frl. Malten weiß dieſe Seite des Kundry-Charakters mit den brennendſten Farben zu malen. Das ernſte Gegenbild zur Kundry der Verführung gibt Frau Materna, die geniale Sängerin, mit ihrer düſteren, gebrochenen, nach Erlöſung lechzenden Kundry der Büßerin. Der hyſteriſch-kataleptiſche Zug, der dieſer Kundry anhaftet, wird von Frau Materna in wirkungsvollſter Weiſe zur pſychologiſchen Erklärung dieſer merkwürdigen Geſtalt aufgegriffen und in der Perſpektive eines hypnotiſchen Zuſtandes gezeigt: die einzige Möglichkeit, dieſe Figur unſerm wiſſenſchaftlichen Bewußtſein näher zu bringen, das Rätſelhafte der ganzen Erſcheinung zu erſchließen. So entfalten die beiden Seiten des Kundry-Charakters jede eine Hemiſphäre für ſich; die grellſten Gegenſätze in dieſem Bilde zu verſöhnen, iſt eine Aufgabe, deren Löſung zu den ſchwierigſten Problemen auf dem Gebiete der dramatiſchen Darſtellung gehört.

III.

Erſt Begeiſterung, dann Durſt, erſt Parzival, dann bayriſches Bier, erſt höchſte Erdenentrücktheit, dann Bratwürſte: das ſind die Gegenſätze, die in der berühmten Kneipe bei Angermann in freundlichſter Löſung ſich verſöhnen. Angermann iſt der Mittelpunkt von Bayreuth; zwiſchen dieſer „Bierwirtſchaft“ und dem Feſtſpielhaus ſchlägt das Pendel der Begeiſterung. Ja, es gibt Leute, welche „literlich“ genug ſind, die Angermannſche Bierwirtſchaft für angenehmer als das Feſtſpielhaus zu erklären. Jedenfalls lohnt es der Mühe, einen Blick in die „Kundry-Höhle“ zu werfen. Wer mit der Erwartung zu Angermann kommt, eine bürgerlichen Anſprüchen genügende, freundliche Gaſtſtube zu finden, der wird ſich gewaltig enttäuſcht fühlen, wenn er ſich in einem kleinen, niedrigen, engen und bierdampfenden Raume findet, der in ſeinem Mangel an jeglicher Bequemlichkeit die entſchiedene Billigung des ſpartaniſchen Geſetzgebers Lykurg gefunden hätte. Jede Verſchönerung würde hier als Entweihung empfunden werden; die Wandgemälde ſind allerdings Fresken von der größten Originalität; zur Verſchönerung des Raumes tragen ſie leider nichts bei. Vor dem Hauſe ſtehen einige Fichten in Kübel eingebettet; traurige Bäume, deren Nadeln ſo

dürr geworden sind, daß man sich ihrer als Zahnstocher bedienen kann. Ob sie wohl von Palmen träumen, diese Fichtenskelette, die fern im Süden auf glühender Felsenwand trauern? Im glühenden Schatten dieses Waldes sitzen einige fünfzig Menschen. Man betritt den Hausflur; er ist dicht besetzt mit fröhlichen Zechern, zwischen denen aalglatt Kundry, die flinke Kellnerin, sich hindurchwindet. Jeder Fremde muß sich hier mit einiger Scheidemünze —

Fräulein Malten als verführende Kundry im Parzival.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

Münze, von der man scheidet — als guter Mensch einführen; denn Kundry huldigt dem Grundsatz, schlechten Menschen nur schlechtes Bier zu verabfolgen. Wir steigen, da wir hier unten weder Platz noch Bier bekommen und der Gefahr einer Rippenknickung entgehen wollen, hinauf in das obere Stockwerk. Auf einer Treppe von der Beschaffenheit jener Leitern, wie man sie den Laubfröschen zur Erhaltung ihrer gymnastischen Fertigkeiten in das gläserne Gefängnis zu stellen pflegt, klettern wir zu den oberen Göttern. Aber dasselbe Schauspiel wiederholt sich auch hier; in einem Dunstkreise, wie ihn Klopfgeister zu lieben pflegen, wenn sie sich entschließen, als Alexander der Große oder Napoleon einem spiritistischen Cirkel sich zu offenbaren, sitzen Hunderte von Begeisterten, die ihre inneren Erlebnisse während der Parzival-Aufführung mit aufgeregt lauter Stimme sich in die Ohren rufen. Hier reiben sich die Meinungen wie die Mühlsteine aneinander; hier trinkt man Brüderschaft; hier vergißt man die ganze Thatsache Mensch und wird freier Geist; hier saß ja auch Wagner, wenn er seinen Abendschoppen zu trinken pflegte; hier spülte er seinen Ärger über die Wagnerianer hinunter; hier sagt man sich Grobheiten und ist ehrlich, da man im Deutschen lügt, wenn man höflich ist. Hier erörtert man mit Vorliebe die Frage, ob Pflanzen- oder Fleischkost dem echten Wagnerianer gezieme. Wagner selbst verteidigte theoretisch die Pflanzenkost und nannte ein saftiges Lendenstück „Tierleiche." Die Gralritter sind oben im Festspielhause Vegetarianer; hier bei Angermann denken sie gar nicht daran, welchen Verrat an der Kunst sie begehen, wenn sie sich zum Gurkensalat auch Braten, zu den Schnittbohnen auch Hammelrippchen bestellen! Um es nur zu gestehen, die Tierleiche schmeckte allen vortrefflich. Neben den

Wagnerianern, welche zahlen und anbeten, pflegt sich hier auch der ganze Künstlerchor zu versammeln. Dort die Kapellmeister: jenes echt germanische Gesicht, von einem rotblonden Wotansbart umrahmt, gehört dem genialen Hans Richter, dem Dirigenten der „Meistersinger" an; Levi, der Parzival-Dirigent und Mottl, der Mann des „Tristan," gratulieren ihm eben zu dem Witze, über den man allgemein lachte. Richter wurde nämlich so sehr mit völlig aussichtslosen Bitten um Freikarten bestürmt, daß er, um die Plagegeister, die Moskitos der Festspiele, los zu werden, auf seinem Hute einen Zettel anbrachte mit den trostlosen Worten: „Habe keine Freikarten." Mit größtem Ernste schritt er, diesen Zettel auf dem Hute, durch die Straßen der Stadt; so war er behütet vor allen Zudringlichen. In zwanglosen Gruppen sitzen die Orchestermusiker in der Nähe ihrer Kapellmeister. Es ist merkwürdig, welche rückwirkende Kraft das Instrument eines Musikers auf den Charakter auszuüben pflegt: so sind die Klarinettenbläser gewöhnlich weiche, gute Menschen, etwas sentimental angehaucht, mit einem lyrischen Schmelz überzogen; die Oboebläser dagegen spitz, stechend-sarkastisch. Die Fagottisten lieben wieder ein gemütliches Dämmerleben: halb melancholisch, halb humoristisch, einen leisen Witz durch die Zähne brummend, dabei ernst und trocken. Die Flötisten wollen immer obenauf sein; die Posaunisten haben alle einen guten Zug, die Trompeter sind gewöhnlich aufgeblasen, wofür sie die Komponisten verantwortlich machen wollen, die Pauker haben nicht selten etwas „Schwerfelliges" an sich, und die Tubabläser leiden an unauslöschlichem Durst und wollen auch die Komponisten dafür verantwortlich machen. Gargantua und Pantagruel! Alles das kann man bei Angermann trefflich beobachten. — In einem Nebenzimmer thront der Olymp in seiner ganzen Herrlichkeit: alle die Solisten, die Sänger und Sängerinnen des Festspiels vereinigen sich hier unter dem Zeichen der Volkstümlichkeit, bestaunt, bewundert und geliebt vom profanum vulgus: da im Festspielhause die Sitte des Hervorrufens einzelner Künstler mit Recht verpönt ist — im Gesamtkunstwerk haben alle Mitwirkenden die gleiche Bedeutung, die gleiche Wichtigkeit — da der Vorhang, wenn er sich einmal über dem szenischen Bilde geschlossen hat, durch keinerlei Kraftausbrüche der Begeisterung und des Enthusiasmus wieder sich öffnen läßt, so ist es natürlich, daß das Publikum einen gewissen Kultus mit seinen Lieblingen treibt, gegen den man um so weniger Einspruch erheben kann, als er einen durchaus platonischen Charakter an sich trägt und höchstens die Veranlassung zu einem außerordentlichen, schwunghaften Geschäft mit Photographieen, Albums ꝛc. wird. Es ist in der That unglaublich, welche kolossalen Mengen von Photographieen Bayreuth verbraucht. Nach einer oberflächlichen Schätzung dürften täglich mehrere tausend Bilder verkauft werden; auch die Photographen sind deshalb Wagnerianer geworden.

Das Treiben bei Angermann dauert bis gegen 2 Uhr morgens: die Kundry-Höhle hat sich allmählich geleert, das Brausen schwächt sich immer mehr zu einem Einzelgesang irgend eines lustigen Zechers ab. Kundry ist müde geworden und setzt den Gästen, die etwa noch durstig sein sollten, ein entsetzliches Gebräu vor; der Rest ist: Schweigen. Nach dieser trüben Erfahrung geht man endlich nach Hause, durchwandert finstere Straßen, die vom Worte des sterbenden Goethe: „Mehr Licht!" leider nicht einen Schimmer besitzen, und legt sich mit dem Vorsatz zu Bett, vom Parzi — val — zu — tr — äumen, — zu — träu — — — — — —

VI.

Im „Tristan" hat Wagner sein ganzes Herz ausgeschüttet: alles, was an Musik in ihm lebte, was in der Weltverlorenheit eines gemarterten Lebens in ihm zur Reife gelangt war, was in Entbehrung und Schmerz sich von seiner Seele losgerungen hatte — alles das bannte er in die Partitur dieses Meisterwerkes. Diese Musik ist in jeder Note gesättigt mit dem Genie des Meisters. Wagner in seiner höchsten Steigerung, in seiner unverfälschtesten Eigenart, frei von allen Rücksichten auf das moderne Operntheater und das moderne Opernpublikum, ganz Zukunftsmusik, eine wild schweifende, den Geist der Musik in die Zauberrunen Schopenhauerscher Philosophie hineinströmende Phantasie — die tiefste Metaphysik des Todes: so nimmt der „Tristan" eine Ausnahmestellung in der Reihe der Wagnerschen Musikdramen ein; es ist die schwerste, merkwürdigste und kühnste dramatische Musik, die je aus menschlichem

Geiste hervorgegangen. Ein Vesuv des Affektes, ein kochender Geiser voll Leidenschaft tobt in ihr. Der Musiker, der mit theoretisch-kritischem Blicke dem Werke naht, sieht sich in einen Urwald von Harmonie versetzt. Akkorde von der Neuheit eines plötzlich auftauchenden Kometen, von dem man zwar wußte, daß er vorhanden sei, eines Kometen, der nie von einem menschlichen Auge gesehen, mit einem Male in blendender Schönheit allen sichtbar wird, harmonische Kombinationen, denen theoretische Konstruktion der wissenschaftlichen Erklärung die größten Schwierigkeiten entgegenstellte, bis die von Moritz Hauptmann aufgestellte nnd von Oskar Paul fortgeführte geniale neuere Theorie ihre Unanfechtbarkeit und Gesetzmäßigkeit in überzeugender Weise bestätigte, Klangphänomene von so bestimmter Charakteristik, von so klingender Farbe und einem solchen Reichtum an Lichtern und Reflexen, wie man sie selbst in den späteren Dramen Wagners in dieser Ursprünglichkeit nicht mehr findet: Dieser ganzen Summe von Reiz und Zauber, Genialität und Methode, die nur ein gebildeter Musiker in ihrem ganzen Umfang zu würdigen versteht, gesellt sich der dithyrambische Gedankenflug, die Glut einer bis zur Selbstvernichtung führenden Leidenschaft ohnegleichen hinzu. Und in welcher Einfachheit wußte Wagner den Tristanstoff dem Zwecke des Dramatikers dienstbar zu machen! Für uns ist nichts leichter, als aus einem Meisterdrama oder einer Meistererzählung ein Opernbuch zurechtzustutzen. Die Dramen Shakespeares geben, soweit sie sich überhaupt in Musikdramen umgestalten lassen, vorzügliche Textbücher; man denke an „Die Zähmung der Widerspenstigen“ oder den „Trompeter von Säkkingen“ als Metamorphose einer epischen in eine dramatische Dichtung. Wagner kannte zwar die ältere Tristanlitteratur sehr genau, wie er überhaupt ein ganz hervorragender Kenner der deutschen Litteratur gewesen ist; ihm lag sicher auch das herrliche, in glühende Minnepoesie getauchte Epos des großen Gottfried von Straßburg vor; aber aus allen diesen Quellen konnte sich der moderne Dramatiker nur den Verlauf der Handlung skizzieren. Und von der Skizze der Handlung bis zum Drama selbst ist fast derselbe Weg wie vom Nichts bis zur Erschaffung der Welt. So großartig Gottfrieds Epos angelegt ist, wie prachtvoll und leidenschaftlich auch seine Verse sein mögen, die psychologische Vertiefung fehlt dem Gedicht ganz; der Liebestrank ist ein rein zufälliges, fatalistisches Etwas, das die Tragik des Stoffes zerstört, die Handlung unfrei macht und an die Stelle der konse-

Frau Materna als büßende Kundry im Parzival.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

quenten Entwickelung die Willkür setzt. Gottfrieds Epos verliert für uns darum nichts von seiner litterargeschichtlichen Bedeutung; Gottfrieds Verse:

Gedaehte man ir ze guote niht
Von den der werlde guot geschiht,
Sô waere ez allez alse niht
Swaz guotes in der werlt geschiht,*)

stehen trefflich seinem eignen Werke zu Gesicht. Gerade das aber, was dem Tristan Gottfrieds fehlt, die Wahrheit des psychologischen Aufbaues, die bei Wagner im ersten Akte seines Dramas geradezu überwältigend wirkt, ist eine der genialsten Seiten der aus der maßlosen Breite der Epik zur Gedrungenheit der dramatischen Handlung konzentrierten Neugestaltung. Auch Wagner hat sich das hochdramatische, echt mythische Moment des Liebestrankes nicht entgehen lassen: den Charakter des Willkürlichen, Außermenschlichen, den ironischen Reiz eines vornweg genommenen Deus ex machina, der sich dort zur rechten Zeit einstellt, wo den Dramatiker sein Talent im Stiche läßt, besitzt dieser Liebestrank keineswegs. Man vergegenwärtige sich die Situation: Isolde, die irische Königstochter, wird von Tristan für König Marke als Braut geworben. Isolde aber liebt Tristan, wie auch Tristan Isolde liebt. Aber beide verhüllen mit ängstlicher Scheu ihre Neigung, Tristan, weil er den früheren Bräutigam Isoldes getötet hat und außerdem in höchster Treue seinem Könige dient, Isolde, weil sie sich durch die Werbung Tristans für einen anderen auf das tiefste beleidigt fühlt. In dieser Not beschließt sie zu sterben, zugleich mit Tristan zu sterben. Sie läßt sich den Todestrank reichen, den sie im Verein mit Tristan zu trinken wähnt. Wie nach alter Sage Menschen, die im Meere ertrinken, an das denken, was ihnen auf Erden das Liebste ist, so lösen sich auch die Herzen Tristans und Isoldens im Angesicht des Todes: mit dem Blick ins Jenseits gestehen sie sich ihre Liebe und sinken sich selig an die Brust. Sie sterben aber nicht, da ihnen statt des Todestrankes von der verzweifelten Dienerin ein Liebestrank gereicht wurde. Alles, was folgt, ist nur die psychologische Folge ihrer Liebe; der Liebestrank ist auf die Entwickelung der Tragik ohne allen Einfluß. Sie müssen ihre Schuld mit dem Tode sühnen, der durch den Trug der Dienerin nur verzögert, nicht aufgehoben wurde. Wagner begeht übrigens im letzten Akte eine Inkonsequenz, denn, wenn er uns erst bewiesen hat, daß der Liebestrank dem tragischen Verhängnis gegenüber eine bloße Äußerlichkeit bleibt, so durfte derselbe Liebestrank, der mit der Liebe Tristans und Isoldens gar nichts zu thun hat, nicht zur Entschuldigung ihres sittlichen Verbrechens dienen. Wagner hat hier offenbar dieselbe Verletzung der Gerechtigkeit wie jener Richter begangen, der einen Dieb deswegen wollte straflos ausgehen lassen, weil er sich nach vollführtem Diebstahl entschuldigen will: „Ich wollte zwar stehlen, ich mußte es aber, da ich einen Nachschlüssel bei mir hatte.“ Mögen es übrigens die Wagner-Philosophen von Beruf versuchen, auch den Nachschlüssel für dieses jedenfalls auffällige Sophisma zu finden.

Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Darsteller der Hauptrollen zu überwinden haben, gehört eine schöne, nach allen Seiten hin abgerundete, also stilvolle Tristan-Aufführung zu den „Ereignissen“ eines Wagnerianers. Die Bayreuther Vorstellung war, um es aufrichtig zu gestehen, keine Mustervorstellung, obwohl sie einzelne wirkliche hervorragende Stellen bot. Aber eine Bühne, die wie die Bayreuther, Anspruch darauf erhebt, eine Stilbildungsschule und Musterbühne zu sein, muß eine in allen Teilen vollendete Aufführung bieten können. Bayreuth verkennt seine Ausnahmestellung im Kunstleben der Gegenwart, ja, es unterschreibt sein Todesurteil, wenn das Publikum erst zu begreifen anfängt, daß das so teuer Gekaufte nicht den Stempel der reinsten Kunstweihe trägt, ja, daß andere Theater, die, in Reihe und Glied geordnet, keinerlei Anspruch auf eine besondere Kunst erheben, Ebenbürtiges zu geben vermögen. Wenn sich Bayreuth Vergleiche mit Dresden, Wien und anderen hervorragenden Pflegestätten dramatischer Musik muß gefallen lassen, dann hat es drei Viertel auf zwölf geschlagen; wenn vollends diese Vergleiche nicht ein erdrückendes Übergewicht zu gunsten Bayreuths abgeben, dann steht der Zeiger bald still; die Uhr ist abgelaufen. Wie einschneidend übrigens der Eindruck dieser Tristan-Musik ist, mag man daraus erkennen, daß selbst eine nicht mustergültige Aufführung eine ungemein tief gehende Wirkung auf vorbereitete

*) Etwa: Gedächte man jener im guten nicht, die in der Welt Gutes thun, so wäre alles Gute ein Nichts.

Frau Sucher als Iſolde und Frau Staudigl als Brangäne in Triſtan und Iſolde.
Nach einer Photographie von H. Brand in Bayreuth.

und empfängliche Hörer zurückläßt. Man ſah nach dem erſten Akt auf allen Mienen den Ausdruck der höchſten Ergriffenheit; viele Perſonen, die heftig weinten; nicht etwa nervöſe Damen, empfindungsſelige „ſchöne Seelen“ mit einem lyriſchen Gedicht von Matthiſſon in der Bruſt; ernſten Männern ſtanden die Thränen in den Augen; ein junger Amerikaner zitterte konvulſiviſch und mußte an die friſche Luft geſetzt werden. Mag auch durch dieſe Erſcheinung ein pathologiſches Symptom unheimlich hindurchſchimmern: merkwürdig bleibt eine ſolche Wirkung der Muſik auf alle Fälle; ſie erinnert in der Kraft ihres Eindrucks auf das menſchliche Gemüt an jene Erzählung, nach welcher der urweiſe Pythagoras durch eine Flötenmelodie die Tollheit eines taurociniſchen Jünglings, welcher eben im Begriffe war, das Haus ſeines Nebenbuhlers anzuzünden, geheilt habe. Die Muſik des Triſtan iſt ja auch durchaus pathologiſch; das ändert nichts an ihrer Größe. Aber ſie kann für Menſchen gefährlich werden, welche nicht die nötige Widerſtandsfähigkeit dem Wagnerſchen Muſikbacillus entgegenſtemmen können. Daß dieſer fortwährende Anſturm der Leidenſchaft, dieſer fortgeſetzte Dithyrambus der höchſten Luſt und des tiefſten Schmerzes die Empfänglichkeit der Seele und die vergleichende Thätigkeit des Verſtandes abſtumpfen und den Schwingen der Phantaſie die Federn ausraufen mußte, mochte mancher der Zuhörer im letzten Akte an ſich ſelbſt erfahren haben; die wundervollſten Einzelheiten gingen ſpurlos vorüber; erſt die herrliche Orcheſterleiſtung des Liebestodes und die immer poetiſche Iſolde der Frau Sucher regten die ermattete Kraft noch einmal zur ſeligſten Ergriffenheit auf. Frau Sucher iſt den meiſten Mitbewerberinnen um den Iſolde-Preis überlegen. Die ganze Verkörperung, die Inſzenierung ihrer Iſolde trägt einen Zug ſonniger Schönheit, hinreißenden Feuers. Eine edle Erſcheinung gibt dabei jenen zahlreichen aus lebendigſter Anteilnahme hervorgegangenen ſchauſpieleriſchen Feinheiten, die in ihrer wechſelvollen Schattierung immer von innerſter Wahrheit beſeelt ſind, einen ſtark feſſelnden Reiz. Geſanglich war nur der erſte Akt vorzüglich: im zweiten Akte klang das Organ, deſſen eigentliche Größe in der weichen, tonſchönen Mittellage beſteht, herb und angegriffen, namentlich im hohen Regiſter. Nur die äußerſte Anſpannung aller Kräfte trug die geniale Sängerin durch die

hochwogenden Orchesterfluten der wie vom Genius der Tonkunst selbst inspirierten Schlußszene, des Liebestodes. Der Tenorist Herr Vogl ist einer von jenen glücklichen Sängern, die das „Beatus ille qui procul negotiis“ des Horaz bis zu der Wendung „bobus suis“ für sich mit vollstem Rechte in Anspruch nehmen dürfen. Vogl ist ein vortrefflicher Tristan und ein ebenso vortrefflicher Landwirt. Das dichtende München wußte mit dem hübschen Verse:

„Heute singt er Tristan,
Morgen fährt er Mist an“

die beiden Hauptthätigkeiten des Sängers und des Landwirtes mit drastischem Reime zu verknüpfen. Und wüßte ein karger Mund von Vogls Tristan nichts anderes zu sagen, als daß er seine unübertroffen schwierige Partie mit großer musikalischer Treue und unerschütterlicher Rhythmik der Deklamation sang, es wäre ein Lob, das um so größere Kraft besitzt, als die meisten Darsteller kaum von dem Vorwurfe der Willkür und der Ungenauigkeit weißzubrennen sind. — Der Stern der Treue, welcher in allem, was Wagner gedacht und gedichtet hat, seinen Glanz ausstrahlt, leuchtet auch über dem Tristan. Brangäne und Kurwenal sind rührend in ihrer Treue Isolden und Tristan gegenüber. Darsteller, welche diesen Zug mit der ganzen Kraft ihres Talentes aufzugreifen vermögen, werden keine Ursache haben, sich über das Undankbare ihres spröden Stoffes zu beklagen. Frau Staudigl konnte denn auch alle Vorzüge ihres gesanglichen und darstellerischen Talentes in der Rolle der Brangäne zur schönsten Steigerung emporführen, während der sonst so vortreffliche Sänger Betz seine Auffassung des Helden Kurwenal kaum zu rechtfertigen in der Lage sein wird. Oder ist Kurwenal wirklich der weichliche, unheldische Greiner, der Bonbonschlecker, zu welchen ihn Betz machte? Ist nicht vielmehr der trotzige, kühne, wetterharte, kraftstrotzende Recke Kurwenal das Ideal des Dichters gewesen? Auch der große Künstler Herr Gura, der als Lieder- und Balladensänger in Deutschland vielleicht unübertroffen dasteht, gab nur eine einseitig befriedigende Leistung: in seinem Marke schien die Macht der Sittlichkeit verkörpert, jedes Wort, das vorwurfsvoll über seine Lippen kam, wog centnerschwer in seinem wuchtigen Accente; dabei lag über allem eine Milde, eine stille Heimlichkeit der Klage, die um so vernichtender auf Tristan wirken mußte, je mehr dieser einen wilden Zornesausbruch des verratenen Königs zu erwarten, zu hoffen schien. Es war zu bedauern, daß das Organ dieses begnadeten Künstlers zu deutlich die Spuren der Verwitterung merken ließ und seinen Mangel an Schmelz empfindlich zum Bewußtsein des Hörers brachte.

Die Dekorationen waren, wie sich das in Bayreuth von selbst versteht, von großer Herrlichkeit und Pracht. Auch die Orchesterleistung unter Mottl, einem Tristan-Dirigenten feurigster Natur, entfaltete einen unwiderstehlichen Zauber; die Holzbläser, die Klarinetten voran, klangen so duftig und weich, das Kolorit des Orchesters war so verführerisch in seinem Halbdunkel, so blendend in seinem Forte, daß selbst ein Lucullus des Wohlklangs hätte entzückt sein müssen. Der Duft der Sommernacht, Wolken voll berauschenden Aroms quollen aus dieser Musik heraus, die trotzdem nicht vor allen Unfällen gefeit war. So mißglückte z. B. die berühmte traurige Weise des englischen Horns leider an mehreren entscheidenden Stellen, was um so empfindlicher störte, als die sonderbare Melodie wirklich mit wundervollem Ausdruck geblasen wurde. Man hatte die Vorstellung, als ob jemand, der etwas Todtrauriges erzählt, plötzlich vom Niesen überfallen würde. Und vernieste Traurigkeit wirkt gewöhnlich komisch.

V.

Ohne Geschäft und Beruf, ziellos dem Zufall sich überlassend, als Sonnenanbeter auf den Straßen zu schlendern und mit dem Reiz des Nichtsthuns sein Dasein zu umgürten, gehört in Bayreuth zu den erquicklichsten Tugendübungen. Man kann nicht den ganzen Tag bei Angermann über den Unterschied zwischen reiner Vernunft und reiner Thorheit nachdenken; man kann nicht den ganzen Tag Zeitungen lesen, zumal es in Bayreuth keine gibt, den „New York Herald“ etwa ausgenommen. Freuen kann man sich auch nicht den ganzen Tag, ohne sich dabei zu langweilen. So pilgert man, um sich einen wohlthuenden Ärger zu erkämpfen, durch die Straßen der Stadt und hofft das beste. Vielleicht erweist dem Bayreuth-Müden ein Hund den Gefallen, ihm die Waden zu kneifen, vielleicht überfährt den Gelangweilten eine

Droſchke, vielleicht fällt eins der alten Häuſer ein und reizt mit einigen Schornſteinbruchſtücken die matten Lebensgeiſter . . . . Aber nichts von alledem. Die Hunde haben größte Hochachtung vor den Fremden, die Droſchken ſind unſichtbar geworden und die Schornſteine denken gar nicht daran, jemand die Hutkrempe zu verletzen. Der rote Main grinſt den Pilgrim höhniſch an: Bayreuth iſt friedlich bis zum Raſendwerden. Man iſt verloren an einem feſtſpielloſen Tage; die Fremden ſind wie weggeblaſen, der ganze Tumult iſt wie ein Spuk, ein Sommernachtstraum, in nichts verſchwunden. Man muß ſich mit bloßen Naturlauten begnügen: die Hähne krähen auf den Straßen, Hühner gackern, Enten ſchnattern gelangweilt. Man beſichtigt aus Verzweiflung die Merkwürdigkeiten der Stadt: ſo das Denkmal für Jean Paul Friedrich Richter — man ſpricht in Bayreuth ſtets den ganzen Namen aus, nur um die Zeit totzuſchlagen — ſo das alte Opernhaus, ein in der That nicht unintereſſanter Bau, jedenfalls ein phantaſievolles Denkmal des Rokokoſtiles, das ſich durch eine ſehr tiefe Bühne und eine ſcheinbar durchaus feuergefährliche Beſchaffenheit auszeichnet. Damit hat man das Sehenswerte von Bayreuth geſehen. Man geht dann etwa auf den Friedhof oder in das Café Sammet. Am Friedhofe iſt ein in ziemlich verſchrumpften Verhältniſſen angelegtes Grabmal für Liſzt zu ſehen, im Café Sammet ſpricht man, wie uns ein großes Plakat am Eingange mitteilt, die erforderlichſten Weltſprachen. Hier genießt jeder Fremde den erſten ergötzlichen Augenblick: die erforderlichſte Weltſprache iſt, für Bayreuth wenigſtens, mit dem Rechte ausſchließenden Privilegiums, bloß der „Baroither“ Dialekt. Hier werden auch Theaterzettel verkauft — der zweite ergötzliche Moment: denn jeder Theaterzettel weiß uns in rührendem Deutſch von „Perſonen der Handlung in drei Aufzügen“ zu berichten. Wer hat die drei Aufzüge, die Handlung oder die Perſonen? O Feſtſpielkomitee! Iſt der feſtſpielloſe Tag zufällig ein Dienstag, dann werden jene Fremden, welche ein Recht haben, der Villa Wahnfried einen Beſuch abzuſtatten, zum Empfangsabend der Frau Coſima Wagner eingeladen. Es iſt eine intereſſante Geſellſchaft, welche ſich in dem gaſtfreundlichen Hauſe zuſammenfindet: heimiſche und fremde Künſtler, Komponiſten, Pianiſten, Schriftſteller, Muſikkritiker ſchwärmen in dieſen glänzenden Räumen, die mit großer Pracht und ausgeſuchtem Geſchmacke eingerichtet ſind. Wagners Arbeitszimmer übt ſelbſtverſtändlich den Zauber der Anziehung

Mura als König Marke in Triſtan und Iſolde.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth

in verstärktem Maße aus: der herrliche Raum, in verschwenderischer Phantasie ausgestattet, bis in jeden Winkel belebt, mit einer Bibliothek, welche die seltensten und wertvollsten Werke der Weltlitteratur birgt, ist fast immer dicht besetzt; der größere Teil der Gesellschaft pflegt sich hierher in lebhaftester Unterhaltung zurückzuziehen. Wagners Tochter Eva empfängt die Gäste mit einer entzückenden Anmut und einer Natürlichkeit, die um so erfreulicher ist, je seltener man sie bei den Nachkommen großer Männer anzutreffen vermag. Cosima Wagner ist eine Weltdame von feinstem Schliff. Sie weiß jedem ihrer Gäste etwas Liebenswürdiges zu sagen, jeden mit einem verbindlichen Worte an sich zu fesseln. Daß in einer aus wesentlich künstlerischen Elementen sich zusammensetzenden Gesellschaft das Hauptthema der Unterhaltung in Betrachtungen und in der Ausübung der Kunst wurzelt, ist eine Erscheinung, die nichts Überraschendes enthält. So enteilt beflügelt die Zeit. Zwischen zehn und halb elf Uhr verabschiedet sich dann die Gesellschaft von den liebenswürdigen Wirten.

VI.

Wagners „Meistersinger von Nürnberg" sind im Gegensatze zu der im „Tristan" ausgesprochenen Verneinung des Willens zum Leben eine kräftige Lebensbejahung voll Lenzesduft, Sonnenschein und bräutlichem Glück; ein Tendenzwerk großen Stiles, dessen Idee unmittelbar nach der Vollendung des „Sängerkriegs auf der Wartburg" vor dem geistigen Auge des Dichters stand, ein heiteres Nachspiel des ernsten Kampfes, wie es der griechischen Tragödie als Satirspiel auf dem Fuße zu folgen pflegte. Unter dem Deckmantel mittelalterlichen Meistersanges schildert Wagner den grimmen Kampf der künstlerischen Anschauungen und Strömungen des XIX. Jahrhunderts. Dem Auge des modernen Zuschauers in die Perspektive der Vergangenheit entrückt, verliert die scharf zugespitzte Absicht das Verstimmende; lebenswahre, nach der Natur gezeichnete Menschen, ergötzliche Kontraste, die Poesie des prächtig geschilderten kleinbürgerlichen Lebens, das nur in Hans Sachs zur Höhe einer wahrhaft freien Menschlichkeit aufgewachsen und ausgereift, in diesem, als dem Mittelpunkt der ganzen Handlung zugleich eine echt künstlerische Vertiefung gewonnen, das sind die Elemente eines mit Meisterschaft aufgebauten Bühnenstücks, das als erstes einer neuen Gattung zugleich ihr vollendetster Typus wurde. Die „Nürnberger Chronik" und Wagenseils „Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst" (1697) ließen den Dichter das entartete Wesen des Meistersanges, die drakonische Strenge der Tabulatur, die Pedanterie einer stillstehenden Kunst in der ganzen Verkehrtheit eines reimenden Handwerks empfinden, welches mit chinesischer Feindseligkeit jedem Fortschritte, jedem Talente sich entgegenstemmte. Nichts vermochte das künstlerische Gestaltungsvermögen des Dichter-Komponisten mehr zu reizen als gerade dieses Stoffes gegensatzreiche Eigenart. Dem rückwärts in die Vergangenheit schauenden Auge den vorwärts in die Zukunft gerichteten Blick entgegenzustellen, dem Toten das Lebendige, dem Alten und Veralteten das Neue im mild versöhnenden Lichte des Humors als die unerbittliche Forderung eines Naturgesetzes folgen zu lassen, in seinem Drange, aus einer Fülle künstlerischen Widerspruchs zur wohlthuenden Ruhe und zur vollen Klarheit über sich selbst zu gelangen, schuf Wagner die Meistersinger. So wurde ihm Sachs, der Volkspoet, zum Träger der echten, aus der Urkraft des deutschen Volksgeistes hervorsprießenden Kunst, ja ein Abbild des deutschen Volkes selbst, in dem ein herrliches, tiefes Empfinden mit der philosophischen Überlegenheit eines nachdenklichen Geistes sich vereint; so wurde ihm Walther Stolzing zum ersten Wagnerianer, der den Zopf veralteten Regelwerkes, die Schablone verknöcherter Satzung in Acht und Bann thut, der über den Schlagbaum kühn hinwegspringt, den die Ohnmacht dem Genie quer über den Weg legt. Zwischen beiden, zwischen Sachs und Stolzing, lächelt Beckmesser, die neidische, giftige und bornierte Kritik, der Mann, „der alles weiß und gar nichts kann": Nicht Richter, wohl aber Nachrichter am Kunstwerk. Wagner hat diese Figur mit ätzender Satire aus der kritischen Urteilslosigkeit des XIX. Säkulums zusammengeballt. Wenn Beckmesser von dem Liede Walthers sagt:

„Kein Absatz wo, kein' Koloratur,
Von Melodei auch nicht eine Spur,"

so glaubt man aus diesen Worten den Vorwurf der Formlosigkeit und mangelnder Melodie zu hören, mit dem unmusikalische Menschen auch heute noch die Kunst Wagners zerstören zu können glauben.

Wollt ihr nach Regeln messen,
Was nicht nach eurer Regeln Lauf,
Der eignen Spur vergessen,
Sucht davon erst die Regeln auf!

Liegt im „Tristan" die meiste Musik aufgespeichert, so steckt in den „Meistersingern" eine außerordentliche musikalische Kunst. Das ganze Werk ist im blühendsten Kontrapunkt geschrieben und zeigt in den engsten Grenzen die größte Freiheit. Mit der Virtuosität, die Wagner von jeher im rein Instrumentalen gezeigt, paart sich hier in den Meistersingern eine verschwenderische Melodik des Gesanges, geistvollste Charakterzeichnung und eine zu kolossalen Höhen sich aufgipfelnde Chorlyrik; Ensemblesätze von klassischem Ebenmaß der Formen, Oasen im Paradiese, gewähren der von all den musikalischen Herrlichkeiten geblendeten Phantasie Ruhe und Sammlung, während die echt deutsche Grundstimmung des Werkes ein unbeschreibliches Behagen im Genusse, eine Wärme der Anteilnahme erzeugt, die selbst die Feinde der Wagnerschen Kunst näher bringen muß. Die „Meistersinger" sind das größte musikalisch-dramatische Kunstwerk, das seit dem „Don Juan" geschrieben worden ist. So bescheiden sich Wagner hin in den Staub vor Mozart warf, in den Meistersingern ist er selbst ein Mozart geworden. Die Meistersinger müssen eine deutsche Nationaloper werden, und wenn heute die Schusterbuben Leipzigs auf der Straße das Siegfriedmotiv und das Liebeslied aus der „Walküre:" „Winterstürme wichen dem Wonnemond" pfeifen, so ist das ein glückliches Vorzeichen dafür, daß das Volkstümliche in der Wagnerschen Kunst um so mehr dem Volke ins Bewußtsein dringen wird, als das Volk gerade der unbestechlichste Kunstkritiker ist. Das Volk und die Zeit werden das Ihrige thun. Die Aufgabe unserer Kunstinstitute ist eine wesentlich nationale. Und gibt es edlere Ziele als jene, die Wagner im Auge hatte, als er ein nationales Kunstinstitut zu schaffen nicht Ruhe noch Rast sich gönnte? Wenn sich mit dem Worte Bayreuth der Begriff des Schönen und Vollendeten verbinden soll, so muß Bayreuth allgemein werden. Nicht aber in der bis jetzt gebräuchlichen Art, daß das Volk nach Bayreuth kommt, sondern so, daß Bayreuth zum Volke kommt. Jede größere, mit künstlerischen Mitteln reich ausgerüstete Stadt muß ein Bayreuth werden, muß dem Volke, und nicht bloß den oberen Zehntausend, Festspiele bieten können, an deren idealem Gewinn auch der ärmere Mann teilnehmen darf. Unser modernes Bayreuth erzeugt Kastengeist, schafft uns Ägypten und China. Nur keine privilegierte, keine Ausnahmekunst! Wie die Sonne alle Wesen erwärmt und der Tau alle Blumen netzt, so muß auch die Kunst ihre beseligenden Strahlen in jedes Herz senden, ihr Gnadentau jedes Gemüt laben dürfen. Die Enterbten des Lebens sollen nicht auch die Enterbten der Kunst werden: den Adler, dem der Flügel zerschmettert ist, auch noch des Augenlichtes zu berauben, ist grausam. Wir, die Teilnehmer des Festspiels, in welchen gerechten Zorn würde uns z. B. ein senatus consultum versetzen, nach welchem irgend ein dramatisches Meisterwerk als ausschließliches Eigentum einer einzigen Bühne der Allgemeinheit entrissen würde? Wir würden ohne Zweifel gegen jenen Senat eine Revolution anzetteln. Und die Nutzanwendung des Beispiels? Wacht auf, es naht gen' den Tag!... Die Meistersinger sind bisher der Stolz von Bayreuth gewesen; der seltene Schwung, welcher die vorjährigen Aufführungen beseelte, die nahezu vollendeten Leistungen der Solisten, die Pracht der Dekorationen und ein großartiger Chor waren die Ursachen dieses berechtigten Stolzes. Leider haben die heurigen Aufführungen einen trüben Schein in den glänzenden Ruhmesspiegel geworfen. Man war in der Wahl der Darsteller nicht immer glücklich gewesen: so kam man um den Ruf einer Mustervorstellung. Die Dekorationen waren wieder sehr schön; wollte Wagner aber seinem Festspielpublikum bloß schöne Dekorationen zeigen? Auch die Chormassen lösten ihre Aufgaben vorzüglich; wollte Wagner aber seinem Festspielpublikum einen angenehmen Liedertafelgenuß bieten? Mag sein, daß das Bild von Nürnberg mit seinen Türmen, seinen Thoren und rotblinkenden Dächern, seinen Erkern und Giebeln mit wunderbarer Treue am Horizonte aufstieg, daß die Pracht der Festwiese, der Jubel des Volkes, die stilvollen Kostüme einen tiefen Eindruck auf den Zuschauer machten, was aber nutzt alles das, wenn der Aufführung das Wichtigste fehlte? Wenn die Sänger nur gute Schauspieler, und die Schauspieler nur gute Sänger waren? Das Herz des Meistergesanges war Hans Sachs. Ein sehr vornehmer Künstler faßte diesen Hans

Friedrichs als Beckmesser in den Meistersingern.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Bayreuth.

Sachs von der falschen Seite, ohne Herz, an. War Sachs wirklich der trockene Stubenphilosoph, jener Doktor der Philosophie, als welchen ihn Herr Gura in die Handlung einführte? Hans Sachs ist ein Philosoph; aber er kennt nicht die viersache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde; er philosophiert ohne System, ohne „Welt als Wille und Vorstellung." Wohl aber ist Sachs eine bei aller Weisheit schlichte, treuherzige Natur; ein Mensch, ganz Herz, und gleichwohl klug genug, in der Wirkung die Ursache zu finden. Das ist seine ganze Philosophie. Zu wenig Poet und zu viel Denker, zu wenig Gemüt und zu viel Gehirn, so präsentierte sich Herr Gura, im einzelnen seinen Sachs mit sorgsamer künstlerischer Feinheit ausgestaltend. — Herr Grüning als Walther Stolzing vermochte weder die Befriedigung eines heftigen Tadels noch irgend ein warmes Lob für sich zu erbeuten. Er ließ den Zuschauer kalt, und das ist das schlimmste, was man einem Künstler nachsagen kann: nüchterne, platte Mittelmäßigkeit. Der Vorwurf, die wunderschöne Szene des Stelldicheins mit Evchen im zweiten Akte entnüchtert zu haben, trifft weniger den Sänger als die geistige Oberleitung der Aufführung. Man vergegenwärtige sich diese Szene, die durchaus den Charakter der zartesten Heimlichkeit trägt: Hans Sachs auf der einen, das Liebespaar auf der anderen Seite, der lautenklimpernde Beckmesser im Hintergrunde. Alles pianissimo, duftig und versteckt. Und nun donnert dieser Walther Stolzing los und gießt seinen Zorn über die Meister aus, welche ihn beim Sängerexamen durchfallen ließen! Es ist ein Wunder, wenn dieser polternde und schimpfende Walther der Held der Prügelszene nicht wird! Verlor sich das Evchen des Fräulein Dreßler in gesangliche und schauspielerische Mittelmäßigkeit, so gab wiederum Herr Wigand dem Pogner, dem Mann „in deutschen Landen viel gereist," dem Manne mit dem großen, freien Blick, einen Zug philisterhaften Biedermannstums. Etwas Brummiges, Pensioniertes, so etwas von Podagra, haftete diesem Pogner an, der dort, wo er hinkam, das Gefühl der Langeweile als Gastgeschenk mitbrachte. Und Wigand wird doch sonst als Künstler sehr gerühmt! Die Kritiker haben für den Fall, daß sie die schwache Leistung eines Künstlers wohlwollend übersehen wollen, die hübsche Redewendung: Die Rolle liegt außerhalb der künstlerischen

Gruppe der Schusterbuben in den Meistersingern.
Nach einer Photographie von W. Hoffert in Bayreuth.

Individualität des Sängers. Nun wohl, auch der Pogner lag außerhalb der künstlerischen Individualität des Herrn Wigand. Der humoristische Brennpunkt der Aufführung, der Beckmesser des Herrn Friedrichs, erzeugte allgemein ein heiteres Behagen, jene vergnügte, lächelnde Zufriedenheit des Geistes, die als hervorragendes Kennzeichen echten Humors gilt. Der Operngucker — Pardon, das Festspielglas — folgte unablässig jeder Bewegung des außerordentlich ergötzlichen, geistreichen Darstellers, der in ätzendem Sarkasmus, in augenzwinkernder Bosheit die hervorstechendsten Charaktereigenschaften des gelahrten Herrn Stadtschreibers in grelles Licht stellte. Friedrichs verfügt über eine trockene Art zu sprechen, über einen knisternden Ton, der den unwilligen Äußerungen Beckmessers, z. B. „Was will der Mensch?“ oder „Er gefällt mir nicht,“ einen sehr drolligen Stich ins Burleske gab. Über die mustergültige Darstellung des Beckmesser sind die Meinungen geteilt: die einen stellen ihn als den würdevollen, gelehrten, hochangesehenen Stadtschreiber der berühmten Stadt Nürnberg dar; die anderen fassen ihn als einen alten Gecken, als einen Hanswurst, der wie ein balzender Auerhahn blind ist gegen die lauernde Gefahr, dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen. Die einen haben so unrecht wie die anderen. Beckmesser ist ein balzender Auerhahn, ohne Hanswurst zu sein; er ist der gelehrte Mann, aber nicht gefeit vor den Wirkungen eines Johannestriebes. In diesem Zwiespalt liegt der Humor des Beckmesser-Charakters, der bisher von keinem uns bekannten Darsteller zu einem wirklich stichhaltigen Charakterbilde ausgearbeitet worden ist. So geistreich auch Friedrichs die Rolle belebt, in seiner Darstellung sehen wir nur witzige Willkür, keinen Humor. Und dann ist der Beckmesser von Friedrichs weiter nichts als eine Spiegelstudie, höchster Drill der Gesichtsmuskeln,

eine Art schauspielerischer Sport. Immer dieselben Zuckungen der Lippen, denselben lauernden, dreisten, höhnischen Blick, dasselbe Spiel mit den Nasenflügeln und den Augenlidern, dieselben automatenhaften, nervös-lebendigen Fingerübungen! Friedrichs hat seine Leistung stereotypiert: sie verblüfft, wenn man sie zum ersten Male sieht, sie reizt zum Lachen, wenn man sie zum zweiten Male sieht und ernüchtert beim dritten Male. Dieser würdige, ernste Mann, wie Friedrichs ihn seinen Mitbürgern gegenüber darstellt, kann unmöglich den schauderhaften Galimathias über die Lippen bringen, den Beckmesser vor versammelten Meistersingern und im Angesicht des Volkes zusammenschwatzt. Wenn Beckmesser die Verse des Preisliedes:

Morgenlich leuchtend in rosigem Schein
Von Blüt' und Duft, geschwellt die Luft
Voll aller Wonnen, nie ersonnen
Ein Garten lud mich ein, Gast ihm zu sein

zu verstümmeln das Talent besitzt in einen Unsinn von der gigantischen Größe der folgenden Verse:

„Morgen ich leuchte in rosigem Schein,
Voll Blut und Duft geht schnell die Luft,
Wohl bald gewonnen wie zerronnen,
Im Garten lud ich ein, garstig und fein —"

wenn er weiter faselt:

„Die Augen zwinkend, der Hund blies winkend,
Was ich vor langem verzehrt, wie Frucht, so Holz,
So Pferd vom Leberbaum . . ."

so weist diese sinnige Poesie gebieterisch auf eine Kaltwasserheilanstalt hin. Mit solchen Versen ist man ein Narr. Die Begründung dieser Szene blieb uns Friedrichs schuldig. Er teilte sich mit Hofmüller, einem prächtigen, humorvollen David, und Frau Staudigl, einer liebenswürdigen Magdalene, in die Ehren der Aufführung, zu deren Gelingen die tollen Schusterbuben und die urwüchsige Prügelszene, die mit staunenswerter Lebenswahrheit sich abspielte, nicht wenig beitrugen. In diesem wilden Wirrwarr, dem klumpigen Menschenknäuel, der sich in der Prügelszene, in einer engen Gasse von Nürnberg durch die Gosse wälzt, hat Bayreuth ein Meisterstück von realistischer Inszenierung geliefert, das sich den bekannten Volksszenen der Meininger würdig an die Seite stellt.

* * *

Die Festspiele sind vorüber; die Tausende fremder Gäste zerstreuen sich wieder in alle Richtungen der Windrose, die einen enthusiastisch erregt, die anderen nüchtern, wie sie gekommen, wieder andere mit einem Gefühl der Weihe, der innersten Ergriffenheit. Der Tag von Bayreuth ist vorüber, die Sonne taucht hinab unter den Horizont und die lange, bange Nacht beginnt — eine Nacht von zwei Jahren. Unterdessen braust da draußen die Welt: die Menschen trägt der Wellenschlag des Lebens hinauf und stürzt sie hinab in wechselvollem Spiele. Und jene, die oben im Glück sind, singen und jubeln, und die sich unten quälen müssen, auch sie spüren die klingende Melodie, den Zauber des Tones in der seufzenden Brust. Und das ist die himmlische Gnade der Kunst, daß sie allen Menschen zu teil wird, auch jenen, die nicht in Bayreuth waren, dort oben auf dem Hügel, den die gigantische Kraft eines Genies aufwarf, wie ein Erdbeben durch die Kunst des XIX. Jahrhunderts rollend. Die wahre Kunst ist unsterblich: sie wird das deutsche Volk beglücken, wenn dunkle Sagen den Enkeln erzählen von Bayreuth, dem Märchen der Gegenwart.

Spruch.

(Abdruck verboten.

Wir tragen alle viel zu schwer
An unsern harten Ketten;
Wir darben alle viel zu sehr
In unsern engen Städten.
Wir sehen kaum des Himmels Licht,
Und sollen ihn erklimmen.
Wir hören Gottes Stimme nicht
Vor unsern eignen Stimmen!

Frida Schanz.

Lorbeer und Epheu.*)

Der nach dem Lorbeer lebenslang gerungen,
Er ſtarb dahin, bevor es ihm gelungen —
Vergebens war ſein heißeſtes Bemühn.
Ein bald vergeſſnes Grab in ſtiller Ecke,
Ein Eiſenkreuz und eine Raſendecke
Und drüberhin der Epheu ſtill und grün.

Der Epheu ſteigt, das Eiſen zu umſpinnen,
Und klettert auf, die Höhe zu gewinnen,
So unabläſſig wie einſt dieſer Mann,
Der ſeine Träume in die Lüfte baute,
Doch niemals liebliche Erfüllung ſchaute,
Vergeblich ſtrebte, dichtete und ſann.

Der Epheu wächſt, nicht weiter kann er ſteigen,
Er taſtet in die Luft mit ſeinen Zweigen,
Und in die Runde geht er hoch und breit.
Wie eines Lorbeerbaumes ſtolze Krone,
So wölbt er ſich dem, der da ruht, zum Lohne:
Ach, nur ein Lorbeer der Vergeſſenheit!

Heinrich Seidel.

*) Auf dem Dorotheenſtädtiſchen Kirchhofe zu Berlin befinden ſich mehrere mit Epheu bewachſene Eiſenkreuze. An der Spitze dieſer hat der Epheu ſeine Zweige verbreitet und bildet über den Kreuzen große Kronen, wie die eines Lorbeerbaumes.

Digitized by Google

In der Holsteinischen Schweiz: „Bruhns Koppel."

Ein Streifzug durch die Holsteinische Schweiz.

Von R. Bode.

(Abdruck verboten.)

Wir waren im nassen Juli 1888 mit allerhand Wassern gewaschen: mit Regenwasser fast jeden Tag, mit Nordseewasser in Kuxhaven, mit Elbwasser in sehr grober Manier, als wir dieser derben Else vorwitzig an dem Munde vorbeigefahren waren, vom hamburgischen nach dem holsteinischen Ufer querüber, mit Ostseewasser in Kiel, und nun sehnten wir uns nach den süßen Wassern der holsteinischen Seen. Nordsee, Ostsee, Landsee — wunderbar, wie charakteristisch sie sich nebeneinander präsentierten! Die Nordsee mit ihren rauhen Regenböen und ihren drohend heranrauschenden Wogen, die Ostsee mit ihrer großartigen, plastischen Ruhe und ihrem milden Pathos, die Landseen in entzückender, sanftester Lieblichkeit hingegossen — sieh da, Tragödie, Epos, Idylle, als lebende Bilder aufgeführt von unsern norddeutschen Gewässern, freilich nichts als Wasser, ein Element, das man in der Poesie nicht gern will gelten lassen, aber die beiden ersten doch auch nicht ohne Salz.

Wir hatten uns einen ganzen schönen Tag auf und an der Kieler Bucht herumgetrieben. Die Reize von Düsternbrook und Bellevue, den Eingang des Nord-Ostseekanals, die Riesengeschütze von Friedrichsort, die Kaiserliche Werft, die Fischräuchereien von Ellerbeck, das Heulen der Dampfer und das malitiöse Gejohle der Torpedoboote — wir hatten es alles genossen und waren satt von Kiel, denn für den Genußsuchenden ist das nüchterne Kiel nichts, die Bucht alles. Gegen abend fuhren wir mit der Bahn durch eine sehr hübsche Landschaft nach Ascheberg, wo wir zum Abendessen ankamen — und da waren wir nun in der „Holsteinischen Schweiz."

„Schweiz" — lächerlich! Ich kenne alle unsere „Schweizen," die echte, die Märkische, die Sächsische, die Holsteinische, aber ich kann nicht leugnen: es wird ein bißchen Unfug getrieben mit dem stolzen Worte. Alle diese anmutigen Gegenden haben mit der wirklichen Schweiz nicht die entfernteste Ähnlichkeit, Holstein sogar die allerwenigste. Aber sie haben es gar nicht nötig, sich mit fremden Federn schmücken zu lassen; jede von ihnen hat ihre wirklichen, eigentümlichen Reize, die darum noch lange kein häßliches Gesicht bilden, weil sie die grandiosen Züge der alten Schweiz nicht tragen. Die Holsteinische Schweiz z. B. ist genau genommen nur ein einziges, aber sonderbares Thal, das Schwentinethal, dem man den Thalcharakter freilich kaum anmerkt, weil es zu wenig Berge als Ufer, zu wenig Land als Sohle hat. „Schwentine" ist entstanden

aus dem slawischen swienty, welches „Heiliger Fluß" bedeutet. Denn in alten Zeiten drängten die Slawen von rechts, die Römer von links mit solcher Macht an die Elbe heran, daß die Deutschen jahrhundertelang alle Hände voll zu thun hatten, um sich Land und Leben zu erhalten — daher auch in Holstein noch die vielen slawischen Namen. Aber unsere zähen Sachsen haben von beiden Seiten keinen Fremden über den deutschen Fluß gelassen und so kräftig um sich gebissen, daß schon lange in den Dörfern mit slawischen Namen nur deutsche Bauernhäuser stehen.

Der höchste Berg von Holstein ist der ein paar Meilen nordöstlich von Eutin gelegene Bungsberg, etwa 555 Fuß hoch. Das ist der Vater der Schwentine, die an seinem Fuße entspringt und eigentlich ihr Leben lang ein unbedeutendes Wässerchen bleibt. Ihr „Thal" aber, wenn man so sagen darf, zerfällt in zwei Teile, das obere, das in einer Breite von 1—2 Meilen von Osten nach Westen zieht und, vom Bungsberge ab gerechnet, den Stendorfer, Sibbersdorfer, Großen Eutiner, Kellersee, Gremsmühlen, den Diek-, Behler-, Höft-, Großen und Kleinen Plöner, Krohns- und Bankersee einschließt, also die ganze Herrlichkeit der „Holsteinischen Schweiz" enthält und bei Preetz endet — während das untere Schwentinethal sich von dort nach Nordwesten wendet und, zu einem mehr sichtbaren, engeren Flußthale geworden, bei Neumühlen an der Südseite der Kieler Bucht endet, wo die Schwentine in die Ostsee fällt. Das obere Thal wird von Hügelketten eingefaßt, die sich nie über 70 Meter erheben, manchmal auch ganz verschwinden, so daß man, bei der Breite und dem vorherrschenden Seencharakter des Thales, sie kaum beachtet und ganz vergißt, daß man sich in einem Thale befindet. Zu dem Flußgebiete der Schwentine sollen jetzt noch gegen 70 Seen und Teiche gehören. Wie ist dieser auffallende Wasserreichtum entstanden? Die Herren Geologen, die es ja wissen müssen, behaupten, der Untergrund dieser Landschaft sei Kreide, dieselbe sei durch unterirdische Gewässer ausgespült, und dadurch seien größere und kleinere Erdfälle entstanden, die sich meistens mit Wasser gefüllt hätten; diejenigen von ihnen, die in der Abstufung des Geländes zur Ostsee gelegen, seien dann von der Schwentine in der Weise verbunden worden, daß sie sich von einem See zum anderen durch das trennende Erdreich hindurchgefressen habe. Und allerdings wimmelt das östliche Holstein förmlich von Seen auch außerhalb des Schwentinethales, daneben aber finden sich auch zahlreiche trockene Erdfälle, so daß die Theorie große Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die übergroße Zahl der holsteinischen Seen, besonders der kleineren und flacheren, ist übrigens in der Abnahme begriffen. Wenn sie nicht künstlich offen erhalten werden, so „verkrauten" sie allmählich von selbst, die Pflanzenwelt füllt sie aus und verwandelt sie im Laufe der Jahrhunderte in Torfmoore. Solcher Torfmoore gibt es daher schon jetzt eine ganze Anzahl, und sie sind nicht unähnlich einer alten nüchternen Chronik. Allerhand Funde, die man beim Austorfen in ihnen macht, sind Mitteilungen aus vorhistorischer Zeit. Und so erzählen die zahlreichen Baumstämme, die in ihnen vergraben liegen, uns die interessante Thatsache, daß ganz Holstein früher nur von Tannenwald bedeckt gewesen ist, während es heute durch den Schmuck seiner wundervollen Buchenwaldungen berühmt ist und so gut wie gar kein Nadelholz mehr hat. Es ist also von auswärts, vielleicht von Süden her, die Buche gekommen, hat die eingeborene Tanne verdrängt und deren angestammtes Gebiet in unumschränkten Besitz genommen — das Recht des Stärkeren unter den Baumvölkern mit derselben Unerbittlichkeit wie unter den Menschenvölkern!

Der Riese und König unter den holsteinischen Seen ist der Plöner. Nach allen Himmelsgegenden, fast wie der Vierwaldstätter, in schön geschwungenen Linien tief ausgebuchtet, so daß er vielleicht von keinem Punkte ganz übersehen werden kann, geschmückt mit einer Menge kleiner grüner Inseln, belebt von Ruder- und Segelbooten aller Art, die nach den vielen Delikatessen in seinem Schoße die gierigen Hände strecken, umringt von Dörfern und Rittergütern, rauschenden Wäldern und üppigem Landbau, dahinter wieder von einem ganzen Kranze kleinerer Seen, mit denen er teils durch die Schwentine, teils anderweit zusammenhängt, umschlungen von einer Eisenbahn, geschmückt durch das alte und doch so frische Plön, das nicht müde wird, sein Haupt, das Schloß, in ihm zu spiegeln — so bildet dieser mächtige See eine landschaftliche Schönheit ersten

Ranges und vornehmen Stiles in dieser herrlichen Provinz.

Am nordwestlichen Ufer des Plöner Sees nun liegt Ascheberg, mit dem wir den klassischen Boden der holsteinischen Seenlandschaft betraten. Ascheberg ist gar kein Ort, sondern ein Rittergut, das dem Grafen von Brockdorff gehört, und ein Bahnhof, der eine halbe Stunde vom Gute entfernt, aber auch am Seeufer liegt. Beide Teile üben Gastfreundschaft, denn am Bahnhofe liegt ein Hotel, und der Gutspächter beherbergt ebenfalls Sommerfremde und Passanten. Bei ihm waren wir eingekehrt und hatten Glück damit, denn am anderen Morgen begrüßte uns nach so langen Leiden ein prachtvoller Sommertag, und wir durchwanderten zwei Stunden lang den durch seinen großartigen Baumwuchs berühmten Gutspark, der sich weithin um den See schwingt. Ach und dieser See, was für entzückende Reize entwickelte er! Mit einem unendlich zarten Silberblau, ganz in Licht getaucht und zugleich das Blau des Himmels widerspiegelnd, in der unabsehbaren Ferne verduftend, blickte er so ätherisch zu uns herauf zwischen den edlen alten Bäumen hindurch, und Inselchen und Boote schwammen durch die Lichtstrahlen, die über ihn hinzitterten, und von allen Seiten zogen in schönen Wellenlinien grüne Ranken sich um den hellblau schimmernden Spiegel, und alles lautlos, feierlich, einsam — ein Aquarellgemälde von zartester Farbenschönheit und edelster Stimmung. In der That, solche Bilder muß man gesehen haben, um zu wissen, welches Zaubers auch unsere norddeutsche, so gering geachtete Landschaft fähig ist.

Nach diesem köstlichen Morgen im Ascheberger Parke wanderten wir bis Mittag nach Plön, immer am See entlang und notgedrungen allen Krümmungen seines Ufers folgend: ein reizender, abwechselungsreicher Weg, dessen letzte Stunde noch ihre besondere Unterhaltung erhielt durch das neckische Spiel, welches das Plöner Schloß mit uns trieb. Denn dieses, hoch über dem Ufer thronend, winkte uns bald von links, bald von rechts, bald stand es nahe vor uns, bald drohte es in weiter Ferne zu verschwinden, je nach den zahllosen Windungen unsers Weges, bis wir endlich, fast ungeduldig geworden, zwischen lauter Wassern landen durften in dem alten Plön.

Der Name Plön ist entstanden aus dem slawischen plyn, welches „Gewässer" bedeutet. Plön war ursprünglich eine wendische Burg auf einer nahe am Ufer liegenden Insel, die noch heute „Alte Burg" heißt. Die deutschen Grafen von Holstein zerstörten diese Burg 1138, gründeten 1150 die Ortschaft mit der Kirche, erbauten 1175 auf dem Bischofsberge, der zwischen der Stadt und dem See liegt, eine neue Burg, die aber von Heinrich dem Löwen und den Dänen öfters erobert wurde, und ersetzten dieselbe endlich 1636 durch das jetzige giebelreiche, aber sonst nüchterne Schloß, dessen Hauptreiz

In der Holsteinischen Schweiz: Uklei-See.

In der Holsteinischen Schweiz: Carl Maria von Webers Geburtshaus in Eutin.

in den schönen Aussichten liegt, die es gewährt. Dies Schloß ist jahrhundertelang fürstliche Residenz gewesen, zuletzt des Dänenkönigs Christian VIII, und ist seit 1867 preußische Kadettenanstalt, wozu es sich durch seine großen Räume, seine eigne Kirche, seinen großartigen Park und seine herrliche Lage allerdings vortrefflich eignet. Das saubere Städtchen selbst hat außer seinem „Berg Parnaß" mit hohem Aussichtsturm nichts Merkwürdiges. Wie sehr es aber trotz seiner Kleinheit (3000 Einwohner) der Mittelpunkt einer wohlhabenden Umgegend sein muß, das sieht man an der überraschenden Erscheinung, daß fast sämtliche Häuser seiner Hauptstraße Gastwirtschaften sind.

Nachmittags ging die Fußreise weiter, immer noch schlängelte und krümmte sich der Weg zwischen immer neuen Wasserflächen hindurch, die bald ein Dörfchen bespülten, bald zwischen den Bäumen des Waldes hindurchschimmerten. Auch ein anderes lernten wir kennen, ein anderes echtes Stückchen Holstein. Bekanntlich wachsen in dieser Provinz die saftigsten englischen Beefsteaks und das zarteste Hamburger Rauchfleisch. Aber der Bauer läßt seine Kühe den Sommer über draußen weiden. Eine solche Weide ist eingezäunt durch Knicks oder grüne Hecken, in denen sich ein verschlossenes niedriges Lattenthor befindet. Mehrfach führte unser Fußweg über solche Weiden. Dann standen am Thore Kinder, und während der Durchgang von ihnen geöffnet wurde, überreichte ein kleines Mädchen hold lächelnd mit niedlichem Knix uns eine wundervolle Rose — gewiß die graziöseste Form, in der man um ein kleines Trinkgeld bitten kann. Oder aber das Thor war fest verschlossen und kein Mensch dabei. In diesem Falle war auf höchst einfache und ländliche Art das Übersteigen des Knicks ermöglicht. Vor dem Knick steht ein schmales und niedriges Bänkchen, quer darüber ein anderes, das einen halben Fuß höher ist; jenseit des Knicks stehen in derselben Anordnung zwei ebensolche Bänkchen.

Ein höchst angenehmer, in der draußen herrschenden Sommerhitze doppelt erquickender Weg führte uns durch den „Holm," einen prachtvollen Buchenwald, dicht am Süduser des schönen Dieksees mit seinen eleganten Windungen entlang nach Gremsmühlen.

Gremsmühlen, eine Art holsteinisches Interlaken, da es auf einer schmalen Land-

enge zwischen dem Diek- und Kellersee liegt, ist ein beneidenswertes Stückchen Erde, aber eine Ortschaft ist es eigentlich ebensowenig wie Ascheberg, denn es besteht nur aus vier Ansiedelungen: der Mühle an der die beiden Seen verbindenden Schwentine, einem großen Gasthof, dem Bahnhof und einer Fischzuchtanstalt, die zu dem Großherzogtum Oldenburg gehört wie die ganze herrliche Umgegend.

Nur eine Viertelstunde von Gremsmühlen liegt am Kellersee das Dorf Malente mit einer schrecklichen alten Kirche von Fachwerk, deren kurzer plumper Turm (er verdient kaum den Namen eines solchen) mit verwitterten Brettern beschlagen ist. Aber — man soll nicht richten nach dem Ansehen der Person. Dies kleine Dorf mit seinem undeutschen Namen, diese kleine Kirche mit ihrem unschönen Turme, sie beide sind die Geburtsstätten geworden für eines der Lieblingswerke aus der klassischen Periode unserer deutschen Litteratur. Denn dies ist der Boden, auf dem die „Luise" von Voß erwachsen ist: Malente ist Grünau, und Luisens Vater war Pastor an dieser Kirche als „ehrwürdiger Pfarrer von Grünau." Was uns hier an dem Gedicht interessiert, ist Luisens Geburtstagsfeier im Walde. Das Mittagsmahl war daheim gehalten worden unter den „zwo breitlaubigen Linden," die,

Schattend der Mittagsstub, hinsäuselten über das Moosdach,

aber bei dem Neubau des Pfarrhauses, den das „Moosdach" wohl nötig gemacht haben wird, gefallen sind. Darauf wird beschlossen, Kaffee und Abendbrot im Walde am See zu genießen. Luise, ihr Bruder Karl und „der edle, bescheidene Walter" begeben sich zu Fuß dorthin, während die Eltern im Kahne folgen. Nun, der See ist der Kellersee, der

In der Holsteinischen Schweiz: Hotel Voß-Haus in Eutin.

Wald ist das Prinzenholz, der Weg, den die drei jungen Leute genommen, läßt sich noch heute auf Schritt und Tritt verfolgen, denn er ist noch fast unverändert vorhanden, der Lagerplatz befindet sich in der Südwestecke des Kellersees, und sogar die Quelle am Seeufer, aus der das Kaffeewasser geschöpft wurde, sprudelt noch heute und trägt natürlich den Namen „Luisenquelle," entsprechend der Angabe des Dichters, daß „das Haus und die Freunde des Hauses" den Quell „Born der Luise" getauft hätten. Mit dem Gedicht in der einen und einer Spezialkarte in der anderen Hand oder noch besser an Ort und Stelle selbst kann man den Weg der Spaziergänger ganz genau verfolgen; Voß hat die

In der Holsteinischen Schweiz: Das Schloß in Eutin.

liebliche Natur hier nur in Hexameter gebracht.

Um die rauschende Schleuse der Mühl' in das grasige Seethal
Lenkten sie fröhlich den Gang —

das heißt: sie gingen von Malente aus den Fahrweg nach Gremsmühlen, mußten aber, da es noch keine Brücke über die Schwentine gab, vor der Mühle links abbiegen, um das Wasser weiterhin auf Trittsteinen zu überschreiten. Die im Gedicht geschilderte Aussicht genossen sie vom Brahmberge vor Gremsmühlen (jetzt Cäcilienruhe), von wo aus das geschilderte Bild noch heute ebenso erscheint — nur das Schloß in den Kastanien hat Voß hinzugedichtet. Die Verse lauten:

Als sie nunmehr, oft seufzend, das schwülere Thal durchwandert,
Unten am Zaun, wo die Quell' an dem Sandberg rot und moraſtig
Zwischen binsigen Bulten und Schafthalm träger hinabfloß:
Dort an der leitenden Hand des Jünglings hüpfte die Jungfrau
Furchtsam über die Steine, gelegt für die Schritte des Wandrers.
Jetzo betrat sie den Steg und hob ein Füßchen mit Vorsicht
Über den Zaun, daß enthüllet die Zwickelblume hervorschien,
Ordnete schnell das Gewand und schwang wie ein Reh sich hinüber.
Dann durch Haselgebüsch den ausgeregneten Pfad auf
Stiegen sie —

Nun die Aussicht von dort:

Und wie die Gegend
Ringsum lacht! Da hinab langſtreifige, dunkel und hellgrün
Wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen gesprenkelt!
Dort in fruchtbaren Bäumen das Dorf, so freundlich gelagert
Um den geschlängelten Bach, und der Turm mit blinkendem Seigerl
Oben das Schloß hellweiß in Kastanien! Vorn auf der Wies' hin
Rötliche Küh'; und der Storch, wie vertraut er dazwischen einhertritt!
Dort die schimmernde Bläue des Sees und der waldige Hügel!

Von der Schwentine ab folgten sie dem Fußwege am See hin über den Hof Rothensande und kamen so auf die Höhe des Prinzenholzes, eines bewaldeten Berges, der als Halbinsel in den See ziemlich weit hineintritt. Unten an seinem Fuße und zwar an der äußersten Spitze nach dem See zu entspringt die Luisenquelle, hierher

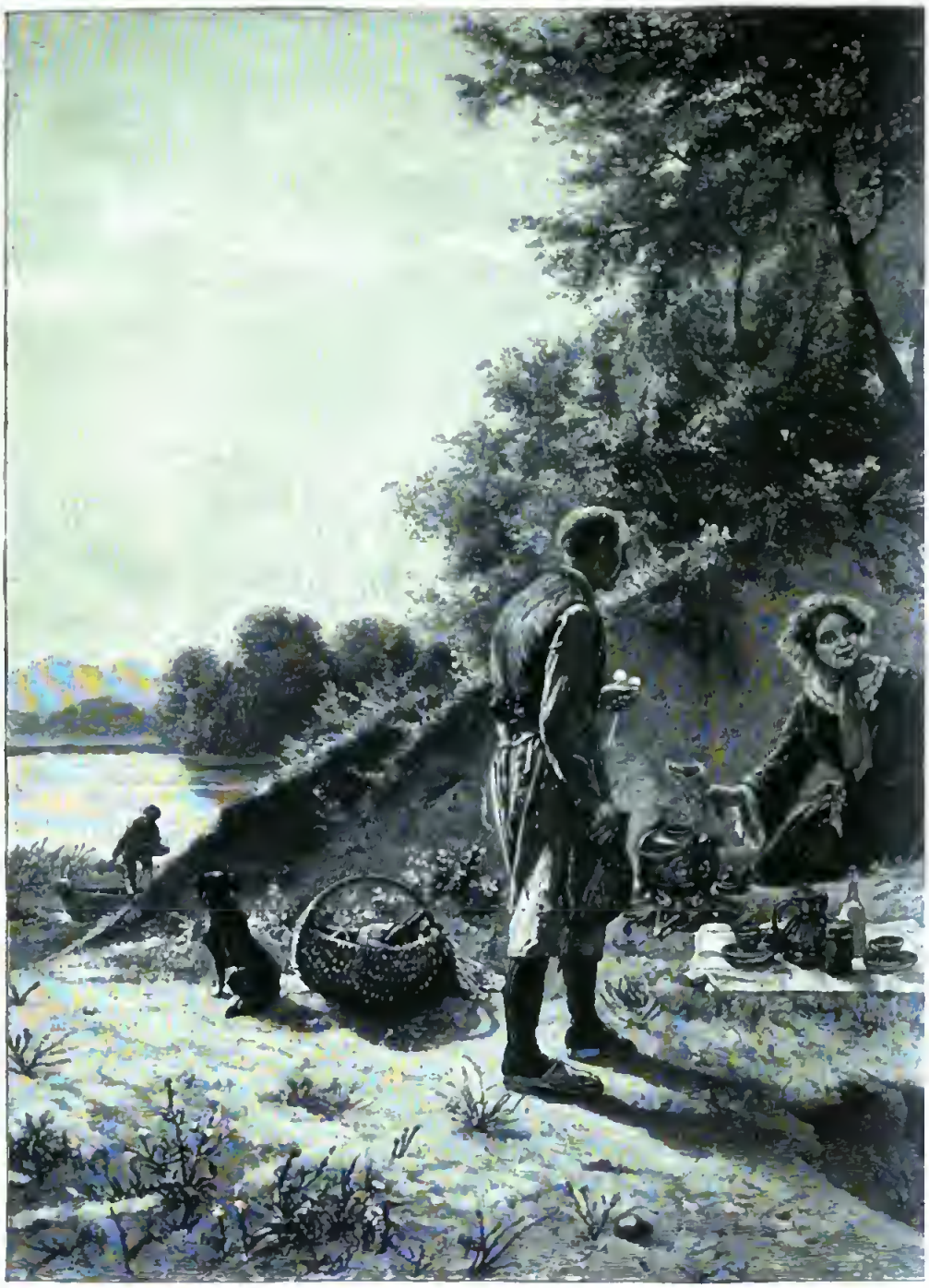
Sauſt das Gesindel bergab von dem höckrichten Abhang,

als sie den Kahn kommen sahen, und hier ist der reizende Ort, wo „am Vorland im Schatten der alten Familienbuche, im Geräusche der Welle und des Schilfrohrs und mit der Aussicht über den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer" der Geburtstagskaffee gekocht und getrunken wurde. Nach dem Kaffee wurde ein gemeinsamer Spaziergang gemacht:

Nun luſtwandelten jene, von längeren Schatten begleitet,
Über des Borns durch Kiesel zum See abfließendes Bächlein
Hin zu dem duftenden Hügel, wo schlankere Birken gen Himmel
Säuselten, Tannensaat sich erhob mit gelblichem Jahrwuchs —
Einzeln rauschten umher auch Mastbäum' unter den Wolken,
Ostwärts alle gebeugt von des siebenundvierzigsten Jahres
Winterorkan. Sie umschauten die weithin lachende Landschaft,
Fruchtfeld, Au'n voll Herden, Gehölz und türmende Dörfer,
Gegen Eutin, wo weislich die Pfründ' ausspähte der Domherr.

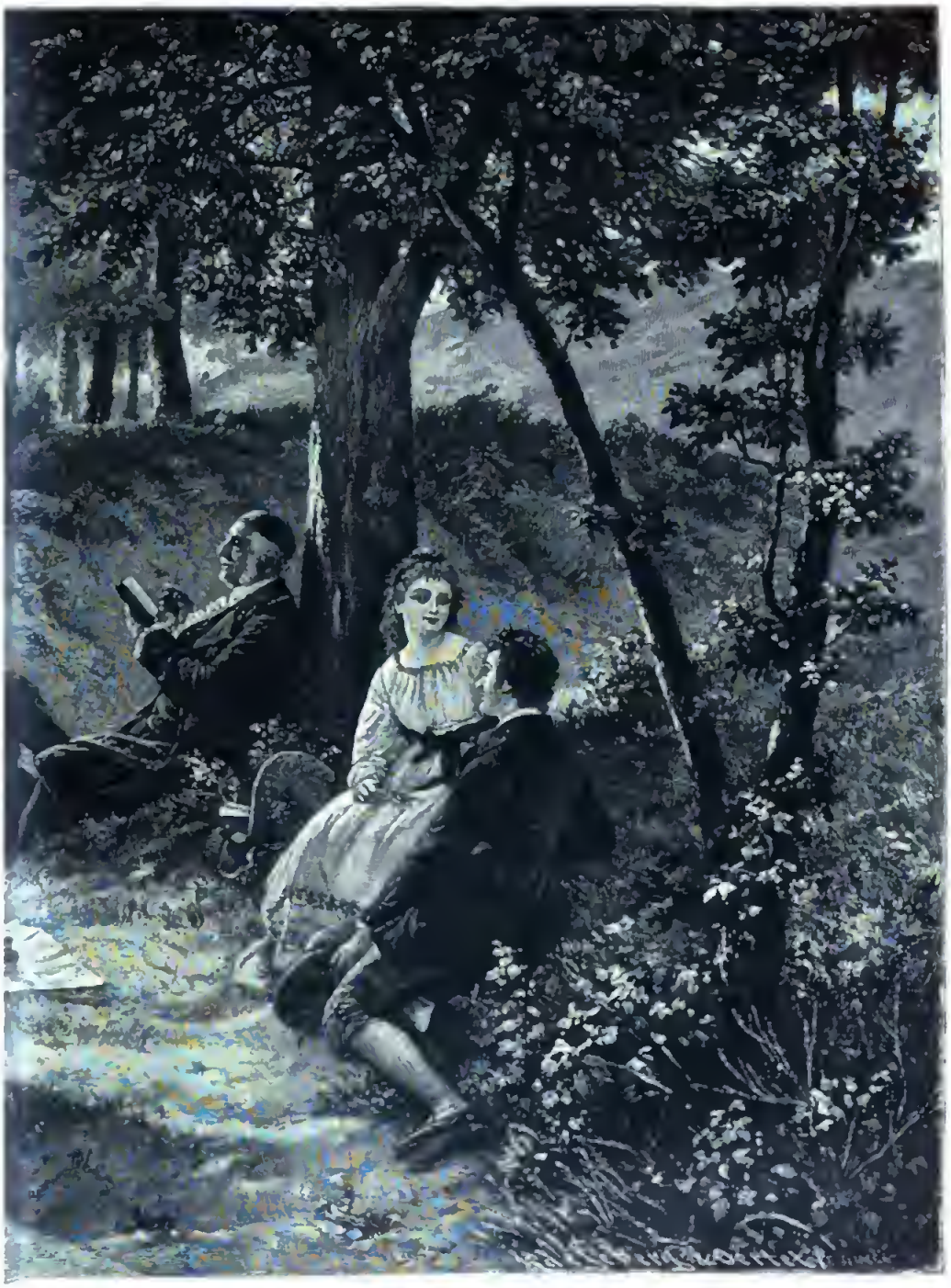
Wenn man vom Prinzenholze am See entlang weiter nach Osten geht, so gelangt man bald zu einem zweiten Gehölz, dem Beutz, das sich gleichfalls auf einer Landzunge in den See hinausschiebt. Hinter diesem Gehölz erhebt sich eine Anhöhe, von der man, den Rücken gegen den See gewendet, noch heute dieselbe Aussicht mit dem schließlichen Blick auf Eutin genießt wie jene von Voß geschilderte fröhliche Gesellschaft, die von hier aus zum Abendessen nach dem Prinzenholze zurückkehrte.

Es liegt ein eigner Genuß darin, dem Dichter so auf den Spuren seiner Arbeit folgen und einmal einen verstohlenen Blick hinter den Vorhang in die Werkstätte seines Geistes thun zu dürfen. Bei seiner offenbar großen Empfänglichkeit für Naturschönheit konnte Voß, wenn er einmal in dieser Gegend lebte (bekanntlich war er zwanzig Jahre lang Rector in Eutin), füglich nichts anderes als eine Idylle schreiben, denn durchaus idyllisch ist der Charakter der Landschaft, und man kann sich diesem Eindrucke gar nicht entziehen. Also, nicht daß er als Einwohner von Eutin eine Idylle geschrieben, sondern daß er das poetische Auge hatte für alle die zahllosen Reize dieser lieblichen Gegend, und diese



Idylle aus Voß' Luise: Am Prinzenholz vor Gremsmühl
Mit Genehmigung der Photogr

Digitized by Google



…ien in der Holsteiniſchen Schweiz. Gemalt von J. Günther
…aphiſchen Geſellſchaft in Berlin

unübertreffliche Kleinmalerei, womit er jeden seinen Zug darzustellen und aus all diesen tausend Kleinigkeiten, gerade wie es die Natur auch thut, das große und schöne Gesamtbild zusammenzustellen weiß: das ist sein Verdienst und die Kunst des Dichters. Diese bis ins einzelnste gehende Kleinmalerei ist auch Realismus, ganz unzweifelhaft, aber wie sehr unterscheidet sich dieser edle Realismus von demjenigen, der heute in Litteratur und Malerei die Alleinherrschaft zu erlangen trachtet!

Ein hübscher kleiner Dampfer, der dem „Hotel zur Holsteinischen Schweiz" gehört, führte uns von Malente über den Kellersee bis zu diesem Gasthause, das, nach Art der Schweizerhotels eingerichtet und erbaut, gegenüber dem Prinzenholze auf einer Terrasse am Norduser des Sees liegt und denselben überblickt. Wir aber gingen vorüber und stiegen im Walde den Berg hinauf nach dem hoch und frei dastehenden Wirtshause „Bruhns Koppel," um dort am Abend und am Morgen die herrliche weite Aussicht über das schöne Land mit seinen Seen, Wäldern und Triften zu genießen und dazwischen zu übernachten.

Am anderen Morgen führte uns unser Weg in etwa einer Stunde an den Uklei see, die Perle der ganzen holsteinischen Seenlandschaft. Man muß aber, um seinen vollen Zauber zu empfinden, diesen berühmten See bei ruhiger Luft im Morgen- oder Abendsonnenschein oder bei Mondbeleuchtung sehen. Woher sein jedenfalls nicht deutscher Name stammt und welche Bedeutung derselbe hat, darüber wird noch viel gestritten. Er hat 35 Hektar Oberfläche, ist also durchaus nicht klein, und seine größte Tiefe beträgt etwa 50 Fuß. Er ist auch neunmal länger als der Herthasee auf Rügen, mit dem er seines landschaftlichen Charakters wegen gern verglichen wird. Da er eine sichelförmige Gestalt hat, so gibt es leider keinen Punkt, von dem aus er ganz übersehen oder im Bilde als Ganzes dargestellt werden könnte. An seinem westlichen Ende, jedoch von Bäumen verdeckt, steht ein Wirtshaus, in dessen nächster Nähe eine geräumige, mit Tischen und Stühlen besetzte, weißgestrichene Veranda, die sogenannte Angelbrücke, in den See hinausgebaut ist; dieselbe hebt sich auch auf unserm Bilde im Hintergrunde von der dahinterliegenden Waldwand malerisch ab. Nun, von dieser Angelbrücke und anderseits von seinem letzten Ende, dem sogenannten kleinen Uklei aus hat man die lohnendsten Blicke über den See. Der Uklei liegt tief eingebettet in Bergen, die ihn rings umgeben und mit prachtvollem, bis ins Wasser hängendem Buchenhochwalde bestanden sind; Rohrbüschel säuseln am Ufer, und weiße Wasserrosen schwimmen hier und da, getragen von ihren breiten grünen Blättern, auf der dunkeln Flut. Ein breiter, glänzender Lichtstreifen ruht in einiger Entfernung von dir auf der zitternden Wasserfläche, alles andere aber von dieser Fläche liegt in träumerischem Dämmer und spiegelt mit wunderbarer Klarheit den umgebenden dunkeln Waldkranz zurück, so daß kaum eine Grenze erkennbar bleibt zwischen dem wirklichen Walde und seinem Spiegelbilde, und die Seerosen sind wie Blumen, die in diesem gespiegelten Walde blühen, und ein tiefes, lautloses Schweigen ruht über dem Ganzen, als wagte kein Ton, diese feierliche Ruhe zu stören. Nicht finstere, abschreckende Traurigkeit, sondern schwermütige, träumerische Melancholie: das ist der Charakter des Uklei, der tiefpoetische Zauber, der auch den nüchternsten Besucher zu bestricken weiß. Es ist ja natürlich, daß diesem Zauber je und je menschliche Worte geliehen sind in Sagen und Gedichten über den See. In seinen Jünglingsjahren, wie es scheint, hat ihn auch Emanuel Geibel vom nahen Lübeck aus besucht, und ich bitte um die Erlaubnis, die schöne Ode in alcäischem Versmaße, worin er ihn besungen und die nicht allgemein bekannt sein dürfte, hier folgen zu lassen. Sie beweist am besten, welchen tiefen Eindruck diese stimmungsvolle Landschaft auf ein empfängliches Gemüt zu machen im stande ist.

Von Hügeln dicht umschlossen, geheimnisvoll
Verhüllt in Waldnacht, dämmert der Ukleisee,
Ein dunkles Auge, das zur Sonne
Nur um die Stunde des Mittags aufblickt.

Weltfremdes Schweigen waltet umher, es regt
Kein Hauch des Abgrunds lauteren Spiegel auf,
Nur in des Forstes Wipfeln droben
Wandelt wie ferner Gesang ein Brausen.

Wie oft im Zwielicht dieses Gestads befiel
Versunkner Vorzeit Schauer die Seele mir!
Denn wenn des Volks uralte Sage
Echtes verkündet, so war es hier einst,

Wo in den Vollmondnächten der Blumenzeit,
Von Priesterjungfraun unter Gebet enthüllt,
Der Göttin Bild vom erznen Wagen
In die verschwiegene Flut hinabstieg.

Auch heut' noch wird hier Heiliges kund: es wagt
Der Jüngling, dem ehrfürchtige Scheu bisher
Die Lippen zuschloß, in den grünen
Dämmrungen kühner das Wort der Liebe.

Und selbst der Mann, der, nimmer ein groß Gefühl
Vergeudend, deinen Namen, o Vaterland,
Nur selten ausspricht, weil am Markt ihn
Täglich die Zunge der Schwätzer mißbraucht:

Hier strömt der sonst Wortkarge dem Freunde wohl,
Als hätt' ein Gott ihm plötzlich das Herz gelöst,
Die tiefe Sehnsucht aus und redet
Von den verschollenen Reichskleinoden.

Über Forsthaus Wüstenfelde, durch Felder und Wälder, an dem kleinen trübsinnigen, im „Hohen Holze" schlafenden Kolksee vorbei gelangten wir in die berühmten „Kasseedorfer Tannen" und damit in die Wolfsschlucht. Von Eutin geht eine Chaussee durch die malerische, an wechselnden Schönheiten reiche Landschaft nach dem Städtchen Oldenburg in der Nähe der Ostseeküste, das aber nicht wie Eutin zum Großherzogtum gleichen Namens gehört. Rechts von dieser Chaussee, etwa eine Stunde von Eutin, entwickelt sich ein sehr zerworfenes, schluchtenartig gestaltetes Terrain, das durchgängig von dunkelm Tannenwalde bedeckt und in seinen Tiefen zum Teil mit finsteren Gewässern erfüllt ist — an hellen, warmen Sommertagen mit seinen sauberen Promenadenwegen ein erquickender Aufenthalt, an trüben Tagen und im Abendschatten aber für zarte Nerven leicht etwas „gruselig." Nun, ganz Eutin und Umgegend schwört darauf, wie „ihr" Joh. Heinr. Voß aus Grünau am Kellersee sich sein Motiv zur Luise, so habe „ihr" Karl Maria von Weber aus diesen Tannengründen sich seine Idee der „Wolfsschlucht" im Freischütz geholt. Unmöglich wäre ja die Sache nicht; doch ist es bekannt, wie leicht die Mythenbildung in solchem Falle eintritt, und ich habe nicht erfahren können, ob die betreffende Waldung auch schon vor der Entstehung des Freischütz den Namen „Wolfsschlucht" im Volksmunde oder als Forstort getragen hat; wäre dies letztere der Fall, so dürfte man allerdings an einen Ideenzusammenhang glauben, denn die Eutiner gehen hier viel spazieren.

Von Gremsmühlen aus, das gar nicht weit von Eutin entfernt ist, waren wir im großen Bogen um das Städtchen herumgeschwärmt, nun aber ging es, am Eutiner See entlang, direkt hinein. Eutin ist die Haupt- und einzige Stadt des ehemaligen Fürstentums Lübeck, das jetzt als Enklave zum Großherzogtum Oldenburg gehört, ein schmuckes, sauberes Landstädtchen von 4 bis 5000 Einwohnern, welches sich noch immer sonnt in dem Glanze seiner großen Vergangenheit. Und man muß einräumen, daß zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts auffallend viele Berühmtheiten, die in irgend einer Beziehung zu unserer klassischen Litteraturperiode stehen, in diesem Städtchen gewohnt haben, das doch damals schwerlich mehr als die Hälfte seiner jetzigen Einwohnerzahl gehabt haben mag. Schlosser, Nicolovius, Friedrich Jakobi, der als Erfinder der Tierphysiognomik bekannte Maler Tischbein, Graf Leopold Friedrich Stolberg, Voß, sie alle haben hier gelebt mit oder ohne Amt, die meisten gleichzeitig und miteinander befreundet; Karl Maria von Weber ist hier nur geboren (1786) und wahrscheinlich schon im folgenden Jahre von seinem Vater, der seine Stelle als Stadtmusikus niederlegte und mit seiner Familie ein neues Wanderleben begann, seinem Geburtsorte entführt worden, wogegen der Vater etwa acht Jahre hier gewohnt hat. Mit großer Pietät werden diese Erinnerungen in Eutin gehütet und namentlich die Häuser, worin einer dieser Männer gewohnt hat, dem Fremden mit Stolz gezeigt. So traten wir auf der Hinterstraße in das vom Grafen Stolberg, der hier von 1793—1800 Präsident der Kammer war, selbst erbaute und später von Tischbein bewohnte Haus und waren erstaunt über dessen Einfachheit — es ist ein ganz simples, zweistöckiges Bürgerhaus in Reih und Glied mit seinen Nachbarn, ohne den geringsten Schmuck, die Hausflur, die man durch eine Thoreinfahrt betritt, sogar mit rohen Feldsteinen wie eine kleinstädtische Straße gepflastert. Webers Geburtshaus auf der Lübecker Straße (siehe die Abbildung) präsentiert sich dagegen viel besser, ist auch mit einer künstlerisch ausgeführten Gedenktafel geschmückt; außerdem ist Webers Andenken noch durch die „Weberhalle" im Schloßgarten, in der seine Büste steht, geehrt worden. Die Hauptsehenswürdigkeit in Eutin ist aber nach der Meinung aller Eutiner das „Voß-Haus." Eigentlich hat es drei „Voß-Häuser" gegeben. Dasjenige, in welches Voß bei seiner Anstellung 1782 als Rektor zuerst zog, lag in der Wasserstraße, einem Gäßchen, das direkt an den See führt,

war eine elende kleine Hütte und ist 1869 verbrannt. Da er sich aber in seiner Weise über diese unwürdige Dienstwohnung beschwerte, so ließ man ihn einstweilen in das Großherzogliche Palais am Markte ziehen, welches der Großherzog dem Magistrate eigentlich zu einem neuen Rathause geschenkt hatte. Das eigentliche, dritte, von dem Dichter am längsten und bis zu seinem Abzuge aus Eutin im Jahre 1802 bewohnte, auch allgemein als Voß-Haus bezeichnete Gebäude liegt in der Kieler Straße und zeigt mit seinem schwarz angestrichenen, bretterbeschlagenen Giebel, der die Front bildet, und der alten Linde davor die altväterische Bauart und Gemütlichkeit jener Zeit. Schon bei Betrachtung des Äußeren wird man stutzig durch die Kellner und die Oleander in Kübeln, die vor der Thüre stehen. Nicht sehr erfreulich aber ist das, was man beim Eintritt findet: die ehrwürdige Dichterwohnung ist der Spekulation verfallen. Die gemütliche Giebelfront dient nur noch als historische Schürze, hinter der sich eine altdeutsch gehaltene Wein- und Bierstube modernster Art, ein Hotel ersten Ranges und ein aus nichts als Sitzplätzen bestehender Wirtsgarten verbirgt, alles durchschwärmt von schwarzbefrackten Kellnern, die vornehm mit weißen Servietten in der Luft herumfächeln. Der Geschmack mag ja verschieden sein, uns aber schreckte diese Ausnutzung eines ehrwürdigen Künstlerheims so sehr ab, daß wir uns still wieder zurückzogen, ohne in der „altdeutschen" Stube oder auf der „italienischen" Veranda etwas zu genießen.

Was Eutin jetzt noch mächtig Anziehendes hat, das ist seine idyllische Lage unmittelbar an dem reizenden See, sowie im Mittelpunkte einer an Schönheiten so reichen Gegend, und der berühmte Schloßgarten. Derselbe, für jedermann zugänglich, dient den Eutinern eigentlich als Stadtpark und ist ein echter und gerechter Schloßgarten alten Stiles, wie er sein soll. Am See hingestreckt gegenüber einer schön bewaldeten Insel, besitzt er wirklich alles, „was dazu gehört": schöne Aussichten, Berg und Thal, Wasserfälle und Schwanenteiche mit Springbrunnen, Grotten und Tempel, Statuen und Volieren, eine natürliche und eine künstliche Vegetation von hoher Vollkommenheit. Es ist ein Genuß, in diesem herrlichen, weitgedehnten und überraschungsvollen Garten sich zu ergehen, und man kehrt, wie von einem Magnet gezogen, immer wieder dahin zurück. Mitten im Garten liegt das von Wasser umgebene Schloß, das weder im Äußeren noch im Inneren besondere Merkwürdigkeiten besitzt, aber doch jährlich einige Sommerwochen lang den Großherzog von Oldenburg beherbergen darf.

Ich habe selten einen Ort gesehen, wo ich so gern im Sommer als Gast oder am Abend meines Lebens als Pensionär wohnen möchte, als dies kleine Eutin. Die Behaglichkeit seiner Lage, die Behäbigkeit seiner Bewohner, die Leichtigkeit des Naturgenusses, die Frische der geistigen Atmosphäre, die Billigkeit der leiblichen Bedürfnisse — alles wirkt zusammen, um hier das Leben angenehm zu machen. Der gemütvolle Holsteiner als Ureinwohner mit seiner Treuherzigkeit und dazu als nie und nirgends fehlender Sommergast der gewandte Hamburger mit den feinen Umgangsformen des gebildeten Weltbürgers — diese beiden Elemente des gesellschaftlichen Verkehrs erhöhen noch ganz wesentlich das Anziehende dieser reizvollen Gegenden, deren Vorzüge in dem vorstehenden kurzen Streifzuge längst nicht alle berührt oder gewürdigt sind. Wie sehr dieselben es aber verstehen, sich in das Herz ihrer Gäste einzuschmeicheln, das geht hervor aus der charakteristischen Thatsache, daß fast niemand, der das östliche Holstein besucht hat, seine Reisebeschreibung anders schließt als mit der entschiedenen Versicherung: „Sobald ich kann, reise ich wieder hin!" Und so auch wir, lieber Leser.

Von der preußisch-russischen Grenze.

Von Theodor Hermann Lange.

(Abdruck verboten.)

Es ist eine außerordentlich langgedehnte Strecke von Nimmersatt in Ostpreußen bis nach Myslowitz in Oberschlesien und der Dreikaiserecke — vom 56. bis nahezu 50. Breitengrade — eine über 600 Meilen sich hinziehende, oft große Bogen beschreibende Linie, welche die Grenze zwischen den beiden gewaltigen Reichen Deutschland und Rußland bildet. Eine natürliche Grenze ist nicht vorhanden. Kein Gebirge bewirkt eine merkliche Scheidung. Der weite Landstrich ist, einige Hügelketten abgerechnet, flach und eben. Langsam schleichen die kleinen Flüsse dahin, welche oft auf Entfernungen von 20, 30 und mehr Kilometer das deutsche Gebiet vom russischen trennen. Einzig im Frühjahr, wenn das Eis taut und der Schnee schmilzt, wälzen sie plötzlich große Wassermassen in reißenden Strudeln dahin und überfluten meilenweit die schutzlose Gegend. Nur zwei große Ströme durchbrechen die Grenze: die Memel und die Weichsel. Die stattlichen Wälder, welche früher viele Stunden lang auf russischem und preußischem Boden sich ausbreiteten, haben sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich gelichtet. Nicht bloß die polnischen Schlachtitzen, auch die deutschen Edelleute benötigten Geld, sie verkauften ihr Holz dem Juden, und die Axt schlug schnell hundertjährige Bestände nieder, die dem Schmuggler so lange gutes Versteck oder sicheren Pfad gewährt hatten und in deren Dickicht der Wolf vor den Kugeln der ihn verfolgenden Jäger flüchten konnte. Mancher stille Grenzsee hat allerdings auch dadurch seine Romantik eingebüßt. Die baumleeren Inseln und waldentblößten Ufer machen heute einen sehr öden Eindruck, während ihnen früher die Poesie des Waldes einen traulichen und anheimelnden Charakter verlieh. So ist es den Gestaden des Goplosees, so ist es auch zahlreichen anderen kleineren Gewässern längs oder in nächster Nähe der Grenze ergangen.

Während aber, dank der großartig entwickelten Verkehrsmittel der Neuzeit, die Handelsverbindungen zwischen den einzelnen Völkern immer vielseitiger werden, vermindern sich die verschiedenen Beziehungen zwischen Deutschland und Russisch-Polen, bezw. Litauen mehr und mehr; wenigstens wird das sogenannte Kongreßpolen den Deutschen immer verschlossener, selbst denjenigen unserer Landsleute, welche unmittelbar an der polnischen Grenze, in Schlesien, im Posenschen oder in den beiden Provinzen Preußen wohnen.

Nach dem Wiener Kongreß im Jahre 1814 war der Verkehr von Preußen nach Russisch-Polen hinüber ein vollständig freier. Die großen Zollschranken, welche — schlimmer als seiner Zeit die chinesische Mauer China vom westlichen Asien — heute Rußland vom westlichen Europa abschließen, sind erst in den letzten Jahrzehnten errichtet worden und türmen sich von Jahr zu Jahr immer höher auf. Neuerdings üben nun auch politische Ursachen in der angedeuteten Hinsicht einen sehr starken Einfluß aus. Die Ausweisungen von Fremdländern aus beiden Staatsgebieten dauern noch fort. Der Zuzug des Deutschtums nach Westrußland hat infolgedessen fast gänzlich aufgehört. Ebenso strömen auch aus Polen keine polnischen Arbeitermassen mehr wie früher nach den angrenzenden preußischen Kreisen hinüber, um daselbst in der Landwirtschaft und im Großgewerbe Beschäftigung zu suchen. Dazu kommt die unter den Deutschen wachsende Abneigung gegen alles Slawische, welche manches früher bestandene Verhältnis lockert. Desgleichen mehren sich auf der anderen Seite die Versuche der Polen und Russen, auf gewerblichem Felde sich soviel als möglich von der bisherigen deutschen Vormundschaft unabhängig zu machen und eine selbständige lebensfähige Industrie im eignen Lande heranzubilden. Alle diese Umstände zusammengenommen haben an der preußisch-russischen Grenze eine Scheidewand geschaffen, die sonst nicht vorhanden war und die sich auch in Zukunft sehr schwer überbrücken lassen dürfte.

In den rein deutschen Gauen hat man, trotzdem der Deutsche von Haus aus ein sehr tüchtiger Geograph ist, von unsern östlichen Grenzmarken und den anstoßenden russischen Gouvernements häufig recht irrige Vorstellungen. Es ist richtig, daß der Grenzübertritt vom preußischen Gebiete nach Rußland sich bei weitem nicht so einfach und glatt wie beispielsweise von Westfalen oder der Rheinprovinz nach Holland und Belgien

Digitized by Google

vollzieht. Der unmittelbar an der russischen Grenze ansässige preußische Staatsangehörige hat zwar das Recht, auf Grund eines sogenannten Passierscheines, welchen ihm die Heimatsbehörde ausfertigt, das russische Gebiet zu überschreiten, aber dieser Ausweis ist nur auf drei Tage gültig und gestattet einzig und allein den Aufenthalt und Verkehr in den unmittelbaren russischen Grenzorten bis zu einer Entfernung von höchstens drei Meilen von der preußischen Grenze. Zur Weiterreise in das Innere benötigt auch der im Posenschen oder in Westpreußen ansässige preußische Staatsbürger unbedingt eines regelrecht ausgestellten Passes, der obendrein von der russischen Gesandtschaft in Berlin zuvor visiert sein muß.

Indessen erheischt es die Gerechtigkeit, mitzuteilen, daß die russischen Zollbeamten, vor allem die höheren, viel besser als ihr Ruf sind. In Bezug auf ihre angebliche Bestechlichkeit ist wohl wenig von dem wahr, was in dieser Hinsicht über sie berichtet wird. Alle Erzählungen über Beleidigungen und Belästigungen der Reisenden durch russische Grenzbeamte sind mit größter Vorsicht aufzunehmen. Es ist richtig, daß sehr häufig ehemalige russische Offiziere im Strafwege an die Westgrenze geschickt werden; aber sprachgewandt und von gefälligen Umgangsformen habe ich die russischen Zollinspektoren stets gefunden, sobald ich von Posen, bezw. Thorn aus bei Alexandrowo zum ersten Male wieder russischen Boden betrat oder von Schlesien aus über Sosnowice nach Rußland reiste. Ich konnte mich dabei mit den russischen Zollinspektoren nicht bloß russisch oder deutsch, sondern ebenso fließend französisch und polnisch, ja in Einzelfällen auch noch englisch unterhalten. Ich fand also Sprachkenntnisse vor, die man bei unsern sonst so tüchtigen deutschen Zollbeamten selten antrifft.

Dafür steht allerdings der eigentliche russische Grenzsoldat auf einer um so niedrigeren Bildungsstufe. Aber zu diesem tritt der Reisende doch fast gar nicht, oder wenn wirklich, dann nur in die allerflüchtigste Beziehung. Für die Postenketten an der preußischen, bezw. österreichischen Grenze werden aus leicht begreiflichen Gründen niemals polnische oder westrussische Soldaten verwandt. Die Mannschaften, welche den harten, freudlosen Dienst an der Grenze versehen müssen — gewöhnlich werden sie auf sechs Jahre abbeordert —, haben durchweg das Licht der Welt im äußersten Osten des weiten russischen Reiches erblickt. An den Ufern der Dwina, des Uralflusses oder der Tura stand wohl ihr Vaterhaus, wenn sie nicht gar Abkömmlinge tatarischer Stämme sind. Regelmäßig am 1. und 15. eines jeden Monats erhalten die russischen Grenzsoldaten ihre karge Löhnung, die ebenso regelmäßig am 2. und 16. eines jeden Monats bis auf die letzte Kopeke vertrunken ist. Dann treten schlimme Tage für sie ein, und es ist leider nichts Seltenes, daß sie sich zu Felddiebstählen — aus angeborenem Patriotismus natürlich nur auf preußischem Gebiete — verleiten lassen. Manchmal kommt ihnen aber auch in dieser sorgenvollen Zeit ein günstiger Zufall zu Hilfe. Ein preußisches Huhn oder eine preußische Gans verirrt sich über die Grenze und flüchtet in die nächstbeste russische Wachtstube, wo sie natürlich im Kessel der Grenzsoldaten ein frühes Grab findet.

In seiner äußeren Erscheinung ist der russische Grenzsoldat keine malerische oder romantische Figur. Er sitzt nicht stolz zu Pferde, mit der langen Kosakenlanze in der Hand oder dem pelzgefütterten Kolpak auf dem Kopfe — nichts von alledem, er steht vielmehr als ein einfacher Linieninfanterist mit einem völlig gleichgültig und höchlichst gelangweilten Gesicht an der Grenze und wartet mit Sehnsucht, bis ihn die nächste Patrouille ablösen soll. Nur wenn ihm ein freigebiger, gutgelaunter Reisender ein Fläschchen Branntwein — es kann auch „denaturierter" sein — oder ein Paar Cigarren in die stets offene Hand drückt, überfliegt ein kurzer Freudenglanz sein stumpfsinniges Gesicht. Eine höchst schwerfällige Feldmütze oder ein ebenso plumper Tschako sitzt dem russischen Grenzsoldaten auf dem Kopfe. Über dem grauschmutzigen oder graubraunen Dienstmantel hängt an der rechten Seite in altmodischem Bandelier ein kurzer Säbel, und das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett trägt er bald über der rechten, bald über der linken Schulter. Die weiten Beinkleider stecken in knappen Stulpenstiefeln. So wandelt er seine ihm genau vorgezeichnete Strecke auf und ab oder lehnt an der Brücke, dem Grenzsteine oder der Straßenkette, welche an den Grenzübergängen die Passage für Fuhrwerke sperrt. Erst wenn die Reisenden ihre Pässe vorgezeigt und die Schriftstücke in

Ordnung befunden worden sind, fällt die bekannte Kette, die sich über den ganzen Weg spannt, und der Wagen kann seine Fahrt unbehindert auf der nunmehr russischen Chaussee fortsetzen. Die Kette wird aber sofort von neuem in die Höhe gezogen, um erst wieder vor dem nächstfolgenden Wagen zu fallen.

Die einzelnen russischen Posten stehen ziemlich nahe, auf waldigem oder unebenem Terrain oft nur 200—300 Schritte voneinander entfernt, auf freien, weiten Flächen in Abständen von 500—700 Schritten. Hin und wieder macht während der Nachtzeit ein Grenzkontrolleur, bezw. Grenzoffizier die Runde von Posten zu Posten. Oder es fällt, wenn ein Schmuggler oder gar eine ganze Bande in der Nähe der Patrouille vermutet wird, ein Signalschuß, dem als Antwort ein zweiter, vom nächsten Posten abgegebener Schuß folgt, bisweilen auch ein dritter oder vierter, deren Schall nur noch gedämpft vernommen wird. Dann, wenn sich nichts Verdächtiges ergeben hat, wird es wieder still. Nur die Fichte rauscht weiter im Winde, oder ein keckes Häschen springt über die Grenze, um sofort im Dunkel zu verschwinden. In kalten Winternächten, wenn der eisige Ostwind über die weiten Flächen dahinbraust, leuchtet hin und wieder ein Feuerschein längs der Grenze auf. Dann haben die Soldaten die Erlaubnis erhalten, sich einen Stoß Holz auf freiem Felde zusammentragen und in Brand setzen zu dürfen, an dessen Flammen sie ihre erstarrten Glieder erwärmen.

Wenn man von der russischen Grenze schreibt oder spricht, muß man auch die Schmuggler erwähnen. In vielen Ausstellungen und Salons, ebenso in deutschen Zeitschriften kann man noch heute Gemälde bezw. Illustrationen finden, welche das Leben und Treiben der Schmuggler an der preußisch-russischen Grenze veranschaulichen sollen, in Wirklichkeit aber beim Beschauer ganz irrige Vorstellungen erzeugen. Da sieht man die Schmuggler im bekannten polnischen Schnürenrock bis an die Zähne bewaffnet abgebildet, wie sie sorgsam ausspähend ihre Pferde langsam über die Grenze am Zaume führen. Die klugen Tiere müssen schwere Lasten ziehen, Wagen beladen mit Fässern voll Spiritus oder Branntwein, mit Tabaks- oder Seidenballen ꝛc. Thatsächlich ist von all dieser Schmugglerromantik nichts vorhanden. Die Schmuggler sind arme Teufel, heruntergekommene jüdische Händler, beschäftigungslose Arbeiter oder liederlich gewordene Handwerker und Kleinbauern. „Schwärzen“ sie Spiritus, Liköre und dergleichen, so binden sie sich große Schweinsblasen und Gummischläuche, mit diesen Flüssigkeiten gefüllt, um den Leib oder befestigen diese sonderbaren Behälter an Brust und Rücken. Liegt die Gefahr nahe, daß der Grenzsoldat ihn ergreifen könnte, so werden die Blasen mit dem stets bereitgehaltenen Messer zerstochen, der Spiritus oder Rum ergießt sich natürlich sofort auf die Erde, und der Schmuggler vermag leichter und ungehinderter über die Grenze zu eilen. Ist keine Flucht mehr möglich, so werden stracks Blasen und Schläuche fortgeworfen, und man übergibt sich dann dem Posten. Kämpfe zwischen Schmugglern und Grenzsoldaten kommen heute nur sehr selten vor. Aus Rache wird allerdings meuchlings bisweilen dieser oder jener Grenzsoldat von Schmugglern erschossen, die auf ihn wegen irgend einer Anzeige einen tödlichen Haß geworfen hatten. Große Wagentransporte mit zollpflichtigen Gegenständen lassen sich unbemerkt überhaupt nicht über die Grenze befördern.

Unlängst fuhr ich an einem Sonntag auf der einförmigen Landstraße von Konin im Gouvernement Kalisch der preußischen Grenze zu. In der Stadt Slupce, nur wenige Minuten vom preußischen Gebiete entfernt, machten wir Halt. Der Gottesdienst in der schönen, neuerbauten Cerkiew (der orthodoxen Kirche) war gerade zu Ende. Zahlreiche russische Offiziere, Grenzkontrolleure und gemeine Soldaten, diesmal in den besseren, kleidsamen Paradeuniformen, verließen das Gotteshaus und bewegten sich alsdann auf dem kleinen Marktplatze plaudernd auf und ab oder suchten die nächstgelegenen Wirtshäuser auf. In einem dieser Restaurants wählte ich mir einen Grenzsoldaten aus, der mir meinen Reisemantel bis unmittelbar an die preußische Grenze tragen sollte, in deren nächster Nähe sich der Bahnhof Strzalkowo — gleichfalls auf preußischem Gebiete — befindet.

Mein Träger war ausnahmsweise ein geweckter Bursche.

„Wie geht's und steht's an der Grenze?“ fragte ich ihn.

„Schlecht, Panie, sehr schlecht! Leider

läßt der Schmuggel immer mehr und mehr nach."

„Leider?" fragte ich den Grenzsoldaten.

„Ja, leider!" antwortete er. „Früher, als in Deutschland das neue Branntweinsteuergesetz noch nicht erlassen war, wurde immer verhältnismäßig viel Spiritus geschmuggelt. Man erwischte dabei öfters einige der Schmuggler und erhielt dann seinen ‚Paj'" (Paj, der Anteil, welcher dem Grenzsoldaten ausgehändigt wird, sobald er den Schmuggler samt der geschwärzten Ware einbringt). „Heute wird nur wenig Spiritus geschmuggelt, und so ist der kleine Verdienst, den wir Grenzsoldaten haben, noch geringer geworden. Die arme Grenzbevölkerung wendet sich jetzt mehr und mehr vom schlecht lohnenden Schmuggel ab und anderen Erwerbszweigen zu....."

Thatsächlich vermindert sich nicht bloß der Schmuggel, auch der Kleinhandel in den Grenzdistrikten nimmt mehr und mehr ab. Sieht man von den großen Getreideladungen, welche in langen Eisenbahnzügen hauptsächlich durch die Provinzen Ost- und Westpreußen gehen, und der Holzausfuhr ab, die nach Ostpreußen hinüber auch heute noch eine bedeutende ist, so hat sich der übrige Export gegen früher wesentlich verringert. Nur in einer Richtung ist die Ausfuhr aus Westrußland gewachsen. Geflügel, vor allem Gänse, ferner Butter, Eier ꝛc. gehen alljährlich in immer größeren Mengen über die Grenze nach Deutschland. Unsere deutschen Hausfrauen in Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und in Dutzenden von anderen deutschen Städten, die auf den Wochenmärkten diesen bei allen Familienmitgliedern so beliebten schmackhaften Vogel kaufen, ahnen meist nicht, daß sie wohl sehr häufig polnische, bezw. russische Gänse in ihrer Küche braten. Diese russische Gans geht durch so viele und verschiedene Hände, ehe sie nach Leipzig oder Hamburg gelangt, daß man füglich behaupten kann, sie sei inzwischen vollständig „germanisiert" worden. Auf zwei Wegen wandern die russisch-polnischen Gänse nach Deutschland. Entweder sie treffen mit den Eisenbahnzügen der Warschau-Mlawaer Linie in eignen Transportwaggons in Illowo in Ostpreußen ein, von welcher Station sie mit der Marienburger, bezw. Ostbahn weiter nach dem Westen befördert werden, oder sie watscheln zu Tausenden und aber Tausenden auf den ausgefahrenen Landwegen und vielfach nicht sonderlich gepflegten Chausseen des westlichen Polen links der Weichsel nach Slupce, wo sie geradezu legionenweise über die preußische Grenze getrieben werden. In einem einzigen Jahre treffen durchschnittlich in dem preußischen Grenzdorfe Strzalkowo oft nicht weniger als 600 000 Stück solcher Gänse ein.

Zu gewissen Zeiten sind in diesem Dorfe, ebenso in dem benachbarten russischen Städtchen Slupce, alle Straßen, Plätze, Höfe und Raine mit Gänseherden bedeckt. Würdevoll schreiten die Gänsetreiber, die mit Eisenspitzen beschlagenen großen Leitstäbe in den Händen, zwischen ihren Pfleglingen auf und ab und mustern noch einmal die verstaubten zweibeinigen Gesellen, die einen höllischen Lärm verursachen, ehe sie in Strzalkowo in die Eisenbahnwagen gesteckt werden. Wehe dem armen Reisenden, der müde und erschöpft von mehrtägiger Fahrt auf einer russischen „Britschke" — wie mir es einmal erging — in Strzalkowo abends eintrifft, um dort der Nachtruhe zu pflegen. Nur langsam und mit Vorsicht konnte sich mein Gefährt einen Weg durch die sehr breiten Dorfstraßen bahnen, denn überall flatterten und kreischten diese Vögel, die man am liebsten in „gutgebratenem" Zustande bewundert.

„Etwa 30 000 Gänse sind heute in Strzalkowo zugetrieben worden" — sagte mir mein freundlicher Wirt, als ich das Gespräch auf den Grenzverkehr und was damit zusammenhängt, lenkte. Mich aber überfiel bei diesen Worten ein gelindes Grausen. Langsam stieg ich die Treppe zu meinem Zimmer hinauf und öffnete die Fenster, um die erfrischende Abendluft einströmen zu lassen. Da lag vor mir das ganze Dorf Strzalkowo, ein freundlicher, sauberer Ort, mit Post, Telegraph, Eisenbahn, einer Zollkammer ꝛc., und so weit mein Auge blicken konnte, gewahrte ich ein — Meer von Gänsen. Aber alle Gänse, die großen wie die kleinen, die alten wie die jungen, die schwachen wie die starken, die mageren wie die fetten, alle schnatterten, alle kreischten und zischten, zischten, kreischten und schnatterten die ganze Nacht hindurch so furchtbar, als ob jede einzelne von ihnen ein Kapitol zu retten hätte. Eine volle Stunde vor Abgang des ersten Morgenzuges war ich bereits auf dem Bahnhof, und nachdem Strzalkowo

schon längst hinter mir lag, tönte mir noch immer das Geschnatter jener 30 000 in die Ohren. Für zahlreiche Bewohner von Strzalkowo und Slupce hat aber das Geschnatter der Gänse einen gar lieblichen Klang; denn der Gänsehandel, die Butter- und Eierausfuhr nach Deutschland bieten zahlreichen Familien ein gutes Auskommen. 600 000 Stück Gänse, 3 Millionen Eier und etwa 150 000 Centner Butter, welche 1887 durch Slupce und Strzalkowo über die Grenze geführt wurden, kennzeichnen die wirtschaftliche Bedeutung dieses Platzes am besten. Die Gänse sind, wie fast alle Lebensmittel in Polen, billig. Das Stück kostet 1 Mark. Ein Pfund Schweinefleisch wird an der polnischen Grenze mit 20 Pfennig gekauft, ein Hühnerei beispielsweise um 2 Pfennig.

Ackerbau, einschließlich Spiritusbrennerei und Viehzucht, stellenweise auch Holz- und Viehhandel, sind die hauptsächlichsten Erwerbszweige längs der preußisch-russischen Grenze. Großindustrie in weiterem Umfange ist nur an der oberschlesischen Grenze vorhanden. Hier ist sie aber wirklich bedeutend und zwingt durch ihre Leistungen Bewunderung ab. Wenn man das Grenzgouvernement Petrikau durchwandert, wird man unwillkürlich an amerikanische Zustände erinnert, so überraschend schnell ist hier der industrielle Aufschwung in den letzten Jahrzehnten erfolgt. Noch bis zum Jahre 1858 war z. B. die ganze Gegend, wo heute die blühende Fabrikstadt Sosnowice (unmittelbar an der preußischen Grenze) steht, mit dichtem Fichtenwald bedeckt. Kein Haus, kein Schlot war hier ringsherum wahrzunehmen. Im Jahre 1880 erzeugten die damaligen elf großen Sosnowicer Fabriken schon für 1 387 429 Rubel Waren. 1886 zählte Sosnowice bereits 36 große Fabrikanlagen mit einer Jahresproduktion von rund 37 Millionen Rubel. Lodz war 1820 noch ein armseliges polnisches Dörfchen von wenigen hundert Einwohnern, 1840 zählte es 20 000, 1870 über 60 000 und 1887 gar 160 000 Bewohner. Allein die vormalig Kramstaschen wie die Gräflich Renardschen Eisen- und Kohlenwerke längs der preußisch-russischen Grenze weisen einen Wert von 25—30 Millionen Rubel auf. Aber wie gesagt, nur an jenem Teile der schlesischen Grenze macht sich dieses großindustrielle Leben bemerkbar. Sonst hat in Polen gegen früher in wirtschaftlicher Hinsicht keine sonderliche Änderung stattgehabt. In den Städten haben, wenige Polen, ebenso hin und wieder einen Deutschen abgerechnet, die Juden fast den gesamten Handel und Verkehr in ihren Händen; auf dem Lande sitzen noch größtenteils die Schlachtitzen (der polnische Kleinadel), und wenn auch im letzten Jahrzehnt eine große Anzahl ehemaliger polnischer Güter in deutsche Hände überging — eine polnische Zeitung nannte diesen Besitzwechsel nicht mit Unrecht die vierte Teilung Polens — so ist neuerdings in dieser Hinsicht ein gewisser Stillstand eingetreten, als Folge jenes bekannten Märzukases vom Jahre 1887, der Ausländern den Erwerb von Grundeigentum im westlichen Rußland wesentlich erschwert bezw. teilweise ganz unmöglich macht.

Auf dem platten Lande, besonders im fruchtbaren Kujavien, lebt der polnische Landedelmann noch vielfach sorglos, wie seine Ahnen vor hundert Jahren, oft oder sogar meist über seine Verhältnisse hinaus. Indessen verdient hervorgehoben zu werden, daß es auch eine Reihe musterhaft fleißiger und betriebsamer polnischer Landwirte gibt. Der Schlachtitz vom alten Schlage hat aber ein glückliches Temperament. Er lebt, wie gesagt, froh und unbekümmert um die Zukunft in den Tag hinein, liebt lustige Gesellschaft, die Freuden der Tafel und hält stets ein offenes Haus. Ein polnisches Sprichwort lautet: „Ein Gast ins Haus — Gott ins Haus," („Gość w dom, Bóg w dom") — und mit dem Glase in der Hand geht der Hausherr dem Ankömmling entgegen, um ihn mit zahlreichen Küssen und Umarmungen zur Einkehr aufzufordern. Selbst auf dem abgelegensten Edelhofe finden wir eine stets reich besetzte und mannigfaltige Tafel. Vor allem nehmen die Suppen, wie Barszcz, Czernina u. a. in der polnischen Küche eine hervorragende Stelle ein. Es sind ungemein scharf gewürzte, mit Zuhilfenahme von allerhand Fleisch, Wein, Obst ꝛc. zubereitete Suppen, denen ein pikanter, ungemein zur Eßlust reizender Geschmack nicht abzusprechen ist. Die Czernina indessen, ähnlich dem deutschen „Schwarzsauer", spielt noch außerdem in vielen Gegenden im gesellschaftlichen und Familienleben der Polen eine bedeutungsvolle Rolle. Begibt sich ein junger Mann auf Freiers-

füßen in ein Haus, so kann er schon an der Tafel erfahren, ob sein Antrag Hoffnung auf Erhörung hat oder nicht. Setzt die Hausfrau an diesem Tage die Suppe Czernina dem Gaste vor, so darf er nicht daran denken, seine Werbung auszusprechen, denn dieses Gericht bedeutet für ihn, dessen Absichten bereits erraten worden sind, einen Korb ohne jede Umschweife. Eine solche Sitte hat gewissermaßen viel für sich. Sie erspart dem Antragsteller, sowie der jungen Dame und ihren Eltern manche peinliche Minute, und der Ehekandidat kann, wie er gekommen, sich wieder entfernen, ohne auch nur mit einem Worte das heikle Thema berührt zu haben. Trotzdem ist ihm in der betreffenden Angelegenheit vollständige Aufklärung geworden. Eine ähnliche Sitte besteht übrigens auch bei den Ruthenen in Galizien und der Bukowina. Setzt man dort einem jungen Gaste, der aus dem gleichen Grunde ein Haus aufsucht, in dem sich eine oder mehrere Töchter befinden, Suppe aus Harbuz (eine Kürbißart) vor, so weiß er sofort, daß ein Heiratsantrag seinerseits niemals angenommen werden würde.

Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Polen ist, ohne die polnischen Tänze zu berühren, undenkbar. Die Gräfin Karolina Potocka sagt in ihren bekannten Erinnerungen: „Der Tanz ist das hauptsächlichste Zeichen des polnischen Charakters, denn er verläßt uns nicht einmal in schweren und schlechten Zeiten.“ Und thatsächlich ist wohl in den polnischen Salons nie so viel und in so betäubenden Wirbeln getanzt worden, als gerade zu jener Epoche, da das Gebäude der Selbständigkeit des polnischen Staatswesens in sich zusammenstürzte. Polonäse, Polka, Mazur, Krakowiak, Oberek, der Männertanz Kozak und zahlreiche andere Tänze werden noch in der Jetztzeit mit derselben Vorliebe und Leidenschaftlichkeit von jungen und älteren Polinnen und Polen wie vordem getanzt. Die meisten dieser Tänze tanzt der Pole noch heute häufig in der Nationaltracht. Bei der Polonäse trägt der Tänzer den ärmellosen Kontusz und dabei die Karabela (polnischer Säbel) an der Seite, während die Dame die leichte, luftige Taratatka über die Schultern geworfen hat. Aber leider sucht nicht nur der begüterte Schlachtitz in solchen Festen den Glanz und die Ehre seines Hauses, auch der verschuldete Landedelmann ist bestrebt, es seinem wohlhabenden Nachbar gleich zu thun. So hatte vor kurzem in der Nähe von Kalisch ein junger polnischer Rittergutsbesitzer ein großartiges Ballfest veranstaltet. Man aß, man trank, man jubilierte, und jung und alt gab sich dem wilden Reigen des Mazur hin. Die Morgenstunde war herangekommen, und der „weiße Mazur“ sollte getanzt werden, der „weiße“ deswegen genannt, weil ihn das weiße Frühlicht, wie der Glanz der Kerzen und Lichter zugleich bescheinen. In diesem Augenblick ertönte aus einem Nebenzimmer ein Pistolenschuß. Der verschwenderische Gastgeber hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt und lag in seinem Blute auf dem Teppich. Die Festlichkeit hatte ihn über 5000 Rubel gekostet. Natürlich war das Geld dazu erst von einem Juden zu Wucherzinsen geliehen worden, nur um noch unter möglichst viel Aufsehen erregenden Umständen die Welt verlassen zu können. Haus und Hof waren über und über verschuldet; binnen Jahresfrist hätte der Selbstmörder nicht mehr einen Fußbreit väterlicher Erde besessen. Aber der arme Thor wollte noch einmal von sich reden machen, noch einmal ein Fest veranstalten, wie es seine Vorfahren gegeben, die noch ein Dutzend von Edelhöfen besaßen, oder auf wenige Stunden den Neid aller seiner Nachbarn und Hausfreunde erregen, um dann plötzlich aus der Reihe der Lebenden zu scheiden. Diese kurze Mitteilung charakterisiert mehr wie alles andere einen großen Teil des polnischen Kleinadels, der das von den Vätern Ererbte nicht mehr zusammenzuhalten, geschweige zu vermehren vermag. —

Für die Familien der russischen Zollbeamten und Offiziere, welche an der Grenze stationiert sind, spinnt sich durchweg das Leben höchst einförmig ab. Ein geselliger Verkehr findet zwischen Russen nnd Polen kaum statt, und Städte und Städtchen, wie Bendzin, Boleslawice, Wieruschau, Peisern, Slupce oder gar Tauroggen ꝛc., bieten absolut keine Zerstreuung oder Unterhaltung. Führte mich zur Sommerszeit mein Weg von Podzamcze (Wilhelmsbrück) über die schmale hölzerne Prosnabrücke nach Wieruschau (Rußland) hinüber, so sah ich fast regelmäßig die Frauen und Töchter der russischen Beamten, mit Cigarretten im Munde, am reizlosen Prosnaufer stehen und — angeln. In größeren Grenzstädten wie Kalisch begleiten die Rus-

sinnen ihre Männer zuzeiten in den Klub, wo aber auch nur gespielt, geraucht und getrunken wird. Indessen läßt sich vielen Frauen und Töchtern der höheren russischen Zollbeamten eine gewisse, wenn auch nicht selten mehr äußerliche Bildung nicht absprechen. Die meisten der Damen haben die bekannten russischen Mädchengymnasien besucht und neben vielem Unnötigen und Überflüssigen doch auch manches Nützliche gelernt.

Zu den markantesten Grenztypen gehören schließlich noch der polnische Jude und der Flissake, der Weichselflößer. Den ersteren beleckt indessen auch schon mehr und mehr die westeuropäische Kultur, sein langer Kaftan wird kürzer, ebenso die „Pejsy" (die gedrehten Löckchen an den Ohren), nur der Flissake ist der alte geblieben. Eigentlich ist er in Galizien zu Haus. Aber er kommt alljährlich ein- bis zweimal, zuweilen auch öfters, auf der Weichsel über Warschau und Wloclawek bis hinab nach Thorn oder Danzig, wo dann die Flöße auseinander genommen werden und der Flissake seine Löhnung erhält. Der Flissake ist natürlich kein Schwarzwaldflößer, so stolz und so lustig, wie sie uns Wilhelm Hauff mit seltener Meisterschaft gezeichnet hat; er ist aber ein fleißiger, ruhiger Geselle von außergewöhnlicher Anspruchslosigkeit. Von früh bis in den späten Abend ist er oft mit 20 und 30 Gefährten auf dem langen Floße mit der schweren Ruderarbeit beschäftigt. Auf dem Floße schläft, kocht, ißt und trinkt er. Seine geringe Habe bergen die auf den Flößen errichteten Holzhütten. Trotzdem die Bezahlung eine sehr schlechte ist, erübrigt der Flissake binnen wenigen Jahren durchweg soviel, um sich später eine eigne kleine Wirtschaft kaufen zu können. Er kehrt aber dann meist nicht nach Galizien zurück, sondern siedelt sich auf russischem Boden an der österreichischen oder preußischen Grenze an. Im allgemeinen sind die niederen polnischen Gesellschaftsklassen sparsam und fleißig, das gerade Gegenteil von dem luxuriösen und verschwenderischen polnischen Edelmann.

So lebt, arbeitet und genießt man auf russischem Boden an der preußischen Grenze. Von Berlin oder Breslau bringt uns mitten aus dem deutschen Leben heraus der Kurierzug in nur etwa 8—9, bez. sogar nur 4 Stunden in diese von der germanischen Welt so grundverschiedene slawische hinein. Neben den katholischen Kirchen und den vereinzelten evangelischen Kapellen erheben sich neuerdings schon überall, unmittelbar an der preußischen Grenze, die russischen Cerkiews (orthodoxe Gotteshäuser) mit ihren breiten Kuppeltürmen und zahlreichen großen und kleinen zweiarmigen Kreuzen. Die orthodoxe Propaganda arbeitet in Polen gleich geschäftig gegen die evangelische, wie gegen die katholische Kirche, damit wahr werde die russisch-chauvinistische Losung: „Ein Zar, ein Reich, ein Glaube!" Müssen doch bekanntlich bei Mischehen, wenn der eine Teil der russisch-orthodoxen Kirche angehört, alle Kinder ausschließlich in diesem Ritus getauft und erzogen werden. In das russische Reich will ich meine Leser nicht hinüberführen, nur bis auf die „Brücke zwischen Europa und Asien" wollte ich sie geleiten, von wo sie allerdings wohl mit dem geistigen Auge weiter nach dem unabsehbaren und schier unendlichen Osten schauen werden. Haben wir erst einmal die preußische Grenze hinter uns, so gibt es zwischen dieser und dem Stillen Weltmeer bez. China keine weitere politische Grenze mehr. Denn nun breitet es sich aus tausend und aber tausend Werst das — „heilige Rußland." Aber auch gegenüber diesem gewaltigen Zarentum bleibt das verhältnismäßig kleine Polen ein interessantes Stückchen Erde, das zu lehrreichen Betrachtungen anregt. Prophetische Politiker haben Russisch-Polen „das Land des Zukunftskrieges" genannt. Möglich, daß sich hier später die russischen Heere mit den österreichischen messen werden, möglich sogar, daß auf dieser Erde, die schon so viel Blut getrunken hat, auch noch einmal das Germanentum mit dem Slawentum in heißem Ringen zusammentrifft.

Die deutschen standesherrlichen Geschlechter.

(Abdruck verboten.)

Wie in Heft 7 der „Neuen Monatshefte" vom Jahrg. 1888/89 eine Übersicht über die europäischen Herrschergeschlechter, so geben wir in folgenden Zeilen eine solche über die deutschen standesherrlichen Häuser. Man versteht darunter rechtlich diejenigen adligen Familien, welche zur Zeit der Auflösung des alten Reiches reichsunmittelbare

Gebiete mit Landeshoheit regierten, die Reichsstandschaft mit Sitz und Stimme im Reichstage besaßen und sodann „mediatisiert," d. h. der Souveränität eines ihrer früheren Nebenfürsten unterworfen wurden. Für den Verlust ihrer Selbständigkeit gewährte ihnen die deutsche Bundesakte gewisse Vorrechte, welche im wesentlichen auch die spätere Landes- und Reichsgesetzgebung bestätigt hat; so insbesondere das Recht eigner Hausgesetzgebung, Befreiung von der Wehrpflicht, Vorzüge in der Besteuerung und im Gerichtsstande, erbliche Sitze in der Landesvertretung, vor allem aber die Ebenbürtigkeit mit den souveränen Dynastieen. So ausgestattet bilden die Mediatisierten neben den regierenden Geschlechtern in Deutschland den „hohen Adel," dergestalt, daß ihnen gegenüber alle anderen Adelsgeschlechter, einerlei, welche Adelstitel sie führen, nach deutscher Rechtsauffassung zum „niederen Adel" zählen, so namentlich also auch die fürstlichen Häuser Biron, Bismarck, Blücher, Carolath, Hatzfeldt, Lynar, Pleß, Putbus, Radolin, Radziwill, Wrede und das herzogliche Haus Sagan, wie edel auch an sich ihr Geschlecht sein mag. — Nachdem mehrere standesherrliche Familien ausgestorben oder doch im Mannesstamme erloschen sind, wie die Palm-Gundelfingen und Dietrichstein, gibt es ihrer noch 54 mit insgesamt z. Z. 758 männlichen Sprossen. Davon sind 3 Familien herzoglich, 28 fürstlich und 23 gräflich. Sie teilen sich wieder in 108 Linien, Äste und Zweige, welche unter 5 Herzögen, 53 Fürsten, 1 Landgrafen, 1 Altgrafen und 48 Grafen als Familienhäuptern stehen. Im einzelnen sind die 54 Geschlechter folgende (die eingeklammerte Ziffer bezeichnet die Zahl der Männer):

1. Herzogliche: Arenberg (12), Croy-Dülmen (24), Looz und Corswarem (5).

2. Fürstliche: Auersperg (13), Bentheim (12), Colloredo-Mannsfeld (7), Esterházy von Galántha (6), Fugger (26), Fürstenberg (11), Hohenlohe (53), Isenburg (22), Khevenhüller-Metsch (7), Leiningen (10), Leyen (1), Lobkowitz (19), Löwenstein-Wertheim (11), Metternich-Winneburg (4), Öttingen (10), Rosenberg-Orsini (6), Nieder-Salm (11), Ober-Salm (16), Sayn und Wittgenstein (31), Schönburg (20), Schwarzenberg (10), Solms (50), Starhemberg (3), Thurn und Taxis (22), Trauttmansdorff (11), Waldburg (22), Wied (4), Windischgrätz (15).

3. Gräfliche: Bentinck (14), Castell (22), Erbach (17), Giech (2), Görtz (3), Harrach (13), Königsegg-Aulendorf (3), Kuefstein (3), Leiningen-Westerburg (9), Neipperg (5), Ortenburg (5), Pappenheim (12), Platen zu Hallermund (20), Pückler-Limpurg (10), Quadt-Wykradt (10), Rechberg und Rothenlöwen (7), Rechteren-Limpurg (15), Schaesberg (15), Schönborn (17), Stadion (5), Stolberg (59), Waldbott von Bassenheim (8), Wurmbrand-Stuppach (20).

Wir begegnen in dieser Liste einer ganzen Reihe uralter Dynastengeschlechter, deren Geschichte hinter denen der regierenden Häuser nicht zurücksteht und deren Namen in Deutschland von jeher besten Klang hatten, daneben aber vielen Familien des niederen Adels, welche ihre Stellung der Gunst der habsburgischen Kaiser verdanken, in deren Dienst sie sich auszeichneten; die Fugger gar sind bekanntlich die Nachkommen eines reichen Augsburger Leinewebers. Nach der Lechstadt verweist auch der Ursprung der Löwenstein, welche der Ehe eines wittelsbachschen Pfalzgrafen bei Rhein mit der Augsburger Bürgerstochter Klara Dett entstammen. Die Leiningen und Leiningen-Westerburg und ebenso die Ober- und Nieder-Salm besitzen ihren gemeinsamen Geschlechtsnamen lediglich durch Erbgang weiblicherseits, sind dagegen im Mannesstamme von ganz verschiedener Herkunft.

Den Herzogstitel führen neuerdings außer den obengenannten Familien auch zwei Zweige der Hohenlohe infolge preußischer Verleihung: die Ujest und Ratibor. In zweiter Linie nennen sich aber Herzöge auch die Auersperg (von Gottschee), die Lobkowitz (von Raudnitz), die Metternich (von Portella), die Salm-Salm (von Hoogstraeten) und die Schwarzenberg (von Krumau). Die 28 fürstlichen Häuser führen diesen Titel meist so, daß neben dem fürstlichen Familienoberhaupt die übrigen Angehörigen Prinzen und Prinzessinnen sind, zum Teil aber auch dergestalt, daß sie Grafen und Gräfinnen heißen. Dies letztere ist der Fall bei den Colloredo, Fugger, Khevenhüller, Rosenberg, Solms-Baruth, Starhemberg, Trauttmansdorff, Waldburg und Nieder-Salm jüngerer Linie (hier „Altgrafen"). Die Fugger, Isenburg, Leiningen, Sayn, Schönburg, Solms und Waldburg

besitzen neben fürstlichen auch gräfliche Linien, die Fürstenberg eine landgräfliche, die Nieder-Salm eine rein altgräfliche. Als merkwürdiger Titel möge hier noch „Wild- und Rheingraf," der angestammte Name der Ober-Salm, Erwähnung finden. Übrigens begründet der verschiedene Adelstitel der standesherrlichen Häuser keinen eigentlichen Rangunterschied unter ihnen; im Prädikate werden die herzoglichen und fürstlichen Standesherren als „Durchlaucht," die gräflichen (aber nur die Chefs) als „Erlaucht" bezeichnet.

Der Grundsatz, daß der hohe Adel nur durch Abkunft von beiderseits hochadligen Eltern erworben wird, ist in diesem Umfange anscheinend bei keinem einzigen der standesherrlichen Häuser anerkannt, vielmehr, sei es nun durch Hausgesetz, durch Herkommen oder durch Einwilligung der Agnaten im einzelnen Falle, mehr oder minder abgeschwächt. Wir begegnen sogar als ebenbürtig anerkannten Ehen von Standesherren mit bürgerlichen Frauen; so leben die regierenden Grafen von Kuefstein und Alt-Leiningen-Westerburg, der Erbgraf Waldbott und Angehörige der Familien Fürstenberg, Pückler, Quadt, Rechteren, Solms, Windischgrätz und Wurmbrand in solchen Ehen. Weitaus überwiegend sind freilich in derartigen Fällen morganatische Ehen, bei welchen dann die bürgerliche oder niederadlige Frau und deren Kinder einen neuen Geschlechtsnamen annehmen, wie z. B. von Wildenstein und von Kurl bei den Erbach, Graf von Gleichen, Freiherr von Brauneck, von Bronn und von Lobenhausen bei den Hohenlohe, Graf von Büdingen bei den Isenburg, Graf von Salm-Hoogstraeten bei den Ober-Salm, Graf von Löwenstein-Scharffeneck bei den Löwenstein. Im Hause Sayn haben zwei Prinzen auf die standesherrlichen Rechte und Titel verzichtet und nennen sich Graf von Hachenburg und Graf von Altenkirchen. Nicht zu den standesherrlichen Häusern rechnen sich die Nachkommen des Grafen Adam Neipperg mit der Erzherzogin Maria Luise, der früheren Gattin Napoleons, welche Fürsten von Montenuovo (schlechte italienische Übersetzung von Neipperg) heißen.

Es wird häufig die Thatsache hervorgehoben, daß der Adel der Standesherren im ganzen am öffentlichen Leben der deutschen Nation sich bei weitem nicht in einer seiner bevorzugten Stellung so entsprechenden Weise beteiligt, wie dies z. B. der preußische Adel thut, ganz zu schweigen vom Hochadel Ungarns oder Englands. Der Grund dafür liegt wesentlich in der Geschichte. Noch sind die Überlieferungen des alten Reiches nicht vergessen, welche den Adel namentlich Süddeutschlands in den Dienst der schwäbisch-österreichischen Habsburger zogen, dem ein erheblicher Teil überhaupt seine standesherrliche Stellung zu danken hat. Vor allem gilt dies natürlich von dem hohen Adel der österreichischen Erblande, den Auersperg, Colloredo (ursprünglich Schwaben), Esterházy, Khevenhüller, Kuefstein, Harrach, Lobkowitz, Rosenberg, Schwarzenberg (ursprünglich Franken), Starhemberg, Trauttmansdorff, Windischgrätz und Wurmbrand. Mehr oder minder haben aber ihren Schwerpunkt in Österreich durch Dienst und Grundbesitz auch die fränkischen Häuser Metternich, Nieder-Salm und Schönborn, die schwäbischen Fürstenberg, Königsegg, Neipperg, Rechberg und Stadion, während die fränkischen Hohenlohe und Solms, die schwäbischen Fugger, Öttingen und Waldburg, die italienischen (bayrischen) Thurn und Taxis und die norddeutschen Schönburg, Stolberg und Platen in Österreich wenigstens in einzelnen Gliedern vertreten und ansässig sind. Die Looz gehören gänzlich, die Arenberg und Croy überwiegend, Belgien an, ähnlich die Bentinck und Rechteren Holland. Von den Einflüssen zu sprechen, welche deutsche altadlige Geschlechter entnationalisiert und z. B. aus einem Schwarzenberg einen tschechischen Svarcemberg gemacht haben, ist hier nicht der Ort. So kommen von den 54 standesherrlichen Häusern für das neue Deutsche Reich 13 gar nicht, 13 weitere nur teilweise in Betracht, und es verbleiben ihm nur 28.

In naher Verbindung mit diesen politischen Verhältnissen stehen die konfessionellen, welche besondere Beachtung verdienen. Rein evangelisch sind von den 54 Häusern nur 11: Bentheim, Bentinck, Erbach, Giech, Görtz, Leiningen-Westerburg, Ortenburg, Platen, Pückler, Rechteren und Wied. Überwiegend evangelisch sind (nach der Zahl der Männer) 9 weitere: Castell (21:1), Solms (40:3), Pappenheim (11:1), Sayn (20:11), Isenburg und Schönburg (je 16:6), Löwenstein (8:3), Stolberg (35:24) und Harrach (8:6). Bei den Hohenlohe (35:17), Leiningen (7:3)

und Ober-Salm (9 : 7) überwiegen schon die Katholiken, und die übrigen 31 Familien sind durchweg katholisch. Es ist für die Macht der römischen Kirche sehr bezeichnend, daß sie, namentlich im gegenwärtigen Jahrhundert, es verstanden hat, eine ganze Reihe vordem gänzlich evangelischer Geschlechter wenigstens teilweise zurückzugewinnen. Fast in allen Fällen hat sie diesen Erfolg durch Mischehen evangelischer Standesherren mit katholischen, insbesondere österreichischen, westfälischen und belgischen Frauen erreicht, so in den letzten 50 Jahren allein bei den Castell, Solms, Pappenheim, Sayn, Isenburg, Löwenstein, Stolberg und Schönburg. Verloren ging dem Katholizismus nur ein Teil der Harrach (in Schlesien).

Zum Schlusse mögen noch einige Vornamen genannt sein, welche bei einzelnen standesherrlichen Geschlechtern von altersher sich stets wiederholen, so bei den Arenberg: Engelbert und Prosper, bei den Fürstenberg: Egon (eigentlich Egino), bei den Hohenlohe: Kraft, bei den Isenburg: Wolfgang, bei den Leiningen: Emich, bei den Lobkowitz: Zdenko, bei den Metternich: Lothar und Clemens, bei den Öttingen: Notger und Notgere (bei allen Angehörigen), bei den Pappenheim: Haupt, bei den Quadt: Otto, bei den Rechberg: Bernhard, bei den Schaesberg: Hubert, bei den Schönborn: Erwin (Erwein), bei den Schönburg: Otto, bei den Stadion: Philipp, bei den Stolberg: Botho, bei den Thurn und Taxis: Maximilian und Lamoral, bei den Waldburg: Willibald, Wunibald und Walburg, bei den Windischgrätz: Veriand, bei den Wurmbrand: Gundakar.

Hundeleben in Konstantinopel.

Von Julius Stinde.

(Hierzu das Einschaltbild.)

(Abdruck verboten.)

Nicht jenes „Hundeleben“ ist gemeint, mit welchem mancher Mensch sein Dasein zu Zeiten höchster Unzufriedenheit bezeichnet, sondern das Leben der wirklichen Vierfüßler auf den Straßen der türkischen Hauptstadt, von dem ich erzählen will, was ich selbst sah und was mir von hundekundigen, am Bosporus ansässigen Leuten mitgeteilt wurde.

Die ersten konstantinopolitanischen Hunde lernte ich auf der Zollabfertigung kennen. Dort lagen auf den Balken, welche zur Aufnahme des zu durchstöbernden Gepäckes dienen, verschiedene recht ansehnliche Haufen Straßenschlamm, die jedoch mit einemmal lebendig wurden, wenn ein schwerer Koffer ihnen lebensgefährlich nahe kam, und auf den schlüpfrigen Erdboden des unbedachten Hofraumes sprangen, den langanhaltender Frühjahrsregen in zähen Brei verwandelt hatte. Das Herabspringende erwies sich bei näherer Betrachtung als Hund; jenen zähen Morast hatte das Tier sich als Paletot angezogen, und zwar ebenso sinnreich wie einfach durch fleißiges Umwälzen bis zu erfolgter Krustenbildung. Da die eben erwähnten Balken das einzige Trockene auf der Zollstätte waren, benutzten die Hunde sie als Schlafstelle, was man ihnen auch nicht verübeln kann, denn sie besitzen weder Dach noch Fach, um sich gegen die Unbill der Witterung zu schützen, und machen es sich bequem, wo sich Gelegenheit bietet.

Bei uns in Deutschland wäre es undenkbar, daß auf den Tischen der Zollämter große Köter von Schäferhundsgröße liegen, der Türke aber ist duldsam gegen das vom Koran für unrein erklärte Tier. Allerdings in sein Haus läßt er den Hund nicht eintreten, auf der Straße und an öffentlichen Orten jedoch gewährt er ihm jegliche Freiheit, ja dies geht so weit, daß wohlhabende Türken für die Fütterung der Straßenhunde nicht unbeträchtliche Summen in ihrem Testamente aussetzen, denn der Koran befiehlt auch wieder, Mitleid mit den unvernünftigen Tieren zu haben.

Diese Duldsamkeit hat die sonst so genügsamen Tiere in gewisser Beziehung verwöhnt, indem sie das Trottoir für sich in Anspruch nehmen und mit Vorliebe zum Lagern ausersehen. Oft genug haben sich ein halbes Dutzend und mehr der großen Hunde mittagsschlafenderweile auf dem Bürgersteige

ausgestreckt, einer so lang wie er ist neben dem anderen, und zwingen die Fußgänger, auf den Fahrweg zu treten und einen Umweg zu machen. Liegt ein Hund auf dem Straßendamme, so erwartet er von dem Fuhrwerke, daß es ihm ausweiche. Und so geschieht es auch. Es würde ja doch nichts nützen, die einen fortzujagen, weil die anderen sich gleich wieder ansiedelten, und der Kutscher, welcher einen Hund überfährt, setzt sich den Schmähungen der Volksmenge aus. Trotzdem gibt es dreibeinige Hunde genug, die ein Vorder- oder Hinterbein durch das Rad eines Wagens verloren haben, dieweil der Hund sich nicht im geringsten in acht nimmt. Auf den Geleisen der Pferdebahn bleibt so ein Schlafhund ruhig liegen, bis ihn die Hufe der Pferde fast berühren. Dann erst erhebt er sich langsam und mürrisch, wie ich mir denke, innerlich ebenso über diese neumodische Einrichtung grollend, wie ein echter Türke über das Eindringen westlicher Neuerungen.

Für den Fremden hat die Hundebevölkerung Konstantinopels im Anfang durchaus nichts Vertrauenerweckendes. In jeder Straße sind sie, rotgelbe, gelbweiße und dunkelfarbige, etwa in der Art unserer Schäferhunde, und da man ihre Gesinnung nicht kennt, weiß man nicht, ob sie Lust zum offenen Angriff haben, heimtückisch nach Beinen und Rockschößen schnappen, oder nur im gereizten Zustande ungemütlich werden. Bald aber findet man, daß Feigheit der Grundzug ihres Charakters ist. Schon der bloß zum Drohen erhobene Spazierstock jagt sie in heulende Flucht.

Bei längerem Aufenthalte gewinnen die Tiere an Interesse, und zwar durch ihre staatsgesellschaftlichen Einrichtungen.

In der schmalen Derwischstraße, an deren Ecke unser Hotel lag, wohnte eine Hundefamilie: der Vater, ein prächtiger rotgelber Kerl von schönem Wachstum, die Mutter schlank und fahlfarbig, das Junge tolpatschig, einige Monate alt, und ein angenommenes von zartem Bau, der Bevormundung sehr bedürftig. Das Ziehkind hielt sich meist abgesondert von den dreien, als traute es sich nicht, es schmiegte sich nicht an die Alten in gleicher Weise wie der echte Sproß und näherte sich nur schüchtern den Brocken, die ich ihnen bisweilen aus dem Fenster zuwarf. Glaubte es sich jedoch in Gefahr, fürchtete es sich vor einem Pferde oder Mauttier, dann schrie es laut, und sowohl Vater und Mutter wie der Kleine eilten, ihn durch schmeichelndes Lecken zu trösten und zu beruhigen.

Dies gefiel mir sehr wohl, daher verließ ich das Hotel selten, ohne den Hunden etwas Eßbares zu spenden. Auch die geringste Kleinigkeit wurde dankbar entgegengenommen.

So entspann sich in kurzer Zeit ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns. Wenn ich mich nur blicken ließ, trotteten die Hunde herbei und begrüßten mich mit freundlichem Lächeln.

Es klingt allerdings sonderbar, von einem Hunde zu sagen, daß er lächele, aber die Konstantinopeler Art lächelt in der That, wenn sie der Wohlgeneigtheit Ausdruck gibt. Sie ziehen die Oberlippe hoch und zeigen die Zähne der Mundwinkel, wie bei verschmitztem Lächeln der Fall ist, wedeln dazu und drängen sich schmeichelnd heran.

Mir fiel nun auf, daß die ganze Familie mir, so oft ich ausging, das Geleite bis an die Straßenecke gab, nie aber einen Schritt in die Nachbargasse that, soviel ich auch lockte. Ebenfalls betraten sie die schmale Gasse nicht, welche die Derwischstraße nach der anderen Seite hin durchschnitt, sie hatten ihr bestimmtes Revier, aus einem Stück der Derwischstraße bestehend.

Und wie diese meine Freunde in der Derwischstraße, haben die Hundefamilien allüberall ihre Bezirke. Bald sind es größere Trupps, die zusammenhalten, bald nur kleinere Gruppen, je nach der Räumlichkeit und der Ernährungsfähigkeit der Gegend. Wehe dem Hunde, der in ein Gebiet eindringt, dem er nicht angehört! Mit wahrer Berserkerwut und der Kraft, die verletztes Recht auch dem Schwachen verleiht, fällt eine unbarmherzige Horde über ihn her. Kampfgeschrei mischt sich mit Klagegeheul, ein wüstes Durcheinander von Hunden und Staub rast daher und treibt die Menschen zur Seite, denn in solchen Augenblicken gehört den Streitenden Grund und Boden, bis der Eindringling über die Grenze gebracht ist. Derartige Kämpfe finden am Tage weniger oft statt als zur Nachtzeit. Am Tage beschäftigt sich die Hundebevölkerung vorzugsweise mit Schlafen, sobald es jedoch dunkelt, geht sie auf die Nahrungssuche. Dann öffnen sich die Thüren der Häuser, und mildthätige Hände werfen den

Küchenabfall auf die Straße, den die Hunde durchschnüffeln, bis die Abfuhrleute kommen, welche die breitgezerrten Reste zusammenkehren und in die blauen Fluten des Goldenen Horns befördern. Jene Männer der nächtlichen Straßenreinigung werden von den Hunden als persönliche Feinde betrachtet und ebenso die Lumpensammler, welche den Abfall nach Brauchbarem durchsuchen. Man lernt gar bald das Blaffen von anderem Bellen unterscheiden, das den menschlichen Konkurrenten gilt, und da die Hunde des Nachts am munterſten sind, nehmen die nächtlichen Konzerte erst gegen Morgen ein Ende. Dann ertönt das lebhafteste Schlachtgeheul, dann werden die Wunden erworben, die am nächsten Tage als blutige Zeugnisse heftiger Kämpfe auch demjenigen Kunde des Vorgefallenen geben, der durch das Toben und Schreien zufällig nicht aus seinem Schlummer aufgescheucht worden sein sollte.

Die Abgrenzung der Straßen in einzelne eifrig bewachte Hundebezirke ist in der Selbsterhaltung begründet. Von dem Abfalle kann sich nur eine beschränkte Anzahl der Tiere ernähren, deshalb ist je ein Stück Straße gewissermaßen als Futtertrog zu betrachten, an dem so viele Teilnehmer Auskommen finden, als zur Verteidigung hinreichen. Im Laufe der Zeiten haben sich instinktive Regeln ausgebildet, die in bewundernswerter Weise innegehalten werden.

Während die halbwilden Hunde Konstantinopels unter sich mit der größten Strenge verfahren, ist der Haushund über ihre Gesetze erhaben. Unbehelligt betritt der Hund des Franken die Straße und geht, wohin es ihm beliebt, ihm wird kein Haar gekrümmt. Ob der Straßenhund weiß, daß dieser ihm die dürftige Nahrung nicht streitig macht, oder ob er ihm einen höheren Rang zuerkennt, dessen Mißachtung üble Folgen nach sich ziehen könnte, muß unentschieden bleiben. Mit den zahlreichen Katzen lebt er in bester Freundschaft. Dies von dem Propheten geliebte und vom Muselmann gepflegte Tier wird von den Straßenhunden niemals verfolgt. Der „tote Hund“ dagegen ist ein Anblick, der dem Wandernden häufig zu teil wird. Die Opfer der nächtlichen Schlachten bleiben liegen, wo sie verendeten. Niemand faßt das tote und daher doppelt unreine Tier an. Man geht darum herum, wie um die lebenden Hunde, welche auf den Bürgersteigen schlafen. In der Nähe der persischen Botschaft in Stambul lag ein toter Hund über vierzehn Tage lang. Zuletzt war er nur noch ein Haufen Würmer, durch deren Thätigkeit er langsam aber sicher aus der Welt der Erscheinung gebracht wurde.

In vielen orientalischen Städten, die ich besuchte, sind die Straßenhunde heimisch, aber nirgends fand ich sie so eigenartig, wie in Konstantinopel. In Alexandrien und Kairo haben die Engländer Sorge getragen, ihre Anzahl durch Gift auf ein erträgliches Maß herabzumindern. In Oberägypten wird der Hund sogar halbwegs als Haustier betrachtet. Im alten Ägypten scheint der Hund eine andere Stellung zum Menschen gehabt zu haben als nach der Einführung des Islam, der ihn für unrein erklärt, und aus alter Gewohnheit duldet der Mohammedaner Oberägyptens ihn wohl noch in seiner unmittelbaren Nähe. In einem Briefe nämlich, der in dem Papyrus Anestati enthalten ist, klagt ein nach Quenquen-taun verbannter Beamter seinem Vorgesetzten: Zweierlei gibt es hier im Überflusse — Mücken und Hunde. Fünfhundert seien da, dreihundert Wolfshunde und zweihundert andere; jeden Tag ständen sie vor seiner Thür und wollten ihn beim Ausgehen begleiten. Den kleinen Wolfshund eines seiner Kollegen hat er besonders in sein Herz geschlossen. Der rennt ihm laut bellend beim Spazierengehen voran; ein zweiter, ein roter Hund mit langem Schwanze, der nachts in den Ochsenställen umhergeht, gefällt ihm nicht minder.

In Jerusalem, der vorwiegend mohammedanischen Stadt, mangelt es nicht an elenden Hunden, die sich aus den unsauberen, düsteren Straßen auf die glatten Dächer flüchten und dort sonnen. Ob sie auch Revierein-teilungen haben, wie ihre Verwandten in Konstantinopel, weiß ich nicht, vermute es aber, da sie unter ziemlich gleichen Verhältnissen leben. Während der Nacht durchbricht ihr Lärmen die Stille, welche sich über die heilige Stadt breitete, Hunger treibt sie zum Streite um ärmliche Bissen. Solches Dasein wünschte David seinen Feinden, wie es im 59. Psalm lautet: „Des Abends laß sie wiederum auch heulen wie die Hunde und in der Stadt umherlaufen.“

Klang es damals ebenso durch die Nacht, zur Zeit, als Zion noch stand? Wahrscheinlich, sonst hätte der königliche Sänger

das Bild des Hundeelends wahrscheinlich nicht gebraucht. Straßenhunde waren es, die das Blut Ahabs leckten und der Isabel Fleisch fraßen auf dem Acker Jesreels. Als Jerusalem während des jüdischen Krieges von Greueln des eignen Volkes entweiht wurde, kam es vor, daß die von den Zeloten getöteten Priester des Tempels, nackt hingeworfen, eine Beute der Hunde waren, wie Flavius Josephus berichtet. Daß die Hunde des Orients sich über menschliche Leichen hermachten, meldet auch Strabo, der von den Baktriern erzählt, daß sie die durch Alter oder Krankheit Geschwächten sogar lebendig den in der Landessprache Totengräber geheißenen Hunden überlieferten, wogegen die Kaspier ihre über siebzig Jahre Alten erst töteten und dann Hunden nnd wilden Tieren zum Fraße in die Wüste schafften.

Halb wild, halb gezähmt, spielte damals wie heute noch der orientalische Straßenhund die Rolle des Straßenreinigers, insofern es sich um tierische und pflanzliche Reste handelte, deren Verwesung inmitten der bewohnten Orte unangenehm und gesundheitsschädlich war. Man hatte für diesen seinen Nutzen Anerkennung und duldete ihn in den Städten und in der Nähe der Städte. Auch hiervon gibt die List Zeugnis, welche Flavius Josephus anwandte, um aus der von Vespasian belagerten Festung Jotapata Verbindungen mit seinen Landsleuten zu unterhalten. Durch eine unwegsame und deswegen von Wachen wenig beachtete Schlucht wechselte er durch Sendlinge nach Gefallen Briefe mit den Juden außerhalb der Stadt und verschaffte sich Lebensmittel, an denen es in der Festung mangelte. Er unterwies hierbei seine Boten, an den Wachen vorbeizukriechen und den Rücken mit Fellen zu bedecken, damit sie, wenn auch ein Posten bei Nacht ihrer gewahr würde, wie Hunde aussähen. Zuletzt kamen die Wachen hinter die List und umstellten die Schlucht.

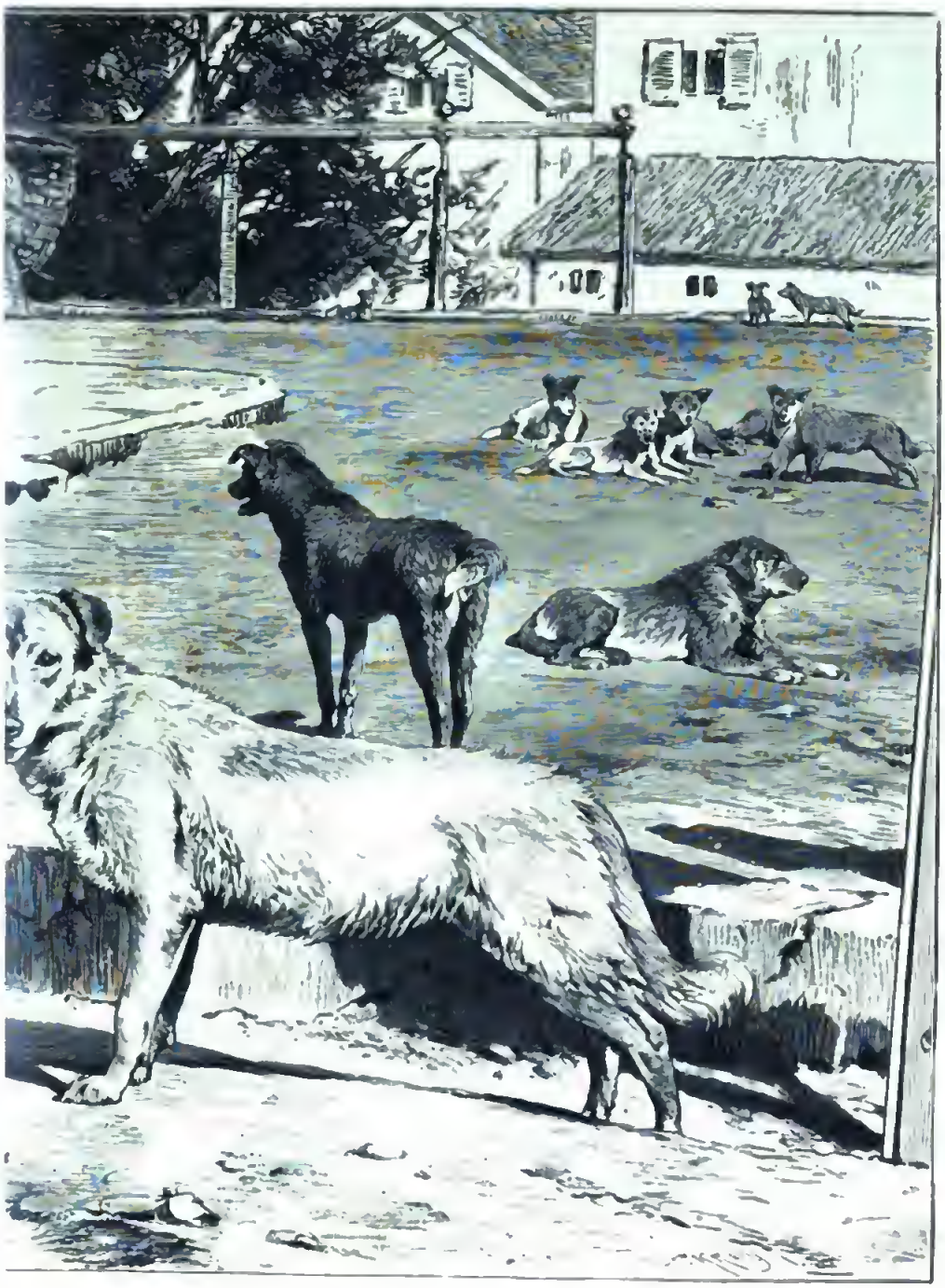
Aus dieser Erzählung ergibt sich, daß die Hunde ziemlich groß gewesen sein müssen, etwa von der Höhe eines kriechenden Mannes, da doch die Täuschung der römischen Wachen anfangs gelang, und da die Hunde Konstantinopels durchschnittlich ebenso hoch sind, darf man annehmen, daß die jetzige Art mit der früheren große Ähnlichkeit besaß, sowohl in der Gestaltung wie in der Lebensweise nnd in ihren Eigentümlichkeiten. Ebenfalls spricht der nicht zu bezwingende Hang zum freien Leben für das Alter der Rasse, denn fest eingewurzelte Besonderheiten des Gesamtcharakters einer Art sind als Erbteil aus langen Daseinsketten zu betrachten. Man hat wiederholt Versuche gemacht, einen jungen Welp der Straßenart sorgsam aufzuziehen und an Haus und Hof zu gewöhnen; sobald jedoch der Hund ausgewachsen war, litt es ihn nicht in der engen Wohnung, selbst nicht auf dem umgrenzten Hofraume. Er suchte das Freie auf und ließ sich im Winter, seinen Stammesgenossen gleich, lieber einschneien, als daß er, gewissermaßen als Gefangener, die weiche Streu angenommen hätte.

Wenn die Hunde in Konstantinopel in einzelnen Bezirken derart überhandnehmen, daß sie nicht mehr zu ertragen sind, wenn sie sich, vom Hunger getrieben, zusammenrotten und gemeinschaftliche Belagerungen der Fleischerläden und Garküchen unternehmen, sucht man sich ihrer dadurch zu entledigen, daß man so viele derselben, als in die Falle gehen, mittels Futters auf große Lastkähne lockt und nach einem kleinen öden Eilande der Prinzeninseln übersetzt. Hier, auf dem Felsen, mitten im Meere können die ausgeschifften Tiere sehen, wie sie sich mit ihrem Schicksale abfinden, der Türke wendet den Kiel und überläßt Allah die weitere Sorge für die Verbannten, welche sich untereinander zerfleischen und dem Hungertode verfallen.

Ein grausiger Gedanke, der sich jedem aufdrängt, wenn er durch die Straßen des Riesenhundestalles Konstantinopel wandert, ist die Frage: „Was geschieht, wenn unter den zahllosen Kötern auch nur ein einziger tollwütig wird?“ In kurzer Frist müßte die Wut sich ausbreiten und ein Schreckenszustand eintreten, der in Wirklichkeit jede Vorstellung der Phantasie überträfe. Mir ward auf nähere Erkundigung die Mitteilung, daß die Hundswut in Konstantinopel nicht auftrete, denn sobald ein Hund Siechtum in sich trage, welches die Genossen am Geruche erkennen, würde er von ihnen totgebissen, bevor noch die Krankheit zum Ausbruch käme. Wie dem auch sei, sehr beachtenswert ist, daß man dort weder die Tollwut der Hunde fürchtet, noch Maßregeln kennt, derselben vorzubeugen oder sie im Falle des Umsichgreifens einzuschränken. Der Maulkorb ist in Konstantinopel — insofern es Hunde betrifft — ein unbekannter Gegenstand.

Wenn dereinst die abendländische Kultur

Hunde in den Straßen von Konstantinopel



tinopel. Zeichnung von Rich. Friese.

sich der Stadt am Bosporus bemächtigt, wenn die Einrichtungen getroffen werden, welche wir im Westen als die ersten Bedingungen der Städtehygieine erachten, dann ist es alldort mit dem Hundeleben, wie es sich jetzt dem Reisenden darbietet, vorbei. Geregelte Abfuhr und Straßenreinigung entziehen den Hunden die Existenz; sobald der Mensch die Pflichten selbst erfüllt, welche er heute noch den Hunden überläßt, wird der letztere überflüssig, und mit der sogenannten guten alten Zeit schwindet auch der Hund von den Straßen Konstantinopels. Das aber wird wohl noch sehr lange währen.

Der griechische Freiheitskampf.

Von Gottlob Egelhaaf.

(Abdruck verboten.)

Im Oktober dieses Jahres wird die Schwester unsers Kaisers, die Prinzessin Sophie von Preußen, in Athen mit dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland, dem Herzog von Sparta, feierlich vermählt werden. Dieses Ereignis richtet unsere Blicke naturgemäß auf Land und Volk der Hellenen und läßt es als vielleicht erwünscht erscheinen, wenn in der Kürze die Frage beantwortet wird, wie es geschah, daß die Griechen, welche 1453 so gänzlich dem Schwerte der Türken unterlagen, sich wieder zu nationaler Selbständigkeit emporgearbeitet haben.

Den Zeitgenossen des Falles von Konstantinopel erschien die Wahrscheinlichkeit einer solchen Wiedergeburt sehr gering: war es ihnen doch zweifelhaft, ob auch nur die übrigen christlichen Völker sich gegen die Osmanen würden behaupten können, und noch im Jahre 1683 ward die Vormauer Deutschlands, Wien, durch die Schwärme Kara Mustafas mit dem Untergange bedroht. So kann es denn nicht wunder nehmen, daß die besiegte griechische Nation jahrhundertelang in einem todähnlichen Schlummer lag; und nur die Religion und die Sprache erwiesen sich als hinreichend kräftige Stützen ihrer nationalen Eigenart. Als Haupt der orthodoxen Kirche des Morgenlandes verehrte man den Patriarchen in Konstantinopel; wer in seinem Banne starb, dessen Seele schwebte nach dem Glauben des Volkes unerlöst zwischen Himmel und Erde und konnte zur Ruhe erst eingehen, wenn der Patriarch seinen Fluch von ihr genommen hatte. Aber eben der Patriarch trug gerade auch wieder dazu bei, daß die Nation ihr Los geduldig hinnahm. Am Sitze der türkischen Macht befindlich, stets in der Gewalt des Sultans stehend, hatte der Patriarch ein natürliches Interesse an der Erhaltung der Gunst des Padischah, und dieser, welcher den großen Einfluß des Kirchenfürsten sehr wohl zu würdigen verstand, kam ihm seinerseits mit Achtung und Rücksicht entgegen. So geschah es, daß die Priester auf Befehl des Patriarchen dem Volke predigten, auf Erden unterwürfig zu sein und auf den Himmel zu hoffen: dieser wenigstens konnte ihm nicht entgehen, wenn es nur an seinem Glauben festhielt und jede Vermischung mit den Ungläubigen vermied. Und wie der Patriarch sich bewogen fand, den bestehenden Zustand der Dinge zu stützen, so war dasselbe der Fall mit der griechischen Kaufmannsaristokratie von Konstantinopel, deren Angehörige bei der Kathedrale des Patriarchen, dem sogenannten Fanar, wohnten und deshalb Fanarioten genannt wurden. Sie erwarben, weil der Großhandel ihnen von den Türken überlassen blieb, große Reichtümer; und wer so gestellt ist, pflegt in der Regel keinen Umsturz zu wünschen. Dazu kam, daß der Sultan aus ihrer Mitte die Minister und Diplomaten auszulesen pflegte, deren er in seinem Verkehr mit den abendländischen Mächten — wozu Türken sich naturgemäß weniger eigneten — beständig bedurfte. Die hervorragenden fanariotischen Familien, wie die Mavrokordatos, rechtfertigten auch das vom Großherrn in sie gesetzte Vertrauen; sie wahrten, wo es galt, seine Interessen mit all der Geschmeidigkeit und Schlauheit, welche sie in ihren eignen Angelegenheiten bewiesen, und namentlich die österreichische Diplomatie hat die Überlegenheit dieser fanariotischen Staatsmänner erfahren.

So blieben die Dinge drei Jahrhunderte lang im wesentlichen im gleichen Zustande: die Einnahme des Peloponneses durch die selbstsüchtigen, römisch-katholischen Venezianer am Ende des XVII. Jahrhunderts übte keinen tieferen Einfluß auf die griechische Nation

aus und ward nach ein paar Jahrzehnten (1718) ohnehin wieder rückgängig gemacht. Aber eine ganz andere Wirkung hatte es, als 1770 die russische Kriegsflotte auf Befehl der Zarin Katharina II in den griechischen Gewässern erschien und die glaubensverwandten Hellenen zur Erhebung und zur Abschüttelung des Türkenjoches aufrief. Damals bildete sich eine „spartanische" und eine „occidentalische Legion" aus den Mainotten, den kriegerischen Bewohnern der Maina, des alten Lakonien; und wenn auch am Ende der Aufstand durch die türkischen Waffen gewaltsam erstickt ward — die Flammen, welche die Osmanenflotte am 6. Juli 1770 im Hafen von Tschesme bei Chios verzehrten, waren doch dem Morgenrot vergleichbar, das den Anbruch einer neuen Zeit verkündigte. Bald kam die französische Revolution, deren Lehren bei den engen Beziehungen, welche zwischen den griechischen und französischen Seehäfen bestanden, nicht verfehlen konnten, auch zu den Griechen zu dringen; und hier, wo sie auf einen durch die Thatsachen wohlvorbereiteten Boden fielen, mußten sie um so leichter und tiefer Wurzel schlagen. Und nun traten Reformgedanken in der Türkei selbst hervor, wo Mahmud II (1808—1839), der gewaltigste Herrscher, den die Osmanen im XIX. Jahrhundert gehabt haben, sein Reich dadurch für den immer näher heranrückenden Existenzkampf mit Rußland widerstandsfähig zu machen suchte, daß er es nach dem Vorgange Peters des Großen zu europäisieren unternahm. Die Wiedergeburt seines Volkes, hat ihm Graf Moltke bezeugt, war die große Aufgabe seines Daseins — wie hätte es anders sein können, als daß die Griechen von dem neuen Hauche, welcher das alternde Türkenreich zu erfüllen schien, auch ihrerseits angeweht und zu Hoffnungen erweckt wurden, welche jahrhundertelang begraben gewesen waren. Erschloß sich der Staat der europäischen, auf christlichem Boden erwachsenen Civilisation, so mußte er ja, das schien klarer als der Tag, vor allem die Lage seiner europäisch-christlichen Bevölkerungen im Sinne des Fortschrittes umgestalten.

Es ist nun bezeichnend, daß die nationale Wiedergeburt der Griechen sich zuerst auf litterarischem Gebiete verwirklichte, wie ja auch bei uns Deutschen die Blüte unserer Litteratur uns zuerst die Empfindung unsers eigenartigen Wertes und Berufes unter den Völkern Europas wieder verlieh. Ein Mann erstand damals den Griechen, Namens Korais, welcher ihnen zurief, sie sollten sich als Nachkommen einer großen Nation fühlen; sie sollten bedenken, was ihnen als dem Volke des Homer und Aristoteles, des Platon und Demosthenes zukomme. Er schuf in der „hellenischen Bibliothek" eine Vereinigung großer Schriftsteller des Griechentums, das dadurch wieder auf die Quellen seiner Kultur hingeführt ward, und indem er die griechische Volkssprache von fremden Bestandteilen säuberte und ihren Wortschatz aus der klassischen Sprache der Griechen ergänzte und bereicherte, ward er der Schöpfer der neugriechischen Schriftsprache, welche, auf lebendigem, volkstümlichem Grunde ruhend, doch als eine Fortsetzung der Sprache Homers, Platons und Xenophons erscheint; sie verhält sich zu letzterer etwa so, wie unsere heutige Schriftsprache zu der Walthers und der Nibelungen; sie ist kein künstliches Erzeugnis gelehrter Abstraktion, sie ist dem Volke verständlich, und sie ist doch auch kein Proletarier, welcher frech unter Höhere sich eindrängt, sondern sie ist genährt an dem edlen Borne der Sprache, welche vor Jahrtausenden schon als eine der feinsten Schöpfungen des Menschengeistes erwachsen war und heute noch eine der Grundlagen der allgemeinen Kultur bildet. Im Jahre 1812 entstand die ἑταιρία τῶν φιλομούσων, die „Genossenschaft der Musenfreunde," welche als litterarisch-sprachlicher Nationalverein die Gedanken von Korais weiterzupflegen sich vorsetzte.

Das Ziel dieses Vereins schien zunächst mit der Politik nichts gemein zu haben: man konnte Sinn und Verständnis für die Größe des hellenischen Geistes fördern, ohne deshalb notwendig an die staatliche Selbständigkeit des Volkes denken zu müssen — eine Nation, hatte ja einer unserer Größten unter ähnlichen Umständen gemeint, könnten die Deutschen zu werden nicht hoffen; sie sollten dafür zu Menschen sich ausbilden. Aber es leuchtet doch ein, daß, wer das Bewußtsein von dem inneren Werte des Griechentums erlangt hatte, naturgemäß zu dem Wunsche fortschreiten mußte, das griechische Volk von dem Joche der civilisatorisch tief unter ihm stehenden, wenn auch sonst mit manchen guten Eigenschaften geschmückten türkischen Barbaren zu erlösen. So bildete sich, aber selbst-

verständlich außerhalb der türkischen Reichsgrenzen, zu Odessa im Jahre 1814 ein zweiter Verein, die ἑταιρία τῶν φιλικῶν, die „Genossenschaft der Befreundeten," welche eine geheimnisvolle Gliederung besaß, vermöge deren sie in sieben Grade zerfiel — ganz nach der Analogie des Vereins der Carbonaris, der „Köhler," welcher damals auf die politisch-nationale Wiedergeburt des zerrissenen und geknechteten Italien hinarbeitete. Erst auf den obersten Graden erfuhr der „Befreundete," daß das letzte Ziel seines Bundes die staatliche Selbständigkeit der griechischen Nation war. Anfänglich von Kaufleuten gestiftet, umfaßte der Bund, welcher sich insgeheim über die gesamten Wohnsitze der Nation verbreitete und überall seine Genossen und Vertrauensmänner besaß, bald die Mehrzahl der höherstehenden, einflußreichen Griechen.

Seine Hoffnungen setzten an dem Punkte ein, von welchem der erste Anstoß zur ganzen Erhebung ausgegangen war. Was Katharina II versucht, aber nicht hinausgeführt hatte, das erwartete man von ihrem Enkel, dem Zaren Alexander I (1801—1825). Von den Griechen war vor langen Jahrhunderten, im Jahre 988, den Russen das Christentum gebracht worden, welches sie aus der Nacht heidnischer Barbarei erlöst hatte; an den Russen war es nun, diese Schuld heimzuzahlen und die Griechen zu erlösen aus den Banden des Islam. Um so mehr glaubte man dies erhoffen zu dürfen, als Alexander I im September 1815 den Anstoß zur Gründung der heiligen Allianz gegeben hatte, welche die Durchführung der christlichen Prinzipien in der Lenkung der Staaten sich zum Ziele setzte: so sehr auch amtlich die russische Diplomatie den Gedanken von sich wies, daß die heilige Allianz ihre Spitze gegen den Sultan kehre, so sehr waren die „Befreundeten" doch im Innern davon überzeugt, daß am letzten Ende dies Alexanders Herzensmeinung sei. Dieser Ansicht war auch Alexanders Generaladjutant, der Fürst Alexander Ypsilanti, ein Sproß altfanariotischen Adels, welcher die letzten Feldzüge gegen Frankreich mitgemacht hatte und bei Kulm des rechten Armes beraubt worden war. Er hielt sich für berufen, der Washington der Griechen zu werden; er nahm 1820 seine Erwählung zum Generalephoren, d. h. Vorstand der Hetärie der Befreundeten, an und traf die Vorbereitungen zu bewaffnetem Angriffe. Von überallher kamen die Nachrichten, daß die Völker sich zur Erstreitung der Freiheit erhöben: die Spanier, die Italiener; jenseits des atlantischen Weltmeeres rangen die Kreolen Mittel- und Südamerikas seit Jahren um ihre Freiheit: die Macht des Sultans Mahmud ward soeben durch den Abfall des gewaltigen Vasallen von Epirus, Ali Pascha, in Anspruch genommen. Die Gelegenheit schien günstig wie noch nie: es galt, sie auszunutzen; Ypsilanti war überdies überzeugt, daß es nur entschlossenen Vorangehens bedürfe, um Rußland zur Nachfolge mitfortzureißen: waren einmal erst Schüsse im heiligen Kriege gefallen, so würde es dem Zaren unmöglich sein, sein Volk zurückzuhalten.

Die Hetärie hatte aus griechischen Freiwilligen der besten Familien einen Heerkörper gebildet, welchen man in Erinnerung an die großen Zeiten des Epaminondas und Pelopidas die heilige Schar nannte: am 7. März 1821 überschritt Ypsilanti an ihrer Spitze den Pruth. Er erließ eine Ansprache an die Bewohner der Donaufürstentümer, welche dieselben — wiederum um alte erhebende Erinnerungen wachzurufen — als Daker und Hellenen anredete und sie zum Kampfe gegen die Soldaten des Padischah aufrief, die weichlicher seien als die des Xerxes. Schon das war thöricht, daß er Krieger, welche zu den tapfersten gerechnet werden mußten, in solcher Weise herabsetzte: was sollte über ihn und seine Mannschaft geurteilt werden, wenn sie nun diesen weichlichen Kriegsleuten erlagen? Dann aber fügte er noch einen thörichteren Satz hinzu, indem er, um den Abfall der Rumänen desto sicherer herbeizuführen, auf den Beistand „einer großen Macht" hinwies, auf welchen man zählen dürfe. Niemand konnte im Zweifel sein, daß mit dieser alle Zurückhaltung beiseite setzenden Anspielung nur Rußland gemeint sein konnte: dadurch ward Alexander I geradezugezwungen, entweder offen als Hort der Rebellion aufzutreten, was er weder wollte noch als Verbündeter des hochkonservativen Österreich durfte, oder aber auf jede Begünstigung des Aufstandes zu verzichten. Aus der Gesamtlage Europas, das ohnehin von Revolutionen durchzuckt war, ergab sich die Entscheidung für das letztere. Damit war aber auch das Los des Aufstandes besiegelt. Am 19. Juni 1821 erfolgte in der Walachei beim Kloster Dragatschan ein unvorsichtiger Angriff der

heiligen Schar auf die Türken, welche denselben nicht bloß zurückschlugen, sondern sogar ihre Gegner gänzlich vernichteten. „Wie blühende Zweige unter der Axt des Holzhauers" fielen die zartgebauten Jünglinge unter den Streichen der kampfbewährten türkischen Streiter; Ypsilanti rettete sich mit Mühe und Not auf österreichisches Gebiet, während sein Genosse Athanasios am 29. Juni bei Skuleni am Pruth besiegt ward — unter den Augen russischer Truppen, welche nur darauf warteten, daß eine verirrte türkische Kugel über den Grenzfluß schlage, um sofort loszubrechen: zuletzt sprengte der tapfere Georgakis am 20. September sich im Glockenturm von Kloster Sekko mit elf Genossen und einer Masse eingedrungener Türken in die Luft. Ypsilanti ward auf Befehl des Kaisers Franz I, welcher in seinem Unternehmen nichts anderes als sträflichen Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit sah, in der siebenbürgischen Feste Munkatsch eingekerkert; von da kam er später nach Theresienstadt; erst 1827 ward er frei.

Der Schlag war gänzlich vereitelt, den die Hetärie geführt hatte, und die Folgen dieses Mißlingens waren schlimm genug. Nicht bloß berechnet man den durch den Krieg angerichteten materiellen Schaden auf 50 Millionen Piaster (= 10 Millionen Mark) — das ließ sich am Ende ertragen und wieder gutmachen — aber unwiederbringlich war mit der Katastrophe der heiligen Schar überhaupt der Einfluß zerstört, welchen das Griechentum bis dahin an der unteren Donau ausgeübt hatte. Bis jetzt war eine Lösung der orientalischen Frage möglich gewesen, welche schlechtweg als eine griechische bezeichnet werden kann; an die Stelle der Türken konnten einfach die Griechen treten, da sie kulturell die Führung auf der Balkanhalbinsel innehatten, wie die Türken dieselbe militärisch besessen hatten. Jetzt war es mit dieser Möglichkeit vorbei: die Rumänen und Bulgaren, welche bis dahin dem griechischen Element unbedingt sich untergeordnet hatten und helleniſierbar erschienen, besannen sich auf ihre Eigenart und bildeten sie aus. Damit ward eine Zusammenfassung aller Balkanvölker in einem neugriechischen Kaisertume mit dem Mittelpunkte Konstantinopel nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen, und an ihre Stelle trat eine mehr individualistische und partikularistische Lösung der orientalischen Frage in den Gesichtskreis der Staatsmänner.

Aber wenn die Hetärie mit ihrem Versuche gescheitert war, so nahm nun das gesamte griechische Volk den Degen auf, welcher den Händen Ypsilantis entsunken war. Und das wenigstens hat dessen Einfall in die Donaufürstentümer Gutes gewirkt, daß der Aufstand des griechischen Volkes selbst in seinen alten Sitzen sich entwickeln konnte, während die Scharen Mahmuds II den Aufstand nördlich der Donau niederwarfen und in Epirus kämpften. In der Maina trat der wilde Mavromichalis oder Petrobey an die Spitze seiner Landsleute, und binnen acht Tagen wurden von den Wütenden 15000 Türken ohne Gnade und Erbarmen abgeschlachtet; der Versuch der Türken, welche damals Ali Pascha in Janina belagerten und vernichteten, mit einem Teile ihres Heeres den Peloponnes zu halten, schlug fehl und die peloponnesischen Muselmänner, soweit sie nicht sofort ermordet worden waren, alle in Tripolitza in Arkadien hart nmlagert. Bald ergriff der Aufruhr auch Athen und ganz Mittelgriechenland. Als die Botschaft von den im Peloponnes verübten Greueln nach Stambnl kam, da wallte der Rachedurst der Türken entsetzlich auf: am 23. April erhob sich das Volk der Hauptstadt wider die daselbst wohnenden Griechen, die in gräßlicher Weise abgeschlachtet wurden: der Patriarch Gregorios ward von der Messe weggeschleppt und am Thor seiner Kathedrale aufgehängt; Juden warfen dann seinen Leichnam ins Meer. Um so grimmiger ward die Umlagerung von Tripolitza, und um es zu retten, zogen 7000 Mann türkischer Truppen, meist Asiaten, unter Beiram Pascha von Norden heran. Aber ihnen sperrten 2300 Griechen unter Odysseus den altberühmten Thermopylenpaß, indem sie den über dem Paß — den sie wegen seiner heutigen Breite direkt nicht verteidigen konnten — sich erhebenden Berg Knemis besetzten. Am 7. September 1821 versuchten die Türken den Weg zu erzwingen, wurden aber trotz ihrer dreifachen Übermacht von der griechischen Heldenschar gänzlich znrückgeschlagen und verloren 1100 Mann, 800 Pferde und zwei Kanonen. Jetzt war das Geschick von Tripolitza entschieden; am 5. Oktober ward es mit Sturm genommen und verfiel völliger Vernichtung. Der klassische Geschichtschreiber des hellenischen

Aufstandes, der bekannte Staatsmann Spiridon Trikupis, erzählt in einer der ergreifendsten Stellen seines Buches: „Auf den Wegen, auf den Straßen, überall hörte man nichts als Schwerthiebe, Schüsse, das Krachen einstürzender Häuser inmitten der Flammen, Schnauben des Zornes und Todesseufzer. Mit einem Worte, der Boden jener Stadt war mit Ruinen überstäet, und die umhereilenden Fußgänger und Reiter traten nur auf Sterbende oder Tote. Es schien, als ob die Hellenen an einem Tage die Unbill von vier Jahrhunderten sühnen wollten." Zu den Opfern des Tages gehörten nicht bloß die Muselmänner, sondern auch die Juden Tripolitzas, welche wegen des Benehmens ihrer Stammesgenossen in Konstantinopel mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden. Zur Entschuldigung solcher Wildheit sagt Trikupis: „Als Jaffa (1799) von den Galliern erobert wurde, da überließ man die Stadt den Soldaten auf dreißig Stunden zur Plünderung; das geschah nicht von Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, auch nicht gegen die Absicht der Anführer, sondern auf den wörtlichen Befehl Napoleons, welcher nach Thiers (*Τιέρος*) in barbarischen Ländern barbarische Sitten angenommen hatte."

Mit dem Untergange von Tripolitza war der Peloponnes befreit, und eine griechische Nationalversammlung, welche zu Piadha in der Nähe des alten Epidavros tagte, beschloß am 13. Januar 1822, daß die Waffen nicht niedergelegt werden sollten, bis Griechenland die Selbständigkeit erlangt habe, und gab dem Lande vermittelst des „organischen Statuts von Epidavros" eine nach europäischem Muster zugeschnittene Verfassung. Freilich bot diese Nationalversammlung nichts weniger als einen erhebenden Anblick dar; in ihr rangen die zwei Parteien der bürgerlichen Primaten oder Ortsvorsteher und der militärischen Oberhäupter der Maina, als deren Vorbild der wilde Kolokotronis gelten kann, in dessen Familie noch kein Mann eines natürlichen Todes gestorben sein sollte, in bitterem Hasse um den maßgebenden Einfluß, und im Laufe dieser Zänkereien ist es sogar dahin gekommen, daß die Gegner die Waffen gegeneinander brauchten und die Regierung vor ihren eignen Soldaten aus Nauplia nach Ägina flüchten mußte. Und doch that Einigkeit dringend not; denn die Türken schickten sich zur Vertilgung alles dessen an, was griechisch hieß. Im April 1822 fielen sie über die blühende, von etwa 100 000 Menschen bewohnte Insel Chios her und verwandelten sie in eine Wüste. 23 000 Menschen wurden niedergemetzelt, wobei nicht einmal die Kranken in den Spitälern, die Taubstummen in ihrer Anstalt verschont wurden; 47 000 Menschen wurden gefangen und auf den Sklavenmärkten des Ostens verkauft. Dafür aber holten die Griechen bald ihre Rache. Der schlichte, aber heldenkühne Kanaris nahm mit 42 Genossen das heilige Abendmahl darauf, daß, so wahr sie an Leib und Blut des Herrn Anteil haben wollten, so gewiß sie den Barbaren den Untergang der Insel vergelten würden. Es war gerade Beiramfest; die türkische Flotte lag noch trunken von Sieg und Raub vor Chios, nichts Böses ahnend; am Bord des Admiralschiffes allein befanden sich, die geladenen Gäste eingerechnet, 3000 fröhliche Menschen. Da leckt auf einmal am Bug die Flamme empor, welche Kanaris von seinem Branderfahrzeug aus, das er unbemerkt an die Sette des Türkenschiffs gebracht hat, in dasselbe geworfen hat; und während die Muselmänner in jähem Entsetzen die Boote herabzulassen sich bemühen, fliegt das gewaltige Schiff samt seinen 3000 Insassen in die Luft, weil die Flammen in die Pulverkammer sich Bahn gebrochen haben. Das war die erste von so vielen Heldenthaten, durch welche Kanaris und die seegewohnten Inselgriechen sich damals hervorthaten und durch welche die Türken so eingeschüchtert wurden, daß sie es kaum mehr wagten, von ihrer Flotte Gebrauch zu machen. Im Landkriege wechselte das Glück; am 16. Juli 1822 wurde die Schar der sogenannten Philhellenen von Reschid Pascha (genannt Kiutagi) bei Peta unweit von Arta in Epirus durch einen Überfall vernichtet, und Graf Normann mußte dem Haupte der Nationalregierung, dem Fürsten Alexander Mavrokordatos, melden: „Alles verloren, nur die Ehre nicht." Am 21. August fiel der edle Anführer der epirotischen Sulioten, Markos Botsaris, eine wahre Leonidasnatur, vielleicht unter allen Kriegshäuptern der Griechen der einzig reine Mensch, als Sieger im Gefilde von Karpenisi; dagegen ward der Versuch Dramali Paschas, durch einen Stoß ins Herz des Aufstandes, in den Peloponnes, denselben niederzuschmettern, vor Argos gänzlich vereitelt und das Heer des Paschas fast vernichtet.

Wir gedachten soeben der Philhellenen, der „Griechenfreunde," und haben nun das Wort zu erklären. Wie hätte es anders geschehen können, als daß die Botschaft von der Erhaltung der griechischen Nation bei allen anderen christlichen Völkern das mächtigste Echo weckte. Von den Russen brauchen wir nicht erst zu reden; aber auch auf die protestantischen und römisch-katholischen Völker war der Eindruck ein mächtiger. Unsere Litteratur bewahrt ein dauerndes Denkmal an die Stimmungen jener Tage in den tiefempfundenen „Griechenliedern," welche eins der hoffnungsreichsten und leider viel zu früh erloschenen Talente unserer Poesie geschaffen hat: Wilhelm Müller, damals Lehrer am Gymnasium zu Dessau. Er sprach das aus, was alle empfanden, wenn er sang: „Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas? Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?" Er rief alle, welche wüßten, was wir Griechenland verdanken, auf, die Brüste, an denen die Menschheit gesäugt ward, nicht von Barbaren zerfleischen zu lassen; er wandte die Augen Europas auf die Helden, welche dem Volke vorankämpften, auf Markos Botsaris vor allem, und erinnerte an den im morschen Turm von Munkatsch gefangen sitzenden Alexander Ypsilanti; er schilderte das wagemutige, seevertraute Volk der Inselgriechen in dem „kleinen Hydrioten" mit hinreißender Wahrhaftigkeit, und er sang das Lob eines anderen Sängers, welcher nicht nur mit der seelenergreifenden Macht des Liedes, sondern mit der eignen Person den Hellenen zu Hilfe eilte — Lord Byrons, der sich aus den Armen der Liebe zu Neapel freimachte und über das Meer setzte, um den Griechen mit allem, was er hatte, beizustehen. Überall bildeten sich philhellenische Vereine, welche Gelder sammelten und Freiwillige ausrüsteten — unter ihnen war eben der Württemberger Graf Normann, welcher, wenn ihn eine Schuld am Überfall der Lützower traf, sie jetzt sühnte —: aber die Vereine strebten auch danach, die europäischen Regierungen zur Einmischung in den immer grimmiger sich gestaltenden Kampf zu bewegen. An der Spitze der philhellenischen Bewegung standen König Ludwig I von Bayern und Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen; die Geldsammlungen flossen in die Hand des Genfer Bankbesitzers Eynard zusammen und beliefen sich am Ende auf dritthalb Millionen Frank.

Die europäischen Regierungen aber beobachteten gegenüber dem griechischen Aufstande lange Zeit eine sehr abgeneigte Haltung. England erkannte zwar am 23. März 1823 die von der griechischen Regierung ausgesprochene Blockade an und sprach damit aus, daß es die Griechen als eine kriegführende — nicht bloß rebellische — Macht betrachte; der Minister Georg Canning hielt es für das klügste, die Griechen, welche er sonst als Mitbewerber auf den Handelsmärkten der Levante mit nichts weniger als günstigen Augen ansah, sich durch Entgegenkommen zu verpflichten und sie dadurch davon abzuhalten, daß sie sich gänzlich in Rußlands Arme würfen. Zar Alexander seinerseits war am Ende innerlich nicht abgeneigt, den Griechen beizustehen; aber es entsprach den russischen Interessen nicht, dieselben gänzlich zu befreien; nützlicher war es, sie in einen Zustand halber Freiheit und halber Knechtschaft zu versetzen, wodurch sie Anlaß erhielten, immer wieder die Blicke hilfesuchend nach St. Petersburg zu richten. Was Österreich endlich betrifft, so war der Staatskanzler Fürst Metternich der Ansicht, daß nur eine ganze Lösung den Interessen der habsburgischen Monarchie entspreche: entweder müßten die Griechen ganz dem Sultan unterstellt bleiben, oder müßten sie ganz frei werden; unter keinen Umständen wollte er dulden, daß aus Griechenland ein andauernder Herd von Unruhen gemacht werde und Rußland so fortwährend Gelegenheit erhalte, der Türkei zuzusetzen. Das Wünschenswerteste schien ihm doch die Erhaltung der Unversehrtheit der Türkei zu sein, und da Österreich immer noch die heilige Allianz beherrschte, so kann Trikupis freilich nicht ohne Grund die schneidenden Worte sprechen: „Die heilige Allianz — die *ἱερὰ συμμαχία* — berief sich auf den Gehorsam, welchen wir alle unserm Allkönig und Herrn Jesus Christus schulden, und auf sein Evangelium. Dieses Evangelium aber ist ein Buch freier und gleichberechtigter Männer. Nun wollten die Griechen nicht länger Knechte und unter dem Schwerte ihrer Christum hassenden Herren sein. Die Türken aber mißhandelten die Griechen, wie allbekannt ist, lediglich deshalb, weil sie Christen waren; sobald einer zum Islam übertrat, so erlangte er sofort die volle Gleichberechtigung mit den Türken selbst. So erging es den Albanesen, welche einst Christen waren und heute Türken sind.

Um frei zu werden, boten sich den Griechen drei Wege. Erstlich der freie Entschluß des Sultans, was die heilige Allianz als möglich hinstellte, was aber keiner von gesundem Verstande je hoffen konnte. Zweitens das Schwert; drittens die Verleugnung ihrer Religion. Da der erste Weg aussichtslos war und der zweite von der heiligen Allianz verboten wurde, so blieb nur der dritte übrig. Solchergestalt war der politische Fanatismus der heiligen Allianz: sie wollte, daß die unglückseligen Griechen entweder als Mohammedaner mitherrschen oder als Christen geknechtet seien."

So sehr aber für den Augenblick auch noch die amtlichen Gewalten sich dem Aufstande abgeneigt zeigten — die öffentliche Meinung Europas machte sich doch mit solchem Nachdruck geltend, daß der Großwesir dem Sultan sagen konnte: „Wir führen Krieg mit Europa." Weil man in Stambul zur Einsicht kam, daß man allein den Aufstand nicht zu bewältigen vermöge, so rief man im Januar 1824 die Hilfe des gewaltigen Vasallen des Padischah an, des Vizekönigs Mehemed Ali von Ägypten, welcher den Wert der Ausfuhr des Nillandes auf jährlich 12 Millionen Gulden gesteigert und aus den Fellachen ein Heer von 90 000 Mann gebildet hatte. Man versprach ihm für seine Hilfe die Insel Kandia oder Kreta, und im März 1824 ward dieselbe durch Mehemed Alis Schwiegersohn, Hassan, unter schrecklichen Greueln erobert: 370 Menschen wurden in einer Höhle erstickt; die Priester wurden überall verbrannt, die alten Frauen niedergeritten, die jungen geschändet und auf die Sklavenmärkte geschickt. Um diese Zeit befand sich Lord Byron in dem Mittelpunkte des mittelgriechischen Aufstandes, in Missolunghi, welches von einem türkischen Heere von 20 000 Mann unter Reschid Pascha bedroht ward. „Wir haben auf dich gewartet, wie die Schwalben auf ihre Mutter," so redeten die Missolunghioten den Lord an, als er am 5. Januar 1824 bei ihnen erschien. Und nun entfaltete Byron eine rastlose und erfolgreiche Thätigkeit, welche Trikupis mit den Worten charakterisiert: „Er besang in leidenschaftlichen Tönen das geknechtete Hellas, und seine Begeisterung war groß wie seine Poesie. Tief und klug war auch seine Politik in Griechenland. Er wandelte nicht in den Lüften wie die anderen Philhellenen; er träumte nicht von Durchführung demokratischer oder antidemokratischer Verfassungen; für unzeitgemäß hielt er auch die Tagesschriftstellerei, für das wesentlichste von allem aber die Befreiung von Griechenland. Deshalb predigte er ihnen Eintracht untereinander und Ehrerbietung gegen die fremden Höfe. Seine erste Sorge war die Aufstellung von Heeren und die Auffindung von Geldquellen um sie zu erhalten. Er war ruhmliebend, aber nicht eitel. Die Musen, Eros und Ares (Liebe und Krieg), waren immer seine Ideale; oft aber ward jetzt Hellas der Gegenstand des Ergötzens für seine dichterische Muse." Der Raum erlaubt uns nicht, diese treffenden Worte mit Einzelheiten zu belegen: nur das mag gesagt sein, daß es Byron mit zu danken war, wenn endlich im Juni 1824 die erste griechische Anleihe in London abgeschlossen werden konnte; obwohl ihr Kurs nur $56^2/_3$ war und statt 800 000 Pfund nur 300 000 gezahlt wurden, so bedeutete das Zustandekommen der Anleihe doch einen Fortschritt der griechischen Sache, welche anfing, das Vertrauen des Geldmarktes zu finden. Byron freilich erlebte diesen Erfolg selbst nicht mehr. Auf einer Abendfahrt durch die Lagunen Missolunghis holte er sich zu Anfang April 1824 das Sumpffieber: am 19. April ist er ihm in den Armen eines treuen Dieners erlegen. So hatte ihm nach einem vielfach zerfahrenen und wüsten Leben das Schicksal die höchste Gunst gewährt, welche ein Mann in seiner Lage erflehen konnte: ein hohes, begeisterndes Ziel, die Wirksamkeit für die Freiheit eines unterdrückten Volkes und in diesem Wirken einen schönen Tod. Er schied ohne Schmerz, von heiterer Hoffnung erfüllt, aus dem Leben ab. „Hellas," sprach er, „ich habe dir alles geopfert, meine Mittel, meine Zeit, meine Gesundheit und jetzt auch mein Leben. Möge es dir, Hellas, gedeihen!"

Zunächst freilich schien dieser Wunsch nicht in Erfüllung zu gehen. Die Türken verheerten im Juni 1824 die Insel Psara, deren tapfere Bevölkerung sich im Seekriege durch kühnen Heldenmut besonders hervorgethan hatte: in Paläokastro sprengte sich die Besatzung samt 2000 eingedrungenen Türken in die Luft. Dann gelang es dem Sohne Mehemed Alis, Ibrahim Pascha, die griechische Flotte unter Miaulis zu täuschen und von Kreta nach dem Peloponnes überzusetzen,

dessen Statthalterschaft ihm der Sultan zusicherte; wenn auch 20 ägyptische Schiffe nachträglich von Miaulis im Hafen von Navarino vernichtet wurden, so fiel doch die fruchtbarste Landschaft der Halbinsel, Messenien, in die Hände des Ägypters. Im Laufe des Jahres 1825 machten die muselmännischen Waffen weitere Fortschritte, während die Großmächte sich über ein gemeinsames Vorgehen nicht zu einigen vermochten und die Griechen selbst einander um so heftiger befehdeten, je dringender die Gefahr des Unterliegens wurde. Missolunghi ward von Türken und Ägyptern so hart bedrängt, daß die Einwohner an der Behauptung der Stadt verzweifelten und am 27. April 1826 zur Nachtzeit sich durch einen Ausfall zu retten suchten. Aber ihr Vorhaben ward verraten; nur 1300 Männer mit 7 Frauen entkamen nach Salona, während die anderen in die Stadt zurückkehrten und sich mit ein paar tausend Muselmännern in die Luft sprengten. Unter den Tapferen, die da umkamen, wird Kapsalis gerühmt: dessen Sohn klagte um die Mutter, welche soeben gestorben war; aber der Vater hieß ihn dieselbe glücklich preisen, daß sie den Händen der Barbaren entronnen war, und ging mit den anderen aufrechten Hauptes und stolzen Herzens in den Tod, das einzige Bewahrungsmittel vor der Knechtschaft. Die Türken schnitten allen griechischen Leichen die Köpfe ab: man hat deren 3000 gezählt. Der Fall des griechischen Saragossa bedeutete die Niederlage des Aufstandes im Westen Mittelgriechenlands überhaupt: von da wandte sich Reschid Pascha, ein ebenso tüchtiger als ehrenhafter Feldherr, gegen Athen; im August 1826 ergab sich die Stadt, während die Akropolis sich noch des Feindes erwehrte. Die Nationalversammlung in Trözen beriet indessen über die endgültige Gestalt der Verfassung: im Mai 1827 ward sie vereinbart; ein Präsident sollte an der Spitze des republikanischen Staatswesens stehen, dessen Bulé oder Volksvertretung aus einem Senate und einem Abgeordnetenhause gebildet werden sollte; die Volkssouveränität ward als leitender Grundsatz, die orthodoxe morgenländische Kirche als Staatskirche bezeichnet. Aber gerade damals erfolgte die schon erwähnte Flucht der Regierung vor ihren eignen Leuten nach Ägina, und als am 5. Juni 1827 auch die Akropolis von Athen fiel, da stieg die Gefahr aufs höchste: durch Ibrahim von Messenien, durch Reschid Pascha vom Isthmus her bedroht, auf den Norden und Osten des Peloponnes eingeschränkt, schien der Aufstand in den nächsten Monaten völlig erliegen zu müssen.

Gerade jetzt aber, in der höchsten Not, kam die Hilfe. Die drei Mächte Frankreich, England und Rußland vereinbarten am 6. Juli 1827 das Londoner Protokoll, laut dessen Griechenland bis zur thessalischen Grenze selbständig, aber zur Abgabe eines jährlichen Tributs an den Sultan verpflichtet sein sollte. Wie man sieht, hatte die russische Politik in diesem Protokoll ihren Lieblingsgedanken verwirklicht: den Griechen sollte noch viel zu wünschen bleiben, und sie sollten so stets darauf angewiesen sein, um Rußlands Gunst und Hilfe zu werben; Österreich, das sich nicht rechtzeitig hatte entschließen können, selbständig seine Politik durchzuführen, hatte das Nachsehen. Nun erschien eine russisch-englisch-französische Flotte vor der messenischen Küste und erzwang von Ibrahim Pascha den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten, was nur das Vorspiel des Abzuges der Ägypter aus dem Peloponnes sein sollte. Als aber dem Pascha gemeldet wurde, daß eine griechische Flotte trotz des Waffenstillstandes sieben türkische Schiffe bei Salona zerstört hatte, da flammte er in wütendem Zorne auf und gab Befehl, in Messenien alle Ölbäume, 60 000 an der Zahl, den Hauptreichtum des Landes, zu vernichten. Auf dies erscheint die christliche Flotte vor dem Hafen von Navarino, dem altberühmten Pylos, wo die türkisch-ägyptische Armada vor Anker liegt, und indem die Christen es am 20. Oktober 1827 kurzerhand unternehmen, die Muselmänner wohl oder übel von ihren Standplätzen zu verdrängen und im Hafen Posto zu fassen, fallen zwei Schüsse und geben das Zeichen zu der berühmten Seeschlacht von Navarino, in welcher die muselmännische Flotte trotz ihrer ziffermäßigen Überlegenheit von den gewandteren Seeleuten der drei Mächte vernichtet ward. Es ist der Wirkung nach das Salamis der neueren griechischen Geschichte — nur daß die auf den Tod erschöpften Griechen selbst die Schlacht nicht geschlagen haben.

„Ein unliebsames Ereignis," an untoward event, nannte Lord Wellington diese Schlacht im englischen Parlamente: und diese Be-

zeichnung ist vom englischen Gesichtspunkte aus nur zu begreiflich. Man hatte die Griechen wohl befreien wollen; aber man hatte gehofft, daß dazu das bloße drohende Erscheinen der verbündeten Flotte ausreichen würde, und nun war die Vernichtung der türkischen Seemacht das Ende der militärischen Kundgebung. Das widersprach dem englischen Interesse, welches eine gegen Rußland widerstandsfähige Türkei erheischte. Zar Nikolaus aber, welcher im Dezember 1825 auf seinen Bruder Alexander gefolgt war, ward durch die Katastrophe zur Kriegserklärung an den Sultan angespornt; Ende April 1828 begannen die Russen sich in Asien und Europa in Bewegung zu setzen. Es liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe, den hochdramatischen Verlauf dieses Krieges zu erzählen. Es genügt zu sagen, daß der Adrianopeler Friede vom 14. September 1829 auch die Freiheit Griechenlands auf Grundlage des Londoner Vertrages sicherstellte.

Es ist angesichts der heutigen Lage auf der Balkanhalbinsel von großem Interesse, zu sehen, daß Rußland damals sofort versucht hat, an Stelle des Sultans die thatsächliche Gewalt über Griechenland an sich zu bringen; dem Zar-Befreier, wie man heute sagt, sollte das griechische Volk sich zu Füßen legen, und der korfiotische Graf Capodistrias, bisher russischer Minister, stand vom Januar 1828 bis zum September 1830 an der Spitze der griechischen Angelegenheiten. Aber wie wir heute sehen, daß die Bulgaren das türkische Joch nicht deshalb abgeschüttelt haben wollen, um das russische auf sich zu nehmen, so erging es auch damals: der Admiral Miaulis steckte selbst seine Flotte in Brand, damit sie nicht Capodistrias den Russen in die Hände spiele, und am 9. September ward der Graf, welcher als Werkzeug Rußlands allgemeinem Hasse verfallen war, von seinen eignen Landsleuten als Verräter ermordet. Die einsichtigeren Griechen waren mittlerweile längst zu der Einsicht gekommen, daß ihr Volk nur unter monarchischer Staatsform von der Parteiwut genesen könne, und begegneten sich mit den Großmächten in dem Wunsche nach einem Könige. Man bot die Krone zuerst dem Prinzen Leopold von Koburg an, dem späteren König der Belgier; aber der Prinz wollte nur annehmen, wenn Griechenland durch Thessalien und Epirus vergrößert und so wirklich lebensfähig gemacht werde. Weil man diesen Wunsch nicht erfüllen konnte oder nicht erfüllen wollte, so wandte man sich an den großen Philhellenen König Ludwig I von Bayern, damit er seinem zweiten Sohne Otto die Annahme der Krone erlaube. Der König ging darauf unter der Bedingung ein, daß dem Lande wenigstens die Tributpflicht gegen den Sultan erlassen werde. Dies ward im Mai 1832 zugestanden, und am 6. Februar 1833 landete der erste König des neuerstandenen griechischen Staates in Nauplia.

Damit war das Ziel, das elf Jahre vorher in Piadha aufgestellt worden war, endlich erreicht. Der griechische Freiheitskampf hat, wie Trikupis treffend hervorhebt, im Vergleich mit ähnlichen Ereignissen, z. B. dem Kampfe der Niederländer gegen Philipp II, das Eigentümliche, ja Einzigartige, daß es in ihm sich nicht darum handelte, daß ein Volk die drohende Knechtschaft abwehre, sondern daß ein ἔθνος πεπτωκός, ein gefallenes Volk, aus jahrhundertelangem Fall sich ruhmreich zu neuem Leben erhob: und indem es sich damit auch die volle Glaubensfreiheit erstritt, mag Trikupis mit gerechter Begeisterung sagen, daß „das Trompetensignal zu diesem Kriege ein Cherubsgesang auf den Allerhöchsten war." Die Bedeutung dieses Ereignisses kann nicht hoch genug angeschlagen werden; das griechische Volk wird bei der endlichen Lösung der orientalischen Frage sicherlich eine bedeutsame, vielleicht die bedeutsamste Rolle spielen. Dem deutschen Kaiserkinde aber, das in diesen Wochen südwärts zieht, möge Gottes Schutz im fremden Lande, das ihm zur Heimat werden soll, stets zur Seite gehen. Zu uns Deutschen kamen vor vielen Jahrhunderten zwei hellenische Fürstentöchter, um den Thron unserer Kaiser zu zieren: Theophano, die Gemahlin Ottos II, welche für den früh des Vaters beraubten Sohn mit Kraft und Umsicht das Zepter geführt hat, und die vielgepriesene Irene, die Gattin Philipps von Hohenstaufen, „die Rose ohne Dornen und die Taube sonder Gallen." Möge es der Prinzessin Sophie von Preußen beschieden sein, daß einst die Jahrbücher des griechischen Volkes ihrer ebenso liebevoll gedenken, wie wir dies mit jenen beiden Kaiserinnen thun bis auf diesen Tag.

Am Familientisch.

(Nachdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Die Mehrzahl der Einschaltbilder dieses Heftes sind Schöpfungen des Düsseldorfer Meisters Hiddemann, dessen Bedeutung Adolf Rosenberg in einem besonderen Artikel gewürdigt hat. Max Liebermanns „Flachsspinnen in Holland“ zeigt den vielgenannten Künstler in einer neuen Phase der Entwickelung. Reizte ihn früher nur das Häßliche, der Naturalismus, so hat er sich doch jetzt schon zur Wirklichkeit, zum Realismus, bekehrt. Ob er damit schon die höchsten Aufgaben der Kunst erfüllt, ist eine offene Frage; jedenfalls verleiht das kulturhistorische Interesse Bildern dieser Art einen dauernden Wert. Natürlich ist Liebermann immer noch Hellmaler geblieben; neben Uhde hat er zumeist der neuen Richtung in Deutschland Eingang zu schaffen gewußt, und es wäre ja wunderbar, wenn er ihr den Rücken kehren sollte, solange die Mode den Hellmalern günstig ist. Gustav Iglers „Zärtliche Puppenmutter“ ist eins jener Genrebilder, die jeden erfreuen, weil jeder ihnen Verständnis entgegenbringt.

Bettlerhände.

In der Herbstzeit segensschweren Tagen
Warf der junge Landmann eine süße,
Reife Frucht mit lachendem Behagen
Einem Bettelknaben vor die Füße.

Und ich sah die scheue Hand sich strecken,
Sah sie gierig nach der Gabe langen,
Sah sie jäh, in zuckendem Erschrecken
Sich zurückziehn, zaudern, zittern, bangen.

Lang hab ich dies Wechselspiel betrachtet,
Dieses Spiel von Angst und von Begehren.
Lieber Knabe, greif doch zu! wer achtet
Deiner denn? Und sag, wer kann dir wehren?

Ach, ich kenne diese Bettlerhände,
Die zu viel, zu grausam man geschlagen,
Die nun zittern, die nun bis ans Ende
Nie nach einem Glück zu greifen wagen!

Frida Schanz.

Lauras Nase.

Die Gesichtszüge Lauras, der durch Petrarca unsterblich gewordenen Dame, haben der gelehrten wie ungelehrten Welt lange Zeit hindurch Kopfzerbrechen gemacht. In 320 Sonetten und 88 Kanzonen hat der Dichter die Schöne besungen und uns dabei doch in manchem Zweifel über die Art ihrer Reize belassen. Daraus, daß Petrarca seine Huldin oft „Serena“ nennt, wollten einige folgern, daß sie blond gewesen sei und blaue Augen gehabt habe; andere dagegen schlossen von den besungenen „schwarzen“ Augenbrauen auf schwarze oder doch braune Augen und erklärten Laura für eine Brünette. Völlig im ungewissen aber ließ der Dichter die Mit- und Nachwelt über das Hauptstück im menschlichen Antlitz, über die Nase Lauras. Im Jahre 1581 nun, 233 Jahre nach Lauras Tode, übernahm der Venezianer Ludovico Gandini die Aufgabe, das traurige Dunkel dieser Angelegenheit aufzuhellen, und das Ergebnis seiner Untersuchungen war, daß Laura ein Stumpfnäschen (naso scavezzo) gehabt habe. Manchem Verehrer Petrarcas und seiner gepriesenen Schönen mag dadurch die Illusion zerstört worden sein. C.

Teetotaler.

Durch die deutschen Zeitungen ging vor kurzem eine Erklärung des seltsamen Wortes Teetotaler, mit dem in den Vereinigten Staaten die Anhänger der strengen Mäßigkeitsgesetze, die Temperenzler oder Freunde der „total abstinence,“ zuerst spottweise benannt wurden, bis sie den Schimpfnamen als Ehrennamen acceptierten, den sie noch heute führen. Einige Blätter brachten die Neubildung der englischen Sprache mit dem Worte tea (Thee) in Verbindung, was schon wegen der Schreibweise — „tee“ (sprich: ti) ohne „a“ in der ersten Silbe — unmöglich ist. Grundfalsch ist natürlich auch die von irgend einem Redaktionsquartaner herrührende Übersetzung von „teatotaler“ mit „totaler Theetrinker.“ Größere Wahrscheinlichkeit hatte die Angabe, das vorangesetzte „tee“ sei als eine Art Reduplikation anzusehen, aber genügen konnte auch diese Erklärung nicht. Eine interessante und sehr glaubhaft klingende Deutung des Wortes erhalten wir nun durch jemand, der anfangs der siebziger Jahre in New York weilte und dort Horace Greely kennen lernte, den „ersten Journalisten“ Nordamerikas, der später gegen Grant für den Präsidentschaftsstuhl kandidierte und aus Kummer über seine Niederlage starb. Damals gingen Greelys Wünsche noch nicht so hoch, aber als Herausgeber der „Tribune“ nahm er doch eine sehr einflußreiche Stellung ein, und in den Reihen der Temperenzler, der Teetotaler, war er einer der ersten Vorkämpfer. Diesen Mann nun, der doch von der Sache wissen mußte, ersuchte unser Gewährsmann um Erklärung des Wortes, und wir geben hier die Auskunft nach den eignen Worten Greelys wieder: „Es war im Beginn der fünfziger Jahre, als eine Schar Männer zusammentrat, um der mehr und mehr um sich greifenden Branntweinpest Einhalt zu thun. Das war in Baltimore, wenn ich nicht irre. Es wurden Reden gehalten, pro et contra,

im ganzen jedoch war die Stimmung flau, die vorgeschlagenen Maßregeln waren nur halbe. Da sprang der rothaarige Tam Hawkins auf die Plattform. Er war ein hinreißender Redner, wenn er warm wurde, aber im Anfange pflegte er jammervoll zu stottern. ‚Total abstinence, brethren!‘ (Gänzliche Enthaltsamkeit, Brüder!) wollte er beginnen, aber schon über die erste Silbe stolperte er, und statt des gewollten Wortes kam es ‚Tee-tee-total‘ über seine Zunge, zum großen Gelächter unserer Gegner. ‚Teetotal‘ — der Name blieb uns, zuerst ein Spottname von seiten der Feinde, dann als Ehrenname von uns angenommen.“ Diese Erklärung lautet so schlicht und natürlich, daß sie überzeugend wirkt. Also Tam Hawkins mit dem roten Haar haben wir als den unfreiwilligen Schöpfer des „Teetotalism“ anzusehen. W.

Der Hamburger Münchhausen

war ein alter Schiffer, Krischan (Christian) Wehnke mit Namen. Gleich seinem großen Vorbilde rühmte er sich allerlei Heldenthaten, und seine Hauptgeschichte war die, daß er in der Seeschlacht bei Trafalgar mitgefochten habe, Seite an Seite mit Nelson, der in der blutigen Schlacht das Leben verlieren sollte. Der Admiral war den Feinden durch seinen großen Ordensstern aufgefallen, und alle Schüsse der Franzosen richteten sich auf ihn. Krischan Wehnke beschwor ihn, den Orden in die Tasche zu stecken oder, noch besser, in die Kajütte zu gehen und so dem Vaterlande sein kostbares Leben zu erhalten; er, Krischan Wehnke, werde auf Deck schon nach dem Rechten sehen. Aber der tapfere Admiral ließ sich nicht erbitten, und die Folge war, daß eine feindliche Kugel ihn zu Boden streckte. Seine Heldenseele hauchte er mit den in gutem Plattdeutsch gesprochenen Worten aus: „Ach, Krischan Wehnke, harr ik di hürt!“ (hätte ich dir gehorcht). C.

Die Heidschnucken.

Ein Freund des Schreibers dieser Zeilen ist ein abgesagter Feind von Hammel- oder Schöpsenbraten; es schaudert ihn, wenn er nur davon sprechen hört. Im verflossenen Jahre hat er aber doch einmal von der verachteten Kost genossen, und zwar mit gutem Appetit, als ihm ein Heidschnuckenrücken vorgesetzt wurde, den er zum erstenmal sah und von dem er meinte: „Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes.“ Infolgedessen entspann sich unter der Tischgesellschaft ein Gespräch über die Heidschnucken, jene kleinen, langhaarigen Schafe des deutschen Nordwestens, und einer der Gäste meinte, sie seien dem Aussterben nahe, da die Kultivierung der Heiden vorrücke und den Heidschnucken dadurch die Lebensbedingungen entzogen würden. Andere widersprachen. „Fragen wir unsere treuen Abonnenten,“ meinte ein anwesender Redakteur. So geschah es und eine große Anzahl Antworten aus Hannover, Braunschweig, Oldenburg liefen ein, die bald Klarheit in die Frage brachten und die Befürchtung vermindern, der gute Braten könne selten werden.

Herr Uhlhorn in Buxtehude meldete: In der Ralenburger und Scheßler Gegend sind noch große Massen dieser Schafe; ich beziehe von dorther Tausende von Pfunden ihrer Wolle. Herr Gerloff in Bremen bezog gleichfalls Wolle (der Centner zu 40 bis 50 Mark) aus Ülzen und sah große Heidschnuckenherden bei Walsrode. Herr Postmeister Friedrich zu Wittmund in Ostfriesland schrieb, daß im dortigen Kreise noch 5000 Stück Heidschnucken gehalten würden. Herr Techniker Gerhard Müller leugnet das Aussterben der Schnucken und sagt: „Die Stadt Soltau führt alljährlich Tausende von Heidschnuckenrücken postkistchenweise aus.“ Frau Emilie Rancke in Wolfenbüttel schilderte uns die zahlreichen Heidschnuckenherden, die sie in der Gegend nördlich von Gifhorn (Hannover) beobachtet hat. Teilweise sind die Berichte ausführlich; indem wir sie hier benutzen, nehmen wir nach Kahls Schilderungen der Heidschnucken, sowie Stiegters Monographie derselben im Journal für Landwirtschaft zu Hilfe, um unsern Lesern ein Bild dieser urwüchsigen deutschen Schafe zu entwerfen und Feinschmecker, welche gern eine Abwechselung auf ihrer Tafel sehen, auf die Heidschnuckenrücken hinzuweisen, die dank unserer Posteinrichtungen sich jetzt durch ganz Deutschland leicht versenden lassen.

Also das Wort eines bekannten Schriftstellers, „daß die Heidschnucken ebenso wie die Rathäute der amerikanischen Prärieen zu den verschwindenden Rassen gehören,“ ist nicht richtig. Man sehe sich nur einmal die Schaftriften der Lüneburger Heide an, wo überall die Heidenarbe fortgetreten ist, und man wird erkennen, daß hier Tausende von kleinen Füßen gewandert sein müssen. An schwülen und windlosen Tagen kann man dann hinter den Dörfern große Staubwolken sehen, als deren Kern man beim Näherkommen eine Herde der geduldigen kleinen Schnucken sieht und bei ihnen den „Schaper“ mit der „Schüte,“ der eisernen Schaufel auf dem Hirtenstabe. Treffen wir es gut, so finden wir ihn „Schnuckensocken breidelnd,“ d. h. mit großen hölzernen Nadeln Strümpfe aus der Wolle der Heideschafe stricken.

So etwa ist das Bild, welches uns überall da entgegentritt, wo im deutschen Nordwesten das Heidekraut, die Erika, weite Strecken überzieht, von Jütland und Schleswig an durch Hannover, Oldenburg, Ostfriesland bis tief nach Holland hinein, wo die Schnucken „Heedschapen“ heißen.

Kein anderes Haustier macht sich etwas aus der trockenen, holzigen Heide, weder Kuh noch Pferd, nur das Heideschaf vermag mit seinem Gebiß und Magen sie zu bewältigen, dieses seit uralter Zeit hier heimische Tier, welches sicher schon zur Zeit, als die „Vorgeschichtlichen“ hier die großen Steinbauten, die Hünen- oder Bülzenbetten ausführten, so über die Heide wanderte, wie es jetzt noch der Fall. Von der Kultur sind sie nicht beleckt worden, und ihre vornehmen Vettern, welche saftigen Braten und weiche Wolle liefern, können von Heidekraut nicht leben; diese sind aber auch eingeführte Fremdlinge, groß, stolz und protzenhaft mit fremden Namen wie Merinos oder Southdowns ꝛc. Unsere Schnucke oder Snucke ist das kleinste bekannte Schaf, denn ein gemästeter

Hammel bringt es durchschnittlich nur auf 30 bis 35 Pfund bei einer Höhe von etwa 40 Centimeter. Es sind also die Schnucken die Ponies unter den Schafen. Auszeichnend für sie ist der ganz kurze Schwanz. Mit ihren dünnen, zierlichen Beinchen trippeln sie durch das dürre Heidekraut, und ihr dünnflockiges, mehr haariges als wolliges Vließ wird leicht bei jedem Regenschauer bis auf die Haut naß. Trotzdem ist das kleine Heideschaf ein zähes, recht eigentlich akklimatisiertes Tier: es verträgt gut Hitze und Sonne, bleibt auch im Winter im Freien und scharrt sich unter hohem Schnee sein Lieblingsfutter, die Heide, heraus. Abgesehen davon, daß es Fleisch und dürftige Wolle liefert, hält man es wegen der Düngererzeugung, denn die mageren Äcker, die sich in der Heide ausdehnen, werden dadurch gedüngt, daß man die Schnuckenherden in Pferchen auf ihnen übernachten läßt.

Vom August an, wo die Heidschnucken auf die Stoppelfelder kommen, ist ihr Fleisch der Hauptbraten in den Heiden. Er ist im Geschmack verschieden vom gewöhnlichen Schaffleisch und hat entschieden etwas Wildartiges, soll auch, wie die Sage geht, unter Nachhilfe einer gewandten Köchin leicht in Rehbraten verwandelt werden können. Feinschmecker preisen die Lämmerkeulen der Heidschnucken; eine reicht gerade aus für eine Mahlzeit eines Mannes. Diesem Anklange an Wild, hervorgerufen durch die ganze Lebensart der Schnucken, die nur selten Ställe sehen, schließt sich auch die dünne graublaue Wolle an, deren eine Heidschnucke durchschnittlich im Jahre nur $1^1/_2$—2 Pfund liefert. Milch und Käse liefern die Tierchen nicht, und der Schäfer ist froh, wenn die Mutterschafe genug Milch zum Aufbringen der Lämmer haben. Die Menge also muß es bringen, und wem viel Heideland zur Verfügung steht, der hält darauf große Herden der kleinen nützlichen Tiere, die oft 400, 500 Köpfe stark sind. Stieger gibt an, daß in Nordwestdeutschland noch ungefähr 800 000 Heidschnucken leben.

Zum Schlusse möge der Vollständigkeit halber und auf die Gefahr hin, dem Hannoveraner etwas sehr Bekanntes vorzutragen, noch die Anekdote erwähnt sein, welche den Namen der Heidschnucken berühmt machte. Ein französischer Reisender, der nach Lüneburg kam, hörte dort von den Schnucken erzählen, die in der Heide leben und mit brauner, haariger Wolle bekleidet sich kümmerlich vom Heidekraut ernähren. Ein solches Volk, das schien ihm, paßte zu der wüsten Gegend, und als er seine Reisebeschreibung veröffentlichte, da erzählte er darin vom peuple sauvage des Heidschnucks, das im Lüneburgischen hause.

Gesundheitsrat.

Joh. F. in Österr. Sie fragen an, woher Sie am besten einen guten, reinen Leberthran beziehen? Wir können Ihnen nur antworten, daß der im Kleinhandel, wenigstens bei uns, verbreitetste Leberthran auf seiner Flaschenetikette die Firma: Heinrich Meyer, Christiania, Norwegen (Extrafeiner Dorschleber-Medizinalthran) angibt. Es ist übrigens mit dem „guten, reinen Leberthran" so eine Sache. Man ist sich noch immer nicht ganz einig darüber, ob der Leberthran seine zweifellos guten Wirkungen einfach als sehr leicht verdauliches Fett ausübt, oder ob er dieselben besonderen Stoffen, die aus dem Körper der Fische in ihn übergehen, verdankt. Ist letzteres der Fall, dann ist der „gute, reine" Leberthran gar nicht so besonders zu empfehlen, und es scheint in der That, als wenn zuweilen der sogenannte ungereinigte, braune Leberthran besser wirkt. Es dürfte doch geraten sein, mit diesem letzteren einen Versuch zu machen; wird er seines häßlichen Aussehens und ganz außerordentlich abscheulichen Geschmackes wegen nicht vertragen, dann kann man immer noch zu dem appetitlichen, sehr viel besser schmeckenden gereinigten Thran übergehen.

Wir wollen Ihnen noch einen Rat geben. Wenn das Kind den Thran anfangs gar nicht recht nehmen will und nach der mehr oder weniger gewaltsamen Einverleibung den Appetit zu verlieren scheint, setzen Sie mit der Darreichung nicht zu früh aus. Es ist ganz auffallend, wie sich die meisten Kinder und auch Erwachsene mit der Zeit doch an das widerwärtige Mittel gewöhnen, und es ist gar nicht so selten, daß sie den anfangs verabscheuten Thran später mit wahrem Vergnügen trinken. Für diejenigen, die sich wirklich ganz und gar nicht mit dem Leberthran anfreunden können, hat die neuere Zeit ein wohlschmeckendes Ersatzmittel, das in den Apotheken käufliche Lipanin gebracht. Dieses Lipanin ist allerdings weiter gar nichts als ein leicht verdauliches Fett; wer es nimmt, verzichtet auf alle die geheimnisvollen Kräfte, die ihm vielleicht mit dem Thran aus der Fischleber zugeführt werden.

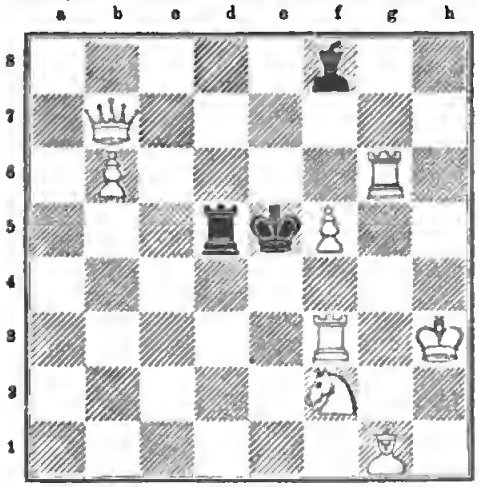
Pastor Dr. F. Sie bitten um Angabe einer „wirksamen, die Berufsarbeit nicht hindernden Abmagerungskur." Darauf müssen wir erwidern: Nur der Arzt, der sich durch genaue Untersuchung der verschiedenen Organe, eventuell durch eine längere Beobachtung der Lebensweise, ein klares Bild von der Körperbeschaffenheit des in Frage Stehenden verschafft hat, kann entscheiden, ob bei demselben überhaupt eine Entfettungskur angezeigt ist und welche am geeignetsten erscheint. Jede derartige Kur ist selbstverständlich mit einer mehr oder weniger eingreifenden Veränderung der gesamten Lebensweise verbunden, und vor dem Beginn der Kur muß festgestellt werden, ob und in welchem Grade der Körper dieser eingreifenden Veränderung gewachsen sein dürfte. Sowohl nach der seiner Zeit außerordentlich populären Banting-Kur, als nach der schnell bekannt gewordenen Entfettung nach Oertel (Schweninger) sind bei leichtsinniger Anwendung und ungenügender Überwachung zahlreiche Unglücksfälle vorgekommen.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.

2. Schachaufgabe von G. Laws.

Preisgekrönt in einem der letzten Problemturniere.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

3. Rätselfrage.

Wie kann man aus den fünf Wörtern: „Buche, Agathe, Kind, Rute, Inn" den Anfang einer beliebten Oper erhalten?

4. Rätsel.

Wenn ihr den Gott der Liebespein
Versenkt in einen See'r,
So stellt sich eine Blume ein
Mit einem Kelch wie Schnee.

5. Rätsel-Distichon.

Wenn du finden mich willst, so suche mich unter den Bäumen;
Wird mein Fuß mir geraubt, lieg' ich in Deutschland als Stadt.

6. Citatenrätsel.

Ein berühmter Ausspruch besteht aus zwölf Silben, welche der Reihe nach in den folgenden zwölf Citaten enthalten sind:

1) Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste.
2) Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun.
3) Drei Tage will ich dir schenken.
4) Da unten aber ist's fürchterlich.
5) Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß.
6) Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
7) Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage, wem's gefällt.
8) Sonst spielt' ich mit Szepter, mit Krone und Stern.
9) Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.
10) Da blick' ich auf zu einem nur der Sterne,
Der an dem Himmel, der mich blendet, steht.
11) Den Jüngling bringt keines wieder.
12) Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen.

7. Viersilbige Scharade.

Die beiden ersten Silben:

Im Osten flammt es auf, es fällt
Das Reich der Nacht in Trümmer.
Der lichte Tag begrüßt die Welt
In feuerfarbnem Schimmer.

Die beiden letzten Silben:

Ich liebe, sing', frag' nicht nach Geld,
Ich rast' im Schatten, bin ich müde.
Die schöne, wette Gotteswelt
Gehöret mir und meinem Liede.

Das Ganze:

Lang ist es her. Vor Hunderten von Jahren,
Da schlug es wuchtig auf die Feinde ein.
Kommt heute man desselben Wegs gefahren,
Sieht man's als Rarität. — Was mag's wohl sein?

v. M.

8. Rätsel.

Ein Kunstwerk ist es, das durch Menschenhand
Als vielbestaunter reicher Schmuck entstand;
Dreht ihr es um und setzt ein P davor,
So ragt es kahl und schmucklos meist empor;
Und wenn zum Schluß sich beide Worte einen,
Wird vor- und rückwärts gleicher Klang erscheinen.

9. Rätsel.

Den Schiffsrumpf wie den Pferdehuf
Wahr' ich vor Leid und Wunde;
Doch hört man mich als Klageruf
Aus ros'gem Frauenmunde,
So stillt der Chemiker van Fach
Am besten dann ihr Weh und Ach!

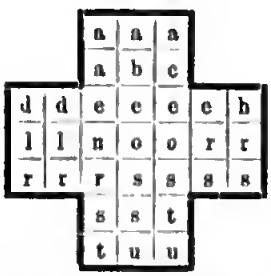
10. Dreisilbige Scharade.

Des Kaisers Leben war das Ganze!
An großen Ersten war's das Drittel
Und doch blieb selbst im höchsten Glanze
Bescheiden er nach deutscher Sitte;
Es lenkte schirmend seine Pfade
Zum fernsten Ziele Gottes Gnade.
Fr. St.

11. Rätsel.

Es bringt uns all' in kurzer Frist
Selbst nach entferntem Ort;
Wer aber umgestellt es ist,
Kommt stets nur langsam fort.

12. Kreuzrätsel.



Werden die hier eingetragenen Buchstaben richtig geordnet, so entstehen sechs bekannte Wörter. Die wagerechten Reihen nennen: 1. eine israelitische Prophetin, 2. eine deutsche Meeresbucht, 3. einen römischen Triumvir. Die senkrechten Reihen nennen: 1. ein schädliches Insekt, 2. eine deutsche Stadt, 3. ein Verkehrsmittel.

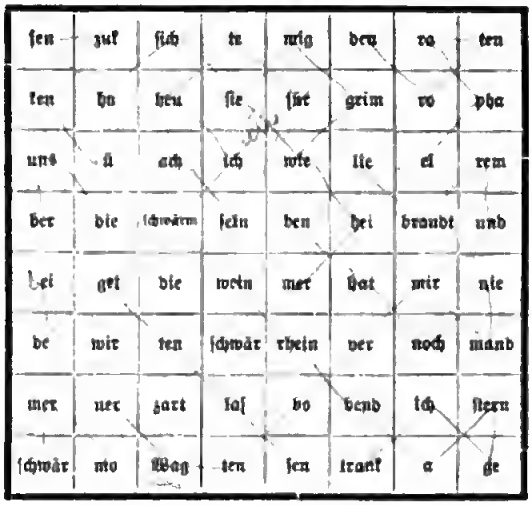
13. Dreisilbige Scharade.

Im Land, wo der Vesuvius raucht,
Dort, wo vom Sonnengold umsäumt,
Die Wolke sich in Azur taucht,
Siehst du, wie du es kaum geträumt,
Die Ersten. Still im Kellerraum
Die Dritte ich gelagert fand,
Darin, rein von der Erde Schaum,
Der Sonne Feuer liegt gebannt.
Das Ganze ist ein Trank des Glücks!
Man taucht hinein — es steigt empor,
Wie aus der dunklen Flut des Styx,
Der Lichtgestalten stiller Chor.

14. Rätsel.

Lieblich wachs' in der Flut ich empor, den Menschen zur Freude,
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, bring' ich den Schiffen Gefahr.

15. Königszug.



16. Kapselrätsel.

1.
Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben.

2.
Das schlechteste Rad am Wagen knarrt am meisten.

3.
Hinfort sprach keiner zu dem andern,
Dach ihre Herzen klopften laut.

4.
Sa fallet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun.

5.
Still und verbargen trage dein Weh,
Wannen und Sorgen schmelzen wie Schnee.

6.
Er schmetterte gewaltig mit lautem Mannesmut,
Als gelt' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.

7.
Wer aber fall van deinem Wein,
Du lieber Herr, der Erbe sein.

8.
Die Höhen waren erstürmet.
Auf blut'ger, glühender Heide lag
Des Todes Saat getürmet.

9.
Die Augen thaten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Die obigen neun Dichterstellen, resp. Sprichwörter enthalten — aber in anderer Reihenfolge: 1. eine Waffe, 2. einen Vogel, 3. ein Gefäß, 4. einen Vornamen, 5. einen alttestamentlichen männlichen Namen, 6. eine große Stadt, 7. eine andere große Stadt, 8. einen Körperteil, 9. ein Tier des Waldes.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines deutschen Dichters unserer Zeit ergeben.

Digitized by Google

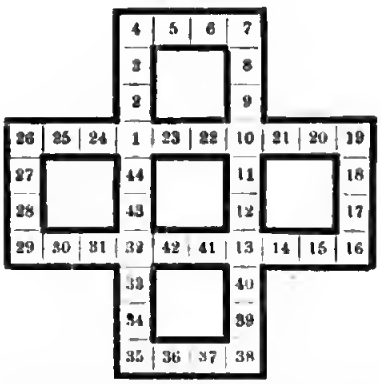
17. Rätsel.

Gar manchem habe ich die Laune schon verdorben,
Wenn ich mit feuchtem Auge ihn umworben;
Gar manchem schon ich hohe Freude machte,
Wenn hellen Augs ich ihm entgegenlachte
Und vor ihm stand gar meisterlich gelungen,
Was seinem Haupt minervengleich entsprungen.

18. Metamorphosen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphosen von Guben über höchstens vier Zwischenstationen nach Wesel, von Gera über höchstens fünf Zwischenstationen nach Rügen, von Mainz über höchstens sechs Zwischenstationen nach Hamm, von Linz über höchstens zehn Zwischenstationen nach Paris?

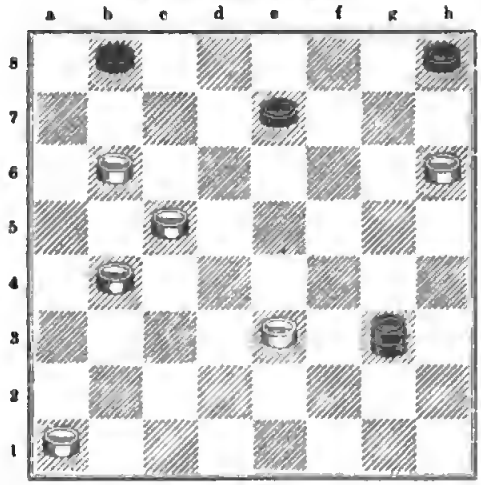
19. Wortkette.



Die Zahlen in den Feldern der Figur sind mit Hilfe der folgenden Angaben so durch je eine Silbe zu ersetzen, daß man 24 dreisilbige Wörter erhält, welche eine Wortkette bilden, d. h. die Anfangssilbe jedes folgenden Wortes ist gleich der Endsilbe des vorhergehenden und die Schlußsilbe des letzten gleich der Anfangssilbe des ersten. Es bezeichnen:

1. 1 2 3 eine Alpenpflanze,
2. 3 4 5 eine Stadt in Italien,
3. 5 6 7 ein ehemaliges europ. Königreich,
4. 7 8 9 eine Stadt in Schlesien,
5. 9 10 11 eine große Insel,
6. 11 12 13 einen Landsee,
7. 13 14 15 eine Stadt in Italien,
8. 15 16 17 einen hervorragenden Maler,
9. 17 18 19 einen Vornamen,
10. 19 20 21 ein Insekt,
11. 21 10 22 einen großen Strom,
12. 22 23 1 eine ehemalige römische Provinz,
13. 1 24 25 einen unglücklichen Königssohn,
14. 25 26 27 eine Frucht,
15. 27 28 29 eine Stadt in Italien,
16. 29 30 31 eine Nymphe,
17. 31 32 33 eine Göttin der Griechen,
18. 33 34 35 eine Gymnasialklasse,
19. 35 36 37 eine Stadt in Italien,
20. 37 38 39 einen Wohlgeruch,
21. 39 40 13 eine Stadt auf der pyrenäischen Halbinsel,
22. 13 41 42 einen großen Fluß,
23. 42 32 43 ein Thal in Griechenland,
24. 43 44 1 einen Erdteil.

20. Damespielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

21. Magische Buchstabenquadrate.

a.

a	a	a	a
a	i	i	o
d	d	d	h
n	n	r	r

b.

e	e	e	i
i	i	i	m
n	n	o	s
l	l	l	l

In jedem der beiden obigen Quadrate sind die Buchstaben so zu ordnen, daß die vier senkrechten Reihen gleich den entsprechenden wagerechten laulen.

Diese Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

In a: 1. einen Dichter, 2. eine Oper, 3. einen Fluß, 4. eine Stadt.

In b: 1. einen Vornamen, 2. einen Feldmarschall, 3. und 4. je eine der Personen in Schillers „Wallenstein."

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Band I, Heft 1.

1. Bilderrätsel.

Bevollmächtigter zum Bundesrat.

2. Damespielaufgabe.

1. e 3 — f 4	1. D b 6 — g 5 † †
2. h 6 — f 4 †	2. D f 8 — e 3 † †
3. d 2 — f 4 †	3. D d 6 — g 3 †
4. h 2 — f 4 †	4. b 8 — c 7
5. f 4 — e 5	5. a 7 — b 6
6. e 5 — f 6	6. b 6 — c 5
7. f 6 — g 7	7. c 5 — d 4

c 1 — d 2 gewinnt.

(Wenn Schwarz in den ersten Zügen anders schlägt, entsteht dieselbe Stellung.)

3. Zweisilbige Scharade. Schwarzburg.

4. Dechiffrieraufgabe.

(Schlüssel ist der 13. Buchstabe.)

Wer dir viel Rat und wenig That gewährt,
Wenn dich die Last des schweren Kummers preßt,
Ist einer, der die Spinngewebe kehrt
Und doch dabei die Spinnen leben läßt.
(Gryphius.)

5. Rätsel. Ausfall.

6. Ergänzungsrätsel.

Galileo Galilei.

Agamemnon, Alligator, Balearen, Laokoon, Bagamoyo, Alicante, Alemannen, Airolo.

7. Zifferblatträtsel.

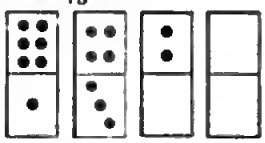
1	2	3	4	5	6	Rienzi
			3	4	5	Enz
		5	6	7	8	Zinn
			6	7	8	Inn
		8	9	10	11	Newa
			11	12	1	Aar.

8. Dreisilbige Scharade. Wiesbaden.

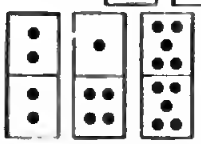
9. Bilderrätsel. Dynamitpatrone.

10. Dominoaufgabe.

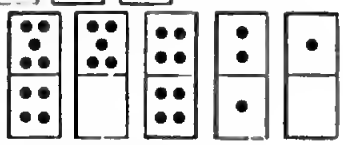
Im Talon lagen:



B setzte:



B behielt:



11. Schachaufgabe.

1. T g 6 — g 2 1. K e 4 — d 5
2. S e 8 — f 6 ♯

A.

1. . . . 1. D f 3 — e 3 (d 1, f 1)
2. T g 2 — e 2 ♯

B.

1. . . . 1. Beliebig anders
2. D, S, L oder T (durch Abzugschach) ♯

12. Zahlenrätsel.

Die Liebe ist blind.

B	G	E	K	D	E	M	S	B
r	a	d	i	o	d	i	t	e
a	l	e	s	n	e	n	e	t
s	L	n	s	i	l	g	i	h
i	w	k	i	z	w	h	n	i
l	e	o	n	e	e	e	b	e
i	s	b	g	t	i	t	o	h
e	p	e	e	t	s	t	c	e
n	e	n	n	i	s	i	k	m

13. Bilderrätsel. Zollinspektor.

14. Arithmetische Aufgabe.

Die drei Summanden: 85, 11, 4.

15. Rätsel-Distichon. Rappe — Rapp.

16. Dreisilbige Scharade. Theerose.

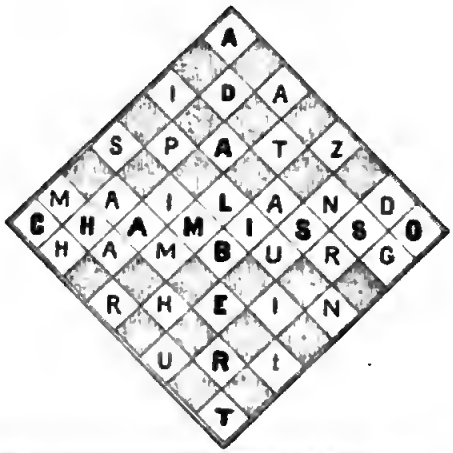
17. Akrostichon.

John Milton — Alma Tadema.

Jav A
Orge L
Haarle M
Nauplia
Rile T
Idun A
Livlan D
Tern E
Opiu M
Revad A

18. Rätsel. Heirat — Heimat.

19. Umstellungsaufgabe.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Herbstmorgen. Gemalt von E. Hallax.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 3, November 1889.

Die Geige.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Der Tag der ersten Winterfoiree
War gut gewählt. — Fahl, ohne Sternenschimmer
Erstand die Nacht, und der Novemberschnee
Trieb wirbelnd durch den Sturm. —

Und hier! — Die Zimmer
Durchwob ein Hauch wie linde Maienluft;
Der Lampen rotverhangne Kelche glühten;
Um hohe Palmen schmeichelte der Duft
Von Heliotrop und goldnen Moschusblüten.
Hell floß der Rede breiter, froher Fluß.
Gott Eros trieb sein Spiel um Mädchenwangen,
Noch rosig von der Kälte raschem Kuß.
Zart rauschte Seide, klirrten goldne Spangen;
Aus leisen Worten atmete Gefahr; —
Mildsonnig lag es über schönen Frauen;
Hier blitzte Schalkheit unter weißem Haar,
Und Schwermut träumte unter jungen Brauen.
Da, — welch ein Wort! Von allen Lippen klang
Frohlocken; dann verrann der Rede Wogen, — —
Und durch die Stille strich der Geige Sang.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ein junger Brite meisterte den Bogen.
Die Lerche schwang sich auf im blauen Raum,
Dann strich der Abendwind durch Föhrenzweige,
Und jedes Herz zerfloß in Duft und Traum
Und jubelte und weinte mit der Geige.
Ein Hauch nur schien der letzte Bogenstrich,
Ein Pfad hinaus in sel'ge Ewigkeiten,
Den still die Sehnsucht zog. — Nur langsam wich
Des Klanges Bann. — Aus fernen Himmelsweiten
Kam man zurück in den geschmückten Kreis, —
Sei's auch, vielleicht, mit hartem Überwinden; —
Genug, ein wahres Kind der Welt, es weiß
Gar schnell den Ton der Welt zurückzufinden.
Mit Preis und Lob, verschwenderisch gezollt,
Versuchte man das Weihgeschenk zu lohnen;
Zu Beifallsmünzen schmolz der Rührung Gold,
Und stolze Worte flochten Lorbeerkronen.
Man schwärmte von des Genius hehrem Glück,

Man mühte ſich, das Zarteſte zu preiſen,
Man rühmte Geigenſpiel und Geigenſtück
Und ſprach von Thränen und von Ruhmesreiſen,
Man dankte jubelnd, tauſend-, tauſendmal,
Und ward nicht müde, Wort um Wort zu tauſchen,
Bis man ſich wandte, um im Nebenſaal
Der neuen Opernkönigin zu lauſchen.

Da trat ein ſchlankes Mädchen, lieblich-zag,
Zu jenem Tiſch, wo unter Ampelranken
Vereinſamt jetzt des Meiſters Geige lag.
Liebkoſend ſtrich ſie mit der Hand, der ſchlanken,
Zart, wie voll ſüßer Seelentrunkenheit,
Das braune Holz. In ihren Augen glühte
Ein Dank, den keine Silbe noch entweiht; —
Tiefroſig ſtrahlte ihrer Wangen Blüte.
Zerſtreute Worte ſprach ſie, ohne Sinn:
„Ja, Bergluft lieb ich auch, ſo quellenreine! — —
Ei, was du alles weißt, du Zauberin! — —
Nein, wie du ſchwärmen kannſt, du Kleine, Feine! — —“
Und wieder koſte ihre kleine Hand
Das alte Holz, die ſilberblanken Saiten.
Wie ſie ſo einſam, ſelbſtvergeſſen ſtand,
Sah ſie der Künſtler im Vorüberſchreiten.

* * *

Die junge Schönheit war bei Tafel dann
Des Geigers Nachbarin. — In jeder Weiſe
Schien ſie zu jung für den gereiften Mann.
Gewiß war ſie die Jüngſte aus dem Kreiſe.
Doch war der Zufall abſichtsvoll genug,
Zur Freude ihr und dem Genie zum Lohne,
Denn dieſes zarte, goldne Köpfchen trug
Unſichtbar ſchmückend eine Grafenkrone.
Und das gewandte Kind verſtand es, traun,
Bei dieſem erſten Flug ins bunte Leben
— Geſchickt wie die erfahrenſte der Frau'n —
Der Unterhaltung frohen Reiz zu geben;
Stolz auf das Glück, zu dem man ſie erhob,
Zu wohlerzogen, daß ſie ſchüchtern ſchweige
Und zu beſcheiden zu des Meiſters Lob,
Sprach ſie das Lob der kleinen braunen Geige. —
Ob alte Geigen wohl gar ſelten ſind?
Ob jede deutlich ihren Stammbaum wieſe?
Ob man ſie nicht gar mühevoll gewinnt? — —
„O Gräfin, wenn Sie wüßten! — Eben dieſe — —“
„Erzählen Sie!“ —
„Es wird zu traurig ſein!
Und jetzt! — und hier!“ —
„Wenn ich Sie herzlich bitte!
Wir ſind im Lärm ſo gut ja wie allein!“
„Nun denn, wenn Sie es wollen,“ ſprach der Brite.
Und weltfern mitten in dem bunten Kreis,
Gebannt von ihrer Augen ſüßem Lichte,

Gab er dem Kind, dem jungen Edelweiß,
Der kleinen Geige rührende Geſchichte.

„Was ſo das Herz ergreift beim Geigenſpiel,“
Sprach er, „iſt kaum die Kunſt, — es iſt die echte,
Beſeelte Geige. — — Geigen gibt es viel,
Doch für den Künſtler einmal nur die rechte!
Der ſtrebt man nach, — man ſucht, man wirbt, man minnt,
Man ſcheut nicht Zeit, nicht Opfer, bis man eben
Die Liebe, Eine, Einzige gewinnt.
Der bleibt man dann getreu fürs ganze Leben. — —
Drum nimmt man's mit der Wahl auch ſo genau,
Sorgt, daß es nicht an gutem Stammbaum fehle,
Sieht ſehr auf holde Form, auf Klang und Bau
Und ſucht vor allem ſehnend nach der Seele! — —

Ich ſelbſt warb lange um ſolch wahres Heil.
Die eine ſchien nicht echt, zu ſtreng die zweite;
Die Allerſchönſte war vielleicht nicht feil; —
Und auch um dieſen meinen Liebling freite
Ich lang umſonſt. — In einem Alpenort,
Wo ich vor ſtiller Sehnſucht faſt geſtorben,
Hab ich vier lange Wochen fort und fort
Nach ihr geſchmachtet und um ſie geworben.
Und nicht nur ich! — Gar mancher ging ihr nach,
Es kaum verhehlend, daß er um ſie diene.
Mehr als von allen Gletſchertouren ſprach
Man damals von der ſeltnen Violine.

Woher ſie kam, die Perle meiner Wahl?
Ach, Gräfin, ich erzähle ſchlecht! — Genauer
Denn: — jenes ſtille, grüne Alpenthal
Iſt weltberühmt durch ſeine Geigenbauer,
Und zwar durch einen wohl zumeiſt. — Da lebt
Kein Geiger, der nicht deſſen Namen kennte.
Ein eigner Hauch, wie Hochwalddufſt, umſchwebt
Des ſtillen Meiſters kleine Inſtrumente.
Und doch beruht ſein größrer Ruhm und Stolz
In alten Geigen, die er neu entdeckte.
Er war's, der manchem morſchen Edelholz
Die zarte, längſtentſchlafne Seele weckte.
Gar viel iſt er gewandert, weit gereiſt,
Um die verſtreuten Schätze zu gewinnen:
Da Salos und Magginis und zumeiſt
Die gottbeſeelten Cremoneſerinnen.
Wie er die armen Leichen manchmal fand!
Vermorſcht, verwahrloſt, mit zerdrückten Decken,
Zerfallnem Boden, eingedrückter Wand. —
Die ſchönen, toten Seelen zu erwecken
Gelang oft nur dem wunderbarſten Fleiß.
Und niemals gab er dann ſolch vielbegehrtes,
Erſtandnes Kleinod um den höchſten Preis,
Nur für die feinſte Schätzung ihres Wertes.

So rechnet ſich's ein jeder hoch zum Ruhm,
Dem ſolch ein ſeltnes Stück zu teil geworden.

Ich hatte nach ſo teurem Eigentum
Lang ſchon geſtrebt. Da traf mich fern im Norden
Die Botſchaft, — meine frohſte Botſchaft wohl! —
Der Meiſter habe voll von Staub und Wunden
In einem Kloſter drunten in Tirol
Die ſchönſte Guarneri aufgefunden.
Dran hab er heimlich winterlang gebaut,
Geleimt, geſeilt — bis ſich aus ihrem Grabe
Zu neuem Sein mit ſüßem Jubellaut
Die tote Seele aufgeſchwungen habe.
Nun ſei die Geige fertig. — —
Da verließ
Ich Seegeſtad' und Arbeit, Freunde, Gäſte
Und eilte, wie nach ird'ſchem Paradies,
Nach jenem armen kleinen Alpenneſte.

Ach, welche Not! Dort lag ſchon eine Schar
Sehnſücht'ger Freier, eiferſücht'ger Werber.
Dem eigenſinnigen Beſitzer war
Das Kleinod noch nicht feil. — In ſtiller, herber,
Gemeſſner Art that er es jedem kund,
Die Geige bliebe ſtill an ihrer Stätte
Und ſolle keinem ſingen, bis ihr Mund
Ihm ſelbſt erſt einmal recht geſungen hätte.

‚Ich weiß noch ſelbſt kaum, welchen Ton ſie hat,‘
Sprach er mit einer Ruhe ohnegleichen.
‚So ſpielt ſie doch! Und ſpielt euch einmal ſatt!‘
Bat man ihn oft. Er ließ ſich kaum erweichen,
Noch mehr Beſcheid zu geben. — Tag für Tag
Saß er und leimte neue Geigenboden,
Und die Erſehnte, Auſerſtandne lag
Verhüllt, noch immer ſtill, gleich einer Todten. —
Doch hoffte jeder; — jeder auf der Hut,
Daß er den andern nicht zu deutlich zeige,
Wie's um ſein Herz beſtellt war. — Kurz und gut:
Wir blieben und belagerten die Geige.

Verſtohlen trat man bei dem Meiſter ein,
Man frug und bot und ließ nicht ab mit Bitten.
Er blieb bei ſeinem Trotz und ſeinem Nein.
Mir ſchien's, als ſei ich dennoch gern gelitten,
Denn wie er murrte, wenn ein andrer kam,
Mir ſprach er gern von ſeinen Bergwaldfichten
Und zeigte mir den neuen Fiedelkram
Und ließ ſich manches aus der Welt berichten.

Ja, einſt — — mein ungeduld'ges Grollen ſah
Er mir wohl an mit ſeinen hellen, klaren,
Scharfſicht'gen Augen! — bat er mich beinah
Um Schonung für ſein Sonderlingsgebaren.
‚Nur noch Geduld! Es kommt ſchon noch der Tag,
Wo ich mich leicht von meinem Kleinod trenne!
Vergebt, daß ich ſie keinem laſſen mag,
Eh ich nicht ſelbſt ihr tiefſtes Weſen kenne!
Nur wenn das Herz mir einmal übertoſt,

Geig' ich mein Stück. — In dieſen Werkeltagen,
Was brauch' ich denn Erhebung, Jubel, Troſt?
Was hätte mir die Geige denn zu ſagen?
Nachſingen, was ein andrer ſann und gab,
Das iſt nichts Sonderliches! Das kann jede!
Erſt, wenn ich ernſt mit ihr zu reden hab,
Merk' ich, ob eine Seele aus ihr rede.' — —

Das war ſo ſeine Weisheit! Schwer genug,
Dabei noch frohe Hoffnung zu behalten!
Das allerſchlimmſte war: man ward nicht klug
Aus ihm, kam nicht ins reine mit dem Alten.
Sein ganzes Weſen ſchien ſo hart, ſo kühl,
Wie das Gewäſſer in den Gletſcherbächen.
Wie ſollte je ein ſtürmendes Gefühl
Aus dieſen klaren, kalten Tiefen brechen?
‚Iſt's denn noch würdig, wenn man bleibt und hofft?
Spielt er nicht nur mit uns? Darf man ihm glauben?
Will er am Ende doch — frug ich mich oft, —
Den Preis der Geige auf den Gipfel ſchrauben?
Iſt, was uns eigen ſcheint, nur überſchlau?' — —

Ich ſuchte tiefer noch in ihm zu leſen.
Da war's, als ginge doch — wie Duft und Tau, —
Ein Zug von Weichheit durch ſein rauhes Weſen.
Aus tiefſtem Grunde hat mich allgemach
Ein leiſes Schwärmen ſeltſam angeklungen.
Das war, wenn er von ſeinem Knaben ſprach. —
Mit ganzer Kraft hing er an dieſem Jungen!
Der Kleinſte war's von einer großen Schar. —
Die andern ſaßen längſt auf eigner Scholle;
Nur dieſer eine junge Adler war
Dem Neſt noch treu. Die ganze wundervolle
Stahlkraft der Berge war dem Kind verliehn;
Ein Wildling war es, trotzend allen Banden. —
Dem Alten war in dieſem Benjamin
Wohl ſeine eigne Jugend auferſtanden.
Auf allen Bergen war der Bub zu Haus,
Helljodelnd ſtand er auf den höchſten Matten
Und brach ſich ſeinen Alpenroſenſtrauß
Tagtäglich neu im blauen Gletſcherſchatten.
Kam er nach wildem Lauf dann keck und friſch
Nach Haus, ſo ſaß er in des Tages Neige
Aufmerkend an des Vaters Arbeitstiſch
Und fiedelte auf ſeiner Kindergeige.
Er ſchien des ernſten Meiſters Hoffnung, Glück
Und Zukunft, — ja Unſterblichkeit auf Erden.
Und doch, — ſogar an dieſem Probeſtück
Von tiefrem Fühlen ſollt' ich irre werden!

Der Knabe, der dem höchſten Felſengrat
Die ſteilſten Pfade jauchzend abgerungen,
Fiel einſt beim Spiel vom Mauerrand und trat
Verwandelt in die Stube. Wie zerſprungen
War ihm die Bruſt, das Antlitz ſtarr und fahl

Vor Schmerz. Er ſprach nicht viel; zu klagen
War er zu ſtolz, er trotzte ſeiner Qual,
Bis ihn der Meiſter ſelbſt zu Bett getragen.
Da lag er, glühend, ſchauernd — und doch jetzt
Zum erſtenmal gar ſanft. Kein Mittel heilte
Den Schmerzensbrand. —
‚Das Herz iſt wohl verletzt,‘
Sprach leis der Arzt, der juſt im Orte weilte,
‚Das ſteht ja traurig — —‘
Solch ein junges Herz!
So friſch, ſo jauchzend — und ſo bald gebrochen!
Das ganze Thal nahm teil an ſolchem Schmerz.
Das Kirchlein ward nicht leer in dieſen Wochen.
Der arme Bub! Man betete für ihn.
Wer thät' es nicht für ſolchen prächt'gen Knaben!
Man tröſtete den Vater. Doch der ſchien
Wahrhaftig keine Tröſtung Not zu haben! —

Hindämmernd lag das Kind. Der Alte ſtand
Von fern, gelaſſen, in gefaßtem Schweigen,
Sah ſeine Hölzer durch, nahm von der Wand
Den Saitenſträhn und — baute ſeine Geigen.
So war es Tag für Tag. Ich hab ihn faſt
Verdammt; hab ihn dann tauſendmal im ſtillen
Entſchuldigt und doch ſtets aufs neu' gehaßt
Um dieſes ſeelenloſen Gleichmuts willen.

Ich mied ſein Haus. Ich wollte fort. — Doch leicht
Ließ ich das Kleinod nicht, das ich umworben.
Da, als ich eben reiſen will, erreicht
Die Kunde mich, der Knabe ſei geſtorben.
Gleich einer Flamme war er ſtill und ſchön
Verlöſcht, — genau zur goldnen Mittagsſtunde.
Das Glöcklein rief's mit klagendem Getön
Den Bergen zu. — Mich ließ die Trauerkunde
Nicht fort; — doch hab ich auch nicht leicht vermocht,
Den Mann zu ſehn. Erſt ſpät, mit Widerſtreben,
Hab ich an die umflorte Thür gepocht.
Da ſagte mir die Magd, man habe eben
Ins — Gaſthaus ihn geholt. Die Freunde ſei'n
Mit vielen Bitten lang in ihn gedrungen;
Es ſei zu ſchwer, zu trüb, wenn er allein
Hier bleibe mit dem armen toten Jungen.
Das hab auch er gemeint. Es ſei kein Wort
Bisher noch über ſeinen Mund gekommen.
Nun hab er beigeſtimmt. ‚Ja fort! Nur fort!‘ — —
So hätten ſie ihn tröſtend mitgenommen.

‚Ins Wirtshaus?‘ frug ich zweifelnd. ‚Kann das ſein?‘ —
‚Ja! In die Poſt.‘ — —
Ich bin ihm nachgegangen,
Er ſaß wie ſonſt bei ſeinem roten Wein,
Nicht eine Thräne auf den harten Wangen.
Er ſprach wie ſonſt, — nicht viel, doch klug, bedacht;
Kaum daß ein Hauch von Weh ſein Wort durchklungen,

Er ſprach von Steuer, Zins und Almenpacht,
Nicht eine Silbe von dem toten Jungen!
Mir ſchwoll der Zorn. Kaum hielt ich es mehr aus!
Der Mond ſchien draußen, und in Duft gekleidet
Stand Wald und Flur. Ich ſtürmte blind hinaus;
Die ganze ſchöne Welt war mir verleidet
Durch dieſen Mann. — Mein Herz war tief verletzt; —
Wie warm ich ihn im ſtillen noch verteidigt,
Nun war es aus! Mir war, als hab er jetzt
Mich ſelber in dem toten Kind beleidigt.

Lang ſchritt ich weiter, ohne Grund und Ziel,
Hinauf, hinab die ſtillen, weißen Steige.
Wie thöricht ſchien mir jetzt das Poſſenſpiel,
Das keuſche Werben um die ſeltne Geige!
Wer ſie gewann, — mir war es einerlei!

Spät ging ich heim und kam im Sterngeflimmer
Auch an des Alten kleinem Haus vorbei.
Ein goldner Hauch brach aus dem niedern Zimmer.
Und da, — — — ſang nicht in fernem, fernem Thal
Ein Vöglein, das im Mondlicht wach geworden?
Nein! — Nah und näher klang's mit einemmal,
Ein Strom von überirdiſchen Akkorden.
Zart, wie der Dufthauch weißer Lilien ſchwoll
Es auf. — — War das der alte Geigenbauer?
Ich trat ins Haus. Begraben war mein Groll
In dieſem Klang von thränenvoller Trauer.
Die ganze Welt verſank. — Betäubend ſand
Ich Blütenduft durchs kleine Zimmer weben;
Im Mondlicht, wie auf ſeidnen Matten, ſtand
Der Sarg, von roten Kerzlein rings umgeben.
Drin ſchlief das Kind. — Das ſtille Antlitz trug
Den braunen Berghauch noch auf Stirn und Wangen,
Nur um die weißen Lippen lag ein Zug
Des bittren Wehs, mit dem er heimgegangen.

Und, leis mich grüßend, lehnte an der Wand
Derſelbe, doch nicht der, den ich am Tage
Gehaßt, — mein Freund, — die Geige in der Hand
Und ſpielte ſeinem Sohn die Totenklage.
Das war kein Spiel! — Das war nur Schmerz, nur Schmerz,
Schwer laſtend, wie die Steine der Moräne,
Das war nicht Kunſt, nein, nur ein blutend Herz,
Nur jede Note eine klare Thräne!
Aus leiſem Klang, aus ſchlichten Tönen brach
Der ganze Reichtum, den ſein Herz verwahrte.
War er's, der ſchluchzend zu der Geige ſprach?
War ſie's, die ihm ihr Tiefſtes offenbarte? —
Ich weiß nicht mehr, wie lang ich lauſchend ſtand.
Er ſpielte, bis die kleinen roten Kerzen
Verloſchen waren. Nur ein Druck der Hand
Sprach, was ich fühlte, aus — von Herz zu Herzen.

* * *

Am andern Tage stand das Kind zur Schau.
Auch ich war dort. Und in des Tages Neige
Gab mir der alte Meister kurz und rauh
Zu wissen, er verkaufe jetzt die Geige.
Für wenig arme Thaler war sie feil.
Der Alte hatte ihr nichts mehr zu sagen! — — —

So hab ich endlich doch mein süßes Heil
Aus jenem Alpendorfe heimgetragen.
Sie war die rechte! —

Dies ist mein Bericht.
Er paßte doch nicht her! Ach, ich vergesse
Leicht, wo ich bin! Wie bleich ist Ihr Gesicht!
Es war nicht klug! — Verzeihen Sie, Komtesse?"

Sie sah ihn an. Aus ihren Blicken brach
Ein süßer Strahl. Verzeihn? — Was er wohl meine?
Da klang es weich und mächtig in ihm nach:
„Ja! — Einmal nur — die Einzige, — die Eine!"

Das Jubiläum der Photographie.

(Abdruck verboten.)

In unseren Tagen, in welchen sich die Jubiläen zu einer Art Wucherblume entwickelt haben, muß man sich eigentlich scheuen, mit irgend einem Jubiläum zu kommen. Aber es fällt ein solches in den Herbst dieses Jahres, das wir nicht unbemerkt vorübergehen lassen dürfen, dasjenige der Erfindung der Photographie. Die Feier von Jubiläen hat oft keinen anderen als den Zweck, Zweckessen zu veranstalten, eine Rede vom Stapel zu lassen oder einen Artikel zu schreiben, in welchem der staunenden Nachwelt verkündet wird, daß „bekanntlich" ein gewisser Müller oder Schulze vor fünfzig oder hundert Jahren geboren sei und daß dieser Müller oder Schulze in irgend einer Spezialität irgend etwas Spezielles geleistet habe. Einen wirklichen Sinn hat die Erinnerungsfeier eines Tages, der Rückblick in einen Abschnitt der Vergangenheit aber nur dann, wenn an einem solchen Tage etwas gefunden oder errungen wurde, was seinen Einfluß bauend oder umgestaltend geltend gemacht und was dem ganzen überschauten Abschnitte sein Gepräge gegeben hat. Daß nun die Photographie in den letzten fünfzig Jahren eine hervorragende Rolle gespielt, daß sie einem kleineren Teile der Kunst und einem größeren der Reproduktions- und Vervielfältigungstechnik ihr Gepräge gegeben hat, bedarf keines Beweises.

Am 19. August waren es fünfzig Jahre, daß Arago in einer vereinigten Sitzung der Akademie der schönen Künste und der Akademie der Wissenschaften das Geheimnis der Daguerreotypie und dasjenige der Heliographie, denn im Grunde handelt es sich um zwei selbständige Erfindungen, mitteilte.

Die Photographie ist an Daguerres Namen geknüpft, und mit Recht, denn er ist der erste gewesen, welcher mit Erfolg photographiert hat; doch ist er weder der erste noch der einzige Erfinder. Schon Albertus Magnus erwähnt, daß sich Silbernitrat in der Sonne färbe, und Karl Wilhelm Scheele hatte bereits im Jahre 1777 Versuche mit Chlorsilber angestellt und ganz richtig nachgewiesen, daß die Wirkung des Lichtes in der Reduktion des Chlorsilbers zu metallischem Silber bestehe. Im Juni 1802 veröffentlichte Thomas Wedgewood ein „Verfahren, Glasgemälde zu kopieren und Profile zu zeichnen durch die Wirkung des Lichtes auf Silbernitrat." Er bestrich weißes Leder oder Papier mit einer Lösung von Silbernitrat und setzte die Schicht unter der Matrize der Sonne aus. Nach längerer

Einwirkung entstand ein Bild von geschwärztem Silber. Dies war zwar wasserbeständig, aber nicht lichtbeständig, man konnte es nur bei Kerzenlicht betrachten. Auch war es nicht möglich, mit Hilfe der Camera obscura, d. h. mit Hilfe der Glaslinse, welche ein verkleinertes Bild auf eine gegenübergestellte Wand wirft, ein Lichtbild zu erreichen. Humphrey Davy, dem es gelang, mittels des Sonnenmikroskopes an einen Schirm geworfene Gegenstände zu kopieren, aber nicht zu fixieren, sagte: „Es fehlt nichts weiter als eine Methode, die hellen Teile der Zeichnung gegen fernere Lichteinwirkung unempfindlich zu machen." Nein, es fehlte noch viel mehr, um zu einer brauchbaren Methode photographischer Aufnahmen zu kommen. Chlorsilber ist ein viel zu wenig lichtempfindlicher Stoff. Aber auch der denkbar lichtempfindlichste ist ungenügend, wenn während der Belichtung das Bild fertig entstehen soll. Eine photographische Aufnahme lebender Gegenstände wird erst dann möglich, wenn man auf der Platte ein latentes Bild, d. h. ein solches, welches zunächst noch unsichtbar ist, gewinnt und dies Bild erst nach der Belichtung durch eine besondere Behandlung hervorruft.

Darum konnte auch der Weg, den Joseph Nicéphore Niepce einschlug, zu einem Resultate nicht führen — wenigstens nicht zu dem Resultate, welches ihm vorschwebte. Schon seit langem war die Thatsache bekannt, daß gewisse Harze lichtempfindlich seien, d. h. daß unter dem Einflusse des Lichtes diese Harze ihre Löslichkeit in Spiritus verlieren. Niepce beschäftigte sich 1813 mit der eben erst in Frankreich eingeführten Erfindung Senefelders, der Lithographie. Da die Steine, welche er verwendete, zu grobkörnig waren, so ersetzte er sie durch polierte Zinnplatten. Diese Platten überzog er mit einem lichtempfindlichen Harze und kopierte durchsichtig gemachte Zeichnungen so auf die Zinnplatte, daß er die Platte anätzen und zur Druckplatte verwenden konnte. Nachdem nämlich unter dem Einflusse des Lichtes alle Stellen des Harzes, welche vom Lichte getroffen wurden, unlöslich geworden waren, dagegen unter den schwarzen Linien der Zeichnung die Löslichkeit des Harzes unverändert geblieben war, so konnte man an letzteren Stellen das Harz wegwaschen und die blanke Metallschicht freilegen. In diese Metallschicht wurde dann die Zeichnung gerade so wie in die Kupferplatte beim Radierverfahren eingeätzt. Damit war eine wichtige Erfindung gemacht, zwar nicht die der Photographie, wohl aber diejenige eines photographischen Druckverfahrens, welches später wieder aufgenommen wurde und noch heute angewendet wird.

Aber Niepce wollte nicht kopieren oder drucken, sondern Lichtbilder aufnehmen, und so wandte er sich der Camera obscura und dem Chlorsilber zu. Doch sogleich trat die Schwierigkeit wieder hervor, das gewonnene Bild zu fixieren und lichtbeständig zu machen. Am 28. Mai 1816 schickte er seinem Bruder Claude nach Paris vier in der Camera erhaltene Negative auf Papier. Man muß annehmen, daß dieselben nicht lichtbeständig waren. Nach vielen phantasiereichen Versuchen kehrte er zu seinen Harzen zurück. Zugleich kam er zu der Überzeugung, daß seine Dunkelkammer ungenügend sei. Im Jahre 1826 beauftragte er einen Verwandten, ihm in Paris bei dem Optiker Chevalier eine Camera obscura zu kaufen, und gab ihm einige Bilder mit. Diese Bilder können bereits lichtbeständig gewesen sein, denn inzwischen hatte im Jahre 1819 Sir John Herschell einen Stoff gefunden, welcher Chlorsilber aufzulösen vermag, während er metallisches Silber nicht angreift, das noch heute allgemein angewandte unterschwefligsaure Natron. So kam er in Beziehung mit Daguerre.

Louis Jaques Mandé Daguerre, geboren 1787 zu Cormeilles bei Paris, ein Schüler des Dekorationsmalers Degotti, hatte im Jahre 1822 in Paris ein Diorama errichtet, in welchem er Bilder unter mannigfachen Beleuchtungseffekten dem Publikum vorführte. Diese Thätigkeit brachte ihm eine allgemeine Berühmtheit und das Kreuz der Ehrenlegion ein. Zur Aufnahme der Skizzen seiner Bilder benutzte er die Camera obscura derart, daß er das Bild auf der matten Glasplatte nachzeichnete, und dies führte ihn auf die Idee, solche Bilder auf photochemischem Wege zu erhalten. Ohne von Niepce etwas zu wissen, gab er sich seit dem Jahre 1824 mit Versuchen ab, wobei er eine von Chevalier gekaufte Camera benutzte. Chevalier erzählte ihm von den Arbeiten Niepces, und Daguerre schrieb im Januar 1826 an Niepce, daß er sich schon

seit längerer Zeit mit ähnlichen Versuchen abgegeben habe, ob jener in seinen Resultaten glücklicher gewesen sei. Niepce antwortete vorsichtig ausweichend. Um dieselbe Zeit schickte er an den Graveur Lemaître in Paris geätzte Platten ein, die er auf oben beschriebene Art erhalten hatte, indem er die Platte mit einer Auflösung von Judenpech in Dippels Öl übergoß. Die Platte wurde mit in Holzessig verdünnter Essigsäure geätzt. Lemaître hat auch, wie es scheint, die Platten unter Anwendung einiger Retusche abgedruckt. Dagegen sandte Daguerre an Niepce eine mit seinem Verfahren erhaltene Sepiazeichnung, von welcher Niepce nicht weiß, was daran Daguerres Verfahren und was des Pinsels Werk sei. Eine Ätzung, die heilige Familie vorstellend, welche Niepce an Daguerre sendet, nachdem er vorsichtigerweise den Asphaltüberzug entfernt hatte, wird von Daguerre kritisiert. Im August 1827 lernte Niepce Daguerre persönlich kennen, besuchte sein Diorama und trat mit ihm in Gedankenaustausch über die beiderseitigen Methoden. „Was bis jetzt erwiesen ist," schrieb er an seinen Bruder, „ist, daß sein Verfahren und das meinige ganz verschieden sind. Das seine hat etwas Wunderbares und eine Schnelligkeit, welche der des elektrischen Fluidums vergleichbar ist." Das letztere ist natürlich eine arge Übertreibung, denn selbst die vollendeten Daguerreotypieen brauchten anfänglich eine Exposition von mehreren Minuten.

Im Jahre darauf sandte Niepce eine Aufnahme auf versilberter Kupferplatte ein. Das Bild erfreute sich keiner günstigen Anerkennung, da es zu seiner Aufnahme eine zu lange Zeit gefordert und inzwischen die Sonne ihren Stand verändert und die Beleuchtung verdorben habe. Dies muß Niepce zugeben. Er sieht ein, daß seine, die verbesserte Wollestonsche Camera zu lichtschwach sei, während diejenige Daguerres große Lichtstärke besitze, und läßt sich nun erst bereitfinden, mit Daguerre in nähere Verbindung zu treten. Daguerre reist nach Chalons und vereinbart mit Niepce am 14. Dezember 1829 einen provisorischen Vertrag, in welchem auf zehn Jahre eine Handelsfirma Niepce-Daguerre gestiftet wird. Nach Artikel 5 bringt ersterer seine Erfindung, letzterer seine Verbesserung der Camera obscura, seine Talente und seine Industrie als gleichwertige Geschäftsanteile ein. Hieraus ist zu ersehen, daß, wenn Daguerre nur seine Camera als Einlage darbot, seine Versuche zu einem brauchbaren Ergebnisse damals noch nicht geführt hatten. Aber auch die neu gegründete Kompanie konnte zu nichts führen. Denn auch mit der besseren Camera Daguerres war auf Grund der Methode Niepces nicht jene Schnelligkeit der Aufnahme zu erreichen, welche die Voraussetzung einer brauchbaren Photographie ist. Und es sind auch vier Jahre vergangen, ehe weitere Fortschritte gewonnen wurden.

Hierbei hat der Zufall das entscheidende Verdienst gehabt. Es wurde schon erwähnt, daß Niepce versilberte Kupferplatten anwandte, die er mit Chemikalien behandelte. So hatte Daguerre eine solche Platte mit Jod behandelt und ins Licht gelegt. Ein Löffel, welcher zufällig auf der Platte gelegen hatte, zeichnete sein getreues Abbild auf derselben ab. Damit war das Jodsilber, welches später das große Wort in der Photographie führen sollte, in dieselbe eingeführt. Wiederum war es der Zufall, welcher dazu führte, ein latentes Bild sichtbar zu machen. Daguerre hatte eine Aufnahme mit einer Jodsilberplatte gemacht und die Platte in einen Schrank gestellt, in welchem sich eine Menge Chemikalien befanden. Zu seinem Erstaunen fand er nach einiger Zeit ein sichtbares Bild der Aufnahme in lichtgrauer Zeichnung auf der Platte. Die Erscheinung wiederholte sich; jedoch nur, wenn die Platte in den fraglichen Schrank gestellt wurde. Er nahm, indem er immer wieder neue Platten präparierte, eine Flasche nach der anderen heraus, bis er zuletzt im Winkel ein Gefäß mit Quecksilber fand. Dies Quecksilber war der unbekannte Künstler gewesen. Nun endlich war die Photographie erfunden worden, nämlich ein höchst lichtempfindlicher Stoff, das Jodsilber, und die Möglichkeit, ein bei kurzer Belichtung noch unsichtbares Bild durch ein besonderes Reagens hervorzurufen.

Folgendes ist die von Daguerre ausgebildete Methode. Eine silberplattierte Kupferplatte wird auf umständliche Weise gereinigt und poliert. Diese Platte wird 5—30 Minuten den Dämpfen von Jod ausgesetzt, bis ihre Oberfläche goldgelb geworden ist. Man setzt nunmehr die Platte der Belichtung durch das Bild der Camera

obscura aus und ruft das Bild hervor, indem man die Platte in Berührung von Dämpfen erwärmten Queckſilbers bringt. Endlich wird ſie abgeſpült und durch eine warme konzentrierte Löſung von Kochſalz oder durch eine kalte Löſung von unterſchwefligſaurem Natron fixiert. Die Belichtungsdauer betrug damals noch mehrere Minuten.

Niepce war inzwiſchen geſtorben. Daguerre ſchloß mit deſſen Sohne im Jahre 1837 einen neuen Kontrakt dahin ab, daß Daguerre als alleiniger Erfinder genannt werde, und daß vom 15. März bis 15. April 1838 eine Liſte ausliegen werde, in welcher 400 Perſonen zur Bildung einer Geſellſchaft je 1000 Frank zeichnen ſollten. Die Liſte lag aus, aber keine Seele zeichnete ſich ein. Da wendete ſich Daguerre an den berühmten Aſtronomen und Phyſiker Arago und weihte ihn in ſein Verfahren ein. Arago begriff die große Bedeutung der Erfindung und bewirkte, daß der franzöſiſche Miniſter des Innern, Duchâtel, einen vorläufigen Vertrag mit den beiden Geſellſchaftern abſchloß, wonach Daguerre eine lebenslängliche Penſion von 6000 Frank, Niepces Sohn eine ſolche von 4000 Frank erhalten ſollte. Dafür ſollte die Erfindung der Öffentlichkeit übergeben werden. Nachdem die Deputiertenkammer den hierauf bezüglichen Geſetzentwurf genehmigt hatte, fand am 19. Auguſt die denkwürdige Sitzung der vereinigten Akademieen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſtatt, in welcher Arago das Geheimnis Daguerres der Welt verkünden ſollte. Es ſtrömte eine große Menge von neugierigen oder intereſſierten Menſchen zuſammen; der ganze Saal, die Treppen, die Korridore waren gefüllt, bis auf die Straßen hinaus ſtand man. Und während im Saale Arago ſeine Enthüllungen machte, rieſen ſich die Draußenſtehenden die Stichworte: Judenpech, Lavendelöl, Jod, Queckſilber zu. Wir erinnern uns hierbei, daß es ſich damals um die Veröffentlichung zweier Verfahren handelte, um die Heliographie Niepces und die Photographie Daguerres.

Ganz Paris ſtand auf dem Kopfe, die Optiker warfen ſich auf die Anfertigung von Cameras, die Chemiker auf die Chemikalien, es entwickelte ſich ein wirkliches Daguerreotypfieber. Künſtler und Kritiker beſprachen die Sache, wobei die kleinen Künſtler den Tod der Kunſt weisſagten, während Paul Delaroche in einer an Arago gerichteten Note ſagte: „Die bewunderungswürdige Erfindung des Herrn Daguerre iſt ein großer Vorteil für die Kunſt.“

Natürlich flog die Kunde von der neuen Kunſt in alle Welt. In Berlin wurden die erſten Aufnahmen nach dem in den Zeitungen bekannt gemachten Verfahren ſchon Mitte September angefertigt. Man benutzte dazu kleine Platten im Duodez- und Sedezformat und einheimiſche Cameras. Die Spenerſche Zeitung gab einen Bericht unter dem 17. September, in welchem ſie zu dem Schluſſe kam, die neue Erfindung habe die gehegten Erwartungen weder getäuſcht noch übertroffen. Die Bilder könnten bei dem gegenwärtigen Stande der Sache als Zimmerſchmuck kaum dienen, man dürfe nur ſaubere Zeichnung derart erwarten, wie man ſie auf Metallplatten graviert, nur unendlich feiner. Die Details ſeien bewunderungswürdig, der Geſamteffekt gering. Daß dies Urteil nicht unzutreffend war, wird jeder zugeben, der ein altes Daguerreotyp anſieht. Aber die Meinung ward doch ſehr zu gunſten der neuen Erfindung umgewandelt, als Daguerres erſter Apparat eintraf. Dieſer Apparat, der mit Daguerres Handſchrift und Siegel verſehen an Beuth, den Direktor des königlichen Gewerbeinſtitutes, geſendet war — der übrigens noch vorhanden und in der gegenwärtigen photographiſchen Ausſtellung ausgeſtellt iſt — lieferte Bilder von Quartgröße und weit beſſerer Zeichnung. Er hatte allerdings auch 20 Friedrichsdor gekoſtet. Die mit dieſem Apparate aufgenommenen und in der Kunſthalle von Sachſe ausgeſtellten Bilder machten großen Eindruck. Die „Voſſiſche Zeitung“ berichtet am 21. September 1839: „Die Anſichten über das Außerordentliche der Daguerreſchen Erfindung müſſen ſich nun allerdings nach dieſem Erfolge ganz anders geſtalten . . . Erſt das bei Herrn Sachſe gegenwärtig ausgeſtellte Lichtbild läßt uns die Überzeugung gewinnen, daß dem Erfinder nicht unverdient weder die Fürſprache eines Arago noch die anſehnliche Belohnung des franzöſiſchen Miniſteriums zu teil wurde. Herr Sachſe hat einen Teil des Gendarmenmarktes aufgenommen. Die reizende Harmonie der Töne, die mit großer Zartheit ausgedrückt ſind, gibt unſern Blicken ſogleich ein Bild von

einem angenehmen künſtleriſchen Effekte, nicht unähnlich einem Aquatintablatte, und zugleich von einem Detail, welches mit einer bewunderungswürdigen Präziſion und Treue fixiert iſt. Wenn nun an dieſem erſten Verſuche einige Stellen noch verſchwommen oder fleckig erſcheinen, ſo iſt dies nicht eben die Schuld des Apparates, ſondern die einer erſten Probe, und wir haben, wie außerordentlich ſchon das iſt, was ſich uns gegenwärtig darſtellt, doch noch Vollendeteres binnen kurzem zu erwarten."

Während man nun in Deutſchland in beſonnener und objektiver Weiſe die neue Erfindung würdigte, geriet man in Paris in Ekſtaſe. Sogleich wandte man ſich dem Porträt zu, alle Welt lief zu den Photographen, die Sache wurde Mode und von den einen vergöttert, von den anderen verketzert. Eine alte Lithographie von Mauriſſel vom Jahre 1839 ſtellt dieſe Daguerreotypomanie in ergötzlicher Weiſe dar. In der Mitte des Bildes ſehen wir ein Haus mit photographiſchem Atelier und der Inſchrift: Maison Susse Frères und: Épreuve retournée. Letzteres ſoll wahrſcheinlich bedeuten, daß die Bilder — wie es bei der direkten Aufnahme ſtets ſtattfindet — Kehrbilder ſind, oder daß dieſe Kehrbilder durch eine neue Vorrichtung in richtige verwandelt ſeien. Eine andere Inſchrift ſagt: Étrennes Daguerréotypiennes pour 1840. Unter Étrennes ſind Neujahrsgaben zu verſtehen. Ferner leſen wir: Fenſter zu putzen! und: Porträts in 13 Minuten ohne Sonne. Das Atelier wird vom Publikum förmlich geſtürmt. Die Menge, welche zur Hinterthür den Salon verläßt, bildet einen unabſehbaren Zug; an der Seite ſind Galgen errichtet, an denen ſich die brotloſen Kupferſtecher aufgehängt haben. Im Hintergrunde führen Photographen einen Hexentanz um einen Räucherapparat auf. Im Vordergrunde rechts befindet ſich ein zweites photographiſches Atelier mit der Inſchrift: Épreuve Daguerréotypienne sur Papier — Systeme du docteur Donne. Am Boden ſtehen Retorten und allerlei Geräte. Ein Mann, der photographiert werden ſoll, iſt in den Stock geſpannt, ſein Kopf wird von eiſernen Klammern ſtillgehalten. Doktor Donne dirigiert das Ganze mit einem Zauberſtabe. Von dem Dache des mittleren Hauſes aus wird eine Seiltänzerin, welche im linken Vordergrunde ihre Sprünge macht, photographiert; auf einer höheren Plattform desſelben Hauſes ſteht ein aſtronomiſch-photographiſcher Apparat. In der Luft fliegt ein Luftballon, von welchem aus man die Erde photographiert, die Sonne ſelber ſieht wie eine Dunkelkammerlampe aus. Im Vordergrunde läuft ein Mann mit einem Apparate auf dem Arme hinter einem ſich ſträubenden Kinde herum, es aus freier Hand zu photographieren. Im Hintergrunde werden Schiffe mit Apparaten beladen, ganze Eiſenbahnzüge tragen Apparate und Hilfsmittel in alle Welt. Zwei Heerhaufen von Menſchen ſind abgebildet, welche, wie die Inſchrift je einer Fahne ſagt, den Chor der Daguerreotypwütigen und denjenigen der Daguerreotypſüchtigen darſtellen. Alſo mit anderen Worten: die ganze Welt iſt daguerreotypverrückt.

Dieſer Herr Mauriſſel beabſichtigt die hohen Erwartungen, welche man an die neue Erfindung knüpfte, dadurch zu verſpotten, daß er ſie ins Ungeheuerliche übertrieb. Aber er iſt ein Prophet im Sinne Bileams, welcher den Mund zum Fluchen öffnete und ſegnete. Dieſe unſinnigen Erwartungen ſind — merkwürdigerweiſe — aufs Wort eingetroffen. Man hat Porträts auf Papier, man macht aſtronomiſche Aufnahmen, man nimmt den Apparat mit in den Luftballon, die Fabrikation und der Export photographiſcher Bedarfsartikel iſt ein hervorragender Induſtriezweig geworden. Eine Tänzerin auf dem Seile zu photographieren, das Bild eines davoneilenden Kindes mit einem Handapparate einzufangen, das ſind Leiſtungen, vor denen ſich kein Photograph fürchtet. Eine Kugel im Fluge zu photographieren — bis zu dieſer Höhe erhob ſich die Phantaſie Mauriſſels nicht, und doch iſt auch dies eingetroffen.

Daguerre hat nach Vollendung ſeiner Erfindung zur Weiterentwickelung der Photographie nicht viel gethan. Er verzehrte ſeine Penſion, ward ein berühmter Mann und überließ das weitere ſeinen Nachfolgern. Aber auch dieſe haben nichts Nennenswertes geleiſtet. Die Optiker haben die Apparate verbeſſert, man hat gelernt, durch Zuhilfenahme von Brom die Empfindlichkeit der Platten zu ſteigern und die leicht verletzliche Queckſilberſchicht zu fixieren. In der Porträtphotographie war man im ſtande, Aufnahmen im Freien oder bei ſehr gutem Lichte zu machen, ohne die aufzunehmende Perſon all-

zulange zu quälen; aber die alten Mängel blieben unüberwunden. Man gewann Bilder auf Metallplatten in verkehrter Stellung, d. h. im Spiegelbilde; diese Bilder konnten nicht vervielfältigt werden, und sie entbehrten zwar nicht der Feinheit in den Details, wohl aber der Kraft. Und das lag nun einmal im Wesen der Daguerreotypie beschlossen.

Der Fortschritt knüpft nicht an Kupferplatte und Quecksilber an, sondern an den von Niepce ohne Erfolg eingeschlagenen und von Daguerre verlassenen Weg und an einen chemischen Prozeß, der sich wesentlich von demjenigen der Daguerreotypie unterscheidet. Hierüber einige Worte.

Wir erinnern uns, daß die Photographie erst von dem Zeitpunkte an Bedeutung gewinnt, daß die Belichtung einer lichtempfindlichen Fläche den Prozeß einleitet, daß er aber durch nachträgliche Behandlung mit gewissen Reagenzien beendet wird. Dieser Prozeß kann nun auf zwei verschiedene Weisen eingeleitet und beendigt werden. In der Daguerreotypie wird die Platte, nachdem das Jodsilber durch Belichtung in seinen Atomen getrennt, aber noch nicht so weit reduziert ist, daß durch eine andere Lagerung der Atome ein anderes Aussehen entstände, Quecksilberdämpfen ausgesetzt. Das Quecksilber lagert sich nun ganz fein auf allen metallischen Silberteilchen ab und gibt das sichtbare Bild. Die vom Lichte getroffenen Teile werden quecksilberweiß, die nicht getroffenen bleiben stumpfgrau. Dies Verfahren ist gegenwärtig gänzlich aufgegeben, doch sind zwei ähnliche Prozesse noch täglich im Gebrauch. Wenn eine Glasplatte mit der aus metallischem Silber bestehenden Zeichnung des Negativs nicht kräftig genug geworden ist, so verstärkt man sie, indem man sie in eine Lösung von Quecksilberchlorid legt. Das Quecksilber schlägt sich auf alle metallischen Teile nieder und verdichtet die Schicht. Der grauweiße Niederschlag wird hernach durch Ammoniak geschwärzt. Wir sehen, es ist dasselbe Prinzip, wenn auch auf wässerigem Wege vorgegangen wird. Ähnlich ist der Vorgang beim Golden der Papierbilder. Diese Bilder werden zunächst durch Reduktion des Chlorsilbers gewonnen. Aber die so entstandene Silberfarbe ist fuchsig und häßlich. Um zu der bekannten Photographieenfarbe zu kommen, legt man die ausgewaschenen Kopieen in ein Goldbad, welches aus Goldchlorid und irgend einer die Farbe nüancierenden Beigabe besteht. Das Gold schlägt sich auf das Silber nieder und hüllt es mit besserer Farbe ein.

Diesem Prozesse, den man einen physikalischen nennen könnte, steht ein anderer chemischer gegenüber. Der von dem Lichte eingeleitete Prozeß wird von einem unter Einfluß von Sauerstoff leicht zersetzbaren Stoffe (Eisenoxalat, Pyrogallol, Hydrochinon oder Eikonogen) übernommen und so vollendet, daß das Silber aus seiner Verbindung mit Jod oder Brom überall da als schwarzes Pulver ausscheidet, wo eine Belichtung stattgefunden hat. Dieses schwarze, äußerst fein zerteilte Pulver gibt ein negatives Bild; d. h. alle hellen Gegenstände erscheinen schwarz und alle dunklen weiß. Um zu einem richtigen Bilde zu kommen, muß von dem Negative eine Kopie genommen werden. Aber diese zweite Kopie kann sich auf Papier befinden, und man kann eine beliebig große Anzahl Kopieen von demselben Negative nehmen. Das sind große Vorzüge.

In demselben Jahre, in welchem Daguerre die Welt in Aufruhr setzte, fand ein englischer Pastor in der Gallussäure ein Reagenz, durch welches die eben beschriebene Entwickelung der belichteten Schicht möglich wurde, aber er verwendete dasselbe noch nicht in richtiger Weise. Pastor Reade war damit beschäftigt, die Bilder eines Sonnenmikroskopes auf Silberpapier zu kopieren. Als er nun das Papier kurz vor dem Gebrauche mit einer Abkochung von Galläpfeln behandelte, gelang es ihm, in fünf Minuten das Bild eines Insektes zu gewinnen. Fox Talbot, dies ist der Erfinder der modernen Photographie, ließ sich im Jahre 1841 ein Patent auf ein Verfahren geben, welches er Kalotypie nannte. Er benutzte Papier, welches eine empfindliche Schicht von Jodsilber hatte und das er vor und nach der Belichtung mit Gallussäure behandelte. Dies Verfahren wurde von anderen mehr und mehr vervollkommnet. Man fand in dem Eisenvitriol ein Reduktionsmittel, welches auf Jahrzehnte hinaus und bis zum heutigen Tage in der Photographie Verwendung fand.

Aber das Papier war ein schlechtes Material; das Korn des Papieres druckte mit ab, gab so der von dem Papiernegative genommenen Kopie ein griesiges Ansehen und verschluckte die Feinheiten der Aufnahme.

Erst seit wenigen Jahren ist man auf das Papier zurückgekommen, nachdem man gelernt hatte, ein völlig strukturfreies Material herzustellen. Damals gab man es auf und wandte sich der Glasplatte zu, der man zunächst einen Überzug von völlig durchsichtigem Eiweiß gab. Dieser Überzug ward Träger des aus Jodsilber gewonnenen negativen Bildes. Obwohl nun die mit diesem Material gewonnenen Bilder an Größe, Feinheit, Transparenz und Kraft bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden sind und obwohl wirklich keine andere Substanz mit dem auf Glas aufgetragenen Albumin wettstreiten kann, so gab man es doch auf, als sich mit dem Kollodium ein bequemeres Material bot. Im Herbst 1851 veröffentlichte Scott Archer in einer englischen Zeitung sein Kollodiumverfahren, das von da an 25 Jahre lang die Photographie beherrschte. Das Kollodiumverfahren war folgendes: Auf eine wohlgereinigte Glastafel wurde Kollodium gegossen, dem Jod-, Brom- und ähnliche Salze zugesetzt waren. Dann tauchte man im Dunkeln die Platte in eine Lösung von Silbernitrat, wodurch eine Schicht wie Milchglas entstand, legte die Platte naß in die Kassette, belichtete und entwickelte das noch unsichtbare Bild durch Übergießen von angesäuertem Eisenvitriol, verstärkte, wenn nötig, durch Pyrogallussäure und Silber und fixierte mit Natriumhyposulfid. Zuletzt wurde die Platte gewaschen, getrocknet und lackiert.

Dies ist die nunmehr verflossene Periode des gelinden Trabes, der schwarzen Finger und des Photographengeruches, sie steht uns noch deutlich genug in der Erinnerung. Eine Menge Menschen, berufene und unberufene, drängten sich in das neue Fach; eine Zeitlang schien es, als sollte die Photographie die Zufluchtsstätte verfehlter Berufe werden. Der Vorhang mit der Quaste, das Postament, der geschnitzte Stuhl, prunkvolle, jeglichen Stil verachtende Möbel, der Kopfhalter, der gemalte Hintergrund, das Photographiealbum, ein Band Schiller, wenn ich solche Dinge nenne, so erscheint uns das Bild jener Blüteperiode mit lebhafter Deutlichkeit. Die aufzunehmende Person wurde in eine fremde photographische Welt versetzt, mußte eine photographische Haltung annehmen, die Glieder wurden verschoben, der Hals gereckt, der Kopf eingespannt und „bitte, recht freundlich auszusehen." Bei Gruppen wurden die Personen aufeinandergepackt wie Sardinen in der Büchse. Die ersten lagerten sich auf der Erde, was ebenfalls zu den Eigentümlichkeiten der photographischen Welt gehörte, aber sonst weniger vorkommt; die Achselklappe, d. h. die auf die Achsel des Nebenmannes gelegte Hand von schmutziger Farbe mit weißen Nägeln, durfte natürlich nicht fehlen.

Neben diesen handwerksmäßigen, die Photographiealbums bevölkernden Arbeiten entwickelte sich aber auch eine künstlerisch arbeitende Photographie, die es im Porträt und der Reproduktion zu Leistungen brachte, die auch jetzt noch unübertroffen sind. Mancher, der jene frühere Periode mit erlebt hat, denkt noch jetzt mit einer gewissen Wehmut an jene prachtvollen Negative zurück, welche das Kollodiumverfahren lieferte und die man mit Trockenplatten nur selten erreicht.

Aber zwei Übelstände hingen dem früheren nassen Verfahren an, die zuletzt zur Aufgabe desselben führten, daß nämlich der Photograph an seine Dunkelkammer gebannt war und daß die empfindliche Schicht in der Empfindlichkeit nicht wesentlich gesteigert werden konnte. Die Landschaftsphotographie war damals eine höchst ärgerliche Geschichte. Man mußte den ganzen Kram, Lösungen, Schalen und ein lichtsicheres Zelt mitnehmen. Im Sommer in solchem Zelte zu arbeiten, gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten. Bald zerbrach eine Flasche, bald verdarb eine Lösung, bald geriet das Silberbad in Aufruhr, bald trieb der Wind Staub ins Zelt, bald wurde es vom Regen eingeweicht, und immer hatte man Wagen und Träger zu bezahlen. Es gehörte das Pflichtbewußtsein des Berufs dazu, um unter solchen Umständen Landschaftsphotograph zu sein. Wenn wir aber aus jener Zeit ausgezeichnete Aufnahmen aus den Alpen, Ägypten, dem Himalaya, aus allen Teilen der Welt haben, so müssen wir den Heroismus jener Helden von der nassen Platte bewundern.

Dies alles änderte sich durchaus, als vor etwa zwölf Jahren das Trockenplattenverfahren eingeführt wurde. Das Eigentümliche dieses Verfahrens besteht darin, daß zum Träger der empfindlichen Substanz, zu welcher Bromsilber genommen wird, Gelatine gewählt wurde. Man gießt jetzt die Emulsion, d. h. die warm gelöste Gelatine, in welcher sich fein zerteiltes Bromsilber befindet, auf

Digitized by Google

die Glasplatte, läßt sie trocknen und hat nun eine jederzeit zur Verwendung stehende Trockenplatte, die bis zu einem hohen Grade der Empfindlichkeit gebracht werden kann. Hiermit sind der Verwendbarkeit der Photographie ganz neue Wege aufgeschlossen. Sie verläßt die Werkstatt des Berufsphotographen und wird Allgemeingut, ein wichtiges Hilfsmittel für den Künstler, ein unentbehrliches Werkzeug in der Hand des Gelehrten; im Buch- und Bilderdruck das tägliche Brot. Auch dem Amateur bietet sie Gelegenheit zu einer angenehmen und belehrenden Beschäftigung. Und dies alles, weil jetzt die Platte fabrikmäßig hergestellt, fertig gekauft wird und jeden Augenblick zum Gebrauche bereitsteht.

In Berlin ist von Mitte August bis Mitte September eine photographische Jubiläumsausstellung veranstaltet worden. Die Unternehmer sind drei photographische Vereine, zwei Berliner und ein Breslauer und der Leiter derselben, dem es gelungen ist, die vielen sich entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden, Professor G. W. Vogel. Diese Ausstellung kann nicht als eine allgemeine gelten, sie ist in bezug auf die Menge der Ausstellungsobjekte nur von mäßiger Größe, aber sie gibt von dem verschiedenartigen Gebrauche, den man von der Photographie macht, von der Art und der Höhe der Leistung ein sehr anschauliches Bild. Es wird praktisch sein, uns auf diese Ausstellung zu beziehen, wenn wir nun versuchen, ein Bild von dem gegenwärtigen Stande der Photographie zu geben. Daß die Sache auf einen Ausstellungsbericht hinauslaufen werde, braucht der Leser nicht zu fürchten.

Gleich beim Eintritte in die klassisch schönen Räume der Kriegsakademie, woselbst sich die Ausstellung befindet, treten uns Photographieen von ganz ungewöhnlicher Größe entgegen: links Architekturen aus Köln, von über einem Meter Höhe und rechts Landschaften aus Colorado und Oregon, von denen einzelne eine Höhe von 20 und eine Länge von 44, 56 und 74 Zoll haben. Dies sind direkte Aufnahmen, welche mit Riesenapparaten und ebensolchen Platten gemacht worden sind. Im oberen Treppenraume befinden sich Porträts, so das lebensgroße Bildnis des Kaisers von Österreich in ganzer Figur und russische Manöverbilder von Größenverhältnissen, welche einen kleinen Möbelwagen als Apparat voraussetzen würden. Diese letzteren sind nicht direkte Aufnahmen, sondern Vergrößerungsphotographieen, ein Zweig der photographischen Technik, welcher gegenwärtig große Verbreitung gewonnen hat. Man braucht dazu eine Art Nebelbilderapparat und ein lichtempfindliches Papier, welches ebenso bereitet ist wie die Trockenplatte. Bisher wurde dieses Papier aus England bezogen, gegenwärtig geben sich auch mehrere deutsche Firmen mit seiner Herstellung ab. Dies Papier ist so empfindlich, daß Petroleumlicht hinreicht, um in wenigen Sekunden ein völlig auserponiertes Bild zu geben. Neuerdings ist als ein sehr beliebtes und vielverwendetes Beleuchtungsmittel die Magnesiumlampe aufgekommen. Dieselbe besteht aus einem Uhrwerke, welches ein Band von Magnesiummetall abrollen läßt. Das Metall wird angebrannt und leuchtet mit einer intensiven weißen Flamme, die photographisch wirksame Strahlen aussendet. In besonderer Weise ist das Porträt des Kaisers von Österreich hergestellt. Bei demselben ist nicht Papier, sondern Leinwand mit der empfindlichen Schicht überzogen worden. Das Bild steht also wie ein Ölbild auf Leinwand und kann als Ölbild vollendet werden. — Auch im kleinen findet das Vergrößerungsverfahren vielfache Anwendung. Man nimmt kleine Apparate mit auf die Reise und vergrößert das kleine Negativ. Dies Verfahren ist nicht allein bequem, es liefert unter Umständen sogar bessere Bilder mit ausgeglicheneren Gegensätzen und größerer Tiefe, als die direkte Aufnahme. Ja, es sind Stimmen laut geworden, welche auch beim Porträt von einiger Größe raten, eine kleine Aufnahme zu machen und diese zu vergrößern.

Wir haben aber von der Photographie der Gegenwart besseres anzuführen, als daß sie gelernt habe, in großen Formaten zu arbeiten. Man kann überall, bei Fachphotographen und Amateuren, im Porträtfach, der Landschaft und im Genre das Bestreben erkennen, Arbeiten zu liefern, die nicht bloß technisch vollendet, sondern auch künstlerisch behandelt worden sind. Und dies gilt wiederum von Auffassung, Darstellung und Farbe.

In bezug auf das Porträt gehört zu dem besten, was ausgestellt ist, eine Anzahl von Brustbildern bekannter Berliner Maler und Bildhauer. Es sind Bilder, welche ein Porträtmaler bei glücklichster Auffassung auch

nicht besser hätte machen können. Worin liegt das Geheimnis? In Apparat, Platte und Lösung nur zum geringsten Teile, auch nicht bloß in sein empfundener Verteilung von Licht und Schatten, sondern in der Person des Photographen und der aufzunehmenden Künstler oder anderer Persönlichkeiten. Ein Künstler weiß ganz genau, wie er aussieht, und will nichts „machen," Photograph und Künstler kennen sich, da kann schon etwas Gutes entstehen, wenn der Photograph Meister der Technik ist und mit Künstleraugen zu sehen versteht. — Eine große Hilfe erweisen dem Photographen die hochempfindlichen Platten, die er gegenwärtig anwendet. Die Aufnahme geht blitzschnell vor sich; es ist nicht nötig, den Kopf einzuspannen, den Blick zu fixieren und zu ermahnen, recht still zu sitzen. Die Aufnahme ist schon gemacht, ehe es die Person merkt. Denn man wendet meist inneren Objektivverschluß an, das ist eine Klappe im Inneren, welche bewegt wird, wenn der Photograph auf einen an einem Schlauche befestigten Gummiball drückt.

Auch in der Landschaft ist das Bestreben, „Bilder," nicht bloß Photographieen zu liefern, unverkennbar. Die landläufigen älteren Photographieen galten für gut, wenn sie recht scharf waren und recht augenfällige Gegensätze von Licht und Schatten gaben. Die Bilder wurden dann blitzblank gemacht, auf einen eleganten Karton geklebt und in den Handel gebracht. Es fanden sich auch solche Bilder auf der Ausstellung, daneben aber auch andere, in denen das Bestreben zu erkennen ist, die Natur wiederzugeben, wie sie ist, den Duft der Ferne, den Reiz des Stilllebens festzuhalten, die Stimmung reden zu lassen, den geistigen Inhalt bildlich zu verkörpern. Hierin haben Fachphotographen Ausgezeichnetes geleistet, hier ist aber auch das eigentümliche Feld des Amateurs, der in einzelnen Leistungen den Fachphotographen noch übertroffen hat. An der Spitze stehen die Engländer, das wollen wir ohne Neid eingestehen. Es war von jeher ihre besondere Gabe, der Natur ihre verborgenen Reize abzulauschen; zur Wiedergabe dient ihnen die Aquarellmalerei, die sie mit Meisterschaft handhaben, nun auch der photographische Apparat.

Die Photographie der Landschaft ist nicht so leicht, als man denkt. Denn sie gibt die Dinge nicht ohne weiteres so wieder, wie sie sind, d. h. so wie sie auf unser Auge wirken, sondern so, wie sie photochemisch wirken. Die photographische Platte ist am besten für lichte, blaue und violette Töne empfindlich. Auf Grün, Gelb und Rot reagiert sie schlecht. Das geschieht nun auch beim Porträt und hat zur Folge, daß rote Hände Mohrenhände werden und jede Sommersprosse mit boshafter Deutlichkeit erscheint; da aber hier der zeichnende Stift des Malers nachhelfen kann, so schadet das nicht allzuviel. Aber in der Landschaft ist die Wirkung sehr störend. Der Himmel wird schneeweiß, die Wolken verschwinden, die Ferne geht fast verloren und die Bäume der Nähe werdea kohlschwarz. Diese Fehler lassen sich mildern durch geschickte Handhabung des photographischen Verfahrens, beseitigt werden sie bei Anwendung von farbenempfindlichea Platten. Der Erfinder dieser Platten ist der bereits obea genannte Professor Vogel. Nach seiner Methode werden die Platten mit einem roten oder gelben Farbstoffe gefärbt. Dieser Farbstoff verschluckt die blauen Strahlen, welche in der Wirkung den anderen vorauseilten, und stellt so das Gleichgewicht zwischen den Strahlen der verschiedenen Farben wieder her.

Ein mit dem neuen Verfahren aufgeschlossenes neues Gebiet ist das photographische Genrebild. Sonst machte man wohl auch dergleichen, aber sie rochen nur zu deutlich nach Atelier; jetzt wählt man sich als Aufgabe das Bild, welches die Natur selbst darbietet. Dies ist ein ganz besonders schwieriges, aber auch ganz besonders dankbares Gebiet. Der Photograph gleicht dem Jäger auf dem Anstande, ruhiges Blut und schnelle Entschlossenheit sind ihm notwendig. Die ordnende Hand darf nicht fehlen, aber niemand darf sie merken. Wena es nötig ist, eine Gruppe bei irgend einer Beschäftigung eine kurze Zeit festzuhalten, so dürfen die Leute ja nicht die Unbefangenheit verlieren. Die Neigung, Gruppe zu bilden, ist gar zu groß. Ich wünschte, der Leser hätte Bilder wie „Schwarz und Weiß" (ein Bäcker und ein Schornsteinfeger auf einem Möbelwagen) oder „Zur Mittagszeit" (Schafe auf der Weide) von Sutelisse oder italienische Szenen von Contessa Loredana oder italienische Typen von Stieglitz gesehen. Das sind wirkliche Kunstwerke.

Die Voraussetzung solcher Aufnahmen sind Platten und Apparate, welche ganz kurze

Tiger im Schnee auf der

:auer. Gezeichnet von R. Friese.

Belichtungen gestatten, und die den flüchtigsten Moment festhalten. Die Momentphotographie ist gegenwärtig der allgemeine Liebling in der photographischen Familie. Die Frage des leichtesten und sichersten Apparates, des besten Momentverschlusses steht überall auf der Tagesordnung, und Mechaniker und Photographen arbeiten gemeinsam an der Lösung derselben. Die Detektivcamera ist eine besondere Abart. Man versteht darunter einen Apparat von wenig auffälligem Äußeren, mit dem man aus freier Hand Aufnahmen machen kann. Aber die Resultate können zumeist höheren Ansprüchen nicht genügen.

Noch erwähnen wollen wir die Bilder von Dr. Paul Güßfeld, welche auf der Reise des Kaisers nach Norwegen aufgenommen sind. Sie sind bestimmt, das Erinnerungsalbum des Kaisers zu bilden. Bei Nr. 16 lesen wir im Katalog: „S. M. der Kaiser hielt das Stativ," und Nr. 22 zeigt den auf dem Nordkap errichteten Steinmann mit der Gruppe des Kaisers und seiner Begleiter.

Es hat von jeher der Wunsch bestanden, auch bei künstlichem Lichte Aufnahmen zu machen. Man hat das elektrische Licht angewendet, aber wieder aufgegeben, weil es zu teuer ist und sich nicht transportieren läßt. Gegenwärtig ist mit dem Magnesiumpulver eine neue und sehr brauchbare Lichtquelle gefunden worden. Man bläst dies Pulver durch eine Lampe, und sogleich leuchtet blitzschnell eine so intensive weiße Flamme auf, daß völlig gute Aufnahmen damit zu machen sind. Das ist sehr wertvoll für Gelegenheitsaufnahmen, für Aufnahmen im eignen Zimmer und in der gewöhnten Umgebung und für Aufnahmen nicht zu großer dunkler oder schwachbeleuchteter Räume. Für letzteren Zweck gibt es auch eine entgegengesetzte Methode. Man kann jetzt, nämlich bei Verwendung der Trockenplatte, so lange exponieren, als man will, stundenlang, ja selbst tagelang und so Bilder erhalten, die beim nassen Verfahren gänzlich unmöglich gewesen wären. Es ist eine prachtvolle große Architekturaufnahme des Gürzenichsaales in Köln ausgestellt, bei welchem die Belichtung der Platte drei Tage gedauert hatte.

Zu einer jeden Photographie sind zwei Thätigkeiten nötig, die Aufnahme des Negativs und die Kopie auf Papier. Zu letzterer benutzt man noch heute und hatte man lange Zeit ausschließlich Chlorsilberpapier oder, da sich das Chlorsilber in einer aufgetragenen Schicht von Eiweiß befindet, Albuminpapier benutzt. Das Aussehen und die Vorzüge dieses Papieres sind allgemein bekannt. Aber es hat auch seine Mängel: einen Farbton, der leicht bunt und krank ist, und eine nur zweifelhafte Haltbarkeit, wenn die Kopieen nicht mit äußerster Gewissenhaftigkeit hergestellt werden. Wer kann das aber kontrollieren? Aus diesen Gründen hat man neue Kopierverfahren gesucht und auch im Pigmentverfahren und der Platinotypie gefunden.

Um ersteres zu erklären, müssen wir eine neue Gruppe lichtempfindlicher Substanzen anführen. Wenn man Leim, Gummi, Zucker und ähnliche Körper in Wasser löst, mit einem Chromsalze (doppelchromsaurem Kali) versetzt auf Papier aufträgt und im Dunkeln trocknen läßt, so verlieren nach der Belichtung alle diejenigen Punkte, welche vom Lichte getroffen wurden, die Löslichkeit. War nun dem Leim irgend ein Pigment in sehr feiner Verteilung beigemischt, so bleibt das Pigment an den gelichteten Stellen gebunden und wird an den unbelichteten weggewaschen. So entsteht ein Bild. Aber das Verfahren ist umständlich und schwierig und hat auch nur bei Nachbildungen von Gemälden in großem Formate erfolgreiche Anwendung gefunden.

Anders der Platindruck. Er beruht auf demselben Prinzip wie der Chlorsilberdruck, liefert aber unbedingt haltbare Bilder von prächtigem Schwarz und duftig weicher Zeichnung. Er eignet sich ebenso für Porträt, wie für Landschaft und Reproduktion und sieht einem Kupferdrucke nicht selten zum Verwechseln ähnlich. Man sucht diese Ähnlichkeit durch Aufkleben der Photographie auf Kupferdruckpapier und möglichst harte Zeichnung noch zu steigern, aber das ist ein Mißgriff; man muß nichts imitieren wollen. Der Platindruck ist eine englische Erfindung, er ist auch in England am meisten bis jetzt geübt worden. Die Berliner Ausstellung zeigt jedoch, welche Verbreitung der Platindruck auch in Deutschland gewonnen hat. Auch Fachphotographen, welche Neuerungen gegenüber sehr zurückhaltend zu sein pflegen, haben sich dem neuen Drucke zugewandt. Freilich wird auch das Publikum seinen Ge-

schmack läutern und die schlichtere, aber künstlerisch höher stehende Art des Platindruckes würdigen lernen müssen.

Um die Photographie für die Druckerpresse brauchbar zu machen, ist es nötig, das Bild mit einer settigen oder harzigen Zeichnung auf die Druckplatte zu übertragen, um sie durch Einätzen oder Einwalzen druckfähig zu machen. Hierbei folgt man entweder der Methode der Lithographie oder des Kupferdruckes oder des Holzschnittes.

Das Eigentümliche der Lithographie besteht darin, daß man eine settige Zeichnung auf eine Steinplatte bringt und die Steinplatte anätzt und anfeuchtet. Wenn man nun mit einer Walze und Druckerschwärze darüber geht, so haftet die Schwärze nur an der settigen Zeichnung, geht aber spurlos über die angefeuchteten Stellen hinweg. Um nun das photographische Bild in einer settigen Zeichnung darzustellen, benutzt man die bereits erwähnte chromierte Leimschicht. Ein Blatt Papier, welches mit einer solchen Schicht überzogen ist, wird unter einem Negative belichtet. Es entsteht eine wenig sichtbare bräunliche Zeichnung auf gelbem Grunde. Nun wird das ganze Blatt mit einer settigen Farbe eingerieben und ins Wasser gelegt, bis der Leim aufgequollen ist. Aber er quillt nur da, wo er nicht vom Lichte getroffen wurde; an diesen Stellen kann man die Farbe wegwischen, an den belichteten bleibt sie hängen. So gewinnt man eine settige Zeichnung auf Papier, die man durch einfaches Aufpressen auf den lithographischen Stein überträgt. Dies ist das Verfahren der Photolithographie, welche man bei Strichzeichnungen, Plänen und Karten anwendet. Sollen solche Bilder auf der Buchdruckerpresse gedruckt werden, so preßt man die Zeichnung auf eine Zinkplatte auf, walzt sie ein, bestäubt sie mit Kolophonium und legt sie in ein Bad von verdünnter Salpetersäure. Nun ätzt die Säure das Zink weg, und es entsteht auf vertieftem Grunde eine Zeichnung, die dem Holzschnitte gleicht. So werden die Nachbildungen alter und neuer Holzschnitte, technischer Zeichnungen und dgl. angefertigt. Diese Methode ist gegenwärtig so verbreitet, daß man kaum ein illustriertes Buch oder Zeitschrift in die Hand nehmen kann, ohne „Zinkographieen“ zu finden. Viele bilderreiche Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Kunstgeschichte wären ohne dieses Verfahren gar nicht möglich. Man kann sich heutzutage ohne vieles Geld Sammlungen von Kupferstichen, Handzeichnungen und Holzschnitten alter Meister anlegen, die von absoluter Treue und von dem Original fast nicht zu unterscheiden sind. Das verdankt man der Phototypie.

Wenn es sich darum handelt, Naturaufnahmen, Nachbildungen von Gemälden, kurz Bilder mit Halbton zu reproduzieren, so eignet sich das Verfahren nicht. Wenn man aber eine Glasplatte mit chromierter Gelatine überzieht und dieselbe belichtet, anfeuchtet und einwalzt, so erhält man ein Bild, welches alle Feinheiten des Originals wiedergibt. Dies ist der sogenannte Lichtdruck. Er tritt überall da an die Stelle des Silberdruckes, wo es sich um große Auflagen handelt; übrigens ist er neuerdings zu so hoher Vollkommenheit gebracht, daß er nicht hinter dem Silberdrucke zurückbleibt, und dazu hat er den Vorzug unbegrenzter Haltbarkeit, da mit Buchdruckerschwärze gedruckt wird.

Aber der Lichtdruck läßt sich nur mit der lithographischen Presse herstellen. Soll ein Bild für die Buchdruckerpresse geeignet sein, so muß die Zeichnung hoch stehen wie beim Holzschnitte. Wie dies bei Linienreproduktionen erreicht wird, wurde bereits gezeigt; wenn aber Halbton, eine Fläche, die zwischen Hell und Dunkel liegt, druckbar gemacht werden soll, so muß dieselbe in „Korn“ zerlegt werden, das heißt in eine große Menge höchst feiner Punkte. Dies geschieht, indem beim Kopieren des Negativs eine mit höchst feinem und engem Gitterwerk versehene durchsichtige Tafel aufgelegt wird. Die dunkeln Linien des Gitterwerkes bleiben also bei der Kopie weiß und zerlegen die geschlossenen Flächen in Korn. Man kann dieses Druckverfahren in zahllosen illustrierten Blättern und Werken angewendet finden. Es ist in der letzten Zeit sehr verbessert worden, hat zwar noch seine Mängel, ist aber darum unentbehrlich, weil wir für den Buchdruck kein besseres Verfahren haben.

Das schönste photographische Druckverfahren ist die Photogravüre. Hier werden, wie beim Kupferdruck überhaupt, die dunkeln Stellen tief geätzt. Zu diesem Zwecke überträgt man einen negativen Pigmentdruck auf Kupfer. Handelt es sich um Linien, so können diese sogleich mit Eisenchlorid eingeätzt

werden; ist jedoch Halbton vorhanden, so muß auch hier die Fläche in einzelne Punkte zerlegt werden. Dies geschieht, indem zuvor die Kupferplatte mit Asphaltpulver eingestäubt und dieses durch Erwärmung der Platte angeschmolzen wird. Diese angeschmolzenen Körnchen schützen die Platte vor der Ätzung und erzeugen das Korn. So entsteht eine Druckplatte, welche Bilder liefert, die an Aussehen, Schönheit und Kraft Kupferstichen gleichen, die mit dem Schabmesser nach der sogenannten Schwarzkunstmethode hergestellt wurden.

Um Buntdrucke zu erzeugen, braucht man so viel Druckplatten, als Farben verwendet werden. Man kann diese Druckplatten auch auf photographischem Wege herstellen, indem man vor dem Auskopieren im Negativ alle diejenigen Flächen zudeckt, die die betreffende Farbe nicht haben. Also würde man für die dunkelblaue Platte eines Madonnabildes alles mit Ausnahme des Mantels und einiger Schattenpartieen der Ferne zudecken, für die rote Platte das Kleid, für die grüne den Rasen freilassen ꝛc.

Die Ausstellung enthält nicht allein eine vortreffliche Sammlung von Erzeugnissen aller oben beschriebenen Druckverfahren, sie zeigt auch einige Druckpressen in Thätigkeit. Ja, sie enthält auch Gegenstände des Kunstgewerbes, Messingschalen und dergleichen, deren Relief auf photographischem Wege hergestellt ist, das heißt, durch Übertragung eines fettigen Druckes auf eine Messingfläche und Einätzung der Tiefen.

Wir kommen jetzt zu einem ganz besonders interessanten Kapitel, das freilich viel zu groß ist, um es eingehend zu behandeln, zu der Anwendung der Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken. Alle Fakultäten sind hierbei beteiligt, auch die theologische. Sie verwendet archäologische und topographische Aufnahmen; wertvolle Codices, zum Beispiel der Tischendorfsche, wurden und werden urkundlich genau durch die Photographie reproduziert und vervielfältigt. Auch die Jurisprudenz, insonderheit die Kriminalistik, weiß von der Photographie Nutzen zu ziehen. Zunächst leistet die Mikrophotographie Dienste. Es sind ausgestellt in drei Reihen die enorm vergrößerten photographischen Abbilder von einigen Haaren, die man in den Händen eines Ermordeten gefunden hatte, verglichen mit den Haarphotographieen zweier Verdächtiger. Die Vergleichung dieser Haare, die die respektable Stärke von Federspulen haben, nach Bau, Haarspitze und Inhalt der Haarröhrchen läßt es handgreiflich deutlich werden, daß das Haar des ersten Verdächtigen mit dem gefundenen nichts Verwandtes hat, daß aber das gefundene Haar mit dem des zweiten Verdächtigen übereinstimmt. Ebenso lassen sich mit der Hilfe der Photographie Untersuchungen von Blutkörperchen, Gewebeteilen ꝛc. anstellen und zu objektiven Beweisen gestalten. Noch wunderbarer ist die Entlarvung von Fälschern durch die Photographie. Da sind gefälschte Wechsel und Quittungen in photographischer Nachbildung ausgestellt. Die veränderten Zahlen oder eingeschobenen Worte erscheinen so, als wären sie mit schwarzer Tinte geschrieben, während das übrige blasse Farbe hat. Mit bloßem Auge, auch mit gewöhnlicher photographischer Aufnahme ist ein Unterschied nicht zu bemerken oder zu bewirken; mit besonders präparierter Platte jedoch ist es möglich, Farbenunterschiede aufzufassen, denen gegenüber unser Auge den Dienst versagt. Wie mag einem solchen Fälscher zu Mute sein, wenn man ihm seine geheimsten Manipulationen mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen hält. Diese photographische Methode ist um so wichtiger, als nicht selten bei Untersuchung der fraglichen Schrift die chemische Analyse im Stiche läßt.

Die medizinische Photographie zeigt Krankheitsbilder, Polypen und Operationen. Das sieht nicht sehr schön aus. Ein besonderes Feld, auf dem sich Manchermann Mühe gegeben hat, ist die Photographie des Auges, besonders des Auginneren. Freilich sind die Resultate bis jetzt noch nicht genügende. Sehr interessant sind Bakterienphotographieen. Es kann als bekannt vorausgesetzt werden, daß viele Krankheiten, Fieber, Schwindsucht, Typhus, Cholera auf der Thätigkeit von kleinsten stäbchenförmigen Lebewesen (Bakterien) in unserm Körper, besonders in unserm Blute, beruhen. Mit starken Mikroskopen konnte man diese Bakterien finden. Hier hat man sie nicht allein in der scheinbaren Größe des mikroskopischen Bildes, sondern in Foliobogen-Größen fest auf dem Papier — also ein ausgezeichnetes Lehrmittel.

Welche unschätzbaren Dienste die Photo-

graphie den Naturwissenschaften liefert, ist bekannt. In der Astronomie gehört der photographische Apparat zum unentbehrlichen Handwerkszeuge. Gegenwärtig bereitet man eine photographische Spezialkarte des Himmels in 20000 Exemplaren vor. Diese Karten vergrößern die Zahl der sichtbaren Sterne ins Ungeheure. Wo das Auge nur schwer zu unterscheidende Sternhaufen oder Sternnebel erblickt, da zeichnet der photographische Apparat mit größter Akkuratesse Tausende und aber Tausende von hellen Punkten hin. Den Mond aber bringt er mit so wundervoller Deutlichkeit auf das Papier, daß man zweifelt, ob das Naturaufnahmen sind oder solche von Reliefs, die man dem Mondbilde nachgebildet hat. Von jeher hat man sich bemüht, die Erscheinungen der Sonnen- und Mondfinsternisse photographisch festzuhalten. Freilich hat sich die Sonne in den letzten Jahren unliebenswürdig benommen und manche Expedition vereitelt. Aber auch abgesehen davon, ist es merkwürdig, daß eine der schönsten Aufnahmen einer Sonnenfinsternis mit Protuberanzen und Korona bereits aus dem Jahre 1851 herrührt.

Ein besonderer Zweig der astro-physikalischen Photographie ist die Aufnahme der Spektren der Sonne und anderer Gestirne, wobei bisweilen riesige Vergrößerungen angewendet werden. Hierbei herrscht die Absicht, durch das Studium der einzelnen Linien dieser Spektren feststellen zu können, welche unserer irdischen Stoffe sich auch auf fremden Weltkörpern befinden.

Die beschreibende Naturwissenschaft photographiert alles, was es auf Erden, in der Luft und im Meere gibt, damit sagen wir nichts Neues; aber das dürfte doch neu sein, daß man neuerdings Schallwellen photographiert hat, nicht das tönende Instrument, die schwingende Saite, was nicht neu ist, sondern die Schallwelle. Natürlich ist es unmöglich, diese Welle direkt sichtbar zu machen. Man läßt also eine Membrane durch die Schwingung in Schwingungen geraten. Die Membrane wölbt sich also, genau der Bewegungsform der Welle folgend, nach innen und außen. Wird nun ein ganz feines Spiegelchen auf der Membrane befestigt, so ändert dasselbe seine Fläche, und wird ein starker Lichtstrahl auf den Spiegel geworfen, so reflektiert der Strahl als ein leuchtender Punkt, welcher äußerst schnell hin und her schwingt und eine leuchtende Linie bildet. Nun ist nur noch nötig, eine höchst empfindliche Platte an der Stelle jenes Striches schnell vorüberzuziehen, um den Strich in eine sichtbare und fixierte Tonwelle aufzulösen. So hat jeder Ton, jeder Klang, jeder Vokal seine charakteristische Linie, die man vielleicht auch in die einzelnen Klangbestandteile (das heißt Grundton und Obertöne) zurückübersetzen können wird.

Das allerneueste aber sind photographierte Wirkungen elektrischer Schläge. Wenn man auf eine Trockenplatte ein Metallstück von beliebiger Gestalt legt, auf dasselbe den mit einer Influenzmaschine oder einem Runckorff-Funkeninduktor erzeugten elektrischen Strom schlagen läßt und dann die Platte entwickelt, so zeigen sich Gebilde von wunderbarer Regelmäßigkeit und Schönheit, Sonnen, Sterne, Linienbüschel, welche große Ähnlichkeit mit Seerosen haben. Natürlich hat die Elektrizität an diesen Stellen das Bromsilber zersetzt, aber worauf diese Zersetzung beruht, wodurch diese Zeichnungen entstehen, das weiß man nicht. Man wird es wohl später herausbekommen; inzwischen könnte man diese geheimnisvollen, scheinbar übernatürlichen Gebilde den Herren Spiritisten zur andachtsvollen Verehrung empfehlen.

Endlich macht auch die Meßkunst von der Photographie erfolgreichen Gebrauch. Man versieht einen Theodolit, das ist ein feiner Meßapparat, mit einem photographischen Apparat und läßt letzteren registrieren, was er mit größter Genauigkeit thut. Um Bauwerke auszumessen, nimmt man von ihnen eine Anzahl photographischer Bilder. Diese photographisch-perspektivischen Bilder werden nach einer besonderen Methode zurückübersetzt, so daß das streng richtige Bild des Bauwerkes entsteht.

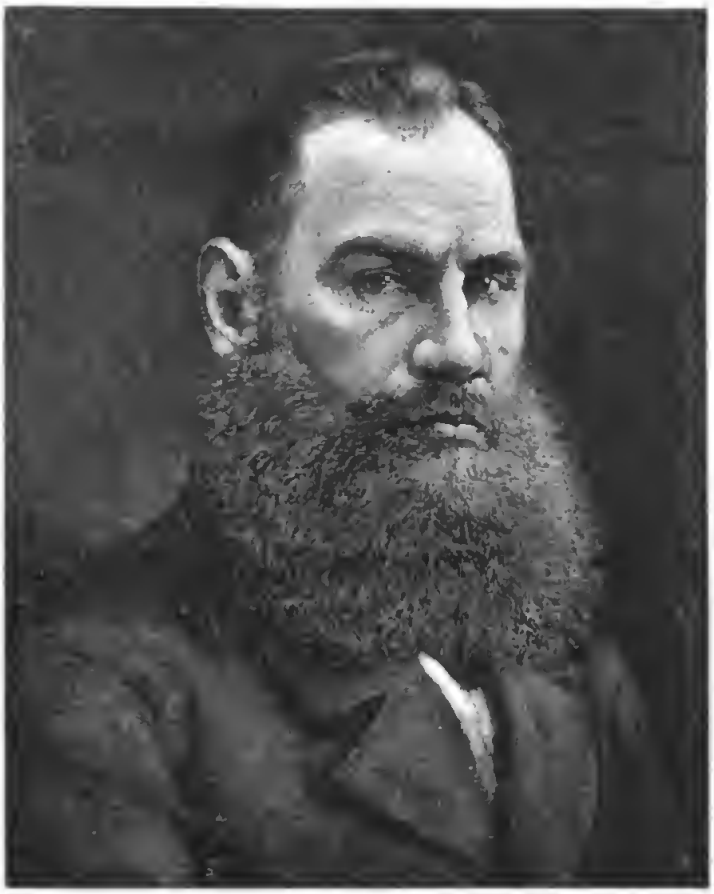
Man sieht, eine wie vielseitige Verwendung die Photographie genommen hat, und daß wir nicht unrecht hatten, wenn wir sagten: Was jener alte Herr auf seiner Karikatur als Unsinn und schwindelhafte Erwartung darstellte, das ist nicht allein erreicht, es ist übertroffen worden. F. A.

Graf Leo Tolstoi als Dichter und Denker.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Wir sind gewohnt, die Schönheit als das höchste Ziel aller Kunst zu betrachten. Die Liebe ist der Liebe Preis, und der Preis der Kunst ist eben die Kunst selbst, die möglichst vollkommene Verkörperung des Schönheitsideals auf Erden. Diese Anschauung, die unsere moderne Ästhetik von den Griechen übernommen hat und als den Inbegriff und Ausgangspunkt ihrer Erkenntnis behauptet, ist zweifellos richtig. Dennoch leiten sich von ihr Mißverständnisse ab, die, je länger sie in die Erscheinung treten, um so verhängnisvoller für alle Kunst werden müssen. Die moderne Ästhetik bewahrt leider mit dem ideellen Kern dieser Erkenntnis gleichzeitig auch deren äußere, veraltete Erscheinungsform. Sie vergißt, daß das Schönheitsideal nur bedingungsweise von den Griechen erreicht worden ist, nur insofern, als die Griechen dasjenige Kunstideal, das *ihnen* vorschwebte, in ihren besten Werken verkörpert haben. Sollte nun mit den anderen Idealen der Menschheit, dem Glaubensideal, dem Staatsideal ꝛc., nicht auch das Schönheitsideal eine Veränderung erlitten haben? Sollte in den Jahrtausenden, die nach der Blütezeit der Hellenen über die alte Mutter Erde dahingegangen sind, nicht auch der Begriff des Schönen eine Erweiterung und Vertiefung erfahren haben? Nur einseitige Antikenschwärmer, nur verknöcherte Gräkomanen können diese Frage verneinen. Wie die Menschheit durch das Christentum eine Seele erhalten hat, so hat dasselbe auch der menschlichen Kunst eine Seele eingehaucht. Der christlichen Menschheit genügt nicht mehr die Schönheit der äußeren Form; sie findet keine Befriedigung mehr in dem bloßen Schauen der sichtbaren Natur, in der Darstellung ihrer selbst als eines Kindes der Natur; — sie verlangt, daß die Kunst von einem Strahl aus jenem Reiche verklärt werde, das „nicht von *dieser* Welt“ ist! Nur das Kunstgebilde, dessen äußere Schönheit von diesem Strahle durchleuchtet wird, ist wirklich harmonisch, ist nach unsern Begriffen ein Kunstwerk. Denn derjenige Mensch, der sich selbst nicht lediglich als ein Produkt der Materie, die Welt nicht lediglich als ein Spiel sinnloser roher Kräfte betrachtet, kann unmög-



Graf Leo Tolstoi im Jahre 1863.

lich ein künstlerisches Spiegelbild seiner selbst und der Welt als vollkommen anerkennen, welches die höchsten und wichtigsten Merkmale nicht enthält, welches — seiner Überzeugung nach — unwahr ist.

Es ist unmöglich, ohne diese Betrachtung dem Dichter und Denker Leo Tolstoi in vollem Maße gerecht zu werden und einen sicheren Standpunkt zu seiner Beurteilung zu gewinnen. Kaum ein zweiter litterarischer Vertreter unserer Zeit hat in so heißem Kampfe um die Palme jener höheren Harmonie gerungen, wie dieser. Kaum ein zweiter vereinigt in gleichem Maße jene Eigenschaften, die man mit „Realismus" einer- und mit „Idealismus" andererseits zu bezeichnen pflegt. Alles, was Tolstoi geschaffen, ist Natur, wahre, unverfälschte Natur; alles ist aber auch gleichzeitig von Ideen durchdrungen und beseelt, die das Ergebnis eines an inneren Prüfungen und Kämpfen so überreichen Lebens sind, wie dasjenige weniger anderer Menschen. Geboren und erzogen unter glänzenden äußeren Verhältnissen, hat Tolstoi die Ehren und Freuden dieser Welt in reichem Maße genossen. Als er aber auf demjenigen Punkte angelangt war, den wir als den Gipfelpunkt menschlichen Glückes zu betrachten pflegen, da erschien er sich selbst vernichtet und dem Untergange geweiht! Umgeben von allem, was der Mensch als das höchste Glück ersehnt, war er nahe daran, sich selbst das Leben zu nehmen. Nach einer Zeit trostloser Verzweiflung erkannte er, daß sein ganzes bisheriges Leben eine Kette von Irrtümern war! Wohl mag man das Endergebnis seines Denkens und die Anwendung desselben auf das eigne Dasein als einen neuen Irrtum auffassen: der berühmteste lebende Dichter Rußlands, der hochgebildete und reiche Graf führt zur Zeit das Leben eines einfachen „Mushiks," kleidet sich und arbeitet wie ein Bauer, verfertigt sich eigenhändig die Stiefel und findet seinen höchsten Stolz in der Abweisung aller modernen Kulturbedürfnisse. Ist das aber auch ein Irrtum, so ist es doch der Irrtum eines Edlen, eines Menschen, der sich „in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt" ist.

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wurde am 28. August (9. September) 1828 in Jaßnaja Poljana, dem Gute seines Vaters, im Tulaschen Gouvernement geboren. Im zweiten Lebensjahre verlor er seine Mutter, im neunten den Vater. Unter der Obhut einer Tante verbrachte er einen Teil seiner Knabenzeit in Kasan, wo er mit fünfzehn Jahren die Universität bezog. Plötzlich erfaßte ihn der Drang, die Bauern seines Erbgutes Jaßnaja Poljana zu beglücken. Das Ergebnis dieses Strebens hat er selbst in seiner Skizze: „Der Morgen des Gutsherrn" (Neue Erzählungen. Leipzig, Greßner & Schramm) plastisch veranschaulicht. Im Jahre 1851 besuchte er seinen Bruder im Kaukasus. Bald fühlte er sich von den Naturschönheiten dieses Landes und dem romantischen Militärleben derart gefesselt, daß er gleichfalls zu bleiben beschloß und als Junker Heeresdienste nahm. In Staraja Sidowskaja, wo er die folgenden drei Jahre verbrachte, schrieb er u. a. sein poesievolles und anmutiges Skizzenbuch: „Die Kindheit" (übersetzt ins Deutsche und verlegt von E. Röttger in Kassel), das man jedoch keineswegs als eine Autobiographie betrachten darf, da es ebensoviel Dichtung als Wahrheit enthält. Im Kaukasus entstanden auch mehrere Erzählungen, darunter „Die Kosaken" und der erwähnte „Morgen des Gutsherrn."

Mittlerweile war der Krieg ausgebrochen. Tolstoi wurde dem Stabe des Oberbefehlshabers der Donauarmee, Fürsten Gortschakoff, zugewiesen, beteiligte sich in der Folge an den Kämpfen um Sebastopol und erhielt im Jahre 1855 das Kommando einer Bergdivision. Er zeichnete sich in dem mörderischen Gefechte bei Tschernaja Rjetschka hervorragend aus, war dann noch bei der Erstürmung Sebastopols zugegen und begab sich nach Beendigung des Krieges nach St. Petersburg. Die litterarische Ausbeute seines Aufenthaltes im Kaukasus und seiner kriegerischen Thätigkeit machten ihn zum berühmten Dichter. Seine „Geschichten aus Sebastopol" („Russische Soldatengeschichten," übersetzt von Herm. Roskoschny. Leipzig, Greßner & Schramm) hatten das Glück, nicht nur die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu erregen, sondern auch an allerhöchster Stelle beifällig aufgenommen zu werden. Kaiser Nikolaus bethätigte sein Interesse für den Dichter durch den Befehl: „Man möge auf das Leben des jungen Mannes achtgeben."

Von den litterarischen Kreisen der Hauptstadt wurde der 26jährige Dichter und Held mit offenen Armen empfangen. Turgenief,

Gontscharoſ, Grigorowitſch, Druſchinin und Oſtrowsky, ſie alle zählten bald zu ſeinen näheren Freunden. Insbeſondere ſcheint ihn Turgenieſ liebgewonnen zu haben. Aus dieſer Periode eines angeregten litterariſchen Verkehrs ſtammt auch die Photographie, in welcher Tolſtoi mit den genannten Schriftſtellern aufgenommen iſt.

So reizvoll ſich auch das Leben unſers Dichters in St. Petersburg geſtaltete, ſo wenig konnte es ihn doch auf die Dauer befriedigen. Eine innere Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, die ihn im Laufe der folgenden Jahre bald die ländliche Stille ſeines Erbgutes, bald den Strudel der Moskauer und St. Petersburger Geſellſchaft aufſuchen ließ, bald auf weiten Reiſen nach Deutſchland, Frankreich, der Schweiz und Italien ſeinem Vaterlande entführte. Im Jahre 1862 heiratete er die Tochter eines Moskauer deutſchen Arztes, Sophie Börs, und mit dieſem wichtigen Akte ſcheint Ruhe und Frieden in ſein Leben einzukehren. Aber auch dieſe Ruhe war zunächſt nur eine äußere. Wohl feſſelte ihn ſein Familienglück faſt ununterbrochen an das Land, das er nur im Winter verließ, um in Moskau ſeine und ſeiner Bauern Angelegenheiten zu regeln. Aber während ſeine Freunde an eine Idylle in Jaßnaja Poljana glaubten, rang dort ein Menſchenherz in bitteren Qualen mit ſeinem Schöpfer um die Wahrheit, wie einſtmals Jakob mit dem Engel des Herrn. Wer heute nach Jaßnaja Poljana kommt, kann dort den 61jährigen Greis, den weltberühmten gräflichen Dichter Leo Tolſtoi im Bauernkittel erblicken, wie er entweder Feldarbeiten verrichtet oder inmitten ſeiner Bauern ſteht und mit ihnen ihr leibliches und geiſtiges Wohl berät. Die Menſchen lachen über den Sonderling, er aber fühlt ſich glücklich und friedevoll.

Tolſtois Stellung in der modernen Weltlitteratur iſt eine durchaus eigenartige. Während der nordiſche und franzöſiſche Realismus, dem der deutſche litterariſche Sozialismus mehr oder weniger blinde Gefolgſchaft leiſtet, die Übel der Welt auf die Unzulänglichkeit des chriſtlichen Sittengeſetzes zurückführt und dieſelben durch die Aufſtellung funkelnagelneuer Heilswahrheiten zu bekämpfen bemüht iſt, erblickt Tolſtoi die Urſache des Weltelends nicht in der Unbrauchbarkeit der Vorſchriften und Lehren des Chriſtentums, ſondern in der falſchverſtandenen Durchführung desſelben ſeitens der Chriſtenheit. Als die einzige Richtſchnur, die zum menſchlichen Glücke ſchon im Diesſeits führt, gilt ihm das reine unverfälſchte Chriſtuswort in ſeiner ganzen Tragweite; jeder Verſtoß gegen dasſelbe wird ebenfalls ſchon im Diesſeits geahndet. Dieſer ſtreng ethiſche Zug, der von einer myſtiſch angehauchten, aber warm empfundenen Religioſität vertieft und ergänzt wird, iſt auch in denjenigen Werken des Dichters ausgeprägt, die vor den letzten Ergebniſſen ſeiner philoſophiſchen Gedanken- und Seelenarbeit entſtanden ſind. Ja, auch in ſeinen zwei berühmteſten Romanen: „Krieg und Frieden“ (überſetzt von Dr. Ernſt Strenge. Berlin, A. Deubner) und „Anna Karenina“ (überſetzt von Wilhelm Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelmi), iſt dieſer Zug gewiſſermaßen die treibende Kraft.

„Krieg und Frieden“ darf als eines der gewaltigſten Epen bezeichnet werden, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Es ſchildert den Feldzug Napoleons gegen Rußland, ſeinen Einmarſch und Rückzug; es ſchildert das ganze damalige Rußland, die ganze damalige ruſſiſche Geſellſchaft. Eine faſt verwirrende Menge von Einzelſchickſalen bewegt ſich in dieſem welthiſtoriſchen Rahmen. Bald werden wir in die Petersburger und Moskauer Salons geführt; bald ſprengen wir über den Schauplatz des Kampfes, muſtern die Heere vom Oberbefehlshaber bis zum gemeinen Soldaten; bald befinden wir uns auf dem Landſitze eines ruſſiſchen Ariſtokraten, bald wieder bewegen wir uns unter dem Moskauer Volke. Und durch all dieſe Fülle von Bildern fühlen wir uns nicht erdrückt, ſondern immer aufs neue angeregt, weil der Dichter ſie niemals in ihrer Geſamtheit auf uns wirken läßt, ſondern ſie in eine Reihe auf das feinſte ausgearbeiteter, nacheinander folgender Einzelerſcheinungen auflöſt. Will er uns den aus tauſend Feuerrohren brüllenden Krieg ſchildern, ſo ermüdet er uns nicht durch eine Beſchreibung desſelben, ſondern er führt uns von Poſten zu Poſten, von Bataillon zu Bataillon und läßt uns das blutige Gemälde mit eignen Augen betrachten. Der eigentliche Held der Dichtung — das iſt die ganze Welt, oder richtiger: die unergründliche zielbewußte Kraft, welche die Welt bewegt, vor der ſelbſt die Heroen des Krieges, Napoleon und Alexander, als ſchwache Werk-

zeuge erscheinen. Diese Kraft allein ist für den Dichter maßgebend, der bestrebt ist, darzuthun, wie der Ausgang einer That niemals von dem Willen ihres Urhebers abhängig ist; wie auch Napoleon und Alexander I, die zu treiben glaubten, doch nur getrieben wurden von einem Anderen, Höheren, von einem unerfaßlichen Weltwillen. Es ist das ein fatalistischer Standpunkt, aber ein Standpunkt, dessen dichterische Erhabenheit sich nicht leugnen läßt. Von ihm aus erblickt Tolstoi in Napoleon keineswegs den bewunderungswürdigen Heros, der nach eignem Ermessen die Geschicke der Welt bestimmte. Er betrachtet ihn nicht mit den Augen des französischen Kriegers, der seinen Imperator im kaiserlichen Schmucke an der Spitze des Heeres oder auf dem gold- und purpurgestickten Thronsessel bewundert, wie er die königlichen Blicke in bewußter Absicht umherschweifen läßt. Vielmehr könnte man vergleichsweise sagen, daß er ihn mit den prüfenden Blicken des vertrauten Kammerdieners anschaut, dem alle kleinen und kleinlichen Schwächen seines Herrn wohlbekannt sind, alle jene häßlichen Fältchen, die vor der Welt durch die Mittel der Kunst verborgen werden. Wie man ein Bild nicht aus allzugroßer Nähe betrachten darf, ohne daß dasselbe einen Teil seines Reizes für uns einbüßt, so ist es auch mit den „großen Männern." Und Tolstoi rückt uns die Gestalt Napoleons so nahe, daß wir gewissermaßen den warmen Atem desselben zu spüren glauben. Wir empfinden den scharfen Duft des Eau de Cologne, der von ihm ausgeht, während er sich mit dem russischen Gesandten im Feldlager unterhält. Wir bemerken, daß der große Imperator der großen Nation einen ziemlich „fetten Hals" besitzt, den er vergeblich durch Toilettenkünste zu verbergen sucht; wir bemerken, daß seine Mienen einen gekünstelten Ausdruck von Hoheit anzunehmen suchen, während sich auf ihnen kleinliche Eitelkeit ausprägt, und wir können als Menschen nicht umhin, über alle diese Schwächen verächtlich die Nase zu rümpfen. Wenn der Dichter auf diese Weise — augenblicklich wenigstens — den beabsichtigten Eindruck beim Leser erreicht, so läßt sich doch schwerlich die Frage bejahen, ob diese Art der Betrachtung eine gerechte ist. Nicht nur bei Napoleon allein, auch bei den größten und edelsten Gestalten werden wir ähnliches entdecken, wenn wir gewissermaßen mit der Nase darauf gestoßen werden. Aber auch in der Beurteilung des Anteils, welchen sich die russische Kriegsführung an der Vertreibung Napoleons zuschreibt, weicht Tolstoi von der landläufigen Auffassung ab. Er ist durchaus nicht der Ansicht, daß ein durchdachter strategischer Plan russischerseits vorhanden gewesen sei und die Aufreibung des französischen Heeres angebahnt habe. Auch in diesem Falle haben Kräfte entschieden, deren Macht weder von der einen noch von der anderen Seite berechnet werden konnte. So war denn auch Kutusof in der Darstellung Tolstois deshalb der geeignetste Oberbefehlshaber, weil er am meisten die Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens erkannte und vielmehr bestrebt war, die gegebenen Verhältnisse selbständig wirken zu lassen, als sich ihnen entgegenzustemmen. So wurde die große Armee in der Hauptsache von den Mächten der Natur aufgerieben, ohne daß durch sogenannte „Entscheidungsschlachten," zu denen die hitzigen Offiziere drängten, unnützes Blut vergossen wurde. Wie man auch über diese Fragen denken mag, man wird zugeben müssen, daß die Gestalt Kutusofs in der Beleuchtung Tolstois als ein dichterischer Charakter erscheint, wie er gleich meisterhaft gelungen nicht allzu häufig in der Litteratur aller Zeiten anzutreffen ist. Es ist, als ob sich uns das ganze Geheimnis nicht nur der Seele dieses Mannes, sondern auch seiner Erfolge in ebenso schlichter als ergreifender Weise offenbart, wenn Kutusof, der schweigsame, scheinbar ganz apathische und schwachsinnige Kutusof, in dem Augenblicke, da das Schicksal der feindlichen Armee endgültig besiegelt erscheint, mit einem erlösenden Aufschrei vor dem Heiligenbilde auf die Kniee stürzt und schluchzend die Worte stammelt: „Herr Gott, ich danke dir!" Man mag die großartige Wirkung dieser gewaltigen Dichtung mit allen möglichen technischen Ausdrücken und ästhetischen Untersuchungen erklären wollen, man wird doch die Thatsache nicht wegräumen können, daß die Grundstimmung des Romans aus der tiefreligiösen Gesinnung des Autors fließt, daß die Dichtung ihres höchsten Reizes ermangeln würde, wären nicht ihre Blätter gewissermaßen von einem Schauer der Ewigkeit und Unendlichkeit durchweht. Als der innerlich zerklüftete, von skeptischer Reflexion

J. A. Gontſcharof. I. S. Turgenief. T. V. Grigorowitſch. A. N. Oſtrowski.
Graf Leo Tolſtoi. A. V. Druſchinin.
(Nach einer Photographie von Lewitzki, St. Petersburg. März 1856.)

zerriſſene Fürſt Andrej Bolkonski, der in kriegeriſchen Thaten, durch Menſchengröße und Menſchenruhm, glücklich zu werden hoffte, von einer Kugel zu Boden geſtreckt, rücklings auf dem Schlachtfelde liegt, da heißt es von ihm: „Über ihm war nichts als der Himmel — hoher Himmel, verſchwommen, aber immerhin unermeßlich hoch, mit über ihm dahinſchleichenden grauen Wolken. ‚So ſtill, ſo ruhig, ganz und gar nicht ſo, wie ich eilte,‘ dachte Fürſt Andrej, ‚nicht ſo, wie wir geeilt, geſchrieen und gefochten, ganz und gar nicht ſo, wie Franzoſe und Ruſſe um den Wiſcher gekämpft — ganz anders ſchleichen dieſe Wolken am Himmel hin. Warum habe ich doch dieſen hohen Himmel nicht früher geſehen? Ach, und wie glücklich bin ich nun, daß ich ihn endlich doch erkannt habe! Ja, alles iſt eitel, alles Lug, außer dieſem endloſen Himmel da. Nichts, nichts da, außer ihm . . . aber auch das wohl kaum . . . nichts . . . nichts . . . als Ruhe und Frieden . . . und . . . gottlob! . . .‘“ Und in ähnlicher Weiſe wird auch der Graf Peter Beſuchof, in welchem Tolſtoi einen Teil ſeines eignen ſeeliſchen Entwickelungsganges verkörpert hat, aus einem dahinvegetierenden Daſein durch ein Labyrinth von Irrtümern und Laſtern in die Helligkeit eines gefeſtigten und geklärten Menſchentums geführt. Wohl begreifen wir, daß ein Flaubert nach dem Genuſſe dieſes zum Theater der Weltgeſchichte erweiterten dichteriſchen Schauſpiels in die Worte ausbrechen konnte: „Hier iſt Shakeſpeare!“

„Anna Karenina“ verfolgt andere Aufgaben. Man kann ſagen, daß hier die gegebenen äußeren Verhältniſſe die denkbar einfachſten ſind. Anna Karenina, die Gattin eines hochgeſtellten St. Petersburger Beamten, hat mit dem Grafen Wronski ein ſtrafbares Verhältnis angeknüpft. Während eines Wett-

rennens, dessen meisterhafte Schilderung den Leser in atemloser Spannung erhält, wird die mehr als freundschaftliche Teilnahme der Heldin für den am Rennen beteiligten Grafen aller Welt und nicht zuletzt auch dem Gatten offenbar. Obwohl die Frau, ein stolzer, leidenschaftlicher, bedeutender Charakter, in schroffster Weise ihren verbotenen Umgang mit Wronski eingesteht, will der Gatte dennoch in eine Scheidung nicht willigen. Anna verläßt ihn und vereinigt sich mit dem Manne ihrer Liebe. Wie dieses auf unsittlicher Grundlage aufgebaute Verhältnis kein wahrhaftes Glück zu zeitigen vermag; wie es mehr und mehr ein tief unglückliches wird, obgleich leidenschaftliche Neigung auf beiden Seiten vorhanden ist; wie es eben darum unglücklich sein muß, weil es unsittlich ist, — das hat der Dichter mit einer unerbittlichen psychologischen Notwendigkeit, mit bewunderungswürdiger Gestaltungskraft zur inneren Wahrheit erhoben. Die Frau, die als Geliebte keinen Beruf an der Seite des Mannes auszufüllen, das heilige Band der Ehe selbst gebrochen hat und sich daher auch selbst im Besitze ihres Liebhabers nicht sicher fühlt, in diesem Gefühle der Unsicherheit an seiner Treue zweifelt und ihn mit ihrer qualvollen Eifersucht peinigt; der Mann, der sich keiner treulosen Absichten bewußt ist und im Gefühle seiner Unschuld durch die Eifersucht um so mehr verletzt wird, als ihn ja thatsächlich nichts daran hindern würde, das Verhältnis in jedem beliebigen Augenblicke zu lösen, — der sich infolge dieser Erwägung noch als außerordentlich großmütig erscheint, wenn er die Launen der Karenina überhaupt erduldet — diese beiden Momente wirken wie zwei Mühlsteine zusammen, die jedes zwischen ihnen liegende Glück unbarmherzig zermalmen müssen. In geradezu unheimlicher Weise fühlt der Leser das Verhängnis herannahen. In der Nacht vor dem Tage der Katastrophe hat sie unter einem schrecklichen Alpdrücken gelitten: „Ein altes kleines Männchen mit einem struppigen Barte stand auf ihrer Brust, über Eisen gebückt, mit welchem es herumhantierte, während es ganz sinnlose französische Worte vor sich hinmurmelte, und sie fühlte — und das erfüllte sie gerade mit Entsetzen, — daß dieser Alp, dieses Bäuerlein, sich gar nicht um sie bekümmerte, aber es verrichtete irgend ein schreckliches Werk mit diesem Eisen über ihr." Je näher das Ende rückt, um so peinlicher und gewissenhafter ist die Arbeit des Dichters. Als die Karenina nach einem Tage voll Zwist und Elend zum Bahnhofe fährt, in der Hoffnung, dort mit Wronski zusammenzutreffen, da entgeht dem Leser auch nicht der geringfügigste Gedanke der Heldin, ihr ganzer Seelenzustand liegt vor ihm ausgebreitet wie ein einziges Gewebe, dessen feinste Fasern sichtbar sind. Zum Unglücke erhält sie auf dem Bahnhofe ein Billet ihres Liebhabers, der ihr in nachlässiger und kühler Weise mitteilt, daß er sie erst später am Abend wiedersehen könne, und nun wandelt sie mit ihren verzweifelten Gedanken auf dem Perron ziel- und planlos umher. Ein Güterzug nähert sich. Da erinnert sie sich eines Mannes, der am Tage ihrer ersten Bewegung mit Wronski auf dem Moskauer Bahnhofe von der Lokomotive überfahren wurde. Ein furchtbarer Entschluß dämmert in ihr auf: „Sie trat näher an das Geleise und beugte sich unter den Wagen. Sie war sich bewußt, daß sie etwas Entscheidendes that, etwas Entscheidenderes, als sie in ihrem Leben gethan. Gewohnheitsgemäß erhob sie die Hand, bekreuzigte sich, fiel auf die Kniee, stützte sich mit den Händen auf das Geleise und neigte das Haupt. Die gewohnte Begegnung der Bekreuzigung rief in ihrer Seele eine Reihe von Erinnerungen an wichtige Momente ihres Lebens, zumal aus ihrer Mädchen- und Kinderzeit wach. Sie fühlte, daß sie das Leben liebte wie nie zuvor.

„Was thu' ich? Wo bin ich? Warum?"

Sie wollte sich wieder aufrichten, aber ein riesiges, unerbittliches Etwas drückte sie unbarmherzig nieder, stieß sie und schleppte sie an ihrem Rücken mit sich fort.

„Mein Gott! Verzeih' mir alles!" dachte sie.

Der schmutzige Sand und Kohlenstaub kamen ihr näher; sie fiel mit dem Gesichte darauf. Das Bäuerlein, etwas vor sich hinmurmelnd, stand über ihr und arbeitete gebückt auf Eisen — und das Licht, bei welchem sie das mit Kummer, Streit, Lüge und Thorheit gefüllte Buch las, fing an zu ziſchen, verdunkelte sich, flackerte noch einmal auf und erlosch . . ."

Dem Unfrieden des städtischen Lebens, den er in dem Liebespaar Anna und Wronski

verkörpert, stellt der Dichter in einem anderen Paare (Leowin und Kitty) den Segen des Landlebens gegenüber. Tolstoi darf in gewisser Hinsicht als ein Nachfolger Rousseaus bezeichnet werden. Auch er predigt „Rückkehr zur Natur." Das wahre Glück findet er nicht unter den modernen Kulturmenschen, sondern im Volke. Ist es auch ungebildet, so ist es doch nicht verbildet. In der Verbildung aber, in der Aufnahme des künstlich erzeugten Giftes, welches unser Kulturleben dem von Hause aus gesunden und vernünftigen seelischen Organismus des Menschen einimpft, erblickt Tolstoi einen Quell unendlichen Elends. Eine ganze Reihe seiner Dichtungen, ja, die Mehrzahl derselben, gibt diesem Gedanken Ausdruck. In „Die Kosaken" (deutsch von G. Keuchel, A. Deubner und L. A. Hauff, Otto Janke, Berlin) läßt sich ein junger Petersburger, Olenin, im Kaukasus nieder, um dort den Frieden zu finden, der ihm in den Centren Rußlands abhanden gekommen. Er sieht die eingeborene Bevölkerung harmlos die Freuden des Lebens genießen; gern würde er ihr gleich werden. Vergebliches Mühen! Eine undurchdringliche Scheidewand ist zwischen ihm und dem Volke aufgerichtet, die Scheidewand der Kultur. Und auch das schöne Kosakenmädchen, in das er sich leidenschaftlich verliebt, weist ihn verächtlich ab. Dem stolzen, urwüchsigen Naturkinde erscheint der traurige, zerrissene Olenin nicht als Vollmensch, dem sie sich in Liebe hingeben könnte, sondern als ein verkümmertes Wesen aus einer fremden, ihr unverständlichen Welt. Und er sattelt sein Rößlein, um weiter zu ziehen! Wohin? Wozu? Wehmütig-ironisch klingt ihm das Liedchen in die Ohren, das ihm „Onkel Jeroschka," ein prächtig gezeichneter Kosakentypus, nachsingt:

„Wie traurig ist's doch, Brüderlein,
Zu leben immer ganz allein!"

Turgenief hat diesen Roman dem Besten zugezählt, was jemals in russischer Sprache geschrieben worden, und in der That darf namentlich die farbensprühende, glänzende Schilderung des Kosakenlebens als unübertroffen bezeichnet werden. Die Erzählungen „Albert" und „Eine Winterfahrt" (deutsch von Aug. Scholz. Berlin, S. Fischer), „Polikuschka" (deutsch von Ida Brendel. Neubrandenburg, C. Brüuslow), „Luzern" (Leipzig, Reclam) u. a. behandeln gleichfalls die Überlegenheit des anspruchslosen Naturmenschen, selbst des „herabgekommenen," einer selbstischen und dünkelhaften Kultur gegenüber. Auch dem Seelengemälde „Familienglück" liegen ähnliche Absichten zu Grunde. Mehr als einmal kann man aus den Tolstoischen Erzählungen den Refrain heraushören: „Wir Kanadier sind doch bessere Leute!"

Zweifellos geht der Dichter in seiner Verurteilung der Kultur viel zu weit. Darf man aber einerseits nicht vergessen, daß seiner Anschauung nicht die westeuropäische Kultur zu Grunde liegt, so wäre es andererseits doch sehr bedenklich, eine ganze vorurteilslose Prüfung unserer modernen Kulturzustände von der Hand zu weisen. Auf Grund des Evangeliums gelangt Tolstoi in seinen moralphilosophischen und sozial-ethischen Schriften („Bekenntnisse," „Was sollen wir denn thun?" „Worin besteht mein Glaube?" und „Über das Leben." Leipzig, Duncker & Humblot) zu Ergebnissen, welche jedenfalls zu bedeutsam sind, um hier übergangen zu werden.

Tolstoi hat seine inneren Erfahrungen selbst in ergreifender Weise geschildert. Auf dem Gipfel des Lebens angelangt, fühlt er plötzlich den Boden unter seinen Füßen zerreißen. Alles, was er errungen und erstrebt, erscheint ihm als eine einzige riesengroße Lüge und Thorheit. Vor ihm steht das Gespenst des Todes, das sein ganzes Leben vergiftet, das Leben seiner Lieben und der ganzen Menschheit jeglichen vernünftigen Sinnes, jeglicher bleibenden Bedeutung, entkleidet. Den Glauben seiner Kindheit hat er verloren, — vergeblich wendet er sich in seiner Gewissensnot an die Philosophie von Buddha und Salomo bis zu Schopenhauer — sie hat nur eine Antwort: „Alles ist eitel!" und: „Das Leben ist ein Übel, das Paradies Nirwana!" Wenn nun die Vernunft das Leben ein Übel nennt, — warum hat dann Schopenhauer gelebt, warum lebt er, Tolstoi, selbst, warum lebt die ganze Menschheit? Und wie kann die Vernunft das Leben leugnen, die doch selbst ein Erzeugnis des Lebens ist? „Wenn es kein Leben gäbe, so bestände auch meine Vernunft nicht . . . Die Vernunft ist die Frucht des Lebens, und die Vernunft verleugnet eben dieses Leben. Ich empfand, es mußte dabei irgend etwas nicht richtig sein." Wenn die Menschheit lebt, so muß sie doch

den Sinn des Lebens kennen. „Darum kennt sie ihn, weil ich, ein Mensch, der den Sinn des Lebens *verloren* hatte, unvermeidlich zur *Negierung* des Lebens gelangt war.“ Aber in der Vernunft findet er keine Erklärung für den Sinn des Lebens. Diese und die Möglichkeit des Lebens kann allein durch die Bedeutung des Glaubens gegeben werden. Jenes Leben, welches die Gebildeten führen, steht im offenen Widerspruche mit demjenigen Sinne des Lebens, der durch die Glaubenslehre bestätigt wird. Den wahren Sinn des Lebens findet er nur in den unteren Volksklassen: „Ich sah, daß diese Menschen Krankheiten und Kümmernisse ohne irgend ein Mißverstehen noch Widerstreben ertragen, vielmehr mit der ruhigen und festen Überzeugung, daß alles das nicht anders sein könne, daß alles das — gut sei. Ich sah, daß nicht nur ihr Leben ihnen begreiflich sei, sondern daß ihnen begreiflich auch der Tod; und im Tode erblicken sie nichts Sonderbares, Widerwärtiges oder Schreckliches.“ Er hat also in dem Glauben der unteren Volksschichten den Sinn des Lebens gefunden, und diesen Glauben will er blindlings in sich aufnehmen. Von nun ab unterzieht er sich allen Ritualvorschriften der orthodoxen Kirche, in welcher er den gemeinsamen Glaubensinhalt des Volkes erblickt. Aber die Widersprüche der kirchlichen Lehre mit seiner Vernunft, die sich mehr und mehr in ihm geltend machen, veranlassen ihn zu einem Vergleich der Kirchenlehre mit dem Evangelium. Dies ist der wesentliche Inhalt der „Bekenntnisse,“ als deren Fortsetzung die Schrift: „Worin besteht mein Glaube?“ betrachtet werden muß.

Die Lehre Christi befindet sich nach Tolstoi in unerhörtem, schreiendem Widerspruche nicht nur zu der Kirche aller Konfessionen, sondern auch zu dem gesamten modernen Kulturleben. Nach seiner Übersetzung der heiligen Schrift hat Christus die Ehescheidung, die menschliche Gerichtsbarkeit, den Krieg ꝛc. unter allen Umständen strengstens verboten. Seine Lehre heißt: „Segnet, die euch fluchen, liebet, die euch hassen.“ Die moderne Christenheit steht aber mit ihren Gerichten und Kriegen auf dem alttestamentlichen Standpunkte des „Aug' um Aug', Zahn um Zahn.“ Christus hat das alte Gesetz aufgehoben, und wenn er sagt: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu bestätigen,“ so sei das lediglich so aufzufassen, daß er das *ewige* Gesetz nicht auflösen, das alte Bundesgesetz aber nur insoweit bestätigen wolle, als es mit dem ewigen übereinstimmt. Der Urquell des meisten Elends der Welt sei aber dadurch geschaffen, daß die Menschheit eine der wichtigsten Lehren Christi täglich mit Füßen trete, die Lehre: „Ich aber sage euch, daß ihr *nicht widerstreben sollt dem Übel!*“ Das Böse könne durch Böses nicht beseitigt werden. „Gott sagt einfach: thuet nichts Böses einer dem anderen, so wird kein Böses in der Welt sein.“ Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, Christi Lehre sei zwar schön, aber für die Menschheit undurchführbar, und die Gnade allein könne die wahre Nachfolge Christi bewirken. Die Lehre des Weltheilandes stünde nicht im Gegensatz zu der menschlichen Natur, wie sie Gott geschaffen, sondern sie knüpfe an das natürlichste Gefühl des Menschenherzens an: an das *Mitleid*. Sagt doch Christus selbst: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ „Es genügt — so faßt Tolstoi seine Erkenntnis vom Evangelium zusammen — es genügt, Christi Lehre zu begreifen, um zu erkennen, daß die Welt, nicht *die* Welt, die Gott dem Menschen zur Freude gegeben, sondern jene Welt, wie sie der Mensch zu seinem eignen Verderben geschaffen, ein Wahn ist, und zwar der unsinnigste, der schrecklichste Wahn, der Traum eines Verrückten, aus dem man nur einmal zu erwachen braucht, um nie wieder seinen Schrecken zu verfallen.“ Wie soll nun aber der Einzelne Christi Lehre vom „Nichtwiderstreben dem Übel“ befolgen, wenn doch die ganze Menschheit, wie sie sich einmal gestaltet hat, auf den entgegengesetzten Bahnen wandelt? Wird man ihn nicht peinigen und töten, wenn er sich ihren Geboten widersetzt, wird sein Leiden nicht noch größer werden? Tolstoi antwortet auf diese Frage durch ein Bild: „Es brennt im Cirkus: alle drücken und pressen einander und drängen sich an die Thüre, die sich nach innen öffnet. Es erscheint der Erlöser und sagt: tretet zurück von der Thüre, kehret um; je mehr ihr dränget, um so weniger Hoffnung habt ihr auf Rettung. Kehret um, und ihr werdet einen Ausgang finden und euch retten. — Ob viele, ob ich allein das gehört und daran geglaubt habe, ist einerlei. Nachdem ich es aber vernommen und daran geglaubt habe, — was kann ich anderes thun als umkehren und alle aufrufen, der Stimme des Erlösers zu folgen?

Man wird mich vielleicht erdrücken, zerquetschen, töten. Dennoch besteht meine Erlösung bloß darin, daß ich dort hingehe, wo sich der einzige Ausgang befindet, und ich kann nicht umhin, dorthin zu gehen. Der Erlöser muß in Wirklichkeit Erlöser sein, d. h. er muß retten. Und die Erlösung Christi ist die wahre Erlösung: er ist erschienen, er hat gesprochen — und die Menschheit wird gerettet." Und in seinem Buche: „Über das Leben" sagt er, wie in Ergänzung dieses Bildes: „Die ganze komplizierte, kochende Thätigkeit der Menschen mit ihrem Handel, ihren Kriegen, ihren Kommunikationen, ihrer Wissenschaft, ihren Künsten ist zum größten Teil nur das Gedränge einer verrückten Menge an den Thüren des Lebens."

Christi Lehre deckt sich mit dem Gesetze des Lebens. Unter „Leben" versteht Tolstoi „das Streben nach dem Wohle." Das Wohl kann aber nur erreicht werden durch die Unterwerfung der tierischen Persönlichkeit unter das vernünftige Bewußtsein: „Die tierische Persönlichkeit strebt nach dem Wohle; die Vernunft zeigt dem Menschen das Trügerische des persönlichen Wohles und läßt nur einen Weg. Die Thätigkeit auf diesem Wege ist die Liebe . . . ."

„Die tierische Persönlichkeit leidet. Und eben diese Leiden und deren Linderung bilden den Hauptgegenstand der Thätigkeit der Liebe. Die tierische Persönlichkeit, indem sie nach dem Wohle strebt, eilt mit jedem Atemzuge zum höchsten Übel, zum Tode, dessen Voraussichtlichkeit jedes Wohl der Persönlichkeit stört. Das Gefühl der Liebe aber vernichtet nicht bloß diese Furcht, sondern treibt auch den Menschen zu dem letzten Opfer, zum Opfer seiner leiblichen Existenz für das Wohl Anderer."

Eine eingehende Beurteilung der Tolstoischen Philosophie zu geben, ist hier nicht der Ort. Die Irrtümer derselben, ihre Einseitigkeit und krassen Übertreibungen, dann auch der mystische Pantheismus, der das Licht seiner Gottesidee vielfach wie mit einem Nebelschleier umhüllt, sollen durchaus nicht in Schutz genommen werden. Das Verständnis seiner Anschauungen wird zudem nicht wenig getrübt durch den Subjektivismus, mit welchem sie sich kundgeben. Das alles kann aber unmöglich den lauteren Quell verkennen lassen, aus dem auch seine philosophischen Schriften geflossen sind. Überall fühlen wir den Pulsschlag eines zarten und reinen Herzens, das mit den Leiden der Welt warm empfindet; überall tritt uns der tiefe sittliche Ernst, die unerschrockene Wahrheitsliebe, die innige Gottessehnsucht des echten Christen entgegen.

In den letzten Jahren hat Tolstoi eine rege Thätigkeit als Volksschriftsteller entfaltet. Früchte derselben sind außer dem Drama: „Die Macht der Finsternis" (Berlin, S. Fischer), einem kraftvollen, aber brutal-realistischen Schauspiel, viele kleine Erzählungen („Volksgeschichten." Leipzig, Reclam. — „Wovon die Menschen leben" und „Zwei Greise." Neubrandenburg, C. Brünslow), welche die religiösen Ansichten des Dichters ins Volk tragen sollen. Wir können diese kleinen Dichtungen nicht besser charakterisieren als durch einen Vergleich mit der religiösen Malerei eines Fritz von Uhde. Wie dieser den Heiland der Zöllner und Sünder bildlich darstellt und ihn dem Empfinden des Volkes näher zu rücken trachtet, so führt Tolstoi dichterisch den Erlöser in die Hütten der Armen und Niederen. Dabei zeichnen sich diese kleinen Schriften, die für wenige Pfennig oder gar unentgeltlich im Volke verbreitet werden, nicht nur durch tiefempfundene Frömmigkeit aus, sondern auch zum Teil durch hohe dichterische Schönheit. Einen besonderen Reiz erhalten sie durch den strengen Realismus, der in den Märchen wunderbar innig mit den idealen Momenten des Übernatürlichen zusammenfließt, so daß das Märchen kaum noch wie ein solches berührt.

Als Dichter steht Tolstoi Turgenief vielleicht ebenbürtig zur Seite. Übertrifft ihn der letztere auch durch den weiteren Gesichtskreis und den kulturellen Gehalt seiner Schriften, so verfügt Tolstoi dagegen über eine größere Urwüchsigkeit des Empfindens und Gestaltens, eine lebhaftere Einbildungskraft und ein tieferes nationales Verständnis russischer Eigenart. Als geistvoller und kühner Denker und als zielbewußter, warmfühlender Charakter verdient er jedenfalls eine größere Teilnahme und Hochachtung, als sie ihm bisher zu teil geworden. Läßt sich auch auf diesen russischen Faust das Wort anwenden: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt," so wollen wir auch das andere nicht vergessen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

Münchener Künstler.

I. Karl Marr.

(Abdruck verboten.)

Das berechtigte Aufsehen, welches die „Flagellantenprozession“ in der Münchener Jahresausstellung erregt, hat die Aufmerksamkeit auf einen noch jungen Künstler hingelenkt, der bisher auf Ausstellungen wenig genannt wurde und der seine Kräfte im stillen gesammelt zu haben scheint, um nunmehr mit einem gereiften und unbestreitbar bedeutenden Werke hervorzutreten. — Karl Marr wurde am 14. Februar 1858 zu Milwaukee in den Vereinigten Staaten geboren. Sein Vater und seine Mutter waren eingewanderte Deutsche. Sein Vater stammte aus Bennshausen in Preußen, die Mutter aus Gotha. Der Vater war, ehe er dem Auswandererzuge folgte, einige Zeit lang in Mehlis bei Suhl als Graveur von Gewehren beschäftigt gewesen; Mangel an den nötigen Mitteln hatte ihn verhindert, sein schönes Talent weiter auszubilden. — Auch Karl Marr war anfangs für die Xylographie bestimmt gewesen; aber gewisse untrügliche Anzeichen überzeugten den Vater, daß hier eine Beanlagung schlummere, welche eine sorgfältigere Ausbildung verdiene.

Karl Marr.

Die nagelneue Stadt Milwaukee, die aus dem Boden hervorgewachsen war, auf dem noch vor fünfzig Jahren wenige Blockhäuser standen, bot, trotz der Galerie moderner Bilder, die der großartige Gemeinsinn der Amerikaner seitdem auch dort errichtet hat, der jugendlichen Phantasie eines Künstlers keine Nahrung und insbesondere keine Schule dar. — Im Alter von achtzehn Jahren schiffte sich daher Karl Marr nach Deutschland ein. Er hatte keine Verwandten dort, keine Empfehlungen und nur bescheidene Mittel, aber alle erforderlichen Eigenschaften, ein self-made man zu werden. Das Ziel seiner Reise war zunächst Weimar. Auch dort waren die Möglichkeiten des Studiums insbesondere der alten Meister natürlich nur beschränkte, aber gerade die kleineren Verhältnisse der dortigen Akademie erleichterten die liebevolle Beschäftigung mit den einzelnen Schülern, die Berücksichtigung der individuellen Befähigung, und dankbar denkt Marr dieser seiner ersten Lehrzeit, in der er besonders unter Schauß arbeitete.

Leider trat gerade damals die bekannte itio in partes ein, welche den Aufenthalt auf der Weimarer Akademie eine Zeitlang unerquicklich machte. Marr schnürte sein Bün-

del und begab sich im Jahre 1878 nach Berlin, wo er ein Jahr an der Akademie der schönen Künste studierte und insbesondere der Porträtist Gussow sein Lehrer war.

Von Berlin zog er nach München, das bald seine mächtige Anziehungskraft auch auf ihn ausübte und wo er bei Otto Seitz, Gabriel Max und Wilhelm Lindenschmitt das „Malen" lernte.

Drei Jahre blieb er in Isar-Athen, dann mußte er, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, nach Milwaukee zurück. Die Lehr- und Wanderjahre waren überstanden, die zu seiner Ausbildung verfügbaren Mittel waren erschöpft, es galt nun, auf eignen Füßen zu stehen. Die Illustration von Zeitschriften bot ihm hierzu die Mittel. Es ist uns keins seiner Blätter aus jener Zeit zu Gesicht gekommen, aber was uns aus späteren Tagen an Illustrationen Marrs vorliegt, beweist, daß er den Ideenreichtum und die Leichtigkeit der Erfindung besitzt, welche erforderlich sind, um auf diesem Gebiete Erfolge zu erzielen. Welch echt moderne Eleganz verraten seine „Lilien" in dem Prachtwerke: „Die Pflanze" (Wien, Gerlach & Schenk), wie graziös ist seine Einladungskarte zum Anglo-American Ball on St. Valentines day 1887, welch inniger poetischer Reiz liegt in den Lämmergruppen, in der feinen Anordnung seiner Umrahmung des Verschens:

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf,
Die Mutter schüttelt die Bäumelein,
Da fall'n herab die Träumelein!
Schlaf, Kindchen, schlaf!" —

in „Vom Fels zum Meer."

Wennschon er als Illustrator sein Auskommen gefunden hatte, so konnte ihn doch das Leben in einer Stadt nicht befriedigen, welche das Konversationslexikon nur als den Haupthandelsplatz Wisconsins für Getreide, Holz, Schweinefleisch, Speck und Mehl rühmt. Aus seinem Geburtslande sehnte er sich nach dem Heimatlande seines Vaters zurück, das auch die Heimat seiner Träume geworden war. —

Noch vor seiner Heimreise war auf deutschem Boden ein Bild entstanden, das er „Ahasver" betitelte. Abgesehen von einem ganz kleinen Bildchen (Gänsemädchen), welches in den Besitz des Juweliers Wondra in Darmstadt überging, war der „Ahasver" das erste Ölgemälde Marrs. Der „ewige Jude" hat wieder einmal Schiffbruch gelitten und starrt verzweiflungsvoll auf die Leiche einer schönen Jungfrau hinab, welche die Wogen an den Strand gespielt haben. Die Grundidee — der tragische Gegensatz vom allzufrühen Sterbenmüssen und der vergeblichen Sehnsucht nach einem erlösenden Tode — ist tief und ergreifend, wennschon sie nicht an der Oberfläche liegt und vielleicht auch nicht mit genügender Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht ist. Marr hatte das Bild gleichsam als Empfehlungsarbeit mit nach Milwaukee genommen; aber trotz der unverkennbaren Großartigkeit der Komposition fand es jenseit des Ozeans nur geteilten Beifall und keinen pekuniären Erfolg. So nahm er es denn wieder nach Deutschland zurück, und gleich als habe der ruhelose Wandertrieb des „Juif errant" sich seinem Bilde mitgeteilt, wanderte es durch mehrere Hände, bis es endlich in der Metropolitan-Galerie zu New York eine dauernde und würdige Aufnahme fand.

Den Stoff zu seinem zweiten größeren Erfolge entnahm Karl Marr Gustav Freytags unübertroffenen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit." — Eine Szene der Barmherzigkeit nach der Schlacht bei Bautzen, welche Freytag meisterhaft beschreibt, hat Marr meisterhaft gemalt und schon in jenem Bilde seine Fähigkeit dargethan, größere Massen zu gruppieren, auseinander zu halten und zu beleben. Eigentümlich an dem Bilde ist besonders der helle Sonnenschein, in dem es gemalt ist. Die Verbindung für historische Kunst in Berlin erkannte im Jahre 1885 diesem Werke den Preis zu und erwarb es.

Die Vorliebe für deutsche Stoffe blieb dem Amerikaner Marr eigen; sie war bei dem hübschen: „Wie der Großvater die Großmutter nahm" maßgebend, wie bei der Darstellung eines Maifestes vor den Thoren einer Reichsstadt, und bei Chamissos „Du Ring an meinem Finger" das nach Edinburgh verkauft wurde.

Neben größeren Bildern hat aber Marr auch Zeit für kleinere gefunden und auch die „Studie" nicht vernachlässigt. Im Jahre 1886 entstanden seine „Spinnerinnen," 1888 sein „Frühlingsbild" voll Sonne und Lebenslust. Marr ist zu jung, als daß er sich nicht auch im „Plein air" versucht hätte. Aber es bildet ihm nicht den Selbstzweck eines Bildes, sondern er sucht das erreichte höhere

Können, die größere Naturwahrheit idealeren Zwecken dienstbar zu machen. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen ist ihm der Stoff ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und sorgsamer Auswahl.

Schon während er noch mit den Freiheitskriegen beschäftigt war, regte seine Phantasie die seltsame Erscheinung der Flagellantensekte an. Auf Grund der gemachten Studien und wohlvorbereitet durch seinen ganzen Entwickelungsgang konnte er sich jetzt an ein Werk im großen Stile wagen, welches ohne Zweifel seine bisherigen Leistungen überholt hat.

Der Altmeister der Kunstkritik, Friedrich Pecht, der die Bewegungen der Münchener Kunst schon seit Jahrzehnten mit scharfem, geistvollem Auge beobachtet, nimmt (im Ausstellungsheft 2 der „Kunst für Alle") keinen Anstand, auszuführen, daß Marrs „Flagellanten" an erschütternder Kraft zwar hinter dem „Jüngsten Gericht" von Cornelius (1835) zurückbleiben, es an unmittelbarer Wahrheit aber übertreffen.

Man kann den Eindruck, welchen das Bild hervorbringt, nicht besser wiedergeben, als es Pecht gethan hat.*) „Marr," schreibt er, „führt uns auf den Marktplatz einer jener herrlichen italienischen Städte, die wie Florenz oder Bologna zur Zeit ihrer größten Blüte und Üppigkeit auf einmal von den Prozessionen wilder Schwärmer durchzogen wurden, in denen das Gefühl der Notwendigkeit öffentlicher Buße für das bisherige Lasterleben so übermächtig geworden war, daß sie sich nicht nur selber geißelten, sondern auch ihre fieberhafte Angst vor der Zukunft der ganzen Bevölkerung mitteilten, alt und jung mit sich in die gleiche Zerknirschung hineindrängten." „Das Auftreten und die Ansteckung dieses Fiebers schildert uns Marr mit einer schlichten Wahrheit und Unmittelbarkeit, daß man unwillkürlich mitgerissen wird, daß unser Herz pocht und wir das Schuldbewußtsein, ja all das Bangen mitempfinden, das jenen vornehmen, wie gemeinen Männern und Frauen, ja sogar Kindern die Geißel in die Hand gab . . ."

Die Bedeutung, welche schließlich, wohl etwas kühn, Pecht in das Bild hineingeheimnist, ist die: „daß es dem heutigen, Kunst und Leben gleichmäßig beherrschenden Sybaritismus sich entschlossen gegenüberstellt, der allgemein herrschend gewordenen Heuchelei und Schönfärberei die Maske abreißt, indem es uns eine ähnliche Periode und ihren Umschlag ins Gegenteil mit der Kraft und Strenge eines alten Florentiners, aber mit vollkommen selbständigen Formen vorführt." —

Bei aller Anerkennung für die Bedeutendheit der Leistung sind hier und da Stimmen laut geworden, welche sich die Flagellanten wilder, stürmerischer, leidenschaftlicher erregt vorstellten und eine noch größere Lebendigkeit der Komposition verlangten. Allein gerade durch die von Marr gewählte Gruppierung kommt vielleicht der feierliche Ernst einer kirchlichen Handlung und der grelle Widerspruch mit dem ungewöhnlichen Beginnen der Sektierer zum Ausdruck. Jedenfalls aber ist diese Auffassung am meisten im Einklang mit dem Wesen des Künstlers selbst, welches sich als sympathische Ruhe, denkenden Ernst und Freiheit von aller Effekthascherei ankündigt.

Der Fall ist leider selten genug, daß ein Deutscher in Amerika Deutscher bleibt, oder ein Amerikaner deutscher Abstammung wieder Deutscher wird. In Karl Marr tritt er uns in erfreulicher Weise entgegen. — Seine Sprache ist deutsch, wie sein Wesen und seine Gesinnung; deutsch sind auch zum größten Teil seine Stoffe und die Art ihrer Behandlung. So dürfen wir denn auch hoffen, daß er der Münchener Schule erhalten bleibt, aus der er hervorgegangen ist und zu deren Ruhm er beitragen wird.

*) Eine recht gelungene Reproduktion des Bildes findet sich in: „Die erste Münchener Jahresausstellung," von Berlepsch. (München 1889, Hanfstaengel.)

Hurra! Die Knödel komme

Gemalt von Th. Kleehaas.

Peter Paul Rubens.

Von H. Knackfuß.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

Wenn irgendwo, so war es bei der Schaffung der Medici-Galerie dem Meister gestattet und geboten, dem Reichtum seiner Einbildungskraft freies Spiel zu lassen und an und für sich reizlosen Begebnissen aus der Gegenwart dadurch ein Recht auf monumentale künstlerische Festhaltung zu verleihen, daß er sie in olympische Höhen entrückte. Man darf ja vielleicht zugeben, daß die ausgeklügelten Allegorien sich hier und da allzudeutlich als das Erzeugnis kalter Verstandesarbeit erkennen lassen: der Mehrzahl nach sind sie doch von dem warmen Leben, das des Künstlers Schöpferkraft auch den spröderen Stoffen einzuhauchen wußte, beseelt; wenn die Götter und Göttinnen bisweilen kaum eine andere Rolle spielen mögen, als die von ungewöhnlich leicht gekleideten Theaterstatisten, so entschädigen sie den Beschauer dafür durch den malerischen Reiz ihrer gesunden, blühenden Leiber. Als prächtige Verkörperungen des Rubensschen Frauenideals erscheinen die Schicksalsgöttinen, welche den Lebensfaden der Prinzessin Maria spinnen, oder die Seejungfrauen, welche das Schiff begleiten, auf dem die königliche Braut nach Frankreich fährt. Das Bild der Landung in Frankreich ist übrigens, wenn wir von der allerdings viel Raum in Anspruch nehmenden Beigabe des Meergottes und seines Gefolges absehn, fast als eine wahrheitsgetreue Darstellung zu bezeichnen, denn so prunkvoll war das Schiff in Wirklichkeit ausgestattet. Noch vollständiger zeigt sich die Darstellung, wie Maria durch Prokuration getraut wird — der alte Erzherzog Ferdinand trat als Stellvertreter des Königs mit ihr vor den Altar — als ein Wirklichkeitsbild, in dem sich ein sprechendes Bildnis an das andere reiht; hier hätte es Rubens vom künstlerischen Standpunkt aus sicherlich nichts verschlagen, wenn er als Schleppträger der Braut einen jungen Pagen hingemalt hätte, aber dem Sinne der Zeit entsprach es besser, daß ein nackter Liebesgott dieses Amt übernimmt (Abb. 56). Meistens verschwinden die wirklichen Hauptpersonen fast hinter den mythologischen und sinnbildlichen Gestalten, oder sie treten auch wohl selbst in der Rolle — oder man könnte besser sagen in der Verkleidung — von Göttern auf, wie in dem Bilde, welches die Hochzeit darstellt, und welches das Königspaar als Jupiter und Juno im Olymp thronend zeigt, während eine Stadtgöttin auf einem mit Löwen bespannten Wagen den irdischen Schauplatz des Vorgangs, die Stadt Lyon, andeutet. Wenn wir sehen, wie der Tod Heinrichs IV dadurch verbildlicht wird, daß der König auf einem Adler zu den olympischen Höhen reitet, so brauchen wir uns nicht darüber zu verwundern, daß Maria von Medici in dem Gemälde, welches ihre Reise nach Pont de Cé darstellt, als eine Art von Minerva zu Rosse sitzt (Abb. 57). Zu dem Helm der Göttin paßt auf dem letztgenannten Bilde das idealisierte Gesicht. Sonst aber erscheint die Königin überall durchaus bildnismäßig, vom schmeichelnden Reiz der Jugend umkleidet in den Darstellungen aus ihrer früheren Lebenszeit, und als gereifte Frau in denjenigen aus den letztvergangenen Jahren. Mitunter verleiht gerade diese realistische Erscheinung des einen Kopfes demselben ein Übergewicht über die umgebenden Idealgestalten, welches keinen Zweifel darüber läßt, daß dieses die Hauptperson ist, mögen jene anderen auch noch so viel Raum beanspruchen; so bei dem Bilde des Friedensschlusses, wo die Königin, von Gottheiten, gegen welche

Abb. 57. Der Ritt nach Pont de Cé. Skizze zu dem Gemälde der Medici-Galerie im Louvre, in der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

die Unholde des Neides, des Hasses und der Zwietracht vergeblich anstürmen, geleitet, den Friedenstempel betritt (Abb. 58). Vieles ist, wie es bei Allegorien stets nahe liegt, recht äußerlich aufgefaßt; andererseits aber fehlt es auch nicht an Zügen, welche von tiefer Beobachtung des Seelenlebens eingegeben sind; wie der König zum ersten Mal das Bild seiner Braut betrachtet, wie die Königin mit Mutterlust sich in den Anblick ihres Neugeborenen vertieft, und wie sie bei der Aussöhnung mit ihrem Sohne mit verweinten Augen lächelt, das sind solche Züge feiner Beobachtung und wirklicher Empfindung. Das ganze Werk ist ein Gedanke so recht aus dem Geiste jener Zeit, und eine Schöpfung, in welcher die Kunst des Malerfürsten jener Zeit sich aufs glänzendste bethätigt hat. Welches Maß von Befriedigung Maria von Medici über Rubens Schöpfung empfand, mag man daraus entnehmen, daß sie ihm nach Schluß der Arbeit zur weiteren Ausschmückung der Galerie noch vier Bildnisse bestellte, von denen das eine sie selbst im Gewande einer Minerva, zwei ihre Eltern, den Großherzog und die Großherzogin von Toskana, das vierte aber den Künstler vorstellen sollte. — Beiläufig mag noch die hübsche Anekdote Erwähnung finden, daß die Königin einmal im Beisein Rubens ihren ganzen weiblichen Hofstaat um sich versammelte, lediglich zu dem Zweck, von dem Maler später ein Urteil über die Schönheit ihrer Damen zu hören; es wird auch der Name der Frau überliefert, welche in den Augen des großen Kenners den Preis der Schönheit davon trug: es war die Herzogin von Guéménée. —

Abb. 58. Der Friedensſchluß. Skizze zu dem Gemälde der Medici-Galerie im Louvre, in der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

Die Königin hätte den gefeierten Künſtler gern an Paris gefeſſelt. Aber Rubens war, wie er im Mai 1625 an einen Freund ſchrieb, „dieſes Hofes müde“; zudem verſtimmte es ihn, daß die Königin mit der Bezahlung für das große Unternehmen zögerte und daß ſie keine Miene machte, ihn für die wiederholten Reiſen nach Paris und für den koſtſpieligen Aufenthalt daſelbſt zu entſchädigen. So kehrte er denn bald nach Vollendung der Galerie nach Antwerpen zurück.

Es iſt ein nach Paris gerichteter Brief von Rubens vorhanden — ohne Datum, und man weiß daher nicht, ob er ſich auf die erſte Reiſe nach Paris bezieht, oder auf diejenige, welche der Meiſter zur Vollendung der Bilder unternahm, oder aber auf einen zwiſchendurch im Sommer 1623 dort genommenen Aufenthalt — worin er bittet, man möge im Voraus die Schweſtern Capaio und deren Nichte Louiſe für ihn in Bereitſchaft halten, damit er nach ihnen lebensgroße Studien zu den Seejungfrauen malen könne, welche das Schiff der Königin bei dem Bilde der Landung in Frankreich begleiten. Er fände nicht leicht irgendwo anders ſo prächtiges ſchwarzes Haar, fügt er hinzu; bei der Ausführung indeſſen hat er doch wieder ſein geliebtes Blond jenem prächtigen Schwarz vorgezogen. Es berührt uns beinah befremdlich, daß ein Meiſter, der mit einer ſo umfaſſenden Kenntnis die Welt der Formen beherrſchte, und der ſicherlich faſt alles aus dem Kopfe malte, es überhaupt noch für nötig erachtete, ſich um Modelle zu bemühen. Aber unter den Handzeichnungen, welche die verſchiedenen Sammlungen, namentlich die Albertina von ihm

Abb. 59. Aktstudie. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig)

aufbewahren, befindet sich manches hübsche Blatt, welches beweist, daß er die Formen der Wirklichkeit gelegentlich durch fleißiges und sorgfältiges Nachzeichnen studierte (Abb. 59); am zahlreichsten sind unter den Studienblättern die Köpfe (Abb. 61 u. 62). Auch eine Anzahl von Bildnisköpfen befindet sich unter den aufbewahrten Handzeichnungen des Meisters; dieselben sind zum Teil wohl Vorzeichnungen für Bildnisse, die er zu malen beabsichtigte, ohne von der betreffenden Persönlichkeit eine lange Sitzung zu verlangen; zum Teil mag er sie auch wohl nur für sich selbst zur Erinnerung an jene Personen in sein Skizzenbuch eingetragen haben. Als Beispiele mögen der Kopf einer jungen Hofdame der Erzherzogin Isabella, aus Rubens' früherer Zeit, und der Kopf eines französischen Marquis — der beigeschriebene Name ist unleserlich —, aus der Zeit des längeren Aufenthaltes in Paris, dienen (Abb. 63 u. 64). Das Gemälde, zu welchem die erstere dieser beiden Zeichnungen gedient hat, befindet sich in der Eremitage zu Petersburg; es bekundet, obgleich es unfertig als Untermalung stehen geblieben ist, auf das sprechendste, welche Steigerung an Reiz und Leben der große Meister der Farbe erreichte, sobald er den Stift mit dem Pinsel vertauschte (Abb. 65).

Die Bildnismalerei war für Rubens zu allen Zeiten das vorzüglichste Mittel, sich an der ungetrübten Quelle der Natur zu erfrischen. Bei anspruchsloseren Aufgaben dieser Art legte er sozusagen sein überschäumendes Genie bei Seite, und mit derselben künstlerischen Lust, mit welcher er sonst seiner schrankenlosen Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, gab er sich einem einfachen und aufrichtigen Realismus hin. Aus allen Zeiten seiner Künstlerlaufbahn sind Bildnisse von Persönlichkeiten vorhanden, deren Namen vergessen sind, die eben nur als Bildnisse noch leben; und gerade in diesen Werken hat Rubens uns bewiesen, wie treu und ehrlich er, wenn er wollte, die Wirklichkeit, wie sie sich ihm bot, ohne jeden Nebengedanken nachzubilden vermochte (Abb. 66—69, 72). Einige Frauenbildnisse, bei denen die Namen der Urbilder bekannt sind, besitzen von jeher einen besonderen Ruhm. Da ist im Museum zu Brüssel Jakelyne de Caestre, die bleiche Gattin eines derben Landedelmannes (gemalt im Jahre 1618); im Museum des Louvre eine junge Dame aus der Familie Boonen, die

Abb. 60. Bildnis einer Dame aus der Familie Boonen. Im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

mit ihren unergründlichen dunklen Augen den Beschauer festhält (Abb. 60); in der Londoner National-Galerie zeigt das hochgefeierte Bildnis aus des Meisters späterer Zeit, welches unter dem Namen „le Chapeau de paille“ — mißverstanden aus chapeau de poil — bekannt ist, unter dem Schatten eines breitkrämpigen schwarzen Filzhuts die feinen Züge und die glühenden Augen eines Fräulein Lunden aus Antwerpen, welches die geschäftige Sage zu einer Geliebten des Meisters stempeln will. — Von sehr kunstverständiger Seite ist die Behauptung ausgesprochen worden, die Bildnismalerei sei die schwächste Seite von Rubens' Kunst; es wird dem Meister zum Vorwurf gemacht, daß er nur das Äußere der von ihm abgemalten Personen aufgefaßt habe, daß seine Bildnisse — gleichwie die Photographie — nur das Zufällige der gerade im Augenblick des Sitzens sich darbietenden Erscheinung wiedergeben, ohne in das innere Wesen des Menschen einzudringen, daß ihnen somit dasjenige fehle, wodurch ein Bildnis erst zum Kunstwerk wird. Das mag bei manchen Rubensschen Porträts zutreffen, in allgemeiner Fassung aber ist ein solches Urteil sicherlich unbegründet. Man braucht nur — um unter vielen Beispielen eins herauszugreifen — das etwa um das Jahr 1624 entstandene Bildnis von Rubens' gelehrtem Freund Dr. van Thulden, in der Münchener Pinakothek, anzusehen, um sich zu überzeugen, daß der Meister es sehr wohl verstand, einen ganzen Menschen mit Leib und Seele im Bilde der Nachwelt zu überliefern (Abb. 73). Unter den Bildnissen geschichtlicher Persönlichkeiten ist aus der Zeit von 1621—1625 dasjenige des großen spanischen Feldherrn Ambrosius Spinola zu nennen. Spinola war mit Rubens persönlich befreundet, obgleich er, wie der letztere einmal einem Bekannten schrieb, in Kunstsachen „nicht mehr Geschmack und Verständnis als ein gewöhnlicher Bedienter“ zeigte. Das Bild des Marquis Spinola befindet sich in der Gemäldesammlung zu Braunschweig, die außerdem von der Hand des Meisters das treffliche Bild eines Unbekannten und eine aus seiner Jugendzeit stammende Judith mit dem Haupt des Holofernes besitzt.

Die Gemäldegalerie zu Kassel enthält ein sehr auffallendes prächtiges Bildnis in ganzer Figur, gegen das Jahr 1624 ganz eigenhändig von Rubens gemalt. Es ist ein breitbeinig dastehender, beleibter Mann mit gewöhnlichen Zügen und groben Händen, in reicher morgenländischer Kleidung (Abb. 74); sicherlich kein Türke, sondern vielmehr ein in der Levante ansässiger christlicher Handels-

Abb. 61. Studienkopf. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 62. Studienköpfe. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

reichen Darſtellungen des nämlichen Gegenſtandes, welche Rubens geſchaffen hat, in Bezug auf die Geſamtanordnung ſowie auf Schönheit und Ausdruck des Einzelnen zurücktreten: unübertroffen bleibt es hinſichtlich des feſſelnden Reizes eines geheimnisvollen Farbenzaubers.

Die Zeit von 1620 bis 1625 iſt vielleicht der glänzendſte und fruchtbarſte Abſchnitt in Rubens' thatenreicher Künſtlerlaufbahn. Neben der Fülle von Arbeit, welche die beiden großen Unternehmungen, die Ausmalung der Jeſuitenkirche zu Antwerpen und die Anfertigung der Medici-Galerie, ihm boten, und neben den ſonſtigen größeren und kleineren Aufträgen, blieb dem unermüdlichen Meiſter immer noch Zeit, Bilder nach freier Wahl zu malen. Von den Gemälden mythologiſchen Inhaltes — den Parisurteilen, Entführungen, Venus- und Grazienbildern, Dianen und Satyrn und was ſonſt noch ihr Gegenſtand ſein mag — ſcheint eine ganze Menge dieſer Zeit anzugehören. Daß Rubens, wenn er ſozuſagen zu ſeiner Erholung malte, mit Vorliebe Stoffe aus der antiken Götterſage wählte, iſt leicht erklärlich, indem er hier am meiſten Gelegenheit fand, Fleiſch zu malen. Doch gab ihm gelegentlich auch die Geſchichte des Altertumes Stoffe, die ihn anregten. So finden wir in Paris eine Darſtellung der Scytenkönigin Tomyris, die das Haupt des Cyrus in Blut tauchen läßt, ein farbenprächtiges Gemälde, das an ſeinem Ehrenplatz im Salon carré des Louvre mit dem daneben hängenden Meiſterwerk des Paul Veroneſe, die Hochzeit zu Kana, erfolgreich wetteifert; in München

mann, der das Bild für ſeine Angehörigen in der Heimat malen laſſen mochte. Woher der Mann kam, darüber enthält das Gemälde ſelbſt eine Andeutung, indem an dem Griff eines im Hintergrunde lehnenden Palmenwedels das aus der Zeit der ſogenannten lateiniſchen Herrſchaft ſtammende chriſtliche Stadtwappen von Konſtantinopel (auf der kleinen Abbildung nicht mehr ſichtbar) angebracht iſt.

Rubens hat die ſtattliche fremdartige Erſcheinung dieſes Mannes verwertet, indem er dieſelbe zu der Geſtalt des Mohrenkönigs benutzte in einem für die Abtei St. Michael gemalten Altarbild, welches die Anbetung der drei Weiſen darſtellt. Dieſes jetzt im Muſeum zu Antwerpen befindliche Gemälde, welches der Meiſter im Jahre 1624 in dreizehn Tagen gemalt haben ſoll — bei einer Breite von ungefähr 3 und einer Höhe von 5 Meter — mag hinter manchen unter den zahl-

einen Tod des Seneca, ein dem Gegenstand entsprechend düster gestimmtes Bild; in der Sammlung der Königin von England im Buckingham-Palast einen im Kreise seiner Schüler lehrenden Pythagoras. — Ein Gebiet, auf dem er sich in jüngeren Jahren nicht versucht zu haben scheint, betrat Rubens, indem er Bilder malte, bei denen die Landschaft die Hauptsache, die Figuren nur Staffage waren. In einem Verzeichnis aus dem Jahre 1625 finden sich zum ersten Mal derartige Werke erwähnt, darunter zwei, welche gegenwärtig die königliche Sammlung zu Windsor besitzt. Das eine derselben stellt den Winter vor; die weite Flur ist mit Schnee bedeckt, im Vordergrunde haben sich arme Leute unter einem Schutzdach um ein Feuer versammelt; das dunkle Holz der Hütte und der weiße Schnee, der rote Feuerschein und das kalte Licht des Wintertages bilden die wirkungsvollen Gegensätze, aus denen der Meister ein sprechendes Stimmungsbild gewirkt hat. Das andere führt uns einen sonnigen Sommertag vor Augen; die in eine weite Ferne hinein sich vertiefende Landschaft ist im Vordergrunde von vielen Figuren belebt, Bauersleuten, die mit Reittieren und Karren zu Markte ziehen. Die beiden meisterlichen Gemälde gehören zu einer Folge der vier Jahreszeiten; das gleich vortreffliche Bild des Herbstes, eine groß gedachte Morgenstimmung, befindet sich in der Nationalgalerie zu London, dasjenige des Frühlings wird in einer Londoner Privatsammlung bewahrt.

Abb. 63. Bildnis eines Marquis (Namen unleserlich) aus der Umgebung der Maria von Medici. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Mit der Jahreszahl 1625 bezeichnet ist ein kostbares Gemälde im Louvre, welches den Auszug Loths aus Sodom darstellt. Von dem Hintergrunde dunkelgrauer, gelb durchleuchteter Wolken, von denen aus Dämonen das Feuer in die Stadt schleudern, hebt sich in echt Rubensscher Farbenfülle der Zug der Flüchtlinge ab, die eben das Stadtthor verlassen; voran, von einem Engel, der zur Eile aufzufordern scheint geleitet, der mit schwerem Entschlusse vorwärtsschreitende Patriarch, hinter ihm seine jammernde Frau, halb geschoben von einem braunlockigen Engel, dessen jugendliche Anmut zu den furchigen Zügen der Alten in wirkungsvollem Gegensatze steht, zuletzt die

beiden Töchter, von denen die eine einen beladenen Esel am Zügel führt, während die andere, eine blühend schöne Gestalt, einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe trägt. Ein mit gleicher Sorgfalt ausgeführtes Gemälde in der Eremitage zu Petersburg, die Verstoßung Hagars durch Abraham, wird als das Gegenstück zu diesem Bilde

Bildern übereinander. In dem oberen Abschnitt sehen wir den heiligen Bavo, der aus dem Kriegerstand zum Mönchsleben überging, wie er in voller Rüstung an der Kirchenpforte kniend von einem Priester empfangen wird. In der Hauptdarstellung unten ist geschildert, wie der Heilige all seine reiche Habe unter die Armen verteilt;

Abb. 64. Bildnis einer jungen Dame vom Hofe der Infantin Isabella zu Brüssel. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

angesehen. — Um dieselbe Zeit scheint das schöne, wirkungsvolle Gemälde des Berliner Museums: die Auferweckung des Lazarus, entstanden zu sein. — Auch das noch an seinem ursprünglichen Platz in einer Kapelle der Kathedrale St. Bavo zu Gent befindliche Altargemälde gehört wahrscheinlich der Zeit kurz vor oder nach der Vollendung der Medici-Galerie an. Es besteht aus zwei

schöne Frauen, die zur Seite stehen, schicken sich an, seinem Beispiel zu folgen. Wenn von dem Bilde gesagt wird, daß es seiner ganzen Stimmung nach mehr geeignet sei, die Liebe zum Aufwand zu erwecken, als dem heiligen Bavo Nachfolger zu verschaffen, so ist das bei einer Rubensschen Schöpfung nicht zu verwundern. Wir dürfen dabei aber auch nicht vergessen, daß die ganze

vom Jesuitenorden ausgehende kirchliche Richtung jener Zeit der Entfaltung von Prunk und glanzvoller Äußerlichkeit zugethan war.

Mit eben dem Jahre 1625, in welchem wir den Meister eine so reiche Thätigkeit entfalten sehen, schloß für ihn die Zeit, in welcher es ihm vergönnt war, ungestört seiner Kunst zu leben; es begann der Abschnitt seines Lebens, in dem er, nach seinem eigenen Ausdruck, im Dienst der Fürsten beständig den Fuß im Steigbügel hatte.

Abb. 65. Bildnis einer jungen Dame vom Hofe der Infantin Isabella. Unfertiges Gemälde in der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Anscheinend hatte sich Rubens im Jahre 1623 zum ersten Male auf das Gebiet der Politik begeben. Wenigstens verhandelte er damals mit einem Verwandten, der in Holland eine angesehene Stellung bekleidete, über die Möglichkeit, die nördlichen Niederlande zur Erneuerung des abgelaufenen Waffenstillstandes mit Spanien zu bewegen. In einem Briefe des englischen Geschäftsträgers in Brüssel, William Trumbull, vom 13. Oktober 1624 kommt eine Stelle vor, welche bekundet, daß die maßgebenden Persönlichkeiten diesen Bemühungen des vielbegabten Mannes volles Gewicht beimaßen:

„Zuerst will ich von einer geheimen Friedens- und Waffenstillstandsunterhandlung sprechen; geleitet durch Peter Paul Rubens, den berühmten Maler; zwischen den vereinigten Provinzen und denen, die jetzt unter des Königs von Spanien Botmäßigkeit stehen. Ein Beweis, nach meiner bescheidenen Ansicht, daß, obgleich sie (die Spanier) sich um Breda (die von den Holländern mit großer Zähigkeit

Abb. 66. Männliches Bildnis. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

verteidigte Festung) bewerben und es schon so gut wie gewonnen ansehen, sie des Krieges müde sind und zufrieden wären die Waffen abzulegen . . . Darum ist der Marquis Spinola fest entschlossen, entweder Breda zu gewinnen oder in den Laufgräben davor seinen Leichnam und seine Ehre zu begraben." — Selbstredend muß man annehmen, daß Rubens derartige Verhandlungen nicht auf eigene Faust leitete, sondern daß er im Auftrage der Infantin handelte. Es erscheint befremdlich, daß die Fürstin den Maler mit solchen Geschäften betraute. Aber Rubens war nicht nur als Künstler, sondern auch in vielen anderen Beziehungen eine ungewöhnlich begabte Natur; er besaß eine ausgezeichnete Bildung, war redegewandt und klug, aufrichtig und liebenswürdig und bei allem gerechten Selbstbewußtsein bescheiden; er sah die Dinge von einem großen Standpunkte aus an, und mit der ruhigen Sicherheit des Blickes verband er eine unerschütterliche Festigkeit des Willens. Soweit sein Künstlerruhm drang, soweit stand auch seine Persönlichkeit in Ansehen. Dieser Thatsache gab Philipp IV von Spanien Ausdruck, indem er am 5. Juni 1624 eine Urkunde ausstellte, durch welche er Rubens — anscheinend auf dessen Ansuchen — für sich und seine rechtmäßigen Nachkommen in den Adelstand erhob, „in Anbetracht des großen Ruhms, welchen er verdient und erlangt hat durch die Vortrefflichkeit der Malerkunst und seltene Erfahrung in derselben, wie auch durch die Kenntnis, welche er in der Geschichte und in Sprachen hat, und andere schöne Eigenschaften und Begabungen, welche er besitzt und welche ihn

Abb. 67 Weibliches Bildnis. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

der königlichen Gunſt würdig machen" —; das Wappen, welches Rubens fortan ſollte führen dürfen, wird in der Urkunde folgendermaßen feſtgeſetzt: „Quergeteilter Schild, oben Gold mit einem ſchwarzen Jagdhorn und zwei fünfblätterigen Roſen mit heraustretenden goldenen Ecken, unten blau mit einer goldenen Lilie; offener gegitterter Helm, mit Gold und Silber verziert, und als Helmſchmuck ebenfalls eine goldene Lilie."

Die Anregung, ſich mehr als bloß gelegentlich und nebenbei mit den verſchlungenen Fäden der damaligen Staatskunſt zu befaſſen, empfing Rubens am Hofe der Maria von Medici, durch die Bekanntſchaft, welche er dort mit dem Herzog von Buckingham machte. Dieſer ränkeſüchtige Günſtling des jungen Königs Karl I von England, den er ebenſo wie zuvor deſſen Vater Jakob I vollſtändig beherrſchte, kam im April 1625 nach Paris, um wegen der bevorſtehenden Hochzeit ſeines königlichen Herrn mit der Prinzeſſin Marie Henriette von Frankreich die näheren Vereinbarungen zu treffen. In ſeinem Gefolge befand ſich ein gewiſſer Gerbier, der ſein Vertrauensmann war; von Beruf urſprünglich Maler, hatte derſelbe ſich im Dienſte des Herzogs zu einem gewandten Vermittler diplomatiſcher Geſchäfte ausgebildet.

Alsbald nachdem Buckingham den gefeierten belgiſchen Maler kennen gelernt hatte, gegen den er dauernd eine große Zuvorkommenheit und Gefälligkeit an den Tag legte, ließ er ſich von demſelben porträtieren. Rubens ſchuf ein ſtolzes Reiterbildnis; für dieſes, das ſich jetzt im Palaſt Pitti zu Florenz befindet, und wahrſcheinlich

Abb. 68. Männliches Bildnis. In der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Verleger Hugo Groffer in Leipzig.)

noch ein zweites Bildnis des Herzogs empfing der Meister von diesem ein Geschenk von Silbergeschirr im Werte von 2000 Kronen. Für sich selbst bewahrte Rubens die Züge des Herzogs, der als schöner Mann bewundert wurde und sich dessen sehr bewußt war, in einer lebensvoll sprechenden Zeichnung auf, welche sich zu Wien in der Handzeichnungensammlung der Albertina befindet (Abb. 75).

Während Rubens damit beschäftigt war, den Herzog von Buckingham zu malen, trat er in Unterhandlungen mit Gerbier und machte demselben Vorschläge, welche auf die Erhaltung des Friedens für seine Heimat hinzielten. Eine Stelle aus dem erhaltenen Bericht über diese Besprechungen mag dazu dienen, Rubens' Standpunkt zu kennzeichnen. „Der Herr Rubens," sagt der Verfasser des Berichtes, anscheinend Gerbier selbst, „hatte in der Unterhaltung mit dem Herzog einen löblichen Eifer für die Sache des Christentums (d. h. für die katholische Sache) wahrgenommen. Nach seiner Abreise von Frankreich und dem Bruch zwischen Spanien und England schrieb er häufig an Gerbier, wobei er den gegenwärtigen Stand der Dinge höchlich bedauerte, das goldene Zeitalter wieder herzustellen wünschte und Gerbier beschwor, er möge den Herzog von Buckingham von dem großen Bedauern der Infantin über den gegenwärtigen Stand der Dinge in Kenntnis setzen. Er legte dar, daß Ihre Hoheit nicht darunter leiden dürfe, da sie doch nichts anderes wünsche als ein gutes Einvernehmen, was sie für ganz vernunftgemäß halte, da sie weder Partei für einen der Streitenden genommen noch auch zu deren Zerwürfnis beigetragen habe. Daß, wenn der König von Groß-Britannien eine Absicht habe, die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen (Friedrich V, des flüchtigen Böhmenkönigs, dessen Gemahlin eine Schwester Karls I war) zu verlangen, er sich an den Kaiser halten müsse und an den König von Spanien, der voraussetzlich die Macht dazu besäße; daß aber mindestens das gute Einvernehmen, welches bisher zwischen England und der Infantin bestanden habe, aufrecht erhalten und auf eine eigene Grundlage gestellt werden solle, denn zwischen ihnen gäbe es keine streitigen Punkte."

In den nächsten Jahren finden wir Rubens ganz im Dienste der Politik; im Auftrage der Infantin und des Marquis Spinola tauscht er mit Gerbier und gelegentlich auch mit Buckingham selbst einen

lebhaften Schriftenwechsel aus, um auf eine allgemeine Waffenruhe zwischen dem König von Spanien, den Königen von England und von Dänemark und den niederländischen Generalstaaten hinzuwirken. Auf die Dauer ließ sich nicht alles schriftlich erledigen, und Rubens mußte zum Zwecke mündlicher Besprechungen sich bald nach diesem, bald nach jenem Orte begeben. Das unruhige Leben des Staatsmannes mochte ihm willkommen sein; denn es war inzwischen ein Ereignis eingetreten, welches ihm das zeitweilige Verlassen von Haus und Werkstatt erwünscht machte, da beides ihm verödet vorkam.

Im Sommer 1626 starb Rubens Gattin. Was sie dem Meister war, geht am besten aus seinen eigenen Worten hervor, die er am 15. Juli jenes Jahres in einem Briefe niederschrieb. „Wahrlich," sagt er „ich habe eine ausgezeichnete Gefährtin verloren; man konnte, was sage ich, man mußte sie mit Recht lieben, denn sie hatte keinen der Fehler ihres Geschlechts; keine verdrießliche Laune, keine jener weiblichen Schwächen, sondern nichts als Güte und Schicklichkeitsgefühl; ihre Tugenden machten sie bei ihren Lebzeiten jedermann lieb, nach ihrem Tode verursachten sie allgemeine Betrübnis. Ein solcher Verlust erscheint mir gar empfindlich, und da das einzige Mittel für alle Übel das Vergessen ist, welches die Zeit mit sich bringt, so muß ich zweifellos davon meine einzige Hilfe erhoffen. Aber wie schwer wird es mir werden, den Schmerz, den ihr Verlust mir verursacht, von dem Andenken zu trennen, das ich mein Leben lang dieser geliebten und verehrten Frau bewahren muß. Eine Reise würde mir vielleicht gelegen sein, um mich von so vielen Gegenständen zu entfernen, welche unablässig meinen Schmerz erneuern, „wie jene (Dido in Vergils Äneis) einsam klagt im verlassenen Haus und an Dinge sich brütend hängt, die ringsum als Erinnerungszeichen geblieben." Die wechselnden Bilder, welche sich den Augen auf einer Reise darbieten, beschäftigen die Einbildungskraft und besänftigen das Weh des Herzens. Freilich ist es wahr, „daß ich in meines Ich Gesellschaft wandern und mich selbst mit mir herumtragen werde"" . . . .

Die kaiserliche Ermitage zu Petersburg bewahrt ein herrliches großes Bild von Isabella Braut aus ihren letzten Lebensjahren. Sie sitzt in vornehmer reicher Kleidung, in Brokat-Mieder und golddurch-

Abb. 69. Bildnis einer jungen Frau. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 70. Philipp IV, König von Spanien. In der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig)

Abb. 71. Elisabeth von Frankreich, Königin von Spanien. In der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groffee in Leipzig.)

Abb. 72. Bildnis einer alten Dame. In der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

wirktem roten Rock, auf einem roten Seſſel; in der einen Hand hält ſie eine weiße Roſe, in der anderen einen Fächer von Pfauenfedern. Ihre Züge ſind etwas welk geworden, aber ihre friſche Farbe läßt noch keine Spur von Kränklichkeit ahnen; die Augen leuchten ſo lebhaft, wie auf ihren frühen Jugendbildern, und die Lippen ſcheinen allezeit zu einem freundlichen Lächeln bereit. Im Hintergrund des Bildniſſes hat Rubens ein Stück von den Bauten abgemalt, womit er ſeinen Garten geſchmückt hatte (Abb. 76).

Rubens ließ ſeine Gattin in der St. Michaeliskirche in der nämlichen Gruft beſtatten, welche die Aſche ſeiner Mutter barg.

Von allen Erinnerungszeichen, welche Frau Iſabella in dem verödeten Hauſe zurückließ, waren die beſten ihre beiden prächtigen Knaben, — das Töchterchen war früh geſtorben. Eine der ſchönſten Schöpfungen des Meiſters iſt das Doppelbildnis, in welchem er ſeine beiden Söhne in ganzer Geſtalt abgemalt hat; nach dem Alter der Dargeſtellten muß das Werk ganz kurze Zeit nach dem Tode Iſabellas entſtanden ſein. Wenn ſonſt gerade jetzt die Zeit des vielbeſchäftigten Meiſters dermaßen in Anſpruch genommen war, daß er bei der Ausführung ſeiner Schöpfungen, mehr aus Notwendigkeit als aus freiem Willen, ſeine eigenhändige Arbeit auf das Allerunentbehrlichſte — und manchmal ſelbſt auf weniger als dies — beſchränkte, ſo hat er ſich bei dieſem Bilde, ebenſo wie bei demjenigen ſeiner Frau, die Zeit genommen und hat dasſelbe vom erſten bis zum letzten Strich mit all der künſtleriſchen Liebe, deren er fähig war, gemalt, und die Liebe zu den Seinigen hat er mit hinein gemalt. Es hat ſogar den Anſchein, als ob er das Doppelbildnis ſeiner Söhne zweimal mit eigener Hand ausgeführt habe: das Gemälde iſt in zwei Exemplaren vorhanden, und wenn auch dasjenige, welches ſich in der Liechtenſteinſchen Sammlung befindet, einen größeren Reiz der Vollendung aufweiſt, ſo iſt doch auch jenes, welches die Dresdener Galerie beſitzt, ſo vollkommen, daß es ſchwer wird, an deſſen eigenhändiger Ausführung durch Rubens zu zweifeln. Albert, der ältere Knabe, ganz ſchwarz gekleidet, lehnt an einem Pfeiler, im rechten Arm hält er ein Buch, das Zeichen ſeiner Lernbegierde, durch welche er ſich frühzeitig ſolche Kenntniſſe erwarb, daß er ſchon im

Alter von sechzehn Jahren vom König von Spanien zu einem hohen Amte vorausbestimmt wurde; die Linke, welche den ausgezogenen Handschuh lose gefaßt hält, legt er leicht um die Schulter des Bruders; dieser, der hellfarbige Kleider trägt, ist noch ganz ein sorgloses Kind; all' seine Aufmerksamkeit gilt seinem Spielzeug, einem gefesselten Distelfinken. Das Bild gehört zu den höchsten Meisterwerken der Bildnismalerei, die es giebt; die beiden Knaben leben vor uns, und der künstlerische Reiz der Licht- und Farbenwirkung findet nicht in manchem Werke seines Gleichen (Abb. 77 und 78).

Abb. 73. Bildnis des Doctors van Thulden. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Im Herbst 1625 hatte Buckingham, als er im Auftrage Karls I wegen Unterhandlungen mit den Vereinigten Provinzen nach den Niederlanden reiste, in Antwerpen Rubens' prächtige Kunstsammlung gesehen und hatte sein lebhaftes Verlangen ausgesprochen, dieselbe zu erwerben. Damals weigerte sich Rubens, sich von seinen Schätzen zu trennen. Jetzt aber, da sein Haus doch des besten Reizes beraubt war, gab er dem Drängen des Herzogs nach und gestattete dem Abgesandten desselben, einem gewissen Le Blond, unter den marmornen, alabasternen, bronzenen und elfenbeinernen Bildwerken, welche teils der Kunst des Altertums, teils derjenigen der italienischen Renaissance angehörten, unter den geschnittenen Edelsteinen und unter den Gemälden von Lionardo, Rafael, Tizian, Palma Vecchio, Tintoretto, Bassano, Paul Veronese und von Rubens selbst, Gegenstände im Wert von 100 000 Gulden auszusuchen, unter der Bedingung, daß von den plastischen Sachen auf Kosten des Käufers Gipsabgüsse angefertigt würden, um die leeren Plätze zu füllen. So kam im Herbst 1627 der größte Teil der Rubensschen Kunstsammlung nach England. Die Kunstwerke wurden wieder zerstreut, als im Jahre 1649 Buckinghams Vermögen eingezogen wurde; von den Gemälden kam ein großer Teil nach Antwerpen zum Verkauf, wo sie vom Erzherzog Leopold von Österreich erworben wurden; diese bilden jetzt einen Bestandteil der Wiener Belvederesammlung.

Buckinghams Kunstliebhaberei gab Rubens einen Vorwand, um ohne Aufsehen eine Reise nach Holland zu unternehmen, deren eigentlicher Zweck ein rein politischer war. Die Vollendung des „schönen Meisterwerks," wie er in einem Schreiben an den Herzog von Buckingham die Aussöhnung zwischen Spanien und England nannte, lag ihm aufrichtig am Herzen. Nach einer Zusammenkunft in Brüssel mit dem Abbate della Scaglia, dem Gesandten des Herzogs von Savoyen, schrieb er im Mai 1627 an Gerbier einen

Abb. 74. Bildnis eines Levantiners. In der kgl. Galerie zu Kassel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München

langen Brief, in welchem er die Eigennamen durch Ziffern gab, und den er niemand anders als dem Herzog von Buckingham mitzuteilen, dann aber sofort zu verbrennen bat, des Inhalts, daß er von einer mündlichen Besprechung mit Gerbier, Scaglia und Lord Carleton, der eben zum außerordentlichen Gesandten Englands in den Vereinigten Provinzen bestimmt worden war, das Beste erhoffe; darum bat er ihm einen Paß nach Holland zu verschaffen. In der That kam Gerbier mit Carleton zugleich nach dem Haag; und Rubens erhielt noch vor Ende Mai einen Paß, wonach er mit Dienerschaft und Gepäckwagen unbehindert nach Holland kommen durfte, zu dem Zwecke, mit Gerbier über Ankäufe von Bildern und sonstigen Kunstwerken für dessen Herrn, den Herzog zu verhandeln. Aus Gründen, welche Rubens in seinen Briefen nicht mitteilt, wünschte die Infantin, daß er zunächst nicht über Zevenberghen in Nord-Brabant hinausgehe. Carleton aber fürchtete, daß eine Zusammenkunft zwischen Gerbier und Rubens in der kleinen Grenzstadt zu großes Aufsehen erregen würde, und daß der politische Zweck derselben nicht verborgen bleiben könnte. Darum reiste Rubens zunächst nach Brüssel zurück, um sich von der Erzherzogin die Erlaubnis zu weiterer Ausdehnung der Reise zu holen; doch vermied er es auch dann, nach dem Haag zu gehen. Der savoyische Gesandte suchte ihn in Delft auf, der englische Gesandte dagegen fürchtete das Gerede, welches daraus entstehen würde, wenn er gleichfalls einen solchen Ausflug unternähme. Aber Gerbier reiste jetzt längere Zeit mit Rubens von einer holländischen Stadt zur andern; hinter Atelierbesuchen und Bilderankäufen verbargen die beiden Malerdiplomaten den Zweck ihres Beisammenseins. Dem vorsichtigen Carleton machte diese Reise große Sorge; denn er fürchtete, die Täuschung werde nur wenige Tage aufrecht gehalten werden können, wenn dieselbe aber durchschaut würde, dann würde bei dem herrschenden Mißtrauen Rubens unfehlbar als spanischer „Emissär" mit Schimpf aus dem Lande gejagt werden; darum warnte er Rubens, „er möge sich hüten, daß ihm kein Unglimpf widerführe, der andere in einiger Beziehung mittreffen könnte." Indessen wahrte Rubens das Geheimnis der Reise so gut, daß der deutsche Maler und Kunstschriftsteller Joachim von Sandrart, dem es gestattet wurde, sich Rubens anzuschließen, nicht das Geringste davon ahnte; derselbe

wußte ſpäter aus den Tagen, die er in der Geſellſchaft des großen Meiſters verbringen durfte, nur allerlei Ateliergeſchichten zu erzählen. Die Vorſicht ging auch ſpäter noch ſo weit, daß Rubens, als er nach Antwerpen zurückgekehrt war, ſich die ſtaatsgeſchäftlichen Briefe aus Holland nur unter angenommenen Adreſſen ſchicken ließ. — Erreicht wurde indeſſen vorläufig ſehr wenig. Denn dem engliſchen Geſandten genügten die von Rubens bloß nach mündlichem Auftrag der Infantin und des Marquis Spinola gegebenen Verſicherungen nicht als Grundlage zu weittragenden Abmachungen; er verlangte es ſchwarz auf weiß zu ſehen, daß Rubens mit Vollmacht von ſeiten des Königs von Spanien handelte. Der ſpaniſche Abgeordnete aber, Don Diego de Mexia, „auf den man in Brüſſel wie auf einen Meſſias hoffte,“ ließ auf ſich warten; angeblich lag er krank in Paris infolge eines Unfalls mit dem Wagen. Als derſelbe endlich am 29. Auguſt in Brüſſel eintraf, zeigte es ſich, daß er keineswegs geneigt war, ſich den Friedensbeſtrebungen anzuſchließen, welche dort herrſchten und denen auch der Geſandte von Savoyen beipflichtete. Er hatte im Gegenteil in Paris wegen eines engeren Bündniſſes zwiſchen den Herrſchern von Spanien und Frankreich, „zur Verteidigung ihrer Königreiche“ verhandelt. Allerdings durfte Rubens ſeiner Mitteilung hierüber wohl mit Recht hinzufügen: „Wir glauben, daß dieſes Bündnis ſein wird wie Donner ohne Blitz, der ein Geräuſch in der Luft macht ohne Wirkung hervorzubringen, denn es iſt eine Verbindung von verſchiedenen Temperamenten, die in einem einzigen Körper gegen ihre Natur und Beſchaffenheit zuſammengebracht ſind, mehr aus Leidenſchaft als aus Vernunft.“ Trotz der Bemühungen von ſeiten des Brüſſeler Hofes, die Friedensunterhandlungen fortzuſetzen, kam die Sache jetzt zum Stillſtehen, und Gerbier wurde nach England zurückberufen; Rubens ſelbſt konnte nur zu einem kriegeriſchen Unternehmen zur See raten, welches auf Spanien einen Druck ausüben ſollte. Indeſſen trat er bald wieder in diplomatiſche Thätigkeit, nachdem der Marquis Spinola ſich im Anfange des

Abb. 75. Der Herzog von Buckingham In der Sammlung der Handzeichnungen der Albertina zu Wien Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Abb. 76. Bildnis der Isabella Brant. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Erzherzogin Isabella ernannte ihn im Jahre 1628 zu ihrem Kammerherrn, und König Philipp IV berief ihn im Sommer desselben Jahres nach Madrid, zum Zwecke persönlicher Berichterstattung über die bisherige Leitung der so langwierigen Verhandlungen. Der verdiente Staatsmann und berühmte Künstler wurde in der spanischen Hauptstadt mit der größten Auszeichnung empfangen. Er bekam eine Wohnung im königlichen Schloß angewiesen, und der König besuchte ihn fast täglich. Zu den Personen seines näheren Umganges gehörte auch der bei Hofe angestellte Velasquez, der größte Bildnismaler aller Zeiten, der sich, damals ein Neunundzwanzigjähriger, anschickte mit Riesenschritten den Gipfel des Ruhmes zu ersteigen. Acht Monate lang blieb Rubens in Madrid. Hier fand er wieder Zeit und Gelegenheit seine Kunst auszuüben. Philipp IV beauftragte ihn mit der Anfertigung von Bildnissen der gesamten königlichen Familie, die zu Geschenken für die Infantin Isabella bestimmt waren. Außerdem malte Rubens noch mehrmals den König und die Königin. Ein Paar dieser Bildnisse ist später in die Ermitage zu Petersburg gekommen; sowohl Philipp IV als seine Gemahlin Elisabeth von Frankreich sind nach spanischer Sitte in Schwarz gekleidet, und über den ganzen Bildern liegt etwas düsteres wie von spanischer Strenge; Philipp, mit der starken habsburgischen Unterlippe, sieht nicht gerade bedeutend aus; die Züge der noch von großem jugendlichem Reiz umkleideten Königin haben etwas eigentümlich Anziehendes und einen leise

Jahres 1628 nach Madrid begeben hatte. Im März dieses Jahres schrieb Rubens, auf Grund eines Briefes, den er von Spinola aus Madrid erhalten hatte, an Buckingham, daß Philipp IV, der doch kein rechtes Vertrauen zu Frankreich hatte, „sehr geneigt sei Frieden zu machen mit denen, mit welchen er im Krieg liegt.“ Im Mai wurde Rubens von dem außerordentlichen englischen Gesandten im Haag, Graf von Carlisle, der sich auf der Durchreise nach Italien befand, in Antwerpen aufgesucht, und auch diesem teilte er im Verlauf der Gespräche, die sie mehrere Tage miteinander pflogen, mit, daß Spanien lebhaft nach dem Frieden mit England verlange; auch vermittelte er eine Audienz Carlisles bei der Erzherzogin.

Den Verdiensten Rubens um das Friedenswerk fehlte die Anerkennung nicht. Die

Abb. 77. Rubens' Söhne Albert und Nikolaus. In der fürstlich Liechtensteinschen Bildergalerie zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

durchſchimmernden Zug, als ob ſie ſich nicht allzu glücklich fühlte als Königin beider Indien (Abb. 69 und 70). In einem anderen Bilde, welches Eliſabeth wahrſcheinlich

Abb. 78. Rubens' Söhne. Ausſchnitt aus dem Bilde in der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

für ihren Bruder Ludwig XIII malen ließ, und welches ſich jetzt in der Louvreſammlung befindet, hat Rubens die franzöſiſche Königstochter in reicher franzöſiſcher Modetracht dargeſtellt. Auch hier liegt ein Hauch von Schwermut auf dem übrigens kälter aufgefaßten Geſicht; in der Wiedergabe der zarten, hellen Haut, des durchſichtigen Weißzeugs der Krauſe, des blitzenden Geſchmeides und des prächtigen Goldſtoffes, in der Lichtfülle, welche das Haupt umflutet, und in den maleriſchen Reizen, welche der ſteifen Tracht abgewonnen ſind, glänzt die Meiſterſchaft des Malers (Abb. 71). Der König

Abb. 79. Elisabeth von Frankreich. Im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

hatte noch mancherlei Aufträge für Rubens. Unter anderem ließ er ihn ein großes Reiterbild des vor dreißig Jahren verstorbenen Philipp II — in idealer Auffassung — malen, welches jetzt eine Zierde des Prado-Museums zu Madrid bildet. Er ließ Gemälde Tizians kopieren und Entwürfe für Wandteppiche zum Schmucke seines Palastes anfertigen, teils mythologischen, teils christlich-allegorischen Inhalts. Von den letzteren Entwürfen befindet sich einer, der in größerem Maßstab ausgeführt ist als die im Madrider Museum bewahrten Skizzen, im Louvre: es ist eine übervolle Komposition, welche den Triumph des katholischen Glaubens darstellt, ein zur Zeit hochberühmtes Werk, das nicht nur durch Kupferstich, sondern auch durch zahlreiche Kopien, von denen sich noch manche in belgischen Kirchen befinden, vervielfältigt wurde.

Die Sorge für seine Kinder daheim hatte Rubens bewährten Freunden anvertraut. Über den Ältesten insbesondere wachte Johann Kaspar Gevaerts (Gevartius), Stadtschreiber von Antwerpen und Staatsrat und Historiograph Kaiser Ferdinands III, ein besonders um seiner Geschichtskenntnisse willen gepriesener Gelehrter, von dessen äußerer Erscheinung ein im Antwerpener Museum befindliches treffliches Bildnis von Rubens' Hand uns Kunde giebt. An diesen schrieb der Meister aus Madrid am 29. Dezember 1628: „Mein Albertchen bitte ich Dich, wie mein Bild, nicht in Deiner Betstube oder dem Hausgötterheiligtum, sondern in Deinem Wissenschaftstempel zu halten. Ich liebe den Jungen, und ernstlich empfehle ich Dir, Fürst meiner Freunde und Führer der Musen, daß Du die Sorge für ihn, bei meinen Lebzeiten und nach meinem Tode, gemeinschaftlich mit meinem Schwiegervater und meinem Schwager Brant übernehmest." — Im brieflichen Verkehr mit dem gelehrten Freunde bediente sich Rubens der lateinischen Sprache; sonst schrieb er meistens italienisch oder französisch — besonders das Italienische, das damals überhaupt die eigentliche Weltsprache war, bevorzugte er , nur in ganz vertraulichen Briefen bediente er sich des Vlämischen.

Rubens' diplomatische Thätigkeit ruhte nicht während des Aufenthalts in Madrid, wenn er auch in erster Linie als der berühmte Künstler, auf den sein König stolz war, geehrt wurde. Im Beginn des Jahres 1629 finden wir ihn wieder in schriftlichem Verkehr mit Carlisle und in persönlichem mit Scaglia, der von Brüssel nach Madrid gereist war; — den Verhandlungen mit Buckingham hatte dessen Ermordung (am 23. August 1628)

ein Ende gesetzt. Es ist keine Kunde davon auf uns gekommen, was Rubens mit Philipps IV allmächtigem Minister, dem Grafen Olivarez, dessen Heißblütigkeit („fougue" ist Rubens' Ausdruck), im Verein mit persönlichem Groll gegen Buckingham, bis dahin den Friedensbestrebungen entgegengewirkt hatte, besprach, während er sein Bildnis malte. Sicher ist nur, daß Olivarez im Frühjahr 1629 sich entschlossen hatte, nun endlich auch seinerseits mit Friedensvorschlägen dem englischen Hofe entgegenzukommen und Rubens mit dementsprechenden Aufträgen nach London zu schicken. Dies schrieb Scaglia am 28. April an den Grafen von Carlisle. Tags darauf reiste der Meister ab. Um ihn mit einem größeren Ansehen zu bekleiden, hatte der König ihn vorher zum Sekretär seines geheimen Rats ernannt; als Zeichen seiner persönlichen Gunst schenkte er dem Maler bei der Abreise einen kostbaren Diamantring. Indessen sollte Rubens nicht öffentlich als der Gesandte Spaniens in London auftreten, — dieser Posten wurde an Don Carlos Coloma übertragen, — sondern unter dem Titel eines Gesandten der Erzherzogin Isabella. Darum reiste er über Brüssel. Am 12. Mai befand er sich in Paris. Aus dieser Zeit muß die lebensvolle Zeichnung (in der Sammlung des Louvre) stammen, in welcher der große Meister ein so ganz ungeschminkt naturwahres Abbild der alternden Maria von Medici der Nachwelt hinterlassen hat (Abb. 80). Die Königin hatte einen neuen Auftrag für ihn: als Gegenstück zu den Bildern aus ihrem eigenen Leben sollte er das Leben Heinrichs IV in einer großen Gemäldereihe schildern. Lange konnte sich Rubens nicht in Paris aufhalten; auch die Besprechungen mit der Infantin und eine kurze Rast in der Heimat durften nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Schon vor Ende Mai befand er sich in Dünkirchen, wo er einige Tage warten mußte, um ein englisches Schiff zur Überfahrt zu bekommen, — denn vor den Holländern fürchtete er sich, — und am 5. Juni landete er in London.

Der Freund von Buckingham und Carlisle war dem englischen Hofe ein willkommener Gesandter, der der warmen Empfehlungen, welche Coloma und Scaglia ihm auf den Weg gaben, kaum bedurfte. Zudem war der unglückliche Karl Stuart nicht weniger kunstliebend als Philipp IV,

Abb. 80. Maria de Medici. Handzeichnung in der Sammlung des Louvre in Paris. Nach einer Photogravüre von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 81 Selbſtbildnis des Meiſters; Studie zu dem in der Münchener Pinakothek befindlichen Gemälde: Rubens und Helene Fourment im Garten. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

und mit Freuden begrüßte er in dem Geſandten den berühmten Künſtler. Rubens war während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in London der perſönliche Gaſt des Königs.

Als ein ſinniges Geſchenk überreichte der mit den Friedensabmachungen beauftragte Maler dem Könige bald nach ſeiner Ankunft ein Gemälde, welches die Wohlthaten des Friedens allegoriſch veranſchaulichte. Gegenwärtig befindet ſich dieſes Bild, welches nach der Enthauptung Karls I nach Italien verkauft, 1827 aber für England zurück erworben wurde, in der National-Galerie zu London. Die Friedensunterhandlungen nahmen übrigens auch jetzt keinen ſo ſchnellen Fortgang, wie man hätte erwarten dürfen; denn nun war es Frankreich, mit Richelieu an der Spitze, welches mißgünſtig auf die Ausſöhnung zwiſchen England und Spanien ſah und dieſelbe zu hintertreiben ſuchte. Erſt im November 1630 wurde der Frieden, für den Rubens ſo lange und ſo eifrig gewirkt, endgültig abgeſchloſſen.

Unter dem Gefolge, welches Rubens aus Brüſſel mitgebracht hatte, befand ſich auch ein Kaplan, der ihm als Hausgeiſtlicher diente. Dieſer kam bald nach der Ankunft in England durch ein Unglück ums Leben; er nahm an einer von Barozzi, dem Sekretär der piemonteſiſchen Geſandtſchaft, veranſtalteten Waſſerfahrt nach Greenwich teil, der Kahn ſchlug beim Durchfahren der Londoner Brücke um und er ertrank. Bisweilen wird dieſe Begebenheit ſo dargeſtellt, als ob Rubens ſelbſt dabei mit knapper Not dem Tode des Ertrinkens entgangen ſei. Indeſſen ſagt die Quelle, ein Brief des Lord Dorcheſter an einen anderen engliſchen Diplomaten, nichts davon, daß Rubens ſich bei der Partie befunden hätte. Wohl aber hatte dieſer früher mehrmals in Lebensgefahr geſchwebt, was hier beiläufig erzählt werden mag. Im Jahre 1622 ſuchte ein Menſch, der von einigen für irrſinnig gehalten wurde, ihn zu ermorden, ſodaß die Freunde des Meiſters es für nötig hielten, ſich mit der Bitte um beſondere Schutzmaßregeln an die Infantin zu wenden. Drei Jahre ſpäter, als er ſich in Paris

Abb. 83. Helene Fourment als Braut. In der Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

aufhielt, sah er in Gesellschaft mehrerer zur englischen Gesandtschaft gehöriger Personen von einem Balkon aus den festlichen Veranstaltungen zu, welche zur Feier der Vermählung der Prinzessin Marie Henriette stattfanden; plötzlich brach der mit Zuschauern überladene Balkon zusammen und es gelang Rubens eben noch, sich auf das stehenbleibende Stück zu retten.

In London fehlte Rubens die künstlerische Thätigkeit nicht. Der belgische Meister bekam bald verschiedene Aufträge von Karl I. Er malte für denselben einen Ritter Georg, wobei er dem Heiligen die Züge des Königs gab; und als Vorbild für eine Prunkschüssel, welche in Silber angefertigt werden sollte, entwarf er in sorgfältiger malerischer Ausführung eine Geburt der Venus. Auch diese beiden Gemälde wurden nach dem Tode des Königs veräußert und sind erst in neuerer Zeit nach London zurückgekommen; der St. Georg befindet sich in der Sammlung der Königin im Buckingham-Palast, die Geburt der Venus in der National-Galerie. Ferner fertigte der Meister acht Skizzen an, welche die Geschichte des Achilles behandelten und als Vorlagen für Wandteppiche zum Schmucke eines der königlichen Gemächer bestimmt waren; dieselben sind jetzt in verschiedenen englischen Sammlungen zerstreut. Der Hauptauftrag aber, mit dem Rubens von König Karl bedacht wurde, war die Ausschmückung des Festsaales von Whitehall mit Deckengemälden, welche eine Verherrlichung des Königs Jakob I enthalten sollten. Schon vor acht Jahren, als das neue Schloß von Whitehall noch gar nicht fertig war, hatte Karl Stuart, damals noch Prinz von Wales, den antwerpener Meister für diese Arbeit in Aussicht genommen. Rubens füllte die in neun Felder geteilte Decke mit allegorischen Darstellungen in kühn verkürzten perspektivisch von unten gesehenen Figuren und mit köstlichen Kinderfriesen; daß die Allegorien die schwülstige Sprache der Zeit reden, darf man dem Künstler nicht zum Vorwurf machen. An Ort und Stelle malte Rubens zunächst nur die Skizzen zu diesem umfangreichen Werk; die Ausführung im Großen beschäftigte ihn daheim während mehrerer Jahre; erst im Herbst 1635 kamen die Bilder an ihren Bestimmungsort.

Am 23. September 1629 verlieh die Universität Cambridge Rubens den Ehrentitel eines Magister in artibus. Dies war eine der Gelehrsamkeit des Meisters gezollte Anerkennung; zur Belohnung für seine staatsmännischen Verdienste wartete seiner eine andere Auszeichnung, welche aus der persönlichen Entschließung des Königs hervorging. Am 21. Februar 1630 erteilte Karl I. dem erzherzoglichen Gesandten Peter Paul Rubens die Ritterwürde. Die Verleihung fand in Whitehall mit aller bei solchen Gelegenheiten herkömmlichen Feierlichkeit statt. Nach vollzogenem Ritterschlag empfing Rubens noch als besonderen Gunstbeweis einen Diamantring und eine mit Diamanten besetzte Hutschnur aus den Händen des Königs. Nach einer Überlieferung soll Karl ihm auch das beim Ritterschlage gebrauchte Schwert verehrt haben. Das Rubenssche Wappen erhielt eine Bereicherung, indem in dasselbe ein oberes rechtes Eckfeld, welches in Rot einen springenden goldenen Löwen zeigt, eingefügt wurde.

Bevor Rubens England verließ, anfangs März 1630, machte er dem holländischen Gesandten Joachimi einen Besuch, um mit diesem wegen der Möglichkeit eines Sonderfriedens mit den Generalstaaten zu sprechen; als er dabei den Ausdruck gebrauchte, daß allen 17 Provinzen, — den vereinigten sowohl wie den spanischen, — die Ruhe wiedergebracht werden möchte, gab Joachimi die bezeichnende Antwort, dahin führe nur ein Weg: die Vertreibung der Spanier. Dies erzählt Carleton, der inzwischen Graf von Dorchester und Staatssekretär geworden war, in einem Briefe an einen anderen englischen Staatsmann, und er fügt die Worte hinzu: „Rubens hat den Ruf hier unter uns gewonnen, daß er ein zu ehrenhafter Mann ist, um gegen sein Wissen eine Unwahrheit zu sagen.“ — Rubens' Geschicklichkeit in der Behandlung staatsmännischer Geschäfte und seine Verdienste um das Zustandekommen des von ihm so sehnlich herbeigewünschten Friedens fanden von allen Seiten nur Anerkennung. Als es sich darum handelte, für Don Coloma, den spanischen Gesandten in England, einen Nachfolger zu ernennen, wurde Rubens für diesen Posten in Vorschlag gebracht; doch unterblieb die Ernennung, da die spanischen Granden gegen die Bemerkung eines Grafen von Oñate, es gezieme sich

Digitized by Google

nicht, daß ein Mann, der von seiner Hände Arbeit lebe, der Vertreter des Königs von Spanien sei, keine Einwendung machen konnten. Philipp IV aber bezeugte dem Meister noch auf mehrfache Weise seine Dankbarkeit. Im Juni 1630 ernannte er den jungen Albert Rubens zum dereinstigen Nachfolger seines Vaters in der Würde eines Sekretärs des geheimen Rats. Im August des nämlichen Jahres erteilte er Rubens, dem Vorgange des Königs von England folgend, die Ritterwürde: derselbe sollte, heißt es in der betreffenden Urkunde, die mit diesem Titel verknüpften Vorrechte in allen spanischen Landen, ganz ebenso und in derselben Form genießen, wie wenn er, der König von Spanien, ihn zum Ritter geschlagen hätte.

Anfangs April 1630 war Rubens wieder in Antwerpen, doch nur für kurze Zeit, da er zur Erzherzogin nach Brüssel berufen wurde. Gegen Ende Juni erst konnte er wieder anfangen, sich mit ganzer Kraft seiner Arbeit zu widmen. Es gab genug zu thun. Mit der Ausführung der großen Aufträge, welche er vom König von England und von der Königin von Frankreich erhalten hatte, mußte ein Anfang gemacht werden. Außerdem drängten sich die Kunstfreunde um den Besitz von Werken von des Meisters Hand, und dieser, der in seiner Jugend manchen Besteller abgewiesen hatte, weil ihm derselbe nicht kunstverständig genug erschien, war mit der Zeit ein so kühler Geschäftsmann geworden, daß er niemanden mehr abschlägig beschied; aus Briefen seines Freundes Balthasar Moretus wissen wir, daß er ganz nüchtern und praktisch die Bildgröße und die Figurenzahl nach dem Betrage bemaß, den der Besteller anlegen wollte.

Während seiner Abwesenheit von der Heimat, unter den wechselreichen Eindrücken fremder Länder, in der Unruhe der diplomatischen Thätigkeit und unter den vielfachen Anregungen des Hoflebens in so sehr von einander verschiedenen Staaten hatte Rubens in der That wohl das Vergessen gefunden, das er nach dem Tode seiner Gattin kaum zu erhoffen wagte. Heimgekehrt in sein Haus und seine Werkstatt empfand er die Vereinsamung, und noch vor Ablauf des Jahres schritt er zu einer zweiten Vermählung. Am 6. Dezember 1630 wurde in der St. Jakobskirche zu Antwerpen die Ehe zwischen Peter Paul Rubens und Helene Fourment geschlossen. Helene Fourment, die Tochter einer Kaufmannsfamilie, welche mit der Familie von Rubens' erster Frau verschwägert war, zählte sechszehn Jahre, als sie dem Dreiundfünfzigjährigen die Hand reichte; von der mädchenhaften Anmut ihrer lieblichen Erscheinung gibt ein wundervolles Bildnis von der Hand des glücklichen Bräutigams uns Kunde, das sich in der Pinakothek zu München befindet (Abb. 82). Nachdem der Meister sie heimgeführt hatte, wurde er nicht müde, sie immer von neuem zu malen; man möchte fast sagen, daß die Bildnisse seiner jungen Frau jetzt der Hauptgegenstand seiner Kunst wurden. Die Münchener Pinakothek besitzt auch ein köstliches Familienbild, in welchem Rubens im Frühling 1631 sein neues Glück niedergeschrieben hat. Wir befinden uns in dem Garten des Rubens'schen Hauses: der Flieder und die Tulpen blühen, vom blauen Himmel strahlt ein mildes Sonnenlicht herab. Rubens, wie gewöhnlich ganz in Schwarz nach spanischer Sitte gekleidet, führt seine Frau am Arm, die mit einem schwarzen Mieder, einem mattgelben oberen und einem grauen unteren Rock und einer großen weißen Schürze bekleidet ist; ein breitrandiger Strohhut schützt ihr frisches Gesicht vor der Sonne, und in der Hand hält sie einen Fächer von Straußenfedern. So schreitet das Paar, dem der junge Nikolas, ganz in Rot gekleidet, sich anschließt, auf den Gartenpavillon — das heute noch vorhandene Erzeugnis von des Meisters bauküstlerischer Phantasie — zu, wo Erfrischungen aufgetragen sind. In der Tiefe des Gartens plätschert ein Springbrunnen, im Vordergrunde füttert eine alte Dienerin die Pfauen, ein von Küchlein umgebenes Truthühnerpaar läßt sich behaglich von der Sonne bescheinen, und ein schön gefleckter Hund springt mit großen Sätzen umher. — Die aus dem Spiegel gezeichnete Studie, nach welcher Rubens seinen Kopf in diesem Bilde gemalt hat, wird in der Sammlung der Albertina aufbewahrt (Abb. 81). (Fortsetzung in Heft 4.)

Falkenjagd. Gemalt von A
(Photographieverlag von Fran

Fr. Wierusz-Kowalski.
(Hanfstängl in München.)

Hertha.

Von Ernſt Eckſtein.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.

Ganz gegen ſeine Gewohnheit ward Herr von Gruthenau bei dieſem Anlaß überaus feierlich. Am Ende des Gartens angekommen, bot er dem Grafen tiefernſten Angeſichtes die Hand.

Er ſagte bewegt:

„Indem ich auf Ihren Antrag, der ſo viel Ehrendes für mich hat, eingehe, liefere ich Ihnen den größten Beweis meines Vertrauens und meiner Hochachtung. Marie — Ihnen brauche ich das wohl nicht eingehend zu begründen — iſt das koſtbarſte Kleinod, das ich auf Erden beſitze. Gern hätte ich ſie noch länger behalten; ſie goß mir Tau und Sonnenſchein über das Leben; in ihr fand ich mich wieder, friſch und fröhlich, wie ich vor Jahren war. Nichts aber liegt mir ferner, als das Glück meiner Tochter aus Selbſtſucht verzögern zu wollen. Da Marie, wie Sie mir ſagen, Ihre Neigung erwidert, ſo gebe ich meinen Segen. Aber geloben Sie mir, daß Sie zeitlebens das Kind auf den Händen tragen! Sie iſt ſo zart, ſo verwöhnt, — und die Männer von heute, die beſten nicht ausgenommen, haben oft nicht hinlänglich Sinn und Verſtändnis für die feine Struktur eines Frauenherzens! Verſtehn Sie nicht falſch, Herr Graf: Ihnen trau' ich das höchſte zu, Ihnen allein von ſämtlichen Kavalieren, die ſich bis jetzt dem Mädchen genähert haben. Machen Sie meine Marie glücklich! Sie verdient es, bei Gott, ſie verdient es!“

Die Thränen traten ihm in die Augen. Es war, als ergreife ihn ein bängliches Vorgefühl, die Sünden des Vaters möchten an ſeinem Lieblingskinde gerächt werden. Fröhlichen Herzens hatte ja einſt auch ſeine Braut die feſtlich geſchmückten Stufen des Doms erklommen, um vor den Altar zu treten — Und dennoch . . . Freilich, er hatte unmöglich vorausſehen können, daß er ſo gar nicht für die Ehe geſchaffen war! Sein eigenartiges Temperament, ſeine genialiſche Art der Lebensführung, ſein lebhaft entwickelter Sinn für das Schöne — und der große Erfolg bei den Frauen, der ſich allerwärts wie ein Kometenſchweif an ſeine Ferſen hängte . . .! Die Sache war ſchlimm für Bertha von Gruthenau, — aber ſie war nicht zu ändern.

Er hielt ſich in dieſem Augenblicke feſt überzeugt, daß er lediglich unter dem Bann eines großen Verhängniſſes ſtehe, aber im Grund ſeines Herzens frei von wirklicher Schuld ſei. Nur ſollte ſich dies Verhängnis, oder auch nur ein verblaßter Abklatſch desſelben, bei dem Gemahl ſeiner ſüßen Marie nicht wiederholen. Um keinen Preis!

Dieſe Möglichkeit, obwohl ſie hier außerordentlich fern lag, ſtimmte ihn wehleidig. Die jüngſte Enttäuſchung bei der zauberhaften Iduna, die er ſchon beinah' erobert zu haben glaubte, kam als Hebel hinzu; — und ſo pumpte dieſes Empfindungsgemengſel nach und nach einen förmlichen Guß von Rührungsthränen unter den Wimpern des alternden Don Juans hervor, zur wachſenden Überraſchung des Grafen, der ſich anfangs ein wenig verletzt gefühlt hatte und jetzt in dieſem ſtürmiſchen Ausbruch eine ganz beſondre Gewähr für ſein zukünftiges Glück ſah. Was mußte Fräulein von Gruthenau für eine zärtliche Tochter ſein, wenn ihr Papa, deſſen Gemütstiefe der weltkluge Graf nie überſchätzt hatte, bei dem bloßen Gedanken, ſie fortgeben zu ſollen, ſo in Zähren dahinſchmolz!

Unmittelbar darauf ward auch die Mutter von der Sache in Kenntnis geſetzt. Der Baron, der ſich inzwiſchen gefaßt hatte und nun mit Graf Eberhard wieder zurück nach den Kaſtanien ſchritt, winkte ſie freundlich heran. Bertha verließ mit einer kurzen Entſchuldigung Frau von Wolfshagen, die ſich mit Linda von Laßberg weiter über die Verhältniſſe auf der Hochſchule unterhalten mochte, und ward nun ohne Aufſehen eingeweiht.

Frau von Gruthenau nahm die Sache weit ruhiger auf, als ihr Eheherr. Freundlich ergriff ſie die Hand, die Graf Eberhard mit einem Anflug liebenswerter Befangenheit ihr entgegenſtreckte. In ihrem Blick, ihrem Lächeln ſprach ſich das frohe Bewußtſein aus, daß es ein Ehrenmann war, dem ſie ihr Kind für die lange Reiſe durchs Leben anvertraute.

In dieſem Augenblicke erſcholl das Hörnerſignal, das der Leibjäger Derer von Gruthenau auf den Wink des jungen Barons von der Landſtraße her dröhnend herauf blies.

Bald darauf setzten die Wagen sich in Bewegung. Niemand von den Unbeteiligten ahnte, daß hier zwei glückliche Bräute in die dämmernde Nacht hinausfuhren.

13. Kapitel.

Die Ereignisse nahmen jetzt ihre normale Entwickelung.

Der Oberst von Anzendorff schrieb sofort an Doktor Fritz Steinmann, den Vormund Herthas, dessen Einwilligung erforderlich war.

Der vielbeschäftigte Arzt antwortete sofort telegraphisch, daß er seiner Mündel und Schwägerin zur geplanten Verbindung alles Heil wünsche.

Tags darnach traf ein ausführlicher Brief ein, der fast den Zweck zu verfolgen schien, die Schnelligkeit dieser Zustimmung zu begründen.

Der Altersunterschied zwischen Hertha und ihrem zukünftigen Gatten sei zwar ein recht erheblicher: doch die Erfahrung lehre, daß solche Verbindungen meistens glücklicher ausfielen, als die Heiraten, wo der Altersunterschied zu gering sei. Er, Doktor Steinmann, liefere ja in Person den Beleg hierfür, da er etliche zwanzig Jahr älter sei, als Frau Julie, und dennoch mit ihr ein Leben führe, wie die Turteltauben im Paradiese.

Übrigens habe er längst wahrgenommen, daß Hertha eine Natur von großer Selbständigkeit und von starkem Bedürfnis nach der Bethätigung ihrer persönlichen Neigungen sei. Für solche Mädchen sei es immer ein Glück, wenn sie so früh als möglich unter die Haube kämen.

Auch Julie hatte mit ihrer klaren, breiten, phlegmatischen Schrift einige Zeilen hinzugefügt; herzliche Grüße und Segenswünsche, aus denen ebensosehr die schwesterliche Genugthuung über das Glück Herthas, wie die verhaltene Freude über die Aussicht zu Tage trat, ihre bisherige Hausgenossin endlich versorgt zu sehn. Der Oberst wohnte ja ebenfalls in der Hauptstadt! Es war so viel netter, sich dann und wann zu besuchen, und ganz unabhängig voneinander zu sein, als immer gegenseitige Rücksicht zu nehmen! Julie sagte das nicht mit blanken Worten, aber Hertha fühlte es deutlich heraus: Doktor Steinmann würde sie vielleicht ein paar Wochen vermissen, Julie keine zwei Stunden. Die ging zu völlig auf in der kleinen Welt ihres Haushalts.

Bis dahin hatte das junge Mädchen den stillbeschaulichen Egoismus der blonden Frau doch nicht so deutlich erkannt. Jetzt hatte sie das Gefühl des Schlafwandlers, der, ohne die drohende Fährnis zu ahnen, glücklich am Rand eines Abgrunds vorübergekommen ist. Mit zwiefacher Zärtlichkeit klammerte sich ihr Herz an den Mann, der ihr von jetzt ab alles in allem sein sollte.

Die Gruthenaus hatten beschlossen, die Verlobung ihrer Tochter Marie am folgenden Mittwoch, als am Geburtstag des Grafen Gaßler, bekannt zu geben und durch ein Fest im Familienkreis zu verherrlichen.

Da nun der Oberst gleich nach Empfang des Steinmannschen Briefes die Gelegenheit wahrnahm, Frau von Gruthenau und Fränlein von Halfferke, die er allein auf der Terrasse traf, in sein Geheimnis einzuweihen, so ergab es sich wie von selbst, daß man den ursprünglichen Rahmen des Festes erweiterte. Die Verlobung Herthas sollte mit der Mariens gleichzeitig proklamiert, eine größere Zahl von Bekannten und Freunden sollte geladen, eine stolzere Feier in Szene gesetzt werden.

Die beiden Mädchen strahlten vor Wonne.

Man sah sie beständig Arm in Arm durch den Park schlendern, ihr himmlisches Wohlgefühl, ihre Pläne, ihre Hoffnungen austauschend.

Marie beneidete Hertha von Weylburg um den Vorzug, ihren Verlobten jederzeit in der Nähe zu haben, während Graf Gaßler nur des Nachmittags auf seinem Wotan herüberkam, und einmal, da er jetzt viel Geschäftliches zu erledigen hatte, überhaupt ausblieb.

Indessen hielt sich auch der Oberst ziemlich zurück.

Es widerstrebte ihm, so unter den Augen der Schloßbewohner den glücklichen Bräutigam spielen zu sollen, zumal er kurz nach dem Bekanntwerden seiner Verlobung einem Blicke des Leutnants von Höffert begegnet war — einem undefinierbaren, aber so dreistverletzenden Blicke, daß er mit aller Gewalt sich beherrschen mußte, um sich dem jungen Mann gegenüber keine Blöße zu geben.

Er hätte ihn ohrfeigen mögen, aber es lag ja durchaus kein irgend greifbarer Grund vor. Daß Paul von Höffert eifersüchtig und neidisch war über die Maßen, das wußte der Oberst längst. Vielleicht suchte der Leut-

Digitized by Google

nant geflissentlich einen Zusammenstoß. Um so weniger durfte man ihm die Gelegenheit bieten. War es trotz alledem nicht zu vermeiden, — gut; Herr von Anzendorff lächelte beinahe mitleidig bei dem Gedanken eines Konfliktes; besser jedoch, wenn man dieser unangenehmen Notwendigkeit aus dem Wege ging.

Auch der Verkehr mit Fräulein von Halfferke, die sich, wo immer das Brautpaar sich blicken ließ, wie ein segnender Genius zu ihm gesellte, wirkte auf die Nerven des Obersts etwas erregend.

Die treffliche Dame, deren Gemüt rein war von jeder unedlen Regung, die mit Freuden ihr Herzblut darum gegeben hätte, ihn, das unverblichene Ideal ihrer Jugend, und Hertha, den spät gefundenen Liebling ihres Alters, glücklich zu wissen, streifte doch mancherlei, was ihn peinlich berührte.

Er wußte noch nicht, daß Hertha in seine Lebensschicksale eingeweiht war.

Die Anspielungen auf die Vergangenheit, die der sonst so diskreten Tante Susette in ihrer nicht zu schildernden Aufregung mehrfach entschlüpften, die Redensarten und Phrasen, die häufig etwas von der Taschenbücherstilistik der vierziger Jahre hatten, drückten auf seine Stimmung.

Weshalb sollte sich Hertha, die für ihn jetzt den einzigen wertvollen Inhalt seines zukünftigen Daseins ausmachte, als „Ersatz" betrachten, wie Fräulein von Halfferke zwei- oder dreimal unter Freudenthränen betont hatte? Und warum sollte er sich jetzt gerade so lebhaft daran erinnern, daß die Tage der Jugend im Nebel einer fernen Vergangenheit hinter ihm lagen? Jetzt, nachdem er sich einmal entschlossen hatte, wollte er leben — nicht auf den Grüften längst erstorbener Träume Rast halten ...

Die Doppelfeier ging, wie geplant, in Szene.

Fünfundsechzig Personen tafelten in dem großen Speisesaal. Die Räume, in denen getanzt wurde, waren von Künstlerhand dekoriert. Eine tourenreiche Mazurka, von zwölf Herren und zwölf Damen in polnischer Nationaltracht aufgeführt, schloß sich an die ebenso wirkungsvoll geleitete Bauernquadrille. Der Cotillon war ein Meisterstück zierlicher Überraschungen. In der Pause wurde den jugendstrahlenden Bräuten von zwei als Genien verkleideten hübschen Backfischchen in volltönigen Rhythmen gehuldigt, deren Verfasser natürlich Gustav von Gruthenau war. Bei den Schlußversen dröhnte ein so gewaltiger glückverheißender Tusch durch den Saal, daß Felix Freiherr von Wolfshagen, der halbtaube Vater Aureliens, mit froher Miene zu Fräulein von Halfferke sagte: „Ja, das trockne Augustwetter! Ich höre jetzt wieder ausgezeichnet! Nicht wahr, das Lied an den Abendstern? Sehr schön! Sehr schön!"

Der Oberst hatte zu Anfang des Festes trotz der zärtlichen Blicke, die ihm aus Herthas großen Pupillen entgegenstrahlten, das unangenehme Gefühl einer inneren Zerklüftung.

Sollte er sich, seinem Alter gemäß und seiner Gewohnheit, — der er ja freilich schon am Geburtstag Mariens untreu geworden war — vom Treiben des Tanzes fern halten und so dem bezaubernden Mädchen, das sich so stolz und so glücklich an seinen Arm hing, gleich auf der Schwelle des Brautstandes die Thatsache zum Bewußtsein bringen, er gehöre nicht mehr in diesen Kreis harmloser Fröhlichkeit?"

Dieses Abseitsbleiben konnte sofort einen Schatten über sein Glück werfen.

Andrerseits bedünkte es ihm würdiger, klüger und für seine ganze zukünftige Stellung zweckmäßiger, wenn er von vornherein und wie grundsätzlich auf jedes scheinbare Wetteifern mit der Jugend verzichtete.

Wo lag hier die Wahrheit, die Weisheit, das Wünschenswerte?

Bald jedoch kam er über das bohrende Mißbehagen dieses Zwiespalts hinweg, als er bemerkte, daß die Beteiligung, für die er sich wohl oder übel entschieden hatte, nicht auffiel, ja daß selbst der Leutnant von Höffert ein ganz normales Gesicht machte und sich ohne den leisesten Anflug jener Impertinenz, die ihm so leicht um die Mundwinkel zuckte, bei ihm erkundigte, ob er bereits ein Vis-a-vis für die Française habe.

„Sehr liebenswürdig," sagte der Oberst, — und die Française verlief ohne Zwischenfall. Marie von Gruthenau war die Partnerin Paul von Höfferts, Hertha von Weylburg die ihres Bräutigams.

Hiernach meinte der Oberst sich unbeschadet der Rücksicht auf seine Braut eine Zeitlang beurlauben zu dürfen.

Er ſchritt durch die Nebenräume, ſprach ein paar Worte mit Wladimir Orlowsky, rauchte eine Cigarre, ſah fünf Minuten mit zu, wie der ſchwerhörige Freiherr von Wolfshagen im Whiſtſpiel ein Blatt bekam, deſſen Elend „auf keine Kuhhaut zu ſchreiben war“, — und betrat wieder den Saal, als Paul von Höffert mit Hertha eine ſtürmiſche Galoppade tanzte.

Leutnant von Höffert, den Oberſt gewahrend, beſchleunigte noch ſein Tempo. Es machte den Eindruck, als wolle er dem Bräutigam ſeiner Tänzerin praktiſch beweiſen: ſolch eine Verve und Schneidigkeit entwickelt nur die feurige Jugend.

Er ſah dabei ſehr vorteilhaft aus in ſeiner Gala-Uniform. Sein Antlitz war lebhaft gerötet. Die Nüſtern der ſchön geſchwungenen Naſe vibrierten, wie die eines edlen Renners beim Überſpringen der Hinderniſſe.

Der Oberſt krauſte ein wenig die Stirn, ſchalt ſich aber ſofort einen Thoren, als Hertha jetzt mit dem letzten Ton der Muſik den Leutnant verabſchiedete, und hochaufatmend zu ihrem Verlobten herankam.

„So, nun hab ich genug für heute,“ ſagte ſie lächelnd und hing ſich vertraulich ein. „Ich kann nicht den ganzen Abend mit dir tanzen, — und ſo mit den andern — das finde ich langweilig! Was ſoll's auch? Ich denke ja doch nur an dich und komme durch meine zerſtreuten Antworten höchſtens noch in den Ruf der Beſchränktheit.“

Otto von Anzendorff dachte: ſie bringt mir ein Opfer! Ihr Blick aber ſtrafte dieſe Vorausſetzung Lügen.

„Komm,“ ſagte ſie, „laß uns ein wenig hinaus in den Garten! Marie und Eberhard Gaßler ſind mit Fräulein von Halfkerke längſt ſchon auf und davon!“

Unter den lampengeſchmückten Bäumen trafen die beiden Brautpaare, bei denen Suſette im rauſchenden Purpuratlas die ſchirmende Göttin zu ſpielen ſchien, miteinander zuſammen.

Marie und Hertha umarmten und küßten ſich.

Es war doch zu himmliſch, zu wonnevoll!

Der Mond ſtand hoch und warf einen breiten Lichtſtreifen in die Mitte des Baumgangs.

Die beiden ſchneeweiß gekleideten jungen Damen, wie ſie ſo ſtanden und ſelig plauderten, ſahen im Glanz dieſes Lichtes aus wie zwei duftgewobene Märchengeſtalten.

Graf Gaßler und Oberſt von Anzendorff ſchüttelten ſich wortlos die Hände.

„Weißt du noch, Hertha,“ ſagte Marie, „was wir uns damals in der Penſion ſo wundervoll ausgemalt haben?“

„Was denn, mein Engel?“

„Betreffs unſrer Hochzeit...? Haſt du das wirklich vergeſſen?“

„Sprachen wir damals von unſrer Hochzeit?“

„Natürlich! Schon in der dritten Klaſſe! Entſinne dich doch! Wir wollten beide am nämlichen Tag heiraten und gemeinſchaftlich Hochzeit halten. Siehſt du nun, wie der Traum in Erfüllung geht? Denn das ſteht doch wohl feſt: nachdem wir zuſammen unſre Verlobung gefeiert haben, laſſen wir uns auch gleichzeitig trauen! Nicht wahr, Eberhard?“

Der Graf küßte ihr zärtlich die Fingerſpitzen.

„Das wäre ja reizend,“ ſagte er in dem Ton eines Mannes, der alles reizend findet, was die Geliebte ihm vorſchlägt. „Wenn der Herr Oberſt die Sache nicht allzuweit in die Ferne rückt...“

Herr von Anzendorff wollte erwidern: Ich habe nicht ſo viel Zeit mehr übrig, um ſie ohne Zweck zu vertrödeln. Aber er ſchwieg und nickte nur.

„Heutzutage geht das ja alles ſo raſch,“ meinte das Freifräulein. „Die ganze Ausſtattung kauft man fertig; das langſame Herrichten, wie's bei Mama noch Mode war, iſt Gott ſei Dank überwunden!“

„Wann ſoll's denn werden?“ fragte Suſette gerührt.

„Nun,“ verſetzte Marie, „heute vormittag war noch von Anfang Dezember die Rede. Aber das iſt doch entſetzlich ſpät! Ein Brautſtand von über drei Monate! Das Verlobtſein hat ſowieſo etwas Ungemütliches, Halbes! Ich bitte nicht mißzuverſtehn...“

„O, wir verſtehen dich ſchon!“ ſagte die Tante.

Sie umarmte das junge Mädchen.

Dann teilte ſie ihre ſegnenden Hände zwiſchen Marie und Hertha.

„Seid nur getroſt!“ hauchte ſie weihevoll. „Was Tante Suſette für euer Glück vermag, das geſchieht! Verlaßt euch darauf!“

Digitized by Google

„Ich dächte," meinte das Freifräulein, „so Anfang November, das wäre das richtige. Papa wollte ja ohnedies schon Mitte Oktober das neue Logis in der Residenz beziehen. Da ergibt sich das wie von selbst. Man debütiert dann gleich mit einer solennen Fête. Das muß sich brillant machen! Das ist von glücklicher Vorbedeutung!"

Nun schritten die beiden Paare unter dem schützenden Fittich der Tante Susette, die heimlich vor Glück und Weh fast zu zerschmelzen schien und keine Silbe mehr sprach, bis zum Gestade des Sees.

Die Fläche dehnte sich unabsehbar in bläulichem Duft; das ferne Laßberg war kaum zu erkennen. Eine göttliche Kühle stieg von den Wassern auf. Sanfte Nebelschleier wallten links an den mondbestrahlten Hügeln entlang, wie die Gewänder schlummernder Elfen und Nixen. Herthas Einbildungskraft loderte auf. Wie sie an jenem ersten Morgen die ganze Fülle der Dornröschen-Poesie durchgekostet, so umspann sie jetzt der magische Zauber der Sommernacht mit all seinen unaussprechlichen Regungen.

„Mir ist's, ich müßte Flügel heben
Und körperlos ins Weite schweben;
Verschenken müßt' ich wonniglich
Mein bestes Sein, mein tiefstes Ich;
Den ganzen Schatz der vollen Brust,
Andacht und Liebe, Schmerz und Lust,
Der innersten Gedanken Hort,
Ich müßt' ihn in ein einzig Wort
Als wie in güldnem Kelch beschließen,
Um ihn verschwendrisch hinzugießen."

Fester schmiegte sie sich an den Mann ihrer Wahl. Sie sah zu ihm auf; sie legte die heiß erglühende Stirne an seine Schulter.

Ja, so licht und dennoch so rätselhaft wie diese mondbestrahlte Augustnacht mit den traumhaften Geisterstimmen, die der flüsternde Wind über den See trug: so lag ihr zukünftiges Leben ausgebreitet vor ihren Blicken.

Von ihr allein hing es ab, wie das Bild sich gestalten, wie die flatternden Nebelschleier demnächst sich entrollen, wie der Tag heraufsteigen sollte über den schlummernden Waldwipfeln.

Ein leichter Schauer durchflog sie.

„Du frierst?" meinte der Oberst.

Sie machten nun Kehrt.

Auf der Treppe begegnete ihnen der Leutnant von Höffert und Gustav von Gruthenau.

Das Auge des Offiziers weilte auf ihr und dann auf dem Oberst, — ruhig, starr und gedankenlos; aber es schien ihr, als sei diese Gleichgültigkeit erkünstelt. Er fiel sonst allgemein auf durch die Beweglichkeit seines Mienenspiels. Seit einigen Stunden erst war er so diplomatisch gemessen.

Unwillkürlich lauschte das junge Mädchen mit halbem Ohre zurück.

Sie hörte noch, wie der Leutnant mit unangenehmer Betonung das Wort „wahnsinnig" flüsterte, worauf Gustav von Gruthenau etwas erwiderte, was wie ein Vorwurf oder eine Beschwichtigung klang.

Hertha konnte sich selbst nicht erklären, wie sie zu dieser hellseherischen Begabung kam: aber sie wußte sofort, daß von ihr und ihrem Verlobten die Rede war; daß der Leutnant von Höffert, der die erfahrne Zurückweisung immer noch nicht verwunden hatte, seinem Verdruß freien Lauf ließ; daß dieses „wahnsinnig" auf sie selbst zielte, weil sie den so viel älteren Mann, der nicht einmal mehr aktiv war, ihm, dem feschen Premier, vorgezogen.

Ihr Herz krampfte ein wenig, denn sie hörte im Geist all die widerwärtigen, spitzen Bemerkungen, die sich auf ihre „abgeschmackte Verblendung" bezogen; die weisheitsvolle Erörterung, daß der Oberst doch fast ihr Großvater sein könne; das freundliche Sprüchwort „Alter schützt vor Thorheit nicht —", und was sich sonst noch an diesen Punkt anknüpfen ließ.

Ihre Vermutungen trafen beinahe buchstäblich zu.

Herr von Höffert nannte es in der That eine Verrücktheit, daß der „alte Kerl" sich erdreiste, den Blick nach dieser entzückenden Mädchenknospe zu heben. Er nannte den Vormund Herthas einen erbärmlichen Seelenverkäufer und prophezeite dem Brautpaar eine entsetzliche Ehe. So ein Leichnam, — und diese Göttergestalt! Es war eine Schmach und Schande, ein Verstoß gegen jede Moral, mit einem Wort: die Niedertracht auf der Polhöhe!

In Gustav, der doch auch „der Maid mit den Augen so tief wie die Nacht" sattsam gehuldigt hatte — (der Passus kam in einem der vielen Gedichte vor, zu denen Hertha dem jungen Poeten Modell gesessen)

— hoffte der Leutnant einen Gesinnungsgenossen zu finden, der in dasselbe Horn mit ihm stoßen und in erbitterten Deutungen mit ihm wetteifern würde.

Aber da kam er schlecht an!

Gustav ließ es nicht zu, daß Herthas reine, selbstlose Neigung verdächtigt wurde. Eine Spekulation? — Pfui! — Allerdings, der Oberst war außerordentlich reich, aber auch Fräulein von Weylburg hatte ja mehr als genug, und ein Mädchen mit solchen Augen, — „so weltvergessen, so abgrundtief" — ein so herrliches, wunderholdes Geschöpf dachte nicht an öde Berechnung! Selbst der militärische Ruhm Otto von Anzendorffs fiel nicht mit in die Wagschale. Gustav verstand sich darauf: das war echte, herzentströmende Liebe, ein quellfrisch-klares Gefühl ohne Beigeschmack.

„Auch muß ich gestehn," sagte er nachdrücklich, „daß ich vollkommen begreife, wie sich ein Mädchen von der Eigenart Herthas just für den Oberst leidenschaftlich begeistern kann."

„So?" fragte der Leutnant höhnisch.

Mit starkem Pathos trug nun Gustav von Gruthenau den alten Gemeinplatz vor, das Frauenherz sei ein unergründliches Rätsel; auch liebe man ja durchaus nicht etwa um dieser oder um jener Eigenschaft willen, sondern man finde den Gegenstand seiner Verehrung schön, edel und göttlich, eben weil man ihn liebe.

„Unsinn!" gab ihm der Leutnant zurück. „Man heiratet nicht einen Mann, der aller Voraussicht nach ... Aber das verstehn Sie ja doch nicht mit Ihrer lyrisch-ekstatischen Weltanschauung! Unergründliches Rätsel! Geradezu lachhaft! Eine Marotte ist's von dem Frauenzimmer!"

„Welch ein Ton, lieber Leutnant," sagte Gustav begütigend. „Ich denke, Sie waren für Hertha von Weylburg so kolossal eingenommen? Jetzt sagen Sie ‚Frauenzimmer' ...! Kennen Sie nicht die ergreifenden Worte von Betty Paoli: ‚Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit, in jedem Lebensdrang dir heilig und geweiht' ...?"

„Ach was, von Geliebthaben ist hier gar nicht die Rede. Ich gönne sie nur nicht dem alten Kerl da. Ich hab einen förmlichen Haß auf den Menschen, der immer den Ruhig-Überlegnen, den Wohlwollend-Edeln herausbeißt ..."

„Ich habe nie dergleichen bemerkt. Im Gegenteil: ich fand ihn stets von großer Natürlichkeit. Ja, ich bleibe dabei, — auf die Gefahr hin, Sie noch mehr zu erbittern! Der Wahrheit die Ehre! Sie haben ein Vorurteil gegen den Mann! Ich glaube nun doch, daß er mit seiner Bewerbung Ihnen ein bißchen arg ins Gehege gekommen ist."

Leutnant von Höffert lachte hell auf.

„Ich habe Mitleid mit ihm, weiter nichts!" rief er höhnisch. „Welch eine traurige Rolle steht ihm bevor! Er muß geradezu blind sein ...!"

„Lassen wir dieses Thema!" sagte der junge Gruthenau wohlmeinend. „Übrigens dachte ich, Sie interessierten sich neuerdings für die kleine Comteß?"

„Das thue ich auch, selbstredend mit Einschränkung. Mir geht das Interesse für das schöne Geschlecht überhaupt nicht so tief. Eine Flasche Bordeaux oder ein trinkbarer Sekt ist mir lieber, als die ganze verwünschte Courmacherei, bei der ja im Grunde doch nichts herauskommt. Ich bin nicht wie Sie, den jedes Fratzchen zu Dithyramben begeistert."

Die beiden Herren begaben sich in die Rauch- und Trinkzimmer, leerten rasch eine Flasche Roederer und stießen dabei auf das Wohl der Brautpaare an.

„Sie haben recht, lieber Gustav," sagte der Leutnant. „Man muß die Dinge halt nehmen, wie sie sich geben. Mein Ärger war nur theoretisch. Übrigens, der Sekt ist brillant! Orlowsky, Ihre Gesundheit! Sie glühen ja wie ein Dampfbad!"

„Danke, danke!" sagte der Russe. „Wir haben drunten im Gartensalon ein kleines Jeu gemacht."

„Gewonnen?"

„Ausnahmsweise. Wenn man bei diesem doppelten Liebesfeste so vollständig leer ausgeht wie unsereins, dann darf man wohl etwas Glück im Spiel beanspruchen. Entre nous soit dit: Hans Kunibert Freiherr von Laßberg, hat ganz gehörig geblutet. Während wir unsre harmlosen Rubber abspielten, ward in der Fensternische getempelt — meine Tante, deine Tante ... Der gute Junge hat an den Schotten, den Mister Right, achttausend Mark verloren. Mutter Laßberg wird große Augen machen, wenn der Herr Sohn ihr beichtet. Gestehen Sie, meine

Digitized by Google

Herren: für ein Ball-Intermezzo sind achttausend Mark eine ganz erkleckliche Summe!"

Man entkorkte die zweite Flasche.

Orlowsky trank mit.

„Und Sie, wenn man fragen darf?"

„O, ich, Herr Leutnant! Wir spielten nur Whist, und nicht allzuhoch. Dreißig Mark... Das ist für mich schon enorm. Ich habe sonst eine so ausgesprochne Déveine — ein solches — wie sagen Sie doch...?"

„Pech!"

„Ah, richtig, Pech! Ein so hartnäckiges und verzweifeltes Pech, daß ich den Nullpunkt schon als Gewinnst betrachte."

„Ja, weshalb spielen Sie dann?" fragte Gustav.

„Weil ich zum Tanzen zu alt bin. Etwas muß der Mensch haben als Amüsement..."

„Heiraten Sie doch!" meinte der Leutnant.

„Ich?"

„Zum Beispiel die ältere Laßberg."

Gustav zog entrüstet die Brauen zusammen.

„O, die ist viel zu anspruchsvoll," lachte Orlowsky.

„Oder Fräulein von Wolfshagen."

„O nein!" sagte der Russe mit großer Entschiedenheit.

„Was finden Sie an ihr auszusetzen?"

„Nichts, nichts! Ich hörte nur... Aber Pardon!... Ich bin durchaus nicht befugt..."

„Ach, Sie meinen da die Geschichte mit Roland Kessinger?"

„Sie wissen, Herr Leutnant...?"

„Nur was Fama behauptet."

„Das genügt mir vollkommen."

„Pah, es wird nicht so schlimm sein," warf Gustav dazwischen. „Man erzählt, sie sei heimlich mit ihm verlobt gewesen. Andre versichern, Fräulein von Wolfshagen habe ihn nur par distance angebetet..."

„Noch andre," sagte der Russe zögernd, „lassen das ‚par distance' weg... Nun, ich will einer jungen Dame nichts Übles nachreden. Die Menschen machen ja gleich aus der Maus ein Rhinozeros. Jedenfalls wäre auch ohnedies Fräulein von Wolfshagen nicht mein Geschmack."

„Nicht? Fräulein von Weylburg hätte wohl eher Ihren Beifall?"

„Ganz entschieden, Herr Leutnant. Fräulein von Weylburg scheint mir in jeder Beziehung ein Ideal."

„Das klingt ja sehr enthusiastisch. Warum sind Sie alsdann nicht besser ins Zeug gegangen?"

„O, ich merkte sofort, sie machte sich nichts aus mir. Als ich damals mit ihr im Kupee fuhr, war ich wirklich ein bißchen närrisch auf sie. Ich freute mich wie ein Kind auf ein Wiedersehn und hätte sie brennend gern zu meiner Lebensgefährtin gemacht, obschon ich, ehrlich gesagt, eine so liebe, süße und ausgezeichnete Frau gar nicht verdiene. Aber als ich nun merkte, wie's stand, da hab ich das alles mit Gewalt unterdrückt, wissen Sie, ganz mit Gewalt, wie ein Bär, wenn er den Gegner so zwischen die Pranken nimmt. Bei uns in Rußland gelten die Männer, die sich bei einer Dame von der Natürlichkeit dieser Hertha lange mit unbegründeten Hoffnungen schleppen oder sich gar einen Korb holen, für enorm lächerlich."

„Allerdings," sagte der Leutnant und leerte sein Glas; „enorm lächerlich! Mich wundert's übrigens, daß Sie so gut auf das Mädchen zu sprechen sind. Nach solchen Erfahrungen."

„Was für Erfahrungen meinen Sie? Kann denn etwa Fräulein von Weylburg dafür, daß ich ihr gleichgültig bin? Soll ich ihr grollen, weil mein Gesicht ihr zu kantig, meine Stimme zu rauh, mein Geist zu gering ist? Nein, Herr von Höffert! In dieser Beziehung bin ich merkwürdig tolerant. Wir Russen sind überhaupt unter allen Nationen die freisinnigste —, gerade vielleicht weil wir absolutistisch regiert werden. Wir lassen jedermann seinen Geschmack, seine Willensmeinung, — sogar den Damen. Den ersten bezaubernden Eindruck hab ich mir längst aus dem Sinn geschlagen: aber trotzdem behalt ich ein Faible für Fräulein Hertha, — und wenn ich ihr jemals im Leben zu Dienst sein kann, so geschieht es mit Freuden. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausgedrückt habe. Ich meine... Ihr Wohl, Herr Leutnant! Ihr Wohl, Herr von Gruthenau!"

Die Gläser klirrten widereinander.

Paul von Höffert hatte bei den lebhaft gesprochenen Worten des Russen ein recht sonderbares Gesicht gemacht. Wollte der Mensch ihn zum Narren halten? Nein. Das alles klang wie der Ausfluß einer begeisterten Überzeugung. Diese Hertha schien jedermann, der ihren Kreis betrat, zu ver-

Digitized by Google

zaubern. Und ein so wonniges Mädchen heiratete den Oberst von Anzendorff! Es war zum Verzweifeln!

Loderndes Frührot stand bereits über den Höhn von Göllrode, als die Gesellschaft sich trennte. Alle hatten sich wundervoll amüsiert.

„Entzückend! Reizend! Himmlisch!" klang's von den Lippen der jungen Mädchen.

„Ein harmonisches Fest!" sagten die Mütter. „Tausend Dank — und nochmals Glück und Heil für die Zukunft!"

14. Kapitel.

Am ersten November fand gleichzeitig — wie sich Marie dies in der Pension so reizend ausgemalt hatte — die feierliche Vermählung der beiden Paare statt.

Gruthenaus waren seit Mitte Oktober endgültig nach der Hauptstadt übergesiedelt, wo der Baron zwei schöne Etagen am Friedrichsplatze ermietet und sie fürstlich möbliert hatte. Er wollte ansässig sein, und nicht mehr, wie er dies während so langer Jahre geübt hatte, alle paar Wochen seinen Winteraufenthalt wechseln.

Die weiten Hallen der Dreieinigkeitskirche waren dicht besetzt von einer schaubegierigen Menschenmenge, die sich vornehmlich für das „ungleiche Paar", wie Paul von Höffert grundsätzlich den Oberst und Hertha von Weylburg benannte, zu interessieren schien.

„Er ist ja gar nicht so alt," ging es flüsternd von Mund zu Mund, als Herr von Anzendorff, die blühende Braut am Arm, durch das Mittelschiff nach dem Altare schritt. — „Sehr gut sieht er aus," meinten verschiedne Matronen, die, im Besitze heiratsfähiger Töchter, sofort die Frage geprüft und bejaht hatten, ob sie den Bräutigam Herthas als Schwiegersohn acceptiert haben würden. Natürlich fehlte es auch nicht an hämischen Reden, wie sie nicht ausbleiben können, wo sich im Angesichte des Publikums ein so auffälliges Familienereignis abspielt.

Hertha lauschte dem Priester, der die Traurede hielt, wie dem Verkünder eines mystischen Evangeliums. — Das kaum vernehmliche Hauchen und Flüstern rings um sie her, der Duft der Blumen, der in süß betäubender Wolke von beiden Seiten auf sie hereinquoll, das schimmernde Weiß, das ihre eigne Gestalt umwogte, wie damals die Nebelschleier den mondüberstrahlten Bergeshang, und die weihevoll brausenden Orgelklänge — das alles wirkte auf ihr Gemüt wie ein Märchen, ein längst bekanntes und dennoch geheimnisvolles, dessen begnadete Heldin sie war, das sich nun fortspinnen würde in alle Ewigkeit.

Der Himmel hatte sie wunderherrlich geleitet!

Es war eine Wandrung gewesen durch mancherlei Wirrnis. Öde Strecken lagen fast schon vergessen hinter ihr. Selbst den bittersten Schmerz hatte sie ausgekostet.

Aber wie klärte nun alle Trübsal sich zur süßesten Wehmut ab!

Sie dachte ihres frühverstorbenen Vaters; sie dachte der Mutter, die ihr das Bild des Toten so lang in dem kindlichen Herzen wach und lebendig gehalten, bis auch sie für immer dahin ging ... Sie glaubte zu fühlen, wie die unvergeßlichen Eltern segnend auf sie herabschauten, glücklich und friedvoll, da sie ihr Kind an der Seite dessen gewahrten, der die Verlornen ersetzen, der ihr fürderhin mehr sein sollte als Vater und Mutter.

Den Blick zu Boden geheftet, war Hertha allein mit ihrer tiefen Bewegung, ihren Gedanken und Träumen. Nur wie im Halbschlaf ahnte sie, was um sie her vorging — die warmherzigen Worte des Geistlichen, das kaum unterdrückte Schluchzen der braven Julie, das leise Flimmern der Taschentücher, die sonst noch hier und dort an thränenbenetzte Augen geführt wurden, das Blitzen der Uniformen, in deren Metall sich das weiterschreitende Sonnenlicht spiegelte.

Erst als der Priester die übliche Frage an sie richtete, fuhr sie aus diesem Zustand glückberauschter Versunkenheit auf und sprach mit klarer, deutlicher Stimme das bindende Ja.

Bei der Beglückwünschung, die der beendeten Ceremonie folgte, hatte zwar Hertha gewiß nicht Stimmung und Zeit zu Beobachtungen. Aber es fiel ihr doch auf, daß unter sämtlichen Damen, die ihr die Hand reichten, Fräulein von Wolfshagen die bleichste und erregteste war. Beinah verstört schaute dies unbegreifliche Mädchen ihr ins Gesicht; um den leise verzogenen Mund lag der Ausdruck einer so mühsam bekämpften Seelenqual, daß Hertha dies peinvolle Bild kaum wieder aus ihrem Gedächtnis verbannen konnte. Was fehlte der Ärmsten? Das war nicht Neid, nicht Mißgunst, nicht

Digitized by Google

etwa der heimliche Wunsch, an Herthas Stelle zu sein: das lag tiefer. Es wurzelte in schweren Erinnerungen, im Bewußtsein, alles verfehlt und alles verloren zu haben ... Wie beginnender Irrsinn hatte es in den unstäten Augen gefunkelt, — und die Worte: „Dein reines Glück," die sie gemurmelt, klangen wie eine verkappte Selbstanklage. — Es wirkte erlösend auf Hertha, als später das pausbackige Fräulein von Thuna ihr gratulierte und bang seufzend beklagte, daß es nicht allen vergönnt sei, den Stern ihres Lebens ans Herz zu drücken. O, diese preußischen Referendare!

Ein gemeinsames Festmahl vereinigte die Verwandten und Freunde der beiden Paare in den Sälen der „Stadt Triest". Da es zwei Bräute gab, mußte man wohl ein neutrales Gebiet wählen.

Die Toaste und Tischreden überstürzten sich förmlich.

Der Pfarrer brachte den Trinkspruch auf die Vermählten aus, — kurz, bündig und zweckentsprechend.

Doktor Steinmann, dessen schluchzende Julie sich nach wiederholter Umarmung des „lieben Kindes" glücklich beruhigt hatte, pries ebenso nüchtern als weitschweifig die Freuden der Häuslichkeit, — „eigner Herd ist Goldes wert" —, sprach von dem schönen Berufe der Standesbeamten und Priester, spielte auf sich und sein blondes Weib an und leerte — nach einem Abstecher in die Region möglicher Krankheitsfälle, für die dann, Gott sei Dank, ja der Arzt da sei — den „schäumenden Becher" auf die Gesundheit des würdigen Konsistorialrats, der da die glücklichen Paare zum ewigen Bunde vereinigt und die Pflichten christlicher Ehegatten so wahr und ergreifend betont habe.

Professor Ehlers verbreitete sich in akademisch gefärbter Darlegung über die Grundsätze der Kalobiotik, stellte die These auf, man müsse das Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestalten, verglich dann die Seelengemeinschaft der Gatten mit dem symmetrischen Aufbau eines Gemäldes und toastete auf die Verwandten der beiden Bräute.

So ging's mit wenigen Unterbrechungen fort bis zum Schlusse der Tafel. Auch der schwerhörige Freiherr von Wolfshagen schlug an sein Glas und brachte mit Stentorstimme zwischen dem Eis und dem Käse „das Wohl des Helden von St. Quentin" aus, nachdem dies unmittelbar vorher bestens von Wladimir Orlowsky besorgt worden war. Die ungewöhnliche Heiterkeit, die sein launig gemeinter Trinkspruch hervorrief, spornte ihn an, denselben über Gebühr auszudehnen, ein Kapitel aus dem Werke des Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg, das er seit vierzehn Tagen genau studiert hatte, teilweise buchstäblich wiederzugeben und erst zu schließen, als seine asthmatische Gattin, purpurn vor Alteration, auf ihn zueilte und ihm von hinten — unvermerkt, wie sie meinte — mit der rundlichen Hand einen warnenden Puff gab.

Professor Ehlers sprach sogar noch ein zweites Mal. Er variierte, allerdings vom Champagner schon stark ermutigt, das Thema: „Er soll dein Herr sein" — zur starren Verwunderung seiner Iduna, die mit dem Leutnant von Höffert einen ironischen Blick wechselte.

„Wenn ich nicht wüßte," — dachte Iduna — „daß er ein treues, gutes Kamel ist, mir könnte bang werden bei diesen schreckhaften Theorieen!"

Gegen halb acht zogen die beiden Paare sich ohne Aufsehn zurück.

Noch einmal umarmten sich die myrtengeschmückten Freundinnen und tauschten ihr Glücksgefühl in zärtlichen Küssen aus.

„Leb wohl, leb wohl!"

„Und es bleibt dabei: du schreibst mir so bald als möglich!"

Nach diesem zärtlichen Abschied machten sie Toilette zur Reise. Frau von Gruthenau war ihrer Tochter, Julie Steinmann ihrer Schwester behilflich.

Als Hertha nach fünfundzwanzig Minuten ins Vorgemach trat, wo Otto von Anzendorff auf sie wartete, da schienen auch ihre Wimpern etwas gefeuchtet. Julie hatte mit ihrem erneuten Schluchzen sie angesteckt. Hertha verlor ja nichts, — aber es war und blieb doch immer ein bedeutsamer Abschnitt, und Julie, die gute Julie, weinte so herzbrechend.

Graf Gaßler mit seiner Marie fuhr nach dem Westbahnhof: ihr Reiseziel war Paris. Der Oberst und seine Frau hatten sich für Italien entschieden. Sie wollten, da Hertha von je für dies schönheitgeschmückte Wunderland glühend geschwärmt hatte, den Winter in Rom verbringen.

Digitized by Google

Der Zug war wenig besetzt. Die Beiden blieben bis zu der Endstation ihrer heutigen Fahrt, der freundlichen Bergstadt Laynau, an die für den Oberst sich allerlei traute Erinnrungen knüpften, allein.

Hertha war etwas abgespannt. Der Oberst hatte ihr einen einzigen Kuß auf die Stirn gedrückt, sie dann vorsorglich in die Ecke des Wagens gebettet und mit Tüchern und Teppichen wider die Kälte geschützt; denn es fror bereits, und der Heizapparat mußte, seiner abscheulichen Dunstluft wegen, abgestellt werden.

„So, mein Kind! Nun versuche zu schlafen!"

Sie schloß die Augen.

Sie war in der That von den Eindrücken und Erlebnissen dieses bedeutsamen Tages gründlich erschöpft; aber sie fand keinen Schlummer, und nur, weil ihr Gemahl es so wollte, beherrschte sie sich, unterdrückte ihre nervöse Rastlosigkeit und atmete ruhig und regelmäßig wie eine Schlafende. Das wirkte denn auch allmählich beschwichtigend. Ihre Gedanken sammelten sich. Sie blinzelte unter den Wimpern hervor zu ihm hinüber und sagte sich überquellenden Herzens, wie gut er sei.

Otto von Anzendorff hatte gleichfalls den Kopf in die Polster gedrückt und die Lider gesenkt. Noch einmal überlegte er seine Zukunft.

Wie gern, o wie gern wäre er aufgesprungen, hätte das blühende junge Geschöpf, das wie ein harmloses Kind dort zu schlummern schien, stürmisch emporgerissen und sie an sich gepreßt, wild, wahnsinnig, als ob er im Hochgefühl ihres Besitzes vergehen sollte. Eine seltsame Regung jedoch hielt ihn von diesem Ausbruch seiner lodernden Leidenschaft ab.

Während der letzten Wochen hatte er sich vielhundertmal diesen Augenblick des ersten Alleinseins ausgemalt, — und immer war ihm zu Sinn gewesen, er würde so handeln wie jetzt.

Seine Liebe durfte nicht auftreten in der anachronistischen Tracht einer Jünglingsliebe; er mußte die rasende Glut, die sein Herz durchtobte, zu einer maßvollen Wärme abdämpfen, um den Kontrast zwischen seiner äußern Erscheinung und seinem Gebaren nicht allzu fühlbar zu machen.

So hatte er sich die Sache zurechtgelegt, — und jetzt, wie er sein reizendes Lieb so vor sich erblickte, so knospend, so jugendlich, da zollte er sich verdreifachten Beifall.

„Ich muß meiner Liebe zu ihr gleich von vornherein etwas Väterliches und Ernstes beimischen," sagte er zu sich selbst. „Sie soll in meinem Verkehr mit ihr niemals die Würde vermissen, die mein Alter erheischt, wenn ich mich auch im Herzen — dem Himmel sei Dank! — so jung fühle, ach, so jung ...!"

Und wie er dies dachte, da summten ihm die Verse eines halbvergessnen Liedes durch die Erinnerung:

„Mein Herz ist voll, als müßt' ein Lenz erspriessen,
Mein Herz ist voll, als wär' ich zwanzig Jahr ..."

Zwanzig Jahr! Und im kommenden Juni wurde er sechzig! War es denn möglich? Klaffte denn in der That zwischen ihm und dem Weibe, das er jetzt sein nannte, ein so gewaltiger Zeitraum, mehr als ein Menschenalter?

Wie reizend hatte sie jüngst noch zu ihm gesagt, da er wieder dies Thema berührt hatte: „Ich liebe dich gerade so wie du bist! Ich möchte dich gar nicht anders! Fühlen wir denn diesen Altersunterschied? Nein! Er steht also nur auf dem Papier! In Wirklichkeit passen wir zu einander, wie jemals ein liebendes Paar zu einander gepaßt hat!"

So dachte sie jetzt. Würde sie immer so denken?

Die nächsten zehn Jahre nahmen ja wohl auch ihr ein wenig von dem leuchtenden Schmelz ihrer Mädchenzeit: aber für ihn bedeuteten sie doch mehr ...!

Das Herz ward ihm beklommen bei dieser Betrachtung. Er wandte sich ab und schaute hinaus in die dunkle Novembernacht, wo jetzt die Bahnhofslaternen einer kleinen Station pfeilschnell vorüberflogen.

Ein Bild dieses flüchtigen Daseins! Eh man noch recht zur Besinnung kömmt, ist der Glanz wieder erloschen; die ewige Finsternis tritt in ihr grausames Recht.

Und doch, er schöpfte auch wieder Trost aus dieser Betrachtung. Gerade unter dem Bann der Vergänglichkeit schien es ihm thöricht, gar so weit hinaus in die Zukunft zu denken! Zehn Jahre! Was konnte sich alles in diesem Zeitraum ereignen! War es denn so gewiß, daß er in zehn Jahren überhaupt noch unter den Lebenden weilte? Und

Digitized by Google

ſollte er ſich die Freude am Jetzt durch einen Ausblick verkümmern, der ja doch unter allen Verhältniſſen auf Trümmer und Schutt fiel? Jedem Glück, auch dem ſicherſten, ſchlug ja nach ewigem Ratſchluß die letzte Stunde. Weshalb ſchreckte ihn das Schickſal der Allgemeinheit? Ja, hatte er im Grunde nicht etwas voraus vor denen, die, ſelber jung, den Traum ihrer Jugend ans Herz drücken? Ihm blieb es aller Wahrſcheinlichkeit nach erſpart, die Blume, die er ſich auserwählt, traurig dahinwelken, verblühen, verdorren zu ſehn...

Fort mit den Thorheiten! Er wollte das Glück, das ihm das Schickſal ſo ſpät in den Schoß warf, ganz und von Grund aus und ohne trübſelige Nebengedanken genießen. Er wollte ſich ſonnen im Glanz dieſer Anmut und Lieblichkeit. Vor allem jedoch: er wollte ſein Herzblut daranſetzen, dies vertrauende, liebe, ſüße Geſchöpf, das ihm den Abend des Lebens ſo wonnig verſchönte, glücklich zu machen.

Ein heißes Gefühl der Dankbarkeit ſtrömte ihm durch die Adern. Er ſchaute ſie an mit dem Blick eines Gläubigen, der zur Madonna fleht und ihr ein frommes Gelübde leiſtet. — Hertha empfand dieſen Blick; ſie begriff, was er ihr ſagte, — und ein himmliſches Gefühl der Geborgenheit überrieſelte ſie...

Der Pfiff der Lokomotive tönte grell durch die Nacht.

„Liebchen," ſagte der Oberſt, „willſt du dich fertig machen?"

Sie fuhr ſich, holdſelig verwirrt, mit den Fingerſpitzen über die Augen und erhob ſich wie ſchlaftrunken.

Otto von Anzendorff half ihr die Tücher zuſammenlegen und nahm dann die beiden Handtaſchen aus dem Gepäcknetz.

Erwartungsvoll ſtanden die beiden ſich gegenüber.

Der Zug verringerte ſeine Schnelligkeit.

„Mein ſüßes, herziges Kind," ſagte der Oberſt.

Er küßte ſie lang und innig. Willenlos hing ſie in ſeinem Arm. Ihr heißes Antlitz preßte ſich zärtlich an ſeine Schulter.

„Lieber, lieber, lieber Otto!"

Und ſie küßte ihn wieder.

Der Zug hielt an.

„Station Laynau!" riefen die Schaffner.

Der Wagen des Gaſthofs „Zum König von Portugal" ſtand vor dem Ausgang des Bahnhofs.

15. Kapitel.

Am folgenden Morgen gegen halb zehn ging die Fahrt weiter nach München.

Dort machte man einige Tage Raſt.

Hertha, die während der letzten Zeit, die ſie im Hauſe des Schwagers verbracht, auffallend ſchweigſam geweſen, hatte die Friſche und Lebensluſt ihrer Mädchenzeit wiedererlangt. Sie war unermüdlich in ihrer feurigen Schau- und Wißbegierde, und ihr Gemahl, der die Kunſtreichtümer der Iſarſtadt bis ins einzelne kannte, war ganz ebenſo unermüdlich, ihr den Führer und Ausleger zu ſpielen.

In der Pinakothek fanden ſie das berühmte Gemälde Roland Keſſingers: „Nach der Trauung."

Hertha geriet vor Staunen über die echt venezianiſche Farbenpracht dieſer Kompoſition, die ſie damals beim Vorberaten der lebenden Bilder nur in einer unvollkommnen photographiſchen Nachbildung geſehn hatte, geradezu in Ekſtaſe.

„Weißt du," ſprach ſie, „wir ſtritten einmal, Profeſſor Ehlers und ich. Er unterſchätzte die Wirkung des Kolorits, was ich natürlich, da ich ſelbſt doch ein bißchen gemalt habe, heftig bekämpfte. Juſt in bezug auf dies Bild ſtritten wir. Ich ahnte ja nicht, wie glücklich das Beiſpiel gewählt war. Ich ſagte nämlich, das Brautpaar wirke in unſrer Gruppe faſt beſſer als auf der Photographie, — des farbenreichen Koſtüms wegen."

„In der That," beſtätigte Anzendorff, „dieſe üppigen Töne wetteifern mit Paolo Veroneſe. Seltſam, wie mich der Anblick berührt! Das bleiche Mädchen dort an der Säule haſt du damals geſtellt, — und wenn ich um einige Schritte zurücktrete, dann meine ich faſt, ſie ſähe dir ähnlich. — Hertha, an jenem Nachmittag iſt mir klar geworden, daß ich dich über jede Beſchreibung liebte; aber Gott ſei mein Zeuge: niemals hab ich mir träumen laſſen, ich würde das Originalbild an deiner Seite hier ſchauen ... und ſo...!"

Er preßte die weiche Hand, die traulich und ſchmiegſam auf ſeinem Arm lag.

Digitized by Google

„Siehst du, da war meine Rolle prophetisch," flüsterte Hertha. „Träume, Ahnungen und solcherlei Dinge bedeuten ja immer das Gegenteil. Ich, die Verlassne, hab also damals gerade den Mann gefunden, dem ich nun angehöre mit Leib und Seele. Wahrhaftig, Otto, ich bin ganz vernarrt in das Bild. Wenn wir im Frühjahr nach Hause kommen, mußt du mir eine Kopie kaufen, und vielleicht versuch ich mich dann einmal selbst daran."

Von München ging die Fahrt nach Verona. Dort bestieg man das klassische Amphitheater der Piazza Brà.

Hertha interessierte sich „fabelhaft" für die Gladiatorenkämpfe und Pantherhetzen, welche vor nahezu zwei Jahrtausenden hier in Szene gegangen. Ihr Wissen hielt zwar in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt mit der Lebhaftigkeit ihrer Teilnahme. Der Oberst jedoch, ein gründlicher Kenner des Altertums, und wahrlich kein öde-pedantischer, füllte die Lücken und ergänzte das Mangelhafte durch so anschaulich-packende Einzelheiten, daß es sich vor den Blicken Herthas aufthat, wie eine neue Welt. Sie begriff nun, wie wenig von dem wahren Geiste des Altertums in den Schulen uns übermittelt wird. Ihr Verlangen, mehr und mehr in diese Vergangenheit einzudringen, aus den Trümmern des Einst sich ein lebendiges Ganze zu bilden, nahm den Charakter einer brennenden Sehnsucht an, und in stiller Bewunderung schaute sie zu dem Manne empor, der mit dem Zauberstab seiner prunklosen Worte die toten Steine zum Reden brachte.

„In Rom," sagte der Oberst, „wird dir das alles noch klarer und greifbarer werden. Tausende von Touristen wandeln sehenden Auges und doch blind an den stummen Zeugen jener Epoche vorbei und erkennen trotz der Winke ihres Bradshaw und Bädeker in den Schutthaufen des römischen Forums nur traurige Überreste, aus denen wohl hier und da etwas ‚Hübsches' hervorragt, die aber selber lästig und langweilig sind, weil man sie ehrenhalber ein bißchen durchstöbern muß. Nur wer den Geist jener Vergangenheit kennt, wird hier machtvoll und nachhaltig angeregt; nur er findet hier wahren Genuß. Es handelt sich ja nicht um ein Kunstwerk, das aus sich selber verständlich ist, sondern um bloße Erinnerungszeichen, die erst dann ihren Wert gewinnen, wenn der Beschauer vorbereitet an sie herantritt."

Seit diesem unvergeßlichen Vormittag auf den Stufen des Veroneser Theaters brannte Hertha auf Rom, wie ein fiebernder Leser auf die Entwickelung eines interessanten Romanproblems.

Venedig mit seinen malerischen und architektonischen Wunderwerken lenkte die Phantasie der jungen Frau zwar für einige Tage ab; sie lauschte ein wenig den unheimlichen Geschichten, wie sie der Dogenpalast, die Seufzerbrücke, das Bleigefängnis erzählt; sie gab sich dem orientalischen Zauber der Markuskirche und des „herrlichsten Platzes der Erde" gefangen. Bald aber tauchte die römische Kaiserzeit wieder empor, und Herthas vorschauende Einbildungskraft weilte bereits in der stolzen Rotunde des Colosseums, während ihr schlanker Leib sich noch in der Gondel des Canalazzo wiegte.

Otto von Anzendorff, der sich an der feurigen Unternehmungslust und der köstlichen Frische der jungen Frau wahrhaft erlabte, ließ ihr vollkommen den Willen.

Hertha verzichtete auf Bologna, Ancona, Ravenna. Ununterbrochen und auf dem nächsten Wege ging die Fahrt durch das Tiberthal nach der ewigen Stadt.

Eine denkwürdige Stunde war es, da man sich diesem Wallfahrtsziele so vieler tausend und aber tausend begeisterter Menschen näherte. Die mächtige Kuppel der Peterskirche malte sich in schwarzblauer Silhouette gegen den brandroten Himmel ab. Der vatikanische Prunkpalast mit seinen elftausend Gemächern sah ernst und schweigsam von seiner Höhe über das endlose Häusergewühl. Glockengeläute durchschwirrte die Luft; das Rom der Antike, das Rom des Papsttums und das Rom des italienischen Volkes — diese drei widerspruchsvollsten Klänge der Welthistorie schienen hier durcheinander zu brausen, wie die unentwirrbaren Tonverschlingungen einer gewaltigen Symphonie.

In Rom begann man sich häuslich einzurichten. Man bezog unweit des Spanischen Platzes eine freundliche Mietswohnung, nahm sich Leute zur Besorgung der Wirtschaft und speiste so wenigstens dreimal in der Woche daheim. An den übrigen Tagen blieb man, wie Tante Susette dies genannt haben würde, „aushäusig"; denn beim Besuchen so zahlreicher Merkwürdigkeiten, und vollends bei

den Ausflügen in die Campagna, nach Tivoli, Frascati, Albano ꝛc. war es nicht möglich, sich an bestimmte Stunden zu binden.

Hertha fühlte sich anfangs ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich Rom, zumal das antike, noch großartiger und erhabener vorgestellt. Bald aber war dieser Bann gebrochen. Die Mauerreste der alten Cäsarenstadt huben zu reden an, lauter noch und vernehmlicher als die Stufen des veroneſischen Amphitheaters. Otto von Anzendorff hatte selbst nicht vorausgesehn, daß sich sein Wissen jemals so in lebendige Wirklichkeit umsetzen würde. Die Zeit der Imperatoren stieg wahr und farbengetreu aus ihren Grüften empor; von neuem wandelte Quintus Horatius über den Heiligen Weg; die Harnische der Prätorianer klirrten am Eingang des Kaiserpalastes, und die sausenden Zweigespanne umkreisten die Säule des Cirkus Maximus.

Dabei übertrieb man nicht.

Die Schönheiten der Natur wurden ebenso eifrig genossen, wie die Denkmale der Geschichte und die Werke der Kunst.

Ja, auch das fröhliche Nichtsthun, das planlose Schweifen, das Ruhen und Rasten unter den Pinien der Villa Pamphili nahm einen guten Teil des Programms hinweg.

Im Laufe der Wochen knüpfte man hier und da eine gesellschaftliche Beziehung an. Es war dies der ausdrückliche Wunsch Anzendorffs, der sich gesagt hatte, die Epoche des absoluten Alleinseins dürfe nicht gar zu sehr ausgedehnt werden, falls nicht hier sogar, im Mittelpunkte so vieler Schönheiten, das Gefühl der Eintönigkeit aufkommen solle, — nicht für ihn, aber für Hertha.

Man verkehrte zunächst mit einem liebenswürdigen deutschen Gelehrten, dessen Jovialität nicht minder geschätzt wurde, als seine sprachwissenschaftlichen Leistungen. Ferner mit drei italienischen Künstlern, von denen der älteste eine recht angenehme Französin zur Frau hatte. Und schließlich mit einem jungen schwedischen Ehepaar, das gleichfalls den ersten Winter in Rom verlebte.

Otto von Anzendorff beobachtete mit heller Genugthuung, wie behaglich und gleichmütig seine junge Gemahlin sich unter diesen verschiedenartigen Elementen bewegte. Ganz besonders erfreute ihn die Gewandtheit, mit der sie den etwas lebhaften Huldigungen Giuseppe Giraldi's, des jüngsten der drei italienischen Maler, entgegentrat, weder geschmeichelt noch mißgestimmt, sondern einfach, gelassen und ruhig. Wenn der kaum dreiundzwanzigjährige Mensch in seiner naiv-überschwenglichen Weise von ihren Augen schwärmte und ihren entzückenden Händen — „ah, che bella mano!“ — so nahm ihr jugendfrisches, mädchenhaftes Gesichtchen mitunter eine fast mütterlich-ernste Miene an. Ihr freundliches Lächeln besagte: Dem Künstler muß man dergleichen zu gute halten.

Und Giuseppe Giraldi war in der That ein Künstler.

Schon damals besaß er einen nicht unbedeutenden Ruf als Porträtmaler. Sein heißester Wunsch ging dahin, daß die „entzückende deutsche Signora“ ihm sitzen möge, — was denn auch endlich geschah, nachdem sich der Oberst selber für ihn verwandt hatte. Während des Malens schwatzte er unaufhörlich, erging sich in bewundernden Ausrufen über das reizende Inkarnat, die dunkeln Augen, die Lippen, — o, diese Lippen! und mahnte die junge Frau, selber zu plaudern, da sich ihr Antlitz dann erst völlig entwickle, wenn sie zu sprechen beginne.

„La vita è tutto!“ — „das Leben ist alles!“ rief er begeistert. „Reden Sie, lachen Sie! O, das Bild wird bezaubernd werden!“

Sie redete also. Von Deutschland erzählte sie, und daß sie selber gemalt habe — Genrebilder — natürlich kopiert.

„Zum eignen Entwerfen mangelt uns Frauen ja die Erfindungskraft. Maten Sie auch Genrebilder, Signore Giraldi?“

„Noch nicht. Später vielleicht. Ein Porträt ist ja auch ein Genrebild. Es verkörpert eine bestimmte Situation. Sie zum Beispiel denk ich mir unmittelbar nach der Verlobung: — stolz, freudig und dennoch ein bißchen scheu... Ja, so sind Sie gewesen! Wir Künstler täuschen uns nicht! Ein ausgezeichneter Mann, der Herr Oberst, ein Ritter, ein Heros...“

„Malen Sie nur, und starren Sie nicht so thöricht herüber!“

„Corpo di Dio! Ich werde mir doch das Glanzlicht da auf der Wange einprägen dürfen. Die Signora ist streng wie ein Kardinal.“

Nach vierzehn Tagen war das Porträt vollendet, — ein kleines Meisterstück, das der dankbare Oberst dem jungen Pisaner mit

Digitized by Google

Gold aufwog. Giuseppe Giraldi erbat sich indes die Erlaubnis, vor der Ablieferung eine Doublette für seine Künstlerwerkstatt zu fertigen.

„Nur der Reklame halber," sagte er scherzhaft.

Gegen Mitte Dezember traf ein Brief aus Paris ein. Hertha und ihre Freundin Marie hatten sich allerdings das Versprechen gegeben, so bald als möglich zu schreiben, und zwar sollte die junge Frau Oberst den Anfang machen. Hertha jedoch war erst Ende November dazu gekommen, und Gräfin Gaßler mochte gedacht haben: Wie du mir, so ich dir —; daher sie denn gleichfalls mehr als vierzehn Tage verstreichen ließ, eh sie zur Feder griff.

Ihr Brief trug wesentlich dazu bei, das unsägliche Wohlgefühl, das den Oberst sowohl wie Hertha seit dem Tag ihrer Vermählung wie mit rosigen Wolken umhüllte, wenn nicht zu steigern, so doch lebhafter zum Bewußtsein zu bringen.

Wie völlig anders schien sich das Leben des Grafen Gaßler gestalten zu sollen, als das Anzendorffs! Und wie grundverschieden ergab sich jetzt der Charakter Mariens von dem ihrer Pensionsfreundin!

Marie schien sich bereits zu langweilen. Sie plante die Heimreise — nicht aus Sehnsucht nach ihrer Häuslichkeit, sondern lediglich um dem Aschgrau ihrer Stimmungen zu entgehn. Ja, sie wäre gleich nach Verlauf der ersten acht Tage zurückgekehrt, hätte sie nicht den Spott ihrer Bekannten gefürchtet, denen sie gar so viel von dem zukünftigen Aufenthalt in Paris vorgeschwärmt hatte. Graf Gaßler wollte nämlich während der Flitterwochen nur seinem Glück leben. Er mied jede Gesellschaft, und das fand die vergnügungssüchtige, unstäte Gräfin geradezu fürchterlich.

Auf der dritten Seite des Briefes stand zu lesen was folgt:

„Sage doch, Hertha, mein Liebling, — aber ganz unter uns — habt Ihr, Du und der Oberst, schon eine Meinungsverschiedenheit, eine Szene gehabt? Weißt Du, so ein Ehestandsauftritt im kleinen? Wie ich Dich kenne, sollte ich's fast voraussetzen, zumal dein gestrenger Eheherr so viel älter ist, und manchmal vielleicht sich lieber aufs Ohr legt, wenn Du an Ausfahrten denkst und Spaziergänge. Bei uns kommt dieser Punkt freilich in Wegfall. Aber trotz alledem! Wir haben uns ernstlich gekampelt, um Dein Lieblingswort aus der Pension zu gebrauchen, — und Eberhard trug natürlich die Schuld. Ich war geradezu starr: denn wie gesagt, er ist sonst die Güte und Liebenswürdigkeit selbst.

„Nun seh ich bereits im Geist, wie Du spannst! Die Sache ist einfach genug. Wir gingen bei dem herrlichsten Frostwetter über die Boulevards. Ein Sonnenschein — es war eine Pracht! Die Schaufenster blitzten, als freuten sie sich dieser vorteilhaften Beleuchtung. Nun stehen wir da vor dem berühmten Putzgeschäfte der Damen Latouche. Ich lasse den Blick über die Herrlichkeiten an Hüten, Coiffüren und Federn schweifen, die da im reizendsten Arrangement ausgestellt sind. Ein Hütchen — un amour de chapeau — versetzte mich wahrhaft in Aufregung. Es war allerdings etwas hoch und in der Farbenzusammenstellung außerordentlich keck; aber ich hatte sofort das Gefühl: das kleidet dich zum Entzücken! Ich sprach das natürlich aus. Weshalb sollte ich nicht! Aber was denkst Du, was ich erleben muß? Bis zur Stunde hatte mir Eberhard jeden Wunsch, den er mir vom Gesicht ablas, augenblicklich erfüllt: hier nun wird er auf einmal sonderbar! Er schüttelte kurzweg den Kopf und sagte dann, als ich ihn geradezu bat, mit großer Bestimmtheit: ‚Nein, mein Engel! Das schickt sich vielleicht für eine . . . Pariserin: aber für dich ist mir dieser babylonische Turm denn doch zu auffällig!' — ‚Ach,' versetzte ich, immer noch freundlich und scherzend, ‚liebster Freund, das verstehst du nicht!' — Aber er blieb dabei, trotz meines Flehens, ja trotz meiner Thränen, die ich am Abend vergoß; denn das zauberische Hütchen, hochrot mit hellgrau, wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich hätte Gott weiß was geopfert, wär' mir's gelungen, ihn anders zu stimmen.

„Nun, dachte ich schließlich, du wirst's ja erleben.

„Am folgenden Morgen verließ ich also, ohne ein Wort zu sprechen, unser Hotel, nahm einen Wagen, fuhr bei den Damen Latouche vor und legte ihnen die dreihundert Francs auf den Tisch, die der sogenannte babylonische Turm kosten sollte. Es war schändlich, den Hut so zu taxen. Du weißt doch, ich habe Geschmack. Höchst originell, sage ich Dir, und ganz allerliebst! Ich setzte ihn gleich bei den Damen Latouche auf, ließ

mir den alten Hut in Papier schlagen und fuhr sofort wieder heim.

„Nun aber kam denn wirklich die Katastrophe! Ich hätte es meinem sonst so höflichen Gatten nicht zugetraut! Scheinbar gelassen bat er mich, das ‚abscheuliche Machwerk' abzunehmen. ‚Natürlich,' sag ich, ‚das hätt' ich ja sowieso gethan. Übrigens hab ich den Hut auch nur deshalb gleich aufgesetzt, um dir so durch den Augenschein zu beweisen, wie brillant er mich kleidet.' — Eberhard gab keine Antwort; kaum aber hatt' ich den Hut auf den Tisch gelegt, als er denselben ergriff und ihn ohne weitres in das Kaminfeuer warf, das im Nu die Kunstschöpfung der berühmten Putzmacherinnen verzehrt hatte. ‚So,' sprach er mit einer empörenden Ruhe, ‚merke dir für die Zukunft, daß es selbst für den zärtlichsten Mann eine Grenze gibt, wo die Geduld reißt!' — Ich war natürlich verzweifelt, aber er gab mir kein gutes Wort. Den ganzen Tag über schmollte ich, bis mir die Sache zu langweilig wurde. Aber vergessen hab ich's ihm nicht, dem Abscheulichen! Ja, ja, liebe Hertha, das Leben hat seine Schattenseiten!"

Hertha erwog, ob ihre Freundin sich wirklich während der letzten sechs Wochen verändert habe, oder ob ihr das nur so scheine, dieweil sie selbst eine andre geworden? Die leichte, flotte, allen tiefren Gemütsbewegungen abholde Art Mariens war es ja gerade gewesen, die auf Hertha einen so fesselnden Reiz geübt; ihre beiderseitige Freundschaft wurzelte in dem Umstand, daß sie sich gegenseitig ergänzten; das meinten sie wenigstens damals im Margaretenstift. Und nun? Ja, es mußte an Hertha liegen! Sie selber war nicht mehr die Hertha von einst. Die Unstätigkeit ihres Geistes war nun gewichen; ihre Einbildungskraft, ihre schweifende Sehnsucht hatte jetzt endlich den Punkt gefunden, auf welchem sie rasten konnte. Ihr Schiff war im Hafen; die Stürme des Lebens rührten nicht mehr an diese traute Geborgenheit. Sie bedurfte nicht fürder des glänzenden Schmetterlings, um sich an seinem beweglichen Farbenspiel zum Bewußtsein zu bringen, daß es doch eine Lust sei, zu leben ...

16. Kapitel.

Es war nahezu drei Jahre später.

Das Glück, das von der ersten Minute an über dem Anzendorffschen Hause geleuchtet hatte, strahlte in unvermindertem Glanze fort. Der Oberst, wiewohl ja seine Bedenken und Sorgen von ehedem völlig geschwunden waren, trug der Ungewöhnlichkeit seiner Lage dennoch insofern Rechnung, als er mit ängstlicher Vorsicht alles vermied, was in der Seele Herthas auch nur die leiseste Trübung hätte hervorrufen können. Nicht daß er sich schwach erwies oder unmännlich, wenn es denn ja einmal darauf ankam, seine bessere Einsicht zur Geltung zu bringen: aber sein Widerspruch war in der Form so gütig und mild, daß Hertha ein Vergnügen dabei empfand, sich unterzuordnen. Er trug sie auf Händen, umgab sie mit seiner Liebe und Aufmerksamkeit, wie mit einem schützenden Mantel, und hielt so jegliche Unbill des Lebens von ihr entfernt. Niemals jedoch ließ er das Väterliche, Beschirmende, das ihm zur zweiten Natur geworden, aufdringlich in Bevormundung ausarten, sondern gönnte im Gegenteil seiner jungen Gemahlin eine Selbständigkeit, deren kraftvolle und kluge Bethätigung ihn stets von neuem entzückte. Bei allen wichtigen Angelegenheiten holte er ihren Rat ein, niemals zum Nachteile dessen, was er da plante, — und mit freudigem Stolz fühlte er, daß er in Hertha ein Weib für sein trautes Daheim, nicht, wie Graf Gaßler, eine Frau für die Welt besaß.

Hertha von Anzendorff hatte ihrem Gemahl einen Knaben geschenkt. Max hieß der Kleine, nach dem verstorbnen Vater seiner Mama. Dieses reizende Kind, das jetzt eben zwei Jahre zählte, war das ganze Entzücken der Eltern, und bedeutete, wenn das noch möglich war, eine Verstärkung des Bandes, das die Herzen der beiden Glücklichen so unlöslich verknüpfte.

Hertha schien denn auch völlig in ihrem Familienkreis aufzugehen. Nur bei ganz hervorragenden Veranlassungen trat man in die große Gesellschaft. Sonst beschränkte sich der Verkehr auf eine mäßige Zahl von Verwandten und Freunden, zu denen die Gaßlers, Wladimir Orlowsky und dann auch die Steinmanns gehörten.

Julie war seit der Verheiratung Herthas ihr näher getreten, und Hertha selber hatte jetzt mehr Verständnis für die Einseitigkeit ihrer Schwester, die nur das übertrieb, was an und für sich den Beruf einer guten Hausfrau und Mutter ausmacht. Hertha fand es

Digitized by Google

nicht mehr so schrecklich prosaisch, wenn Julie stundenlang über den Schnittmustern zu einem Anzug für Hänschen zubrachte, obschon sie selbst derartige Dinge doch etwas schneller erledigte, und außerdem ihre mannigfaltigen, aus der Mädchenzeit überkommnen Interessen besaß, für die Frau Steinmann keinerlei Sinn hatte.

Hertha malte jetzt wieder.

Der Aufenthalt in dem reizenden Atelier, das der Oberst ihr hatte herrichten lassen, zählte mit zu den köstlichsten Stunden ihres reichlich besetzten Tages.

Der kleine Max tollte alsdann mit Waldmann auf dem Löwenfell vor dem türkischen Sofa. Das frohe, gesunde Kinderlachen mischte sich in das Kläffen des Hundes, der die Zuneigung seines Spielkameraden lebhaft erwiderte, ihn zerzauste und über ihn herkollerte, aber dafür auch die Püffe der kleinen Fäustchen, die ihm gelegentlich derb über die Schnauze fuhren, mit großer Geduld einsteckte.

Hertha stand bei diesem fröhlichen Lärm, den sie kaum noch entbehren konnte, glühenden Angesichts vor ihrer niedlichen Staffelei und handhabte fleißig den Pinsel. Ihr Talent war mäßig, aber doch gerade ausreichend, um ein Meisterwerk, das sie kopierte, nicht zu verunstalten.

So schmückte längst, von ihrer kundigen Hand gemalt, eine verkleinerte Nachbildung des berühmten Kessingerschen Gemäldes „Nach der Trauung“ das Arbeitszimmer ihres Gemahls. Es war dies die Kopie einer Kopie und dennoch so vortrefflich gelungen, daß man den Stil des Meisters selbst in den unbedeutendsten Einzelheiten wieder erkannte.

Der Oberst, der während der Atelierstunden seinen geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Studien oblag, unterbrach sich gern einmal für ein paar Augenblicke, um herauszukommen und sich an dem Idyll, das hier oben sich abspielte, das Herz und den Sinn zu erfrischen.

Er sprach dann wenig, nahm seinen Knaben wohl auf den Arm, wobei der Rattler ungestüm bellend um ihn herumsprang, und drückte dann seiner Frau, die ihm freundlich zugenickt hatte, einen Kuß auf die kleinen, krausen, duftigen Härchen im Nacken.

„Laß dich nicht stören!“ sagte er liebevoll und klopfte ihr auf die Schulter. „Du machst Fortschritte, Hertha, ganz überraschende Fortschritte!“

Eine Sekunde noch auf der Schwelle verweilend, stieg er dann wieder hinab, den leuchtendsten Sonnenschein in der Brust, und getragen von dem unsäglich süßen Bewußtsein, daß auch droben im Atelier alles im Licht des Glücks und des heitern Genügens gebadet sei.

Die Gaßlers kamen während der Herbstmonate, wenn die Sommersaison in Göllrode beendet und das gesellige Treiben der Hauptstadt noch nicht entwickelt war, öfters einmal des Abends, um ein paar Stunden beim Thee zu verplaudern.

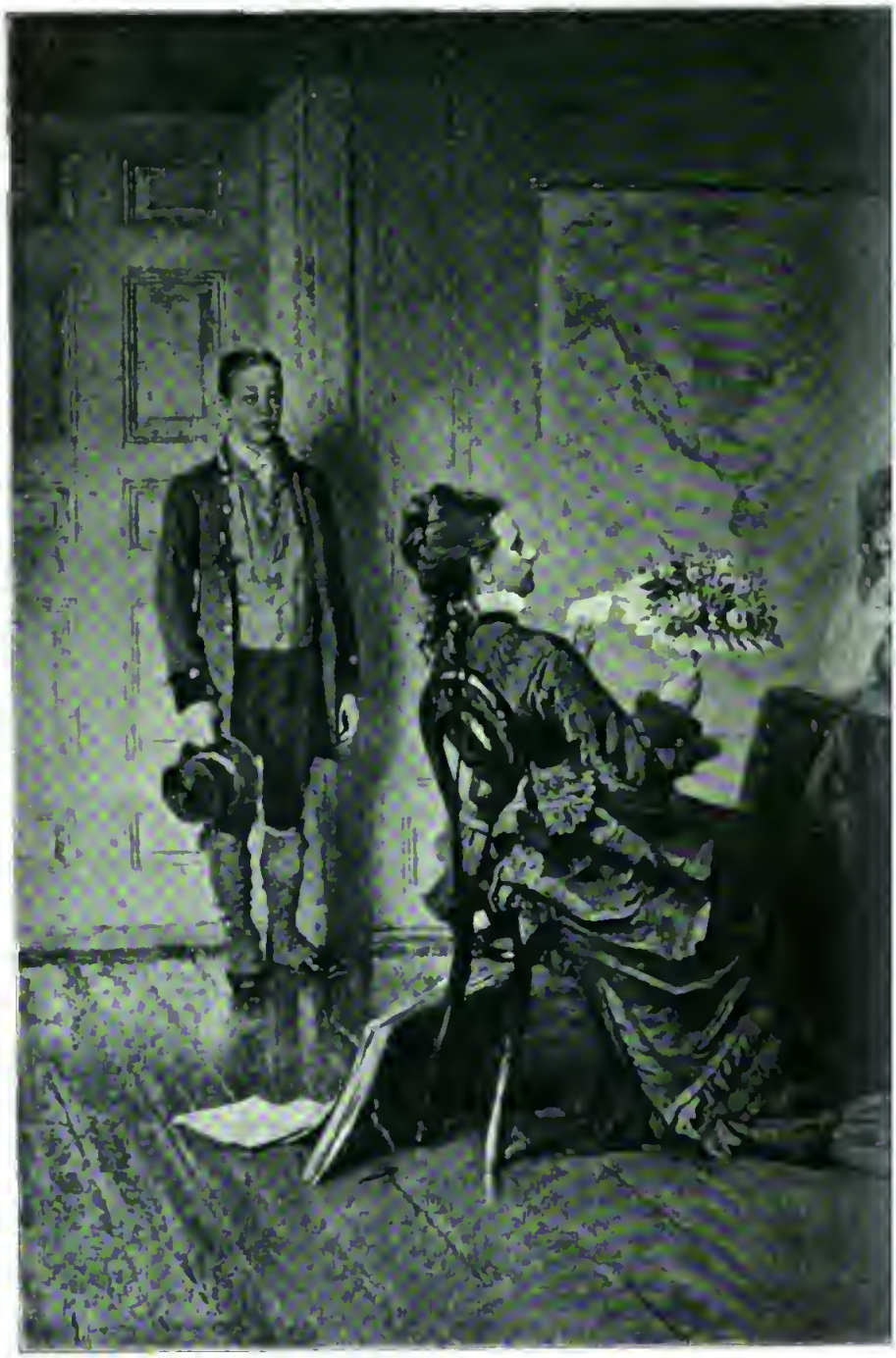
Die Ehe des gräflichen Paares hatte sich, trotz Mariens ausgesprochener Weltlichkeit, besser gestaltet, als der Oberst befürchtete.

Die Routs, die Bälle, die Soireen waren ja allerdings das ureigenste Element der Gräfin: aber im ganzen glitt das gefährliche Treiben der großen Welt wirkungslos an ihr ab. Nichts schien einen tieferen Eindruck auf sie zu machen. Sie galt für eine der gefeiertsten Damen der hauptstädtischen Aristokratie, und dennoch trug sie mit jeder Saison entschiedner den Stempel einer unnahbaren Gleichgültigkeit, was inzwischen nicht hinderte, daß sie in der Verfolgung ihres lärmenden Daseins fortfuhr.

Ihre Verbindung mit Graf Gaßler war bis jetzt ohne Kinder geblieben. Vielleicht hätte ein fröhlicher kleiner Bursche wie Max ihrem Leben eine veränderte Richtung gegeben. Vor einem Jahre noch waren ihr zwei- oder dreimal beim Anblick des entzückenden Knaben Thränen in die Augen getreten. Jetzt aber schien sie auch über diese Empfindung hinaus; nur das Geräusch der Welt und das freundschaftliche Geplauder mit Hertha weckte noch ein Echo in ihrem Herzen.

Bei Gaßlers hatten die Anzendorffs natürlich auch Gustav von Gruthenau und den Leutnant von Höffert getroffen. Der letztere war wie verwandelt. Jener spöttische, impertinente Zug, der ihn dem Oberst so verhaßt gemacht hatte, war völlig verschwunden. Er zeigte sich von der verbindlichsten Artigkeit, — namentlich gegen den Oberst. Mit Aufbietung all seiner Vorzüge schien er die kleinen Verstimmungen der Vergangenheit austilgen zu wollen. Schließlich konnte

Digitized by Google



Mädchenpensionat. Na
(Mit Genehmigung der Photo

dem Gemälde von G. Knorr.
aphischen Gesellschaft in Berlin.)

denn Herr von Anzendorff nicht umhin, den vertrauten Freund der Gaßlers und Gruthenaus aufzufordern, seinen Besuch zu machen.

Hertha merkte sehr bald, was der Leutnant im Schilde führte.

Wenn er sie wirklich geliebt hatte, wie sie doch anstandshalber voraussetzen mußte, so schien diese Liebe sich mit der Zeit in eine wenig erquickliche Abart verwandelt zu haben. Die Aufmerksamkeiten, die Leutnant von Höffert ihr zu erweisen für gut fand, nahmen mehr und mehr den Charakter einer verletzenden Werbung an, die freilich so klug und diskret gehandhabt wurde, daß niemand außer ihr selbst diesen Sachverhalt ahnte.

Einmal, da der Zufall es fügte, daß die beiden für ein paar Augenblicke allein waren, erlaubte sich Paul von Höffert, an jenen Ritt durch den Gruthenauer Forst zu erinnern und zu betonen, daß seine Gesinnungen noch die nämlichen seien...

Hertha meinte anfangs ihrer Entrüstung vollen Lauf lassen zu müssen. Dann aber hielt sie es für geratner, die Sache scherzhaft zu nehmen, wobei es ihr gleichwohl gelang, dem Leutnant begreiflich zu machen, daß er sich vollständig in der Adresse geirrt habe, daß er mit diesem Irrtum eine klägliche Rolle spiele, und daß er es nicht wieder wagen solle, auch nur mit der flüchtigsten Silbe die Ehrerbietung, die sie als Gattin des Obersts von ihm zu fordern berechtigt sei, zu verletzen.

Leutnant von Höffert stammelte eine verunglückte Entschuldigungsphrase.

„Schon gut," sagte sie kurz.

„Das klingt nicht so, als ob es nun gut wäre," sagte er bebend. „Ich bitte um rückhaltslosen Bescheid. Hab ich von jetzt ab Ihr Haus zu meiden?"

Sie zögerte einen Augenblick.

„Wozu?" versetzte sie endlich. „Benehmen Sie sich wie ein Gentleman und kommen Sie nach wie vor!"

Am Abend erzählte sie den Vorfall ihrem Gemahl, nachdem sie sein Wort erbeten, er wolle sich nicht das geringste merken lassen, geschweige denn wider den Unbesonnenen einschreiten.

Der Oberst lobte ihr Taktgefühl, bestätigte ihr, daß auch er es für das richtige halte, in solchen Dingen jeden Eklat zu vermeiden, und konnte sich eines kleinen Triumphgefühls über den hochnäsigen jungen Mann nicht erwehren...

Das war vor nahezu anderthalb Jahren geschehn.

Seitdem hatte der Leutnant sich nie wieder einer Ungebühr schuldig gemacht, — man hätte denn eine solche in dem leidenschaftlichen Blick finden müssen, mit dem er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, die junge Frau zu verzehren schien. Nur Frau von Anzendorff selbst hatte diesen allzu beredten Blick wahrgenommen; aber da sie sich vollständig sicher fühlte, schwieg sie darüber, zumal der Leutnant seltner und seltner kam, und neuerdings, wie es hieß, ein großes Interesse für die Schwester des Grafen Gaßler, Komteß Claudine, bekundete.

Nun zog zum vierten Male der Monat November ins Land seit jener Doppelhochzeit in der Dreieinigkeitskirche.

Es war frühzeitig kalt geworden; fast der ganze Oktober hatte an Rauheit das Unerhörte geleistet.

So kam es, daß schon früher als sonst die Lust an der großstädtischen Geselligkeit aus ihrem Sommerschlafe erwachte.

Marie empfand die Verlegung der Hauptsaison auf die Zeit nach Weihnachten ohnedies als eine Sinnlosigkeit, die man kräftig bekämpfen müsse.

Am dritten November, da es schon dunkelte, fuhr sie in ihrem eleganten Kupee bei den Anzendorffs vor.

Sie traf dort Julie, die nach alter Gewohnheit nur „im Vorbeigehn", „auf einen Sprung" kam, denn sie hatte zehnerlei Einkäufe zu besorgen, Knöpfe für Hänschens Paletot, Manschetten und Kragen für Doktor Steinmann, Photographieständer, Handschuhe, Nadeln, Stickseide — es war so in einem Atem nicht aufzusagen.

Den Eintritt der Gräfin, die ihr wenig sympathisch war, benutzte denn auch Frau Steinmann, um nach Austausch einiger Höflichkeitsworte sich zu verabschieden.

„Eine reizende Frau, diese Julie!" sagte die Gräfin lächelnd. „Nur ein wenig zu still, zu weltscheu! Also Manschetten will sie kaufen, und Kragen und Paletotknöpfe? Das besorgt sie sich selbst? Merkwürdig! Übrigens hat sie trotz dieser eigentümlichen Neigungen etwas recht Distinguiertes. Nicht ganz so wie du, — aber man merkt ihr doch sofort die Dame von Stand an. Wie kam

ſie nur auf die ſonderbare Idee, einen Bürgerlichen zu heiraten?"

„Da mußt du ihr Herz fragen. Sie liebt ihren Mann zärtlich."

„Ach?"

„Was haſt du an meinem Schwager denn auszuſetzen?"

„Nichts, gar nichts! Nur daß er, ſtreng genommen, doch nicht in unſre Kreiſe gehört. Wär' er ein Mann von beſonderem Geiſt, ein Künſtler, ein Dichter, ein Afrikareiſender —: gut! Das iſt ſo ein Adel für ſich! Aber ein ſimpler Doktor, der eben nur Doktor iſt..."

„Je nun," erwiderte Hertha, „mein Geſchmack wäre er auch nicht, obſchon ich recht verwandtſchaftlich für ihn fühle. Aber im übrigen..."

„Debattieren wir nicht! Weißt du, weshalb ich hierher komme?"

„Uns zu beſuchen natürlich!"

„Nicht ſo ganz. Ich habe einen Spezialzweck. Mitte des Monats — am ſechzehnten — geben wir einen Koſtümball im großen Stil, — first rate —; ein Ereignis, von welchem die ganze Stadt wochenlang reden ſoll! Herr Oberſt, Sie müſſen um jeden Preis mit dabei ſein! Ich weiß, daß Sie bis jetzt von derartigen Exzeſſen ſich grundſätzlich fern gehalten..."

„Bitte ſehr, meine Gnädige! Es war Hertha, die ſich zurückhielt. Was mich betrifft..."

„So thun Sie natürlich Ihrem reizenden Frauchen jeden Gefallen! Gut! Ich wende mich alſo an dich, liebſte Hertha. Wir werden uns amüſieren, ich ſage dir, amüſieren wie Götter! Thu mir's nicht an, daß du Nein ſagſt! Weißt du, was geſtern die Laßberg behauptete? Linda von Laßberg? Die Heirat mit dem Herrn Oberſt ſcheine uns beide, dich und mich, ſo ziemlich entfremdet zu haben! Iſt das nicht abgeſchmackt? Freilich, die Welt weiß nichts davon, daß wir im ſtillen recht lebhaft miteinander verkehren! Es iſt thatſächlich aufgefallen, daß du im Vorjahr auch nicht einen der großen Bälle bei uns mitgemacht haſt. Man ſagt ſogar..."

Sie unterbrach ſich.

„Was ſagt man?" forſchte Hertha erſtaunt.

„Dummes Zeug, an das wir uns weiter nicht kehren wollen."

Mariens Blick hatte, vielleicht ohne Abſicht, den Oberſt geſtreift, und dieſer verſtand ſie ſofort.

Man ſagte, der zweiundſechzigjährige Ehegemahl wünſche nicht, daß die zweiundzwanzigjährige Frau zu viel auf dem vulkaniſchen Boden der großſtädtiſchen Salons verkehre.

Ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund.

Wirklich, er hatte durchaus nichts dagegen, wenn Hertha dem dringenden Wunſch ihrer Freundin nachgab. Ein Koſtümball hob ſich von dem einförmigen Treiben der übrigen Tanznächte vorteilhaft ab. Er ſelber ſogar würde ſich ein paar Stunden an dieſem farbenreichen Getümmel ergötzen können.

„Was meinſt du, Otto?" fragte die junge Frau. „Wollen wir der Verführerin nachgeben?"

„Ich dächte, einer ſo liebenswürdigen Freundin, die uns dazu noch in eigner Perſon einlädt, kann man nicht abſagen. Wenn es dir alſo paßt — ich für mein Teil werde mir's zum beſondren Vergnügen rechnen."

„Das iſt reizend von Ihnen, Herr Oberſt; — und klug, außerordentlich klug! Ein Frauchen wie Hertha iſt noch nicht reif für die Klöſterlichkeit eines ſo ſtillen Hausweſens. Die muß noch hinaus in das luſtige, bunte Gewoge, — und ein Gatte von wirklicher Einſicht gewährt es ihr, eh' ſie mit Ungeſtüm ſelber darnach verlangt."

„Willſt du nicht ablegen?" fragte nun Hertha zum zweitenmal.

„Ganz unmöglich! Gleich von hier will ich zu Margolf wegen meines Koſtüms."

„Margolf, Margolf..."

„Zum Direktor der Kunſtſchule."

„Ach ſo? Der iſt jetzt dein Berater in ſolchen Dingen? Profeſſor Ehlers hat abgedankt?"

„Das Ehepaar Ehlers iſt augenblicklich verreiſt; — eine Studienfahrt, wie er ſich ausdrückt; — er klopft ein paar wenig beſuchte italieniſche Städte ab. Übrigens fällt mir da ein, — das wird dich intereſſieren! Ich komme darauf, weil mein Blick hier auf das entzückende Bild fällt. Du gütiger Gott, wer mir in Grunthenau damals geſagt hätte, daß wir zwei, du und ich, die wir's mit Eberhard ſtellten, drei Jahre ſpäter als würdige Hausfrauen vor der brillanten Kopie da plaudern würden...! Alſo was ich dir ſagen wollte: du wirſt den Meiſter dieſes

Gemäldes, Roland Keſſinger, auf unſerm Koſtümball kennen lernen!"

„Roland Keſſinger? Das würde mich allerdings intereſſieren. Wie kommt ihr zu ihm?"

„Er hat ſich ſeit Anfang Oktober hier niedergelaſſen. Ich glaube, das Feld hier erſcheint ihm ausgiebiger als dort unten. Vielleicht denkt er auch nur: der Menſch muß ſich eine Abwechslung gönnen. Wir trafen ihn bei Kettenborns zum Diner. Er war mein Tiſchnachbar; wir unterhielten uns ausgezeichnet. Es ſcheint, er hat die ſchätzbare Gabe, auf fremde Intereſſen einzugehn und gar nicht ſo das Genie herauszubeißen. In allen Salons wird er verhätſchelt. Natürlich! Ein Künſtler von Ruf, hübſch, liebenswürdig, und obendrein unverheiratet — ſo etwas zieht. Wir ſahen ihn ſpäter noch drei oder viermal. Eberhard iſt geradezu hingeriſſen. Da wir den Ball nun in petto hatten, ſo wurde Herr Keſſinger aufgefordert uns zu beſuchen, was ſich der Mann, wie ſelbſtverſtändlich, zur größten Ehre gerechnet hat."

„Wie ſollte er nicht?" lächelte Frau von Anzendorff.

„Alſo ich zähle auf euch! Die offizielle Einladung bekommt ihr erſt übermorgen. Ich laſſe beſonders entworfne Karten drucken, nach einer Zeichnung von Margolf, höchſt ſtilvoll, in fünferlei Farben. Auf Wiederſehn — hoffentlich noch vor dem entſcheidenden Tag! Was macht der Kleine? Sind Sie noch immer ſo fleißig, Herr Oberſt? — Danke, danke, nicht eine Sekunde länger! O Gott, wie es ſchneit! Das wirbelt ja um die Laternen wie Bettfedern!"

Eilig rauſchte ſie nach der Thüre. Der Oberſt begleitete ſie bis an die Treppe und trat wieder in das behaglich erleuchtete Zimmer, während drunten das wappengeſchmückte Kupee mit den zwei feurigen Braunen durch den Schneefall dahinſauſte.

Hertha ergriff die Hand ihres Gatten und zog ihn liebevoll in die Ecke des Diwans.

„So! Und nun rauchſt du noch eine Cigarre und erzählſt mir ein bißchen von deiner Arbeit!"

17. Kapitel.

Das gräfliche Ehepaar bewohnte ein palaſtähnliches Gebäude im vornehmſten Viertel der Stadt. Wenn ſchon im Schloß zu Göllrode das Licht, die Luft und der Luxus ihre Triumphe gefeiert, im Gegenſatz zu dem burgähnlichen Schloſſe der Gruthenaus, ſo glich dieſes ſtädtiſche Heim in Ausdehnung ſowohl wie in Einrichtung einem Fürſtenbau.

Es ſchien, als habe Marie ſich für die langen, dunklen Korridore und die wuchtigen Mauern des elterlichen Stammſitzes gründlich entſchädigen wollen.

Alles war groß, gediegen und heiter, in friſchen, lebendigen Farben erſtrahlend, ohne doch grell zu wirken; mit einem Worte: das Ideal einer glänzenden, durch keinerlei Rückſicht auf die Koſtenfrage beengten Ariſtokratenwohnung; — vielleicht nur ein wenig zu ſehr von dem Hauch einer genußfrohen Weltlichkeit umſpielt, der gerade hier in der Großſtadt, im Mittelpunkte ſo vieler ernſten Beſtrebungen und eines ſo raſtloſen Kampfes etwas Herausforderndes hatte.

Die Hälfte der oberen Etage diente den Zwecken der eleganten Geſelligkeit. Hier befand ſich ein Feſtſaal von ungewöhnlicher Ausdehnung und vier kleinere Säle, — ungerechnet die Nebenräume, Verbindungsgänge und Vorplätze.

Jeder einzelne Saal war in der Art ſeiner Herrichtung und Ausſchmückung ein Muſterſtück einheitlichen Geſchmacks. Der große Feſtſaal trug den Charakter eines prunkvoll geſättigten Goldgelbs; unter dem Glanze der Wachskerzen, die ſich tauſendfältig in den wandhohen venezianiſchen Spiegeln brachen, hatte er etwas geradezu Sonnenhaftes. Vier korinthiſche Säulen von Giallo antico trennten eine Eſtrade vom Hauptraum, und oberhalb dieſer Eſtrade, die den Zuſchauern ein bequemes und weites Terrain bot, befand ſich die muſchelförmige Halle für das Orcheſter. Die übrigen Säle, zwar minder umfangreich, waren in ihrer Art doch ebenſo prächtig: der erſte purpurn, der zweite meergrün, der dritte ſchwarzblau, der vierte weiß mit ganz diskreten Dekorationen von Schwarz und Scharlach. Kurz: wenn irgendwo in der Hauptſtadt, ſo bot ſich auf dem Parkett dieſer Prunkräume der entſprechende Schauplatz für das berauſchende Feſt, das mehr als dreihundert Perſonen, vornehmlich die Blüte der Geburts- und der Geiſtesariſtokratie, zwanglos vereinigen ſollte.

Der Oberſt von Anzendorff hatte, dem Wunſche ſeiner Gemahlin nachgebend, die Maske eines arabiſchen Scheiks gewählt;

Hertha erſchien als florentiniſche Edeldame. Unter den Vorlagen, die ſie geprüft hatte, war ihr zunächſt ein entzückendes Bäuerinnenkoſtüm begegnet, das ihr — auch der Meinung ihres Gemahls zufolge — ganz beſonders gut zu Geſicht ſtehen mußte; aber ſie ſagte ſich, die offenen Zöpfe, die ſie dann tragen würde, ſeien für ihre Abſicht zu ſchulmädchenhaft. Otto von Anzendorff ſah allerdings in dem weißen Burnus, der ſo vorteilhaft mit ſeinem wettergebräunten Antlitz kontraſtierte, ganz ähnlich aus wie damals bei den lebenden Bildern auf Schloß Gruthenau; „ein ſchöner Mann“ hatte man damals gemurmelt; gleichwohl würde der Unterſchied zwiſchen ihm und der Schwarzwälderin mit dem Strohhut am Arme und dem fußfreien Röckchen immer noch ſtärker ins Auge gefallen ſein, als Hertha dies wünſchte. In der vornehmen, würdevollen Gewandung der Florentinerin ſah ſie dagegen eher um drei oder vier Jahre älter aus. Die ſchweren Brokatſtoffe liehen ſchon der Bewegung etwas Ruhig-Gemeſſenes, — und echt frauenhaft wallte die Schleppe.

Aber ſchön war ſie in dieſer Tracht — ſchön wie ein Engel, meinte der Oberſt. Ganz gerührt umſchlang er ihren geſchmeidigen Leib, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und ſprach überzeugungsvoll:

„Du wirſt die Königin des heutigen Feſtes ſein.“

So beſtiegen ſie in freudig gehobener Stimmung den Wagen und rollten pfeilſchnell über den hartgefrorenen Makadam nach der Gaßlerſchen Wohnung.

Das Leben, das ſich dort ſchon entwickelt hatte, glich in der That einem Bilde aus Tauſend und eine Nacht.

Die größere Hälfte der Gäſte war bereits anweſend.

Die Muſik ſpielte den bekannten My-Queen-Walzer, deſſen ſchmelzende Tonperlen die Leichtigkeit, mit welcher das Leben in dieſem Hauſe dahinſtrömte, zu ſymboliſieren ſchien.

Noch ward nicht getanzt. — Paarweiſe ſchritt man von Raum zu Raum.

Der ſonſt ſchwarzblaue Eckſaal und der daranſtoßende Wintergarten waren von Künſtlerhand ſeenhaft dekoriert.

Der Eckſaal ſtellte die Plattform des Monte Pincio in Rom vor. In der Mitte erhob ſich die allbekannte prächtige Palme. Ringsumher an den Wänden natürliche Lorbeerbüſche; davor die Ruhebänke; dahinter das herrliche Panorama der Siebenhügelſtadt, ein großes Dreiviertel-Rundbild von ganz bedeutender Wirkung. — Man ſah den Obelisken der Piazza del Popolo, die beiden Kirchen, zwiſchen denen der Eingang zum Corſo liegt, und jenſeits, gegen den flammroten Abendhimmel ſcharf abgegrenzt, die violettfarbne Kuppel der Peterskirche, den Vatikan, den fünfgipfeligen Berg Soracte.

Der Wintergarten ſtellte, was ihm begreiflicherweiſe nicht ſchwer fiel, die zum Monte Pincio gehörigen Anlagen vor. Im Hintergrund ſtrahlte die Kette des Sabinergebirgs in glühender Abendbeleuchtung. Darüber die blaßgelbe Scheibe des Vollmonds.

Eine Zeitlang wandelte Hertha ſo am Arme ihres Gemahls auf und nieder. Die lange Enthaltſamkeit von ſolchen Prunkfeſten ſchien ihre Empfänglichkeit merkbar geſteigert zu haben. Sie konnte ſich an den bunten Geſtalten, die ſo zahlreich an ihr vorüberzogen, an dem feſtlichen Glanz dieſer Gemächer und der prächtigen römiſchen Dekoration nicht ſatt ſehen.

„Meiſterhaft!“ ſagte ſie, als ſie zum drittenmal unter der Palme ſtand. „Wahrhaftig zum Greifen! Weißt du noch, wie oft wir die Silhouette der Peterskuppel von der Villa Pamphili aus oder vom Gipfel des Scherbenhügels betrachtet haben? Und da drunten der Brunnen! Wie oft ſind wir daran vorübergefahren zum Ponte Molle hinaus, oder hier in die Anlagen, wenn Militärkonzert war! Eine ganz allerliebſte Idee von Marie! Sieht es nicht aus, als habe ſie ſich dies eigens für uns erdacht? Gott, war das eine glückſelige Zeit! Mir iſt's wie ein Traum!“

„Ja, mein Liebling,“ ſagte der Oberſt, „alles vergeht. Wenn man ſich mitten im Strome befindet, merkt man das Entgleiten der Welle nicht ſo, als wenn man für Augenblicke heraustritt.“

„Und das geſchieht eben,“ ſagte die junge Frau nachdenklich, „wenn man ſo plötzlich durch einen unerwarteten Anblick in die Tage von einſt zurückverſetzt wird. Drei Jahre! Mir kömmt's vor, als wären es erſt drei Monate. Haben wir damals geſchwärmt!“

„Thun wir das nicht noch heute?“

Digitized by Google

„Freilich," meinte sie etwas zerstreut. „Aber damals . . Alles war noch so neu, so rätselhaft, und die Welt noch so jung . . .!"

„Gnädige Frau . . . Herr Oberst . . ." klang jetzt die Stimme des Leutnants von Höffert, der sich ein wenig grotesk vor dem Paare verbeugte. Er trug das Kostüm eines sizilianischen Räubers.

„Wie amüsieren Sie sich?" fuhr er fort. „Nicht wahr, brillant? Diese Dekorationen — ganz ausgezeichnet! Ich kenne zwar Rom nicht aus persönlicher Anschauung, aber ich höre von allen Seiten . . . Ah, Sie selbst sind ja dort gewesen! Pompös, diese Beleuchtungseffekte! — Und eine Auswahl von Trachten und Phantasiekleidern — großartig! Gnädige Frau sehen ganz exzellent aus! Einem Briganten dürfen Sie die Dreistigkeit dieser Bemerkung nicht übel nehmen. Und Sie, Herr Oberst! Herr Oberst scheinen das ausgesprochenste Faible für Orientalisches zu besitzen. Äußerst geschmackvoll, äußerst malerisch!"

„Wir dürfen Ihnen die Komplimente zurückgeben," sagte der Oberst höflich. „Fra Diavolo, wie er im Buche steht, — bis auf den Bart!"

„In dieser Beziehung wird Sie Ihr Freund Orlowsky befriedigen. Überraschenderweise hat er die nämliche Maske, — nur mit angeklebtem riesigem Räubervollbart. Er imponiert allgemein. Sehn Sie, da kommt er, die jüngere Fräulein Margolf am Arme! Flößt er nicht wahrhaft Entsetzen ein?"

„Der gute Orlowsky!" lächelte Hertha. „Übrigens haben Sie recht. Was er für Augen macht! Er fühlt sich ganz und leibhaftig in der Rolle des Räuberhauptmanns."

„Nicht zu erkennen!" meinte der Oberst.

Wladimir Orlowsky begrüßte das ihm befreundete Ehepaar mit einem Griff an den Kalabreser, machte dann seine Begleiterin, eine hübsche Brünette, die Tochter des berühmten Professors, mit den beiden bekannt, und scherzte nicht ungeschickt über den grausigen Wüstenscheik und die schöne Toskanerin, die meuchlings geraubt worden sei, just wie damals in dem lebenden Bilde Fräulein Linda von Laßberg.

Der Leutnant hatte sich unterdes mit einem artigen „Bis gleich!" von Hertha und ihrem Gatten beurlaubt. Die offne, herzliche Art, mit welcher die junge Frau dem Russen entgegenkam, berührte die leicht verletzliche Eitelkeit des erregbaren Offiziers etwas peinvoll. Er begriff nicht die Harmlosigkeit dieses Verkehrs. Mit dem Argwohn der Eifersucht ahnte er eine Bevorzugung.

„Pah," dachte er nach einigem Grübeln, „wo dieser täppische Halbasiate so leuchtende Chancen hat, da gebe auch ich das Spiel nicht verloren. Die Festmusik und das ganze fremdartige Getreibe hier wird sie für ein ritterlich-kühnes Wort empfänglicher machen. Übrigens steht ihm der Vollbart unter aller Kanone!"

„Sie kennen wohl hier die ganze Gesellschaft, Orlowsky?" fragte der Oberst nach einer Weile.

„So ziemlich," versetzte der Russe. „Das Palais des Herrn Grafen ist heut abend das Stelldichein alles dessen, was irgendwie Anspruch erhebt, für bedeutend zu gelten. So vollständig hab ich zum Beispiel die Künstlerwelt niemals vertreten gesehn."

Die Säle füllten sich mehr und mehr. Neue Paare, oft in verblüffender Tracht, wandelten an der hochragenden Monte-Pincio-Palme vorüber.

„Kennen Sie den?" fragte Wladimir Orlowsky, auf einen gigantischen Ritter deutend, der vom Kopf zu den Füßen in Erz gewappnet schien und ein echtes stählernes Maschenhemd über der Rüstung trug."

„Wahrhaftig," lachte die junge Frau, „der Hüne von Laßberg! Wie sein Gesicht schon gerötet ist! Und wie unvorteilhaft, dieser Aufzug! Das hat ihm ein Feind geraten!"

„Er war nicht davon abzubringen," versetzte Orlowsky. „Ich denke, der Grund ist einleuchtend. Oft genug hat er von seiner Mama sich sagen lassen, er sei zu gelenkreich im Rückgrat. Nun will er dem Drang seiner Höflichkeit ein bißchen Gewalt anthun: das Messingblech hindert jede Verbeugung. Aber ein prächtiger Mensch ist er doch — bei all seiner leiblichen und geistigen Steifbeinigkeit! Denken Sie sich —"

Mit kurzen Worten erzählte er einen Zug, der die Bravheit Hans Kuniberts in ein glänzendes Licht stellte.

Die kleine Margolf hörte mit großem Interesse zu. Sie fand den goldblitzenden Harnisch mit dem Stahlhemd gar nicht so schrecklich, wenn auch ein bißchen schwer. Aber der Mann sah ja ganz darnach aus, als

Digitized by Google

käme es ihm auf dreißig Pfund mehr oder minder nicht an. Was Orlowsky nur wollte...!

In diesem Augenblick verkündete ein schmetternder Tusch den Anfang der Polonaise.

Der Oberst und Hertha, von dem Russen und seiner Dame gefolgt, reihten sich in die schnellgefügte Kolonne.

Nun hatte man Muße, all die verschiednen Gestalten, wie sie vorbeikamen, all dies Flirren und Flittern, die rauschenden Roben, die wallenden Schleppen, die Degen, Helme und Federbüsche der verschiedensten Art zu durchmustern, Grüße zu tauschen, ernste und scherzhafte Verneigungen zu erwidern, — mit einem Worte: sich gründlich zu orientieren.

Zuvörderst schritt Seine Exzellenz der Kriegsminister — fast in dem gleichen Kostüm, das der Oberst gewählt hatte — mit Gräfin Marie Gaßler, die ein prächtiges Phantasiegewand — Frühlingsanfang — trug.

Der Graf selber erschien als sevillanischer Espada — eine der wirkungsvollsten Masken des ganzen Balles.

Seine Schwester, Komteß Claudine, sah als Dornröschen ganz allerliebst aus, während Aurelie von Wolfshagen als Ophelia gar zu bleich und zu hohläugig dreinschaute. Claudine sowohl wie Marie hatten ihr abgeraten; aber sie blieb nun einmal dabei, und hatte das ungünstige Resultat sich nun selbst zuzuschreiben.

Linda von Laßberg nahm sich als griechisches Blumenmädchen, trotz ihrer allzu nordischen Blondheit, neben dem Räuberhauptmann von Höffert nicht übel aus.

Afra von Laßberg spielte die Rolle einer uralischen Fischerin ebenfalls glaubwürdig, bis auf die blaßblonden Wimpern und den gar zu schwedisch-norwegischen Teint. Sie wandelte neben Gustav von Gruthenau, der einen altfranzösischen Edelherrn darstellte.

Frau von Gruthenau war nicht anwesend.

Der Vater Gustavs hatte die Tracht eines spanischen Granden zur Zeit Philipps II gewählt. Er führte ein blutjunges, auffallend hübsches Mädchen, das der Oberst und Hertha nicht kannten.

Von besondrer Echtheit und Pracht war das Kriegsgewand eines Wallensteinschen Hauptmanns.

Hertha, von ihrem Gemahl auf die ungewöhnlich fesselnde Erscheinung aufmerksam gemacht, sah ihn nur gerade noch flüchtig vorbeischreiten.

Sie wandte den Kopf ein wenig nach rechts und fand in der That, daß die ebenmäßige, ritterlich-schöne Gestalt so vollständig zu dem malerischen Kostüm paßte, wie kaum eine zweite rings in dem farbenbunten Gewimmel.

Dann verlor sie ihn aus den Augen.

Während des Walzers schritt sie mit ihrem Gemahl nach dem Wintergarten, wo es kühler war als in dem menschengefüllten Prunksaal. — Sie setzten sich auf eine der Bänke und plauderten, wie sie es sonst um die nämliche Zeit wohl daheim in Herthas Boudoir oder im Arbeitsgemache des Obersts gethan haben würden.

Vereinzelte Paare nur kamen an ihnen vorüber. Abgedämpft, wie fernes Quellgemurmel, klang die Musik. Nun verstummte sie völlig, um dann lauter und lustiger wieder anzuheben.

Wohlbedächtigen Schrittes kam Paul von Höffert von der Plattform des Monte Pincio, neigte sich gegen den Oberst, fragte, ob er gestatte, und führte mit einigen kunstvoll gedrechselten Phrasen die junge Frau nach dem Ballsaal.

Auch der Oberst erhob sich. Vier- oder fünfmal durchmaß er den pflanzenerfüllten Raum. Hiernach folgte er gleichmütig den Vorausgeeilten.

„Ich freue mich," sagte der Leutnant zu Hertha, als sie in die Kolonne der Tänzer sich eingereiht hatten, „daß die gnädige Frau nun wieder in die Gesellschaft und in das Leben zurückkehren. Es ist ja auch nur natürlich. Die bisherige Abgeschlossenheit konnte nicht vorhalten."

Sie schaute ihm groß ins Gesicht.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, die Rücksicht auf Ihren allverehrten Gemahl, den Herrn Oberst, hat diesen Umschwung wohl eine Zeit lang vertagen, aber nicht dauernd verhindern können. Die Jugend fordert eben ihr Recht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Gnädige Frau verstehen mich prinzipiell nicht. Ach, und doch habe ich solche Schwerhörigkeit um die gnädige Frau nicht verdient! Wenn es je einen Freund gab....

„Tanzen wir lieber!“ sagte Hertha bestimmt.

Der Leutnant verbeugte sich, murmelte etwas vom schönsten Tag seines Lebens, und führte dann seine Tänzerin mit großer Gewandtheit in die Wirbel der Polka hinaus.

„Könnt' ich so ewig mit Ihnen forttanzen!“ flüsterte er bei einer sausenden Wendung, die ihn vor dem Zusammenstoß mit dem blitzenden Harnisch Herrn von Laßbergs bewahrt hatte.

„Sie sollten sich schämen, Herr Leutnant, doppelt schämen....“

„Wieso, meine Gnädige?“

„Erstens, daß ein Mann von Ihrem gesunden Verstande so abgedroschene Redensarten im Munde führt; zweitens, daß Sie sich unterstehn, mir, einer Frau, dergleichen ins Ohr zu flüstern.“

„Aber ich liebe Sie, und wenn es mein Tod ist!“

„Und ich lasse Sie bei dem nächsten ungebührlichen Wort mitten im Saal stehen, und wenn's Ihre größte Blamage ist! Führen Sie mich augenblicklich zu meinem Manne zurück! Ich bitte Sie dringend. Nur noch dort bis in die Ecke! Nein, keinen Schritt weiter! Verstehen Sie mich?“

Der Leutnant erbleichte ein wenig, aber er faßte sich rasch. Mit ruhiger Höflichkeit willfahrte er ihr, schlug die Absätze widereinander und machte dann Kehrt.

„Ich bin etwas müde geworden,“ lächelte Hertha, den Arm ihres Gatten ergreifend. „Leutnant von Höffert tanzt mir denn doch ein bißchen zu lebhaft.“

Das Ehepaar stieg nun die Estrade hinauf und gesellte sich zu der Gruppe, deren Mittelpunkt die Gräfin Marie bildete.

Die Polka war eben zu Ende. Frau von Anzendorff und die Gräfin hatten sich bis jetzt nur flüchtig begrüßt.

„Du kommst wie gerufen!“ sagte Marie. „Herr Kessinger — Roland Kessinger — bittet um die Ehre, dir und deinem Gemahl vorgestellt zu werden.“

Sie winkte mit einem Blicke ihrer glänzenden Augen den Wallensteinschen Kriegsmann heran, dessen Erscheinung vorhin bereits den Oberst frappiert hatte.

Hertha sah auf. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Es war ihr zu Mute, als habe sie diesen Moment schon einmal erlebt, freilich in etwas veränderter Form. Die Züge des Mannes, der sich jetzt artig vor ihr verneigte, kamen ihr wie bekannt vor, und doch wußte sie, daß sie ihn niemals gesehn hatte.

Noch etwas mischte sich in ihr rätselhaftes Gefühl: eine freudige Bangigkeit, eine Feststimmung, ein leiser Nachklang jenes beklommenen Jubels, den sie als Kind während der letzten Tage vor der Weihnachtsbescherung empfunden hatte.

Sie mußte lächeln, wie dieser Vergleich ihr so auftauchte. Streng genommen hatte es ja nichts Überraschendes, wenn die erste Begegnung mit einem Meister, den sie seit lange verehrt und bewundert hatte, sie in Erregung versetzte.

„Nimm dich in Acht!“ raunte Marie schalkhaft, während sich Roland Kessinger jetzt zum Oberst wandte. „Er ist ja höchst interessant, — aber gefährlich, o, gefährlich, du hast gar keine Ahnung! Unter uns gesagt: als Aurelie vorhin erfuhr, daß er hier sei, wollte sie augenblicklich den Saal verlassen. Ich kam gerade noch recht, um einen Eklat zu verhindern; denn jedermann hätte sofort gewußt, weshalb sie das Weite suchte. Du erinnerst dich doch...? Ach, ich erzählte dir's doch schon in Gruthenau! Sie hat ihn sterblich geliebt; ja die böse Welt behauptet sogar... Da, nun holt er dich schon zur Tirolienne! Garde à vous, chère amie!“

Nicht ohne Befangenheit nahm Hertha den Arm des „Gefährlichen“. Aber nach kurzer Frist schon hielt sie sich überzeugt, daß Gräfin Marie sich in der Schilderung dieses Mannes gründlich vergriffen habe.

Die Art und Weise, wie Kessinger zu ihr sprach, hatte nicht einen Schimmer von jener selbstbewußten Frivolität, wie sie zum Beispiel dem Leutnant von Höffert eigen war. Ganz im Gegenteil: etwas Maßvoll-Harmonisches klang in der weichen, tieftönigen Stimme, — und auch was er ihr sagte, war im Vergleich mit den üblichen Ballgesprächen ernsthaft und eingehend.

Er hatte so viel von der gnädigen Frau gehört; die Gräfin Gaßler schien eine wirkliche Freundin von ihr zu sein; so oft und so eifrig sprach sie von ihr, und so warm; so begeistert rühmte sie ihre Talente.

Er begrüßte in Hertha eine Schaffensgenossin, eine Schwester in Phöbus Apollo.

„Sie haben einigen meiner Gemälde die Ehre erwiesen, sie andächtig zu studieren; ja, eines sogar haben Sie mit ganz unge-

Digitized by Google

wöhnlichem Glück nachgebildet. Es wäre mir von besondrem Interesse, diese Reproduktion zu sehn. Die Gräfin lobt sie ganz außerordentlich."

Hertha war freudig betroffen bei dieser Rede.

Wie? Der gefeierte Meister, der seinen Weltruhm in allen Zeitungen las, er nannte es eine Ehre, von ihr, der unbedeutenden Nachstammlerin, reproduziert zu werden?

Und dieser Mann sollte eitel und egoistisch sein, wie Fräulein von Wolfshagen dies behauptete? Ein unedler Zug von Aurelie, wenn sie im Ärger verschmähter Liebe den so verdächtigte, der ihr einst teuer gewesen!

Hertha hielt es für eine selbstverständliche Fordrung der Höflichkeit, den artigen Künstler zur Besichtigung ihres Versuchs einzuladen.

Er dankte mit einem freudigen Aufleuchten seiner tiefdunklen Augen, die fast an die ihren gemahnten. Dann sprach er weiter, nicht wie ein Fremder zu einer Fremden, sondern als hätte er eine Freundin wiedergefunden, von der ihn der Zufall einige Zeit lang getrennt gehalten.

Einmal, da er von Rom und Florenz sprach, so knapp, so schlagend, und doch so beredt, hing ihr bewundernder Blick beinah' minutenlang wie traumverloren an seinem Antlitz.

Sie errötete, als sie sich dieser allzu lebhaften Aufmerksamkeit bewußt ward.

Welcher geheime Zug lockte sie nur so unwiderstehlich in den Bereich seines Wesens? War das nur die begeisterte Sympathie für den Künstler?

„Nein, gewiß nicht!" sagte sie zu sich selbst. „Es muß eine Freundschaft geben, die ganz plötzlich erwacht, ohne daß sich die beiden Freunde noch ausgesprochen. So empfind' ich für ihn, — und er für mich — — und deshalb spricht er so ernst, so gemessen, so ehrerbietig. Über dem liebenswürdigen Menschen vergißt man den Künstler, der so Schönes und Großes geschaffen hat, trotz seiner Jugend."

In der That, jetzt fiel es ihr auf, wie außerordentlich jung er war. Höchstens dreißig Jahre! Keinesfalls sah er älter aus. Und so frisch, so lebendig, unbeschadet des Ausdrucks geistiger Hoheit, der ihm sonnig und klar über den Brauen thronte.

Sie tanzten.

Kraftvoll und zart zugleich hielt er die schlanke Gestalt umschlungen. Er tanzte nicht völlig so kunstgerecht wie der Leutnant, aber es lag ein verhaltenes Feuer in seiner Art, ein dämonisches Etwas ...

Hertha schloß ein wenig die Augen.

Während des folgenden Tanzes unterhielt sich Kessinger eifrig mit Otto von Anzendorff. Hertha zog sich unbemerkt nach der Palme des Monte Pincio zurück und sah, die Hände im Schoß gefaltet, träumerisch nach der blutrot umflammten Kuppel der Peterskirche.

Die Worte Mariens: „Er ist gefährlich, o, gefährlich!" hallten ihr laut durch die Seele. Ja, in gewissem Sinn hatte die Gräfin recht. — Ein Mensch, der so außerordentlich anregte, dem es gelang, mit den einfachsten Mitteln jeden beliebigen Ton in der Brust seiner Partnerin anzuschlagen, der so wunderherrlich erzählte und lauschte, — der verdiente fast diese Bezeichnung ...

Aber Marie hatte es anders gemeint ...

Und was wollte sie mit der halben Bemerkung über Fräulein von Wolfshagen? „Die böse Welt behauptet ..." Was behauptete sie? Nun, jedenfalls lag die Schuld auf Seiten Aureliens. Die hätte begreifen müssen, daß der Genius, der da schaffend zum Lichte strebt, sich die Flügel nicht binden läßt; daß sie aus hundert Gründen nicht zu ihm paßte; vor allem aber, daß er ja viel, viel zu jung für sie war!

Ja, er war jung!

Weshalb klang ihr das Wort nur so fremd, und doch so heimlich verlockend?

Bis dahin hatte sie nie drüber nachgedacht, ob die Herren, die ihr begegneten, alt oder jung seien. Ja, als Herr von Anzendorff damals um sie geworben, war er mit seinen immer wiederkehrenden Reden vom Unterschiede im Alter ihr beinahe thöricht erschienen ...

Es mußte wohl sein, daß gerade zu diesem Gesicht, zu diesen leuchtenden Künstleraugen und der edelgeformten, klaren Stirne die Jugend ein unentbehrliches Attribut bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Montierte Büchsen.

Wie die Braunschweiger Konserven entstehen: Ein Spargelfeld.

Wie die Braunschweiger Konserven entstehen.

Von Fr. Rudolf.

(Abdruck verboten.)

Konserven hat es schon lange gegeben. Schon unsere lieben Mütter und ehrwürdigen Großmütter haben saure Gurken und sauern Kohl, Früchte und Beeren, sogar grüne Bohnen „eingemacht." Aber die Gurken werden leidenschaftlich gern weich, d. h. faul, der saure Kohl bildet allezeit ein passendes Mittagbrot für einen Strauß, für andere Leute ist er aber ohne kräftigen „Gilka" beinahe lebensgefährlich, und die eingemachten Bohnen, Beeren und Früchte zeigen trotz Salz und Zucker, trotz Rumpapier und Salicylpulver eine verzweifelte Neigung zum Schimmeln. Alle diese häuslichen Bemühungen haben trotz ihres Alters ein unverkennbar kindliches Gesicht gegenüber dem ernsten, männlichen und energischen Antlitze der heutigen Konservenindustrie. Dann kamen die englischen Mixed Pickles mit ihrer Verwandtschaft, diese grimmigen Delikatessen ohne irgend einen anderen als den wütendsten Senf- oder Essiggeschmack, wobei einer harmlosen deutschen Zunge Hören und Sehen verging. Endlich aber erschien der Spargel, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, und damit tauchte allmählich die rationelle Konservierung auf.

Spargel hat es natürlich auch schon lange gegeben, aber es war eben auch nur Spargel in Kinderschuhen, auf kleinen Beetchen, die obenauf noch Salat, Bohnen und Gurken tragen mußten, spärlich gewachsener, dünner, zäher, rotköpfiger Spargel! Was der Spargel aber in Wahrheit ist und sein kann, das hat man erst erfahren, seit man gelernt hat, ihn mit aller Kunst und Feinheit auf dem richtigen Boden zu kultivieren. Das unbestrittene Centrum des Spargelbaues in Deutschland und wahrscheinlich auf der ganzen Erde ist Braunschweig, und der Ausgangspunkt wie das Fundament der braunschweigischen Konservenfabrikation ist der braunschweigische Spargel.

Was ist's nun damit? In der Zeit, wo er gestochen wird, also in der Zeit (je nach der Wärme der Witterung) etwa vom 1. Mai bis Johanni (nach dem 24. Juni sticht niemand mehr), beherrscht der Spargel ganz Braunschweig. Wenn in diesen Wochen zwei Männer vor Tisch auseinandergehen, so wünschen sie sich nicht gesegnete Mahlzeit, sondern „Gesegneten Spargel," weil sie ganz sicher sind, auf ihrem Mittagstische in irgend einer Form Spargel vorzufinden. Aber wie vereinigt dies Gemüse hier auch Schönheit und Billigkeit miteinander! Man sortiert den Spargel in Braunschweig durchgängig in drei Klassen: den hochfeinen Prima, den Sekunda- oder Mittelspargel und den Suppenspargel. Der erstere, nur absolut vollkommene Exemplare von etwa 25 Centimeter ($^1/_4$ Meter!) Länge und von der

Stärke eines starken Mannsdaumens mit weißen Köpfen, kommt in frischem Zustande gar nicht auf den häuslichen Tisch; er wandert ohne Ausnahme in die Konservenfabriken, und selbst die vornehmen Gasthöfe, die ihn ihren Gästen vorsetzen, verbrauchen ihn fast nur in konserviertem Zustande, auch in der Spargelzeit, weil sie ihn auf diese Art geschält und gekocht, von tadelloser Schönheit allezeit fertig haben und jedem Winke ihrer Gäste sofort entsprechen können. Und solchen Spargel muß man gegessen haben, um zu wissen, was Spargel ist! Trotz seiner enormen Länge und Dicke zergeht er von oben bis unten auf der Zunge und löst sich, ohne Fasern zu hinterlassen, in Saft auf, für Nase und Zunge fein feines, starkes Parfüm von eigentümlicher Schönheit ausströmend. In den Mittelspargel, der etwa die Stärke eines männlichen Mittelfingers besitzt, teilen sich die Fabriken und die wohlhabenderen Küchen. Den Suppenspargel aber, dessen Stangen immer noch die Stärke eines wohlgenährten kleinen Fingers haben (ganz dünne kommen kaum vor oder werden weggeworfen), in den jedoch auch alle zerbrochenen oder verkrüppelten oder rotköpfigen Stücke der beiden ersten Sorten aufgenommen werden — den Suppenspargel kauft und ißt alles jeden Mittag in jeder Gestalt, der Tagelöhner wie der Geheimrat, jeder verträgt ihn und jeder freut sich seiner Delikatesse, am meisten aber die Hausfrau, denn er stellt sich täglich in der gemüselosen Zeit als stets willkommenes Gericht ein, ist schnell zu bereiten, kaum zu verderben und kostet — das Pfund 15—25 Pfennig je nach der Witterung, während der Mittelspargel 35—50, der Prima 55—70 Pfennig kostet.

Das alte Braunschweig hat es mit anerkennenswerter Findigkeit allezeit verstanden, die Leckermäuler in den eignen Mauern wie in ganz Deutschland und weiter in Kontribution zu setzen. Leider ist seine Mumme aus der Mode gekommen, aber gebraut wird sie noch immer und ist noch immer ein köstliches Getränk, besonders in Verbindung mit Lagerbier. Seine Honigkuchen, seine Würste bilden großartige Industrieen für sich und machen aus den Braunschweiger Bäckern und Fleischern die wohlhabendsten Leute der Stadt. Nun haben sich zu diesem Reigen guter Dinge auch der Spargel und die Konserven gesellt. Zunächst der Spargel. Wie gesagt, ist es etwa fünfundzwanzig Jahre her, daß Braunschweig in sich das Talent für den Spargel entdeckte, das heißt, man fand, daß der die Stadt umgebende Boden bei einigermaßen sorgfältiger Arbeit einen ganz vorzüglichen Spargel hervorbringt. Dieser Boden ist keineswegs von besonderer Fruchtbarkeit und Güte, sondern nur ein aus $^2/_3$ Sand und $^1/_3$ Lehm bestehendes, tiefgründiges Gemisch ohne weitere Zusätze. In zwei Fuß tiefe und ebenso breite Gräben werden die jungen Spargelpflanzen auf Pferdedünger gesetzt. Die Gräben, die immer nur etwa einen Fuß Raum zwischen sich haben, laufen schnurgerade nebeneinander her und bleiben zwei Jahre offen stehen, während welcher Zeit man die nur leicht mit Erde bedeckten Pflanzen sich selbst überläßt. Nach dieser heiteren Kindheitsperiode wird der Spargel in die Arbeit genommen. Die offenen Gräben werden mit der ausgehobenen Erde zugefüllt und in Beete von etwa zwei Fuß Breite und einem halben Fuß Höhe verwandelt, zwischen denen einen Fuß breite, vertiefte Wege sich hinziehen. Auf den Beeten wird nichts, absolut nichts gepflanzt, auf ihnen und den Wegen nicht die leiseste Spur von Unkraut geduldet, und so liegen die endlos langen, schnurgeraden Beete der Spargelkulturen bis Johanni in scheinbar toter Öde da, nur imponierend durch das Bild peinlichster Ordnung und Sauberkeit, das sie darbieten — bis nach Johanni die Pflanzen aufschießen und ein zartbefiederter grüner Wald die Beete bedeckt; ist dieser im Herbst verwelkt, so wird er abgeschnitten und zum Schutz auf die Beete gepackt. Gestochen wird der Spargel im Durchschnitt täglich dreimal, bei kalter Witterung nur zweimal, bei heißer viermal — aber wie? Nicht etwa so, daß man nachsieht, wo ein Köpfchen aus der Erde schaut — das Köpfchen würde sofort rot oder blau werden und damit der ganze Stengel wertlos sein —, sondern man gibt genau acht, wo der Boden einen ganz kleinen Riß oder eine ganz kleine Erhöhung bekommt: dort will ein Kopf durchbrechen, dort fährt das Messer in die Tiefe und hebt den Stengel heraus, der nun noch völlig farblos an der Spitze und völlig zart im Fleische ist. Und sofort nach dem Stich wird das in Unordnung geratene Erdreich wieder sorgfältig geebnet und geglättet, damit man an der leisesten Veränderung fei-

Digitized by Google

ner Oberfläche jeden Augenblick wieder die von unten heraufschiebende Pflanze entdecken kann. Sorgfältige Spargelzüchter düngen ihre Beete im Sommer nach Aberntung derselben, indem sie Jauche, Stall- oder künstlichen Dünger in die Wege zwischen den Beeten bringen, andere, besonders Besitzer von sehr ausgedehnten Kulturen, düngen gar nicht nach. Was aber die Mai- und Junihitze dieses Jahres auf gutgedüngten Spargelfeldern hervorgebracht hat, ist schier unglaublich; der Schreiber dieses Aufsatzes hat neben einer Menge geringerer „Sehenswürdigkeiten“ als Produkt dieses Sommers einen Spargel gesehen, der die Länge und Stärke eines weiblichen Unterarmes besitzt, $^1/_4$ Meter lang und 15—20 Centimeter dick ist, $^8/_{10}$ Pfund wiegt — ein Stengel! — und mit völlig weißem Kopfe in einem eignen, umfangreichen Glase „konserviert,“ freilich aber weder verkauft noch verspeist wird. Je günstiger der Boden ist, desto tiefer geht die Spargelwurzel, für gewöhnlich wohl bis sechs Fuß; man will aber bei Gelegenheit einer Brunnengrabung die Wurzel sogar in achtzehn Fuß Tiefe gefunden haben. Und bewundernswert ist die Ausdauer der zarten Pflanze, die wohl mit dieser tiefen Wurzelung in Verbindung steht: auf gutem Boden mit fruchtbarem Untergrunde steht die Spargelpflanze 25—30 Jahre und bringt Jahr für Jahr Ernte auf Ernte, weit weniger auf „hohes Gehalt als auf gute Behandlung“ bedacht, und auch diese besteht doch nur darin, daß zur rechten Zeit das Abstechen aufhört, daß Beete und Wege allezeit im besten Stande gehalten werden und weder Kraut noch Unkraut dem Spargel auf seinem Gebiete Konkurrenz machen dürfen.

Eine bequeme Nutzpflanze — in der That! Und wie steht es nun mit ihrem Nutzen? Wie reell derselbe sein muß, geht aus folgenden Zahlen hervor. Im Jahre 1869, also vor zwanzig Jahren, bildete sich in Braunschweig eine Aktien-Spargelbaugesellschaft, die jetzt in der Stadt und den umliegenden Dörfern 146 Mitglieder, d. h. ohne Ausnahme Selbstproduzenten besitzt. Diese liefern ihren Spargel täglich unmittelbar nach dem Stechen an die Geschäftsstelle ab, welche die ganzen Handelsgeschäfte, die technischen und die kaufmännischen, die Versorgung der hiesigen Konservenfabriken wie den Export besorgt. Seit diesen zwanzig Jahren hat sich der braunschweigische Spargelbau dermaßen ausgedehnt, daß augenblicklich auf eine Meile Entfernung rings um die Stadt her etwa 2400 Morgen nur Spargelfelder sind. Jahr für Jahr verwandeln sich weitere Ackerflächen in Spargelbeete, und jeder Spargelzüchter strebt danach, der Aktiengesellschaft beizutreten, weil diese ihren Mitgliedern täglich die gesamte Ernte sofort ab-

Wie die Braunschweiger Konserven entstehen: Körbe mit Büchsen, Wannen mit Erbsen, Spargelsammelkörbe.

Wie die Braunschweiger Konserven entstehen: Am Löttisch. Verlöten der gefüllten Büchsen.

nimmt und zu den höchsten Preisen verwertet. Aber so vorsichtig verfährt diese Gesellschaft, daß sie bei jeder neuen Bewerbung eines Grundbesitzers um Aufnahme unter die Aktionäre den Boden und das Produkt des Betreffenden genau untersucht, um ja sicher zu gehen, daß ihr keine andere als wirklich vorzügliche Ware geliefert wird. Ganze Ortschaften in der Nähe der Stadt werden beharrlich vom Eintritte zurückgewiesen, weil ihr Boden keinen „guten" Spargel hervorbringt. Zur Zeit der Haupternte übernimmt und verkauft diese Gesellschaft allein täglich 300—400 Centner Spargel. Ein Morgen Acker bringt bei der hiesigen Kultur jährlich 15—20 Centner Spargel hervor, der einen Wert von 35—40 Mark für den Centner hat. Mithin beträgt der Bruttowert der Jahresernte von einem einzigen Morgen Spargelfeld 600 bis 800 Mark. Von dieser Summe geht ab für Kulturkosten und Stecherlohn ein Drittel mit 200—250 Mark, und es verbleibt mithin ein Reingewinn von 300 bis 400 Mark, der aber in diesem Jahre auf reichlich 450 Mark gestiegen ist, für jeden einzelnen Morgen Spargelland! Was ich hier schreibe, ist die reine, in Braunschweig allgemein bekannte Wahrheit. Und dabei ist doch auch zu bedenken, daß diese Ernten nur einigen Schwankungen durch Kälte oder Wärme des Frühjahrs, sonst aber keinerlei Gefahren von seiten der Atmosphäre oder des Ungeziefers unterworfen sind. Und das geht so, wenn das Spargelbeet einmal im Gange ist, ein ganzes Vierteljahrhundert sicher und ohne Unterbrechung fort! Was meinen die Herren Landwirte, die dies lesen — sollte es nicht noch mehr solchen Boden im Deutschen Reiche geben, der aus $^1/_3$ Lehm und $^2/_3$ Sand besteht? Und sollte es bei den großen Vorzügen dieses Gemüses und bei der großen Ausbreitung der Konservenfabrikation irgendwo schwer halten, für den Spargel Absatz zu finden?

Dieser delikate und billige Braunschweiger Spargel nun ist der eigentliche Begründer der Braunschweiger Gemüsekonservierung

geworden. Gerade er in ſeiner vergänglichen Schönheit drängte dazu, den Überfluß der einen kurzen Jahreszeit ſich aufzubewahren auch für die anderen und die überreiche, gar nicht zu verzehrende Ernte der einen Landſchaft auch anderen Gegenden und Ländern zu gute kommen zu laſſen. Und ſo hat ſich an der Hand des Spargels die ſtaunenswerte braunſchweigiſche Konſervenindustrie ganz allmählich von ſehr kleinen Anfängen bis zu ihrer jetzigen Höhe herangebildet. Es haben ſich die Fabriken, die Abſatzgebiete, die konſervierten Gemüſe ganz außerordentlich vermehrt, und es hat ſich das Verfahren ſelbſt ſo ſehr vervollkommnet, daß ein in Braunſchweig konſerviertes Gemüſe nach zehn Jahren auf der Inſel Neuſeeland noch ebenſo ſchmeckt wie in dem Moment, wo die Blechbüchſe hier verlötet wurde.

In Braunſchweig arbeiten jetzt dreiundzwanzig Konſervefabriken von verſchiedenem Umfange, die größten überall, wo es angeht, mit Dampfkraft. Wenn man die ausländiſchen Abſatzgebiete — das geſamte deutſche Inland iſt ja ein ſelbſtverſtändlicher Abnehmer — näher anſieht, ſo treten darunter zunächſt die kalten und die heißen Länder hervor, in denen die zarten Gemüſe der gemäßigten Zone nicht gedeihen, alſo Dänemark, Schweden und Norwegen einerſeits (Rußland empfängt wenig wegen der übermäßig hohen Eingangszölle), anderſeits Ägypten, Oſt- und Weſtafrika, Kamerun, Natal, Südamerika, Auſtralien, Singapore, Manila ꝛc. Aber auch auf dieſem Gebiete ſucht die deutſche Induſtrie ihren Konkurrenten in ſeinem eignen Lager auf: Belgien und Nordamerika ſpeiſen am deutſchen Tiſche, und — auch hier das alte Leiden! — braunſchweigiſche Mixed Pickles gehen erſt nach London, um nachher in Deutſchland als teure engliſche Delikateſſen verehrt zu werden. Die Haupt-

Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Auslöſen der Erbſen

gegenstände der Konservierung sind Spargel, grüne Erbsen und grüne Bohnen in vielfachen Arten und Abstufungen; Nebenartikel sind alle feineren Kohlsorten, Spinat, Kohlrabi, Sellerie, Teltower Rüben, Tomaten, Schwämme und Mixed Pickles, mit Ausnahme der letzteren sämtlich ohne Salz nur in Wasser gekocht und in luftdicht verlötete Blechbüchsen zu 1, 2 oder 3 Pfund Gewicht gefüllt. Von den in Zucker eingekochten Früchten sowie von den Fleischkonserven können wir hier absehen, teils weil sie keine spezifisch braunschweigischen Produkte sind, teils weil ihre Herstellung und ihr Vertrieb in der That hier auch nur Nebensache ist.

Ebenso genügt es, bei der Darstellung des Konservierungsverfahrens sich auf Spargel, Erbsen und Bohnen zu beschränken, diese Großartikel, die alles beherrschen. Und zwar beginnt die Arbeit der Fabriken nicht etwa mit der Ernte dieser Feldfrüchte, sondern schon im Herbst und Winter vorher, und sie ist eine doppelte. Es gibt ja Fabriken, die selbst Spargel bauen bis zu einer Ausdehnung von 400 Morgen, doch ist das weder die Regel noch eine Notwendigkeit. Bei weitem die meisten Fabriken schließen im Winter mit der Spargelbaugesellschaft feste Kontrakte ab auf tägliche Lieferung von so und soviel Centner Spargel und mit einzelnen Grundbesitzern auf tägliche Einlieferung der Gesamternte von so und soviel Morgen Spargel, Erbsen, Bohnen, wobei zumal in den beiden letzteren Früchten die Sorten genau bestimmt, auch wohl die Saaten vom Fabrikanten selbst geliefert und die Centnerpreise festgesetzt werden. Diese Kontrakte binden natürlich nach beiden Seiten, sichern aber auch nach beiden Seiten: der Landwirt muß genau soviel Morgen bestellen, als er übernommen hat, ist aber in betreff des Absatzes seiner Ernte völlig gesichert; der Fabrikant muß alles nehmen, was ihm von seinem Kontrahenten geliefert wird, braucht aber um Aufkauf und Zufuhren keine Sorge zu haben. Nur über die Zahl der abzuliefernden Centner wird im Kontrakt natürlich nichts festgesetzt, weil der Ertrag der Ernte weder vorauszusehen noch von menschlicher Bestimmung abhängig ist.

Die zweite vorbereitende Winterarbeit besteht in der Herstellung der Blechbüchsen, hier „Dosen“ genannt. Es werden davon so kolossale Mengen im Sommer verbraucht, daß ihre Fabrikation, die durchgängig in den Fabriken selbst geschieht, notwendig vor Beginn der „Kampagne“ beendet sein muß und lange Zeit erfordert, obgleich sie eigentlich sehr einfach ist. Das Material ist durchgängig dünnes Weißblech, welches von rheinischen Fabriken in Tafeln bezogen wird. Diese Tafeln werden in Streifen von entsprechender Länge und Breite zerschnitten, eine Anzahl solcher Streifen glatt aufeinandergelegt und um eine kleine Walze gerollt, deren Querdurchmesser dem der künftigen Dose entspricht. Darauf wird jede Längskante des rundgebogenen Bleches nach derselben Seite ein wenig umgebogen, so daß diese umgebogenen Ränder wie von selbst ineinanderhaken. Der somit entstandene, an beiden Enden offene Blechcylinder wird wieder über die Walze gezogen, und hier werden die übereinandergehakten Ränder auf der Innen und Außenseite so niedergepreßt, daß der Cylinder in seiner ganzen Länge nur noch eine glatte, festanliegende Naht zeigt, welche aber der Sicherheit wegen in ihrer ganzen Länge auf der Außenseite noch verlötet wird. Ebenso werden die runden Böden mit einem einzigen Druck aus den Blechplatten herausgeschnitten und empfangen durch einen zweiten Druck einen kleinen Falz, womit sie auf dem einen Ende des Cylinders befestigt und sofort gleichfalls verlötet werden. Der zweite, obere Boden wird natürlich ebenso hergestellt, vorläufig aber nur unverlötet auf die Dose gesetzt, um erst später, nach geschehener Füllung, darauf festgelötet zu werden. Bei dieser ganzen Herstellung spielen Maschinen die Hauptrolle, werden aber vielfach von weiblichen Händen bedient. Diesem Verfahren macht neuerdings eine durch Dampf getriebene kleine Maschine Konkurrenz, welche die Böden *ohne die umständliche Lötung luftdicht* auf den Cylindern befestigt. Dies wird so erreicht, daß die Maschine mit drei Schlägen zuerst am Cylinder wie am Deckel je einen Rand umbiegt, so daß beide ineinanderhaken, darauf diese ineinandergreifenden Ränder zusammenpreßt und miteinander nach ihrer eignen inneren Seite abermals umbiegt, drittens aber diesen Doppelring fest, glatt und luftdicht an die Außenwand des Cylinders anpreßt. Und so mühelos, so präzis, mit so staunenswerter Schnelligkeit wird dieser sichere Verschluß durch einen Mann hergestellt, daß

es dem Zuschauer schwer wird, sich von dieser Stelle zu trennen. Aber auch das vorhin „umständlich“ gescholtene Löten hat seine Reize, die fast malerischer Art sind. In einem Saale an langen Tischen sitzen etwa 40 Klempner und Klempnerinnen, umgeben von Bergen blitzender Dosen, umringt von Zu- und Abträgern, in der linken Hand einen Doppel-Gummischlauch, aus dessen einer Öffnung eine Gasflamme, aus dessen anderer ein Strom von Sauerstoff quillt, um der Flamme mehr Hitze zu geben, in der rechten Hand den von bläulichen Flammen umspielten Lötkolben, der an der Gasflamme immerfort erhitzt wird und immerfort mit seiner Lötmasse über die Nähte der Dosen streicht — lauter fröhliche junge Gesichter, fast in Flammen gehüllt bei ihrer emsigen Arbeit.

Ein paar Zahlen zur Beleuchtung dieser Dosenfabrikation. Eine einzige von den hiesigen 23 Fabriken (Max Koch) verbrauchte im letzten Jahre zwanzig Doppelwaggon-Ladungen Weißblech im Werte von 80 000 Mark und verausgabte im Winter 15 000 Mark für Arbeitslöhne zur Herstellung ihrer Dosen.

Wenn die Einlieferung der Gemüse geschieht, so bietet sich zunächst ein großartiger Anblick dar. Die wenigsten Leser werden schon einen ganzen Centner Spargel oder grüne Erbsen beisammen gesehen haben. Nun aber rückt auf dem Fabrikhofe Fuhre auf Fuhre heran, hoch mit Körben oder Säcken beladen. Korb auf Korb, Sack auf Sack fliegt nach dem Arbeitssaale hinauf oder hinein, und dort häuft sich der Segen zu ganz ungeheuren Bergen oder vielmehr Gebirgen von weißer, hell- oder dunkelgrüner Masse an. Was will ein Centner sagen, wo täglich zwei, drei, ja bis fünfhundert Centner dieser leichten Ware sich versammeln! Und doch steckt die wirkliche Großartigkeit noch nicht in der Massenhaftigkeit des Materials, sondern darin, daß diese ganzen Massen, sie mögen so enorm sein, wie sie wollen, unbedingt noch an demselben Tage verarbeitet werden müssen, an dem sie ankommen; ihre Zartheit verträgt keinen Aufschub. Und der Fabrikant wie sein letzter Arbeiter können in keiner Nacht eher zur Ruhe gehen, als bis der letzte Spargelstengel und die letzte Erbse in der letzten Dose fest verlötet ist.

Es ist klar, daß nur Maschinen oder ein bedeutendes Aufgebot von Menschenkräften diese täglich sich erneuernde Riesenarbeit bewältigen können. Und beides ist vorhanden, ergänzt einander und löst einander ab. Der Spargel muß geschält werden. In der einen Fabrik besorgt das die Maschine, aber Frauen müssen, da die Maschine nur vierkantig schält, die Ecken nachputzen; in der anderen sitzen Hunderte von Frauen (bis 700 in der schlimmsten Zeit in einer Fabrik) und schälen mit der Hand. Die Erbsen müssen enthülst werden — in kleinen Betrieben ist das reine Handarbeit, in den größten reine Maschinenarbeit, in den mittleren wetteifern Säle voll singender oder schwatzender Frauen mit dem ernsten Getriebe der verdrießlich schnurrenden Lokomobile. Die Bohnen müssen enthauptet und abgezogen, darauf aber geschnitzelt werden — die beiden ersten Geschäfte werden nur durch Hände, das letztere durchgängig nur durch Maschinen verrichtet. Die interessanteste der hier erwähnten Maschinen ist diejenige zur Enthülsung der Erbsen, und zwar insofern, als sie tadellos arbeitet und ihre Aufgabe in ebenso sinnreicher wie einfacher Art löst. Wie bewirkt sie nun das Öffnen und Entleeren der Schalen? Der fein erdachte innere Mechanismus, den ich hier nicht beschreiben kann, bewirkt, daß jede volle Schote mit ihrer Spitze heftig gegen eine eiserne Wand geschleudert wird; dadurch platzt sie auf, die durch die Erschütterung zugleich losgelösten Körner fallen heraus und kollern über eine geneigte Ebene aus der Maschine hervor, während auf der anderen Seite ein ununterbrochener grüner Strom von leeren Hülsen herausquillt. Unmittelbar aus dieser Maschine begeben sich die grünen Erbsen aber noch in eine zweite, die Sortiermaschine. Da sie verschieden dick sind und nach ihrer Dicke bekanntlich auch ihr Geschmack verschieden ist, da die kleinen, zarten Erbsen also auch wertvoller und teurer sind als die dicken, so wünscht sie der Fabrikant je nach ihrer Korpulenz zu klassifizieren, und er erreicht diesen Zweck auf eine sehr einfache Weise. Da steht ein 2—3 Meter langer Cylinder von etwa $^3/_4$ Meter Querdurchmesser aus Eisenblech, der ein wenig schräg von oben nach unten geneigt ist, sich ununterbrochen langsam dreht und zahllose kleine Löcher von vier verschiedenen Größen hat, so angeordnet, daß die Öffnungen des oberen Endes am kleinsten sind und nach unten zu wachsen, während

Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen:
Einſieden der Gemüſe.

ein Streifen ohne Löcher je zwei Abteilungen voneinander trennt. Das Ganze iſt alſo ein großes Sieb, in welches der Strom der enthülſten Erbſen ſich ergießt. Infolge der Drehung und ſchiefen Stellung dieſes Siebes fallen die Erbſen immer durch diejenigen Öffnungen, die ihnen paſſen, in die darunterſtehenden Gefäße, bis die dickſten unten ankommen, und die ſtrengſte Sonderung vollzieht ſich ſomit ganz von ſelbſt. — Die Bohnen werden nur nach ihren Arten getrennt, während die Sortierung des Spargels keiner Maſchine überlaſſen werden kann, ſondern einen ſehr geübten Blick erfordert und meiſtens ſchon von den Lieferanten im großen vollzogen wird.

Alle Gemüſe werden vor der Kochung in lauwarmem Waſſer gewaſchen. Das iſt ein Troſt für diejenigen, welche den Händen nicht unbedingt trauen mögen, durch welche ſie bis dahin gegangen ſind, und welche die beängſtigende Frage bisher auf dem Herzen gehabt haben: alſo bekommt man bei dieſem Maſchinen und Maſſenverfahren alle wurmigen Erbſen mit? Die Wäſche geſchieht in einem großen, offenen Gefäße mit weit überſtehendem Waſſer. Da nun die wurmigen Erbſen, die ihren Inhalt teilweiſe oder ganz verloren haben, leichter ſind als die geſunden, ſo ſchwimmen ſie nach kurzem Stillſtehen des Waſſers obenauf und werden abgeſchöpft, während die geſunden zu Boden ſinken. Von nun an aber kommt keine menſchtiche Hand mehr in unmittelbare Berührung mit den Gemüſen, denn nun beginnt das Kochen. — Mit oder ohne Dampfbetrieb, immer werden die Gemüſe in großen Waſchkeſſeln gekocht. Da aber der Dampfbetrieb der bei weitem intereſſantere, rationellere und umfangreichere iſt, ſo wende ich im Folgenden mich ihm allein zu. In der ſaalartigen Küche ſtehen eine ganze Reihe Keſſel nebeneinander, gefüllt mit Gemüſe, aber unter keinem iſt ein Herd oder Feuer. Dagegen mündet in jeden von untenher ein Dampfrohr, deſſen Öffnung nach dem Keſſel zu durch Drehung eines Handgriffes ganz oder teilweiſe geſchloſſen werden kann. Sobald der „Kocher," d. h. der Mann, der für die geſamte Kocherei verantwortlich iſt, das Dampfrohr öffnet, ſtrömt der Dampf in den Keſſel, und im Nu iſt der ganze Inhalt desſelben in der heftigſten kochenden Bewegung. Dieſes Kochen mit Dampfſtrahl dauert etwa fünf

Minuten, während es bei Herdfeuerung zwei Stunden erfordert. Die Hitze, bei der in dem Keſſel gekocht wird, muß für Erbſen etwas größer ſein als für Spargel und Bohnen; die erſteren verlangen 112 bis 118 Grad Celſius, die letzteren nur 106—110 Grad. Über dem Keſſel hängt der Manometer, der genau angibt, welche Wärme der Dampf augenblicklich beſitzt, alſo auch, ob dieſelbe für den Kochprozeß erhöht oder verringert werden muß. — Das Kochen der Gemüſe geſchieht in zwei Abſätzen. Das erſte Kochen iſt das eben beſchriebene im Keſſel, das zweite geht in den Doſen vor ſich. Sobald die erſte Hälfte der Abkochung im Keſſel, das „Blanchieren," beendet iſt, wird das Gemüſe mit der Kelle in die bereitſtehenden Doſen gefüllt, und zwar ſo weit, daß etwa zwei Fingerbreit bis zum oberen Rande frei bleiben; darauf wird noch ſoviel heißes Waſſer gegoſſen, daß nur noch ein Fingerbreit Raum bleibt. Hierauf wird die Doſe ſofort geſchloſſen, indem der obere Deckel darauf feſtgelötet oder in der oben beſchriebenen Weiſe durch die Kunſt der Maſchine luftdicht darauf befeſtigt wird. — Ohne Verzug wandern die Büchſen hierauf zur Probe ihres luftdichten Verſchluſſes. Sie werden nämlich in einen ziemlich flachen Keſſel mit wagerechtem Boden nebeneinandergeſtellt und mit heißem Waſſer überdeckt. Sobald eine Doſe nicht hermetiſch verſchloſſen iſt, ſo ſteigen Blaſen vor ihr auf, worauf ſie natürlich herausgeholt und neu verlötet wird. Die vertrauenswürdigen Doſen werden nun neben- und übereinander in einen eiſernen Korb von 1 Meter Höhe und $^1/_2$ Meter Durchmeſſer gepackt, ein Kran ergreift dieſen Korb und ſetzt ihn in einen ſeiner Größe entſprechenden, ſehr geräumigen Keſſel, wo nunmehr durch glühenden Dampf oder heißes Waſſer der zweite Akt des Kochens vor ſich geht. Wie lange aber dieſes Kochen der Doſen zu dauern und bei welchem Wärmegrade es zu geſchehen hat, das — iſt Geſchäftsgeheimnis. Eigentlich iſt auch ſchon der Wärmegrad des erſten Kochens Geheimnis, weshalb ich nur unbeſtimmte Zahlen angegeben habe. Bei dem Kochen der Doſen aber iſt die ganze Güte des Produkts ſo ſehr abhängig von einer Minute und einem Grade, daß man dem Geſchäftsmanne ſeine Zurückhaltung hier nicht verargen kann. Und obgleich dieſe Zurückhaltung ganz allgemein iſt, ſo kann ich doch ſo viel verraten, daß die Dauer und der Hitzegrad des zweiten Kochprozeſſes ungefähr dieſelben ſind wie die des erſten. — Gleich im Anſchluſſe hieran möchte ich für die Hausfrauen folgendes bemerken: 1. Spargelbüchſen müſſen von unten geöffnet werden, damit die Köpfe nicht leiden. Man läßt den Spargel am beſten in der geöffneten und alſo auf dem Kopfe ſtehenden Büchſe noch

Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Erbſenſortiermaſchine.

einmal aufkochen und entleert danach die Büchse ganz vorsichtig, da der Spargel sehr zart ist, auf die Schüssel, wo er mit zerlassener Butter ꝛc. übergossen wird. 2. Erbsen und Bohnen werden aus der Büchse vorsichtig in einen Napf oder Topf gethan, mit Fleischbrühe ꝛc. behutsam gemengt und so ebenfalls noch einmal 10 bis 15 Minuten gekocht, aber auch sie nicht zu heftig, weil sie sich sonst leicht in Brei verwandeln.

Die in der Fabrik fertig gekochten Büchsen werden zum Abkühlen eine neben die andere auf einen steinernen Fußboden gestellt, und hier vollzieht sich ganz von selbst eine zweite Prüfung ihrer Güte. Wie oben bemerkt, bleibt in der Dose über dem Gemüse etwa ein Fingerbreit Raum frei, der von heißer Luft erfüllt ist. Diese durch ihre Wärme ausgedehnte Luft hat den oberen Deckel der Dose, der wie alles Blech elastisch ist, gezwungen, sich nach oben zu wölben. Tritt die Erkaltung des Gemüses und der Luft in der Dose ein, so entsteht leerer Raum unter dem Deckel, und die auf ihm ruhende äußere Luftsäule drückt ihn nach unten, was mit einem mehr oder minder kräftigen Knall geschieht. Und so knallt es denn in dem Abkühlungsraume unaufhörlich um uns her, bis endlich alle Büchsen mit eingesunkenem Deckel dastehen. Jede dieser aber, die sich am anderen Tage noch mit erhabenem Deckel zeigt und deren Oberboden auch mit der Hand sich nicht bequem hinabdrücken läßt, muß entfernt werden — ihr Inhalt würde sich nicht halten, weil er an irgend einer verborgenen Stelle mit der äußeren Luft in Verbindung steht.

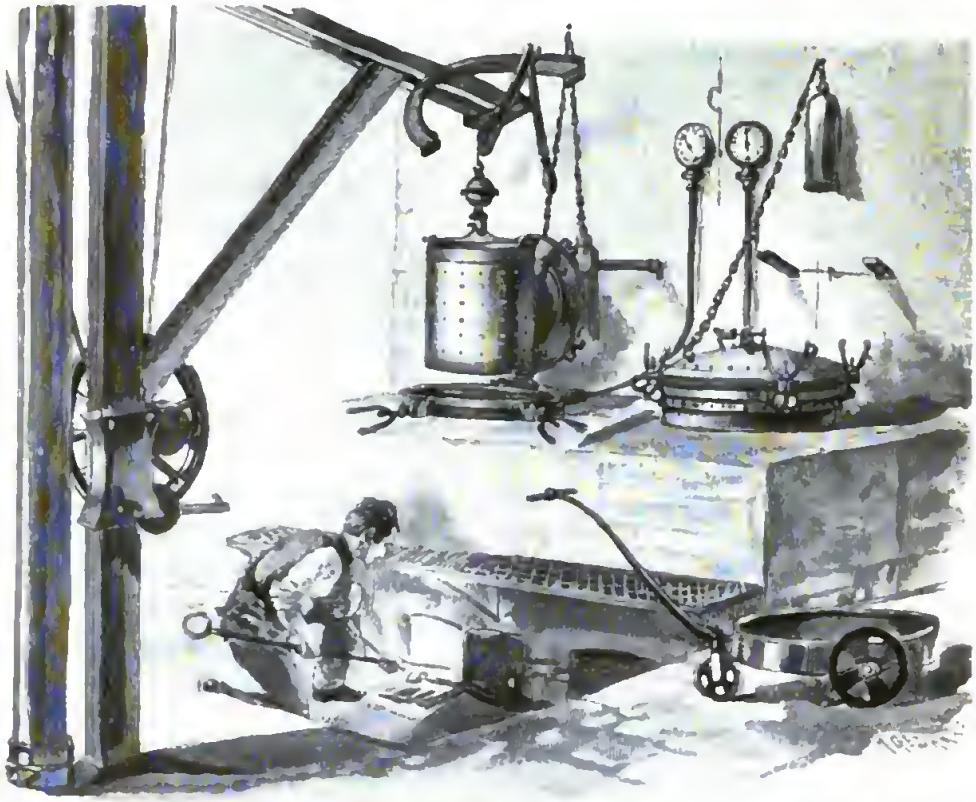
Endlich gelangen die Dosen in den Vorratsraum, und hier gewähren bei größeren Fabriken die zur Versendung bereitstehenden Massen einen imposanten Anblick. Mauern von 10 Fuß Dicke und 10 Fuß Höhe, aus gefüllten Dosen erbaut, ziehen sich rings an den Wänden der Speicher herum, nur schmale, tiefe Gänge zu den Fenstern lassend, die dadurch wie Schießscharten in den bombenfesten Kasemattmauern erscheinen. Und es will doch auch etwas heißen, wenn die eine Fabrik 1 Million, eine andere $1^1/_2$ Million, eine dritte 2 Millionen Dosen mit Konserven jährlich herstellt, und erst wenn man sie sieht, wird man mit Bewunderung inne, was für eine gewaltige Menge in Wirklichkeit eine Million ist. Man liest das fast gedankenlos: „Eine Fabrik stellt jährlich her 470000 Dosen Spargel, 380000 Dosen Erbsen, 650000 Dosen Bohnen.“ Steht man aber sozusagen Auge in Auge diesen ungeheuren Massen solidester, wertvollster Arbeitsleistung gegenüber, so imponieren sie doch ganz gewaltig, und man bekommt Respekt vor einer Industrie, die mit so starken, vollen Händen an der Hebung unserer Volkswohlfahrt sich beteiligt. Aber sonderbar! Der Produzent dieser großen Werte und Faktoren ist sich dieser idealen Seite seiner Thätigkeit gar nicht bewußt. Die tägliche, ewig drängende Arbeit in der Schreibstube und den Fabrikräumen hat seinen Sinn so zur praktischen Nüchternheit gewöhnt, daß er völlig zufrieden ist, wenn die Herstellung und die Abschlüsse glatt gehen, kurz, wenn sein Geschäft blüht und seine Firma vorwärtskommt — die idealen Betrachtungen überläßt er ganz ruhig denen, die Zeit dazu haben. Leider existiert keine Zahl, welche die Gesamtproduktion der braunschweigischen Konservenfabrikation angibt; auch der Bericht der hiesigen Handelskammer über den Stand der Gewerbe schweigt über diesen Punkt gänzlich, vielleicht weil die Fabrikanten Bedenken tragen, über den Stand ihrer Geschäfte genaue Mitteilungen zu veröffentlichen. Darüber aber sind alle Sachkenner einig: in bezug auf Produktion und Konservierung des Spargels ist Braunschweig der erste Platz auf der ganzen Erde. In bezug auf andere Gemüse hat es noch mit süddeutschen, elsässischen (Straßburg) und französischen Fabriken zu kämpfen, steht aber auf dem Punkte, auch diese zu überflügeln, obgleich die Straßburger und Franzosen ihre Erbsen und Bohnen grün (!) färben. Nordamerika aber und selbst England kommen uns gegenüber nicht in Frage, was man am besten an dem Schiffsverkehr sieht, der sich vorzugsweise mit deutschen Konserven versorgt.

Ich möchte hieran gleich noch ein Wort über Präserven knüpfen, worunter man bekanntlich getrocknete oder gedörrte Gemüse versteht, Spargel natürlich ausgeschlossen. Vorbereitet werden die Gemüse für den Dörrprozeß ganz wie zur Konservierung. Die Austrocknung geschieht darauf in langgestreckten Dörröfen, an deren Boden und Wänden entlang heißer Dampf in Röhren geleitet wird. Es kommt bei diesem Ver-

fahren hauptsächlich darauf an, den Gemüsen ihren Wassergehalt zu entziehen, wobei sie auf etwa den zehnten Teil ihres ursprünglichen Gewichtes zurückgehen, und ihnen trotzdem ihre Farbe, ihre Form und ihren Geschmack möglichst zu erhalten. Schon das Dörrverfahren selbst ist schwierig, weil die Gemüse, anstatt zu dörren, leicht verdorren, d. h. zu sehr austrocknen und dann strohig werden oder zu viel Feuchtigkeit behalten und dann säuern. Die Hauptschwierigkeit aber liegt in der Aufbewahrung der getrockneten Gemüse, denen Ungeziefer aller Art, Schimmel, Staub in gleichem Maße zusetzen und die, wenn sie nicht im Laufe eines Jahres verkauft resp. verzehrt werden, ihrem sicheren Verderben entgegengehen. Am meisten Vorteile scheinen noch die präservierten Kartoffeln zu bieten, während doch auch hier wieder der notwendig niedrige Preis des Produktes die Herstellung wenig lohnend macht. Durch ihren sehr geringen Umfang empfehlen sich die Präserven den Schiffen als Mannschaftskost mehr als die umfangreicheren und kostspieligeren Konserven. Für die Fabrikation und den Weltverkehr aber werden sie aus den angeführten Gründen nie zu großer Bedeutung gelangen, während die Konserven, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch im Beginn ihrer Entwickelung stehen.

Ja, noch im Beginn! Trotz der großen Ausdehnung, die diese Entwickelung schon gewonnen hat, und trotz der hohen Ziffern, mit denen sie schon rechnet. Das zeigt sich schon auf den ersten Blick an dem Kampfe zwischen Maschinen- und Handarbeit, der in ihr noch nicht ausgefochten, dessen Ausgang zu gunsten der ersteren aber gar nicht zu bezweifeln ist; und je mehr die Maschine zur Herrschaft kommt, desto billiger werden die Produkte dieser Industrie werden. Das zeigt sich ferner daran, daß sie noch nicht gelernt hat, ihre Abfälle zu verwerten. Diese Abfälle sind die Spargelschalen, die Erbsenschalen und die leeren Konservendosen. Die hohen Berge langfaseriger Spargelschalen, die jetzt weggeworfen werden, würden — man hat es probiert! — ein vorzügliches Papier geben, aber die Industrie hat sich dieses wertvollen Stoffes noch nicht bemächtigt. Die Erbsenschalen besitzen ganz denselben hohen Nährwert an Zucker und Eiweiß, wie die Erbsen selbst. Sie werden von den Fabrikanten ganz oder so gut wie ganz verschenkt an die erbsenliefernden Landwirte, denen sie als Mastfutter für ihre Ochsen sehr willkommen sind. Sie würden aber auch ein ganz vortreffliches Nahrungsmittel für Menschen abgeben, wenn man sie kochte und dann durch Siebe preßte, um die wertlosen Stoffe (Köpfe, Fäden, innere Haut) von den wertvollen zu trennen; richtig behandelt, gewürzt und verpackt könnten sie auf diese Art ein sehr billiges Material zu nahrhaften Suppen ꝛc. werden. Die Blechdosen endlich kosten dem Fabrikanten ungefähr fünf Pfennig das Stück. Wird die entleerte einzelne Dose weggeworfen, so liegt darin für den einzelnen kein großer Verlust. Werden aber allein in Braunschweig wenigstens 5 Millionen Dosen gefüllt und versendet und in ganz Deutschland doch wenigstens ebensoviel, so gehen jährlich etwa 10 Millionen Dosen verloren. Rechnet man nur zwei Dosen zum Werte von ein Pfennig, so ist das immerhin eine große Summe, die jährlich auf den Kehricht geworfen wird. Es müßte sich gewiß ein Weg finden lassen, um diese armen Verworfenen zu sammeln, einzuschmelzen und ein Material daraus herzustellen, welches, wenn auch geringwertiger als neues Eisen, dennoch zu vielen Zwecken immer noch eine für den Fabrikanten vorteilhafte Verwendung zuließe. Wer die Abfälle gering achtet und wegwirft, wirtschaftet schlecht. Selbst Gottes Wort ruft uns zu: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“ Und welche Reichtümer zieht die Industrie Jahr für Jahr aus den Abfällen! Was sind die Lumpen anders als Wirtschaftsabfälle, aber wer achtet sie heute noch gering? Was wären heute unsere Braunkohlengruben, wenn sie nicht aus ihrem Abfall, dem lästigen Staube, Briketts machten? Was ist aus dem Abfall der Gasfabrikation, dem Steinkohlenteer, für ein wichtiger Gegenstand geworden! Was wäre die Spiritusbrennerei ohne ihren Abfall, die Schlempe, und die Zuckersiederei ohne ihren Abfall, die Rübenschnitzel! Was wäre die ganze Landwirtschaft ohne Dünger, und was ist der Dünger, der Kompost anders als Abfall jeder Art aus jedem Winkel von Haus und Hof, Garten und Feld, Stall und Schwune!

Aber auch darin finde ich die Kinderschuhe dieser Konservenfabrikation, daß sie, die offenbar das Zeug in sich hat, eine Massenproduktion von Volksnahrungsmitteln zu



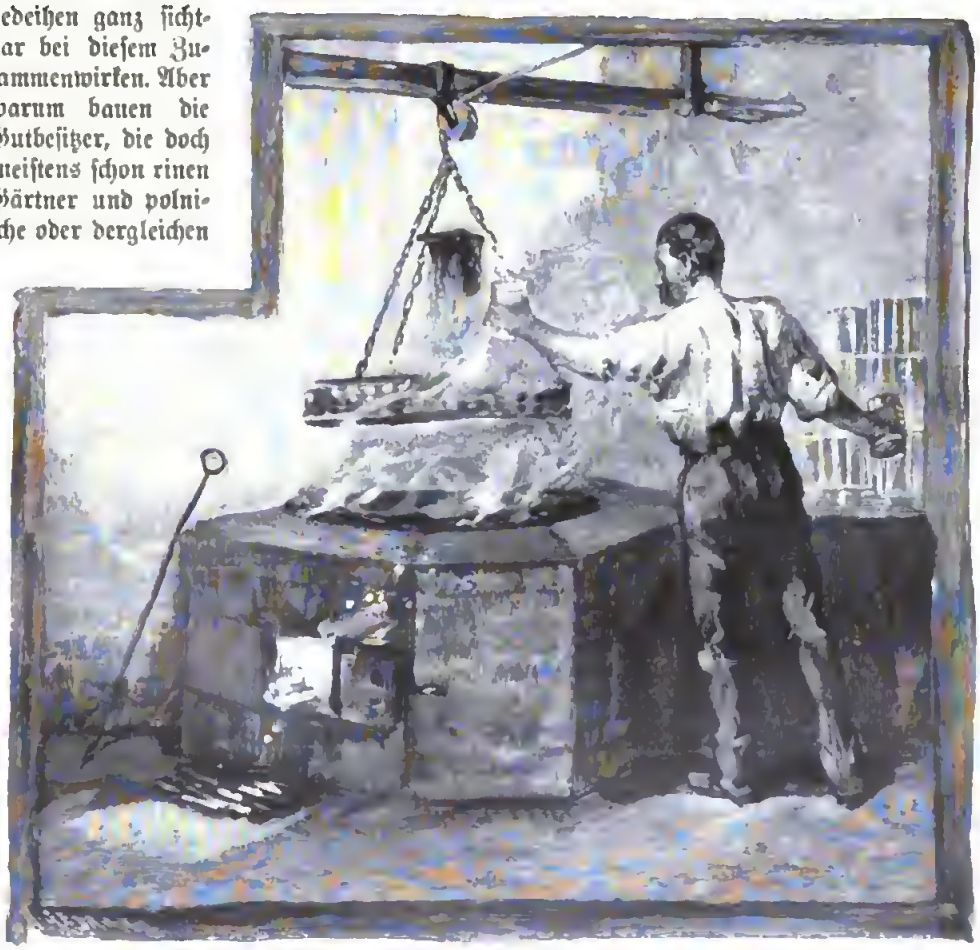
Wie die Braunschweiger Konserven entstehen: Nochmaliges Einsieden der Konserven in Büchsen nach dem Verlöten.

werden, heute noch eigentlich nur „Delikatessen“ erzeugt, d. h. Nahrungsmittel, die in Wahrheit und ihrer Natur nach gar keine Delikatessen sind, sondern dazu erst gestempelt werden durch den ungebührlich hohen Preis, den sie haben. Warum soll der gemeine Mann nicht auch im Winter grüne Erbsen und grüne Bohnen essen können, anstatt der ewigen Kartoffeln? Aber bis jetzt sind die Konserven, wenn auch nicht mehr bloß für die oberen Zehntausend, doch nur erst für die oberen Zwanzigtausend erreichbar. Wenn eine Frau aus dem Mittelstande, die täglich 3 Mark Wirtschaftsgeld und eine Anzahl gesunder „Ölzweige“ um ihren Tisch her hat, 1 Pfund mittlere Konservenerbsen mit 1 Mark bezahlen soll, so kann sie davon keinen Gebrauch machen; dann kommt ihr das bloße Mittagbrot zu teuer, sie würde an diesem Tage mit ihrem Wirtschaftsgelde gewiß nicht reichen.

Woher kommen nun diese hohen, nein, zu hohen Preise der Konserven? Der Zwischenhandel will und muß ja verdienen, und ich sehe aus der Vergleichung zwischen Engros- und Detailpreisen wenigstens keinen übermäßigen Preisaufschlag — bisher sind es ja auch weder Kolonialwaren- noch Gemüsehandlungen, die Konserven verkaufen, sondern nur die vornehmen Delikateßläden. Der Grund wird wo anders zu suchen sein, und ich finde ihn in der noch lange nicht genug verdrängten teuren Handarbeit der Fabriken, in dem gänzlichen Verluste der Abfälle und in dem zu hohen Preise des Rohspargels. Wenn der Morgen Spargel 200—300 Mark Reingewinn abwirft, so ist das mehr als nötig; wogegen ein Nettoertrag von etwa 40 Mark für den Morgen Erbsen und Bohnen nur eine sehr geringe Verzinsung (2—3 Prozent) des Bodenkapitals darstellt. Gerade an diesen beiden letzteren Gemüsen, deren Verbreitung so sehr zu wünschen ist, verdient auch der Fabrikant verhältnismäßig wenig. Hier würde nur zu helfen sein durch billigere Fabrikation und rationelle Verwertung der Abfälle; der vermehrte Absatz aber würde auch eine billigere Fabrikation noch

rentabel machen. — Zum Schluß die Sache, die mir am meisten am Herzen liegt. Ich möchte so sehr gern die Frage an die Herren Landwirte richten: ist es denn nicht möglich, daß ihr euch an der Konservenproduktion beteiligt? Muß man denn an dem alten Korn- und Kartoffelbau, der nichts mehr einbringt, hängen bleiben? Was anders hat den Zuckerkrach bewirkt als dies, daß alle gleichzeitig sich über diese Einnahmequelle herstürzten? Jetzt baut man überall Genossenschaftsmolkereien — gut, aber große Gewinne sehe ich noch nicht davon, und daß nur nicht auch hier des guten zu viel werde!

Dagegen hat sich der Großgrundbesitz um die Konserven, soviel ich weiß, noch gar nicht bekümmert. Hauptsächlich „kleine Leute" sind es, die den Fabriken bisher das Material liefern. Ich kenne ein Städtchen in der Provinz Sachsen mit einer Konservenfabrik, wo alles Konservengemüse für die Fabrik baut, und beide Teile gedeihen ganz sichtbar bei diesem Zusammenwirken. Aber warum bauen die Gutbesitzer, die doch meistens schon einen Gärtner und polnische oder dergleichen Arbeiterinnen haben, nicht Spargel, der den Transport so gut verträgt (die hiesige Gesellschaft schickt in der Spargelzeit täglich 100—200 Centner nach Kopenhagen), der zehn Monate des Jahres keine Arbeit verlangt und selbst im Großbetriebe noch immer so ungeheure Renten abwirft? Und warum bauen sie nicht Bohnen und Erbsen, die allerdings einen besseren Boden verlangen als der Spargel, ganz regelmäßig mit Wechselwirtschaft in Schlägen für die Konservenfabriken? Und wenn mir die Herren antworten: diese zarten Gemüse vertragen keinen weiten Transport, und eine Fabrik haben wir nicht in der Nähe — so erlaube ich mir die Gegenfrage: abrr ihr habt doch Aktienzuckerfabriken und Genossenschaftsmolkereien, warum den unternehmenden Kaufleuten allein das Feld überlassen? Warum baut ihr nicht zwischen euch eine Aktienkonservenfabrik, ganz nach den bewährten



Wie die Braunschweiger Konserven entstehen: Ausprobieren der verlöteten Büchsen.

Grundsätzen der gemeinsamen Zuckerfabriken? Die Herstellung der Konserven ist viel einfacher, übersichtlicher, schneller als die des Zuckers, die Kampagnen des Zuckers und der Konserven liegen in ganz verschiedenen Jahreszeiten, man kann mit seinem Boden und dessen Früchten ganz gut zugleich Mitglied einer Aktienzuckerfabrik, einer Genossenschaftsmolkerei und einer Gesellschaftskonservenfabrik sein. So gewiß diese Zusammenstellung nicht lächerlich, sondern wahrscheinlich das Bild unserer landwirtschaftlichen Zukunft ist: ebenso gewiß dürfte es sein, daß unsere Landwirtschaft gegenüber der ausländischen Konkurrenz nur bestehen und das Fundament unsers ganzen Nationalwohlstandes nur bleiben kann, wenn ihre Vertreter sich möglichst fest und vielseitig zu wirtschaftlichen Körperschaften vereinigen und die zeitgemäße Klugheit üben, die Landwirtschaft industriell und die Industrie landwirtschaftlich auszunutzen.

In den Konservenbüchsen steckt noch viel Geld, und es ist nicht so luftdicht darin verlötet wie die Gemüse selbst. Nur die altmodischen Handschuhe muß man ausziehen, die uns hindern, frisch ins Leben hineinzugreifen, und mit dreister, energischer Faust muß man den Deckel anpacken — er wird schon aufgehen!

Das moderne Athen.

Nach Dr. Julius Centerwall.

(Abdruck verboten.)

Wenn dies Monatsheft der Mehrzahl der Leser in die Hände kommt, weilt Deutschlands Kaiser in der Hauptstadt von Hellas, um Zeuge der Verbindung seiner geliebten Schwester mit dem Thronerben des jungen Königreichs zu sein. Millionen folgen mit den besten Wünschen dem erhabenen Geschwisterpaar, und Millionen erwarten täglich die Nachrichten des Telegraphen und der Tagesblätter über diesen Schlußakt der kaiserlichen Land- und Meerfahrt, welche sich bis an die Grenzen des Polarmeeres zu dem düsteren Nordkap hinauf und hinunter bis zu dem südlichen Wahrzeichen des lachenden Attika, den heiligen Säulen auf dem sonnenglänzenden Kap Sunion, erstreckte.

Unter diesen Verhältnissen müssen wir — auch abgesehen von der sich immer schärfer zuspitzenden Lage auf der Balkanhalbinsel und dem damit zunehmenden Interesse für das Reich der Hellenen — es für einen günstigen Zufall halten, daß wir heute in der Lage sind, unsern Lesern eine anziehende und frische Darstellung der modernen griechischen Königsstadt vorlegen zu können. Es ist diese einer deutschen, erst noch im Manuskript vorhandenen Bearbeitung des Werkes eines tüchtigen schwedischen Archäologen und Philologen, des Rektors Dr. Julius Centerwall in Söderhamn entnommen.*) Das Städtchen, welches an der Grenze des schwedischen „Nordlandes," hoch oben am bottnischen Meerbusen liegt, sendet gewöhnlich nur Eisen und Holz in die Welt; diesmal kommt von dort ein frisches, fröhliches Geistesprodukt, das wert ist, auch außerhalb der Grenzen Schwedens bekannt zu werden. Denn, so reich auch die deutsche Litteratur über Griechenland ist, so viele schönillustrierte Prachtbände, so vortreffliche historische Werke und archäologische Arbeiten, schließlich so gute Führer für Reisende wir auch haben, so kann doch Centerwall nicht nur als ein geduldeter Gast an der Tafelrunde der Vertreter der Litteratur über Griechenland betrachtet werden; es ist wirklich noch ein Sitz an der Tafel leer, den er in würdiger Weise ausfüllen wird.

Aber was ist es nun für ein Werk, wenn es nicht in eine der erwähnten Klassen gehört? Wir möchten darauf, obwohl es für das Buch gefährlich klingen könnte, antworten: Etwas von allem in einer höchst glücklichen Ver-

*) Hellas und die Levante. Von Dr. Jul. Centerwall. Deutsch bearbeitet, unter Mitwirkung des Verfassers, von Carl B. Lorck, dänischem Generalkonsul in Leipzig. Die hier mitgeteilte Skizze bildet das erste Kapitel. Die übrigen Kapitel betiteln sich: II. Kreuz und quer durch die Umgebung von Athen. III. Ein Gang durch das alte Athen. IV. Eleusis, der Isthmus, Delphi. V. Mykenä und Tiryns. VI. Rings um den Peloponnesos, Olympia. VII. Thessalien und Böotien. VIII. Smyrna. IX. Pergamon. X. Ein Ritt in Kleinasien hinein. Das Buch wird mit etwa 70 Abbildungen und einigen Plänen illustriert.

bindung des Belehrenden mit dem Unterhaltenden zu einem populären Werke in der allerbesten Bedeutung des Wortes, das dem Manne der strengen Wissenschaft gewiß ein ebenso großes Vergnügen bereiten wird, wie dem gebildeten Laien. Denn der Verfasser besitzt die besten schriftstellerischen Gaben, Gründlichkeit des Wissens verbunden mit durchsichtiger Klarheit der Darstellung und bietet Belehrung und Unterhaltnng in gleich anmutiger Weise. Er ist zur selben Zeit, in Worten, ein vortrefflicher Landschaftsmaler und Charakterzeichner, der seine seinen Skizzierungen mit einem nie versiegenden frischen Humor zu würzen versteht.

Herr Centerwall huldigt keiner der beiden Moden: er erhebt die Griechen weder in den siebenten Himmel, noch tritt er sie in den Schmutz. Er ist ein begeisterter Bewunderer der antiken Kultur und Kunst und ein aufrichtiger Philhellene. Keiner der großen Fehler der modernen Hellenen, keine der Schwierigkeiten, mit welchen die vom Beginn ab halb verkümmerte Schöpfung europäischer Staatskunst zu kämpfen hat, entgeht dem scharfen Auge des Verfassers, und doch beseelt ihn die feste Überzeugung, daß das Volk die Kraft finden wird, allmählich selbsterkannte Fehler abzulegen, und daß der Staat auch einmal zu der Machtstellung gelangen wird, die ihm nötig ist, um seine civilisatorische Aufgabe in der Levante zu lösen.

Noch müssen wir hinzufügen, daß der vortrefflich vorbereitete und geistig bestens ausgerüstete Verfasser das seltene Glück hatte — ohne welches sein Werk vielleicht nicht ganz das werden konnte, was es geworden ist — mit den vielen vortrefflichen Männern der Wissenschaft, die teils dem deutschen archäologischen Institut in Athen, oder der deutschen Bauhütte in Pergamon angehören, teils auch damals zufällig in Griechenland weilten, in innigem Verkehr zu stehen. Mit Männern, aus deren Zahl wir hier nur Dörpfeld, Conze, Humann nennen, hat Herr Centerwall seine archäologischen Fahrten, namentlich auf dem Peloponnesos, und seinen Ritt in Kleinasien gemacht. So konnte er die bereits mitgebrachte Bewunderung deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens auf die Vertreter derselben in Hellas übertragen.

Und so entstand ein Werk über Hellas in dem mäßigen Umfang von noch nicht 30 Bogen, von dem ein bekannter Hellenist und Hellaskenner (Prof. Boltz in Darmstadt) in einer bewundernden Kritik sagt, „daß es zum Liebreizendsten und Lebensvollsten gehört, was auf diesem Gebiet überhaupt erschienen ist.“ —

Das erste Kapitel aus diesem Werke aber lautet so:

Es war ein heller, freundlicher Tag, der zweite des Monats September 1886, an welchem ich nach Athen kam.

Nachdem ich mein Äußeres in dem gemütlichen „Hôtel d'Athènes“ ein wenig restauriert hatte, begab ich mich sofort in Begleitung des treuen Bädeker auf die Umschau. Wenn ich sagte „Hôtel d'Athènes,“ so meinte ich damit das Hauptetablissement auf dem Grundgesetzplatz, platia tu sintagmatos. Die Filiale des Hotels, mit fast noch besseren Zimmern, liegt auf dem Eintrachtsplatz, platia tis omónias. Derjenige, dem der Kostenpunkt keine Schmerzen macht, oder der nur kurze Zeit verweilen und sich nicht mit dem Studium griechischer Sprache und Sitte beschäftigen will, thut besser, in einem der ganz auf europäischem Fuß eingerichteten Hotels: als „Grande Bretagne,“ „Angleterre“ oder „Etrangers,“ alle am Grundgesetzplatze belegen, einzukehren. Wer sich jedoch von dem Table-d'hote-Zwang losmachen will und sich nicht vor der griechischen Küche, jedoch in ihrer besten Gestalt, fürchtet, der wohnt am billigsten und besten im „Hôtel d'Athènes,“ wenn er nicht, meinem Beispiel folgend, so bald als möglich eine Privatwohnung aufsucht.

Ich hatte allerdings das für einen archäologischen Reisenden fabelhafte Glück, eine solche Wohnung bei dem damaligen Sekretär, jetzigen Vorstande des deutschen archäologischen Instituts, Wilhelm Dörpfeld, zu finden. Unleugbar war sie etwas weit abgelegen, in der Kolnakistraße des neuen Stadtteils, den Likavitos hinan. Den Namen zum Andenken an einen der hervorragendsten Männer des neuen Griechenland erhielt sie erst während meiner Anwesenheit; bis dahin war sie namenlos. Athen entwickelt sich so schnell, daß die Straßen fertig gebaut und dann erst getauft werden. Im Jahre 1835, nach Beendigung des Freiheitskrieges, hatte die Stadt einige hundert Einwohner, jetzt zählt sie deren gegen einmalhunderttausend.

Digitized by Google

Der Hauptteil der Stadt liegt in einer Senkung zwischen dem Likavitos und der Strefishöhe im Nordost. Im Südost erhebt sich die Akropolis mit ihren Geschwisterhügeln. Die Stadt hat sich jedoch nicht damit begnügt, den erstgenannten Hügel emporzuklettern — auf dessen Spitze die St. Georgskapelle liegt, deren Lampe jede Nacht über die Stadt leuchtet —, vielmehr wird der Hügel nach den Entwürfen des deutschen Architekten Ernst Ziller in eine schöne Parkanlage umgewandelt. Die Stadt zieht sich noch etwas nach Westen, wo der Weg nach Ambelokipi (Alopeke), dem Geburtsort des Aristides, sowie des Sokrates, und dann in seiner Fortsetzung nach Kifisia und Pentelikon führt.

Nach Südost hin hat man in der Richtung der gewaltigen Säulen des Tempels des olympischen Zeus bis nach dem Ilissos und den dahinter liegenden Hügeln fortgebaut. Im Nordwest, auf dem Felde hinter dem Kifisos, genießt die stetig wachsende Bauluft freien Spielraum. Und es ist wahrlich staunenswert, was alles in Athen gebaut wird. Viele der Griechen, die sich in der Provinz oder im Auslande — London, Paris, Marseille, Triest und anderswo — Vermögen erworben haben, ziehen sich im Alter nach Athen zurück, um in der Hauptstadt ihres Vaterlandes ein otium cum dignitate zu genießen, oder schicken, wenn sie nicht selbst kommen können, aber einen Sohn haben, diesen; andernfalls bestimmen sie größere Summen, nicht selten Millionen, zur Ausführung umfangreicher Bauwerke, wenn ein Ziel ins Auge gefaßt wurde, welches bedeutende, jedoch nicht vorhandene Mittel erfordert. Auch viele der in der Türkei ansässigen Griechen siedeln nach Athen über. So ist die Stadt im fortwährenden Wachstum begriffen, doch steht leider die Schönheit der Bauten nicht in einem günstigen Verhältnis zu ihrer Zahl. Macht sich auch nicht, wie so oft in den modernen großen Städten des Nordens, der „Ladenstil“ mit ganzer Zudringlichkeit breit, so bleibt doch der Eindruck des griechischen Wohnhäuserstiles mit seinen selten fehlenden klassischen Säulen aus weißem pentelischen Marmor und seinen fast ausnahmslos rot ausgemalten Loggien ein ermüdender, der noch durch die mit Sonnenstrahlenglanz geschwängerte Luft gesteigert wird, welche fast unerträglich auf die bereits durch den beständigen feinen Staub angegriffenen Augen wirkt. Immerhin wäre es als eine wirkliche Vermessenheit zu betrachten, hätte man einen späteren Baustil in die Stadt der Pallas Athene einführen wollen; es muß zugegeben werden, daß Monumentalbauten im gotischen oder Barockstil nicht gerade mit dem Parthenon oder dem Theseustempel harmonisch stimmen würden.

Mit Leichtigkeit unterscheidet man drei verschiedene Bauperioden in Athen. Erst kommen die Hütten auf dem nördlichen Abhang der Akropolis mit ihren Holzbalkonen; dann folgt der Stadtteil des Königs Otto, nach dem Schluß des Freiheitskrieges gebaut, der etwa den Platz der antiken Stadtteile Kollytos, einer Ecke von Kerameikos, der ganzen Diome und vielleicht noch mehr einnimmt. Was darüber hinaus liegt, ist, wenn auch unter dem ersten Herrscherpaare geplant und begonnen, doch hauptsächlich ein Werk der letzten zwanzig Regierungsjahre des Königs Georgios.

Das alte Athen verbreitete sich zum großen Teile über Gebiete, die jetzt fast öde daliegen und deren Erdreich zumeist aus Thonscherben besteht. Sie erstrecken sich im Süden und im Südosten der Akropolis, welche damals inmitten der Stadt lag. Die Städte der alten Zeit suchten besonders die Hügel auf, die modernen machen sich mehr auf dem Flachlande breit.

In Athen und außerhalb wird öfters die Behauptung laut, daß die Hauptstadt des neuen Hellenenreiches nach der korinthischen Landzunge, nach Nauplia oder nach Piraeus zu verlegen sei. Das ist thöricht gesprochen. Kein anderer Ort, kein anderer Name würde eine ähnliche Anziehungskraft oder Autorität über die verschiedenen Provinzen ausüben, als Athen. Ohne diesen Einigungspunkt als Kitt würde möglicherweise das Reich in kritischer Stunde auseinanderfallen. Vom Standpunkte des Archäologen aus könnte man es schon erwünscht finden, wenn das ganze athenienſische Ruinenfeld brach geblieben, um ungehemmt nachgraben zu können. Aber die Interessen des Staates und der Archäologie dürften sich nicht immer decken.

* * *

Wenn man zum erstenmal von einem hochgelegenen Standpunkte aus den Blick über die Hauptstadt Griechenlands schweifen

Digitized by Google

läßt, so hat man das Gefühl, als ob einem etwas fehle. Nach einigem Nachsinnen kommt man bald dahinter, was es eigentlich ist. Unter uns liegt eine Stadt mit einer fast ebenmäßigen Oberfläche, ohne gotische, romanische oder andere Kirch-

Blick auf das heutige Athen mit der Akropolis. Gezeichnet von H. Reker.
Nach dem im Verlage von H. Wärpburg in Heidelberg erschienenen Bild.

Türme, welche in den europäischen Städten dem Auge Ruhe- und Sammelpunkte bieten; selbst die Minarets, welche in dem muhammedanischen Orient denselben Dienst üben, fehlen. Dieser Mangel stimmt ganz zu einem andern, welcher uns bei der Wanderung durch die Straßen auffällt. Man begegnet der alten und der neuen Zeit, das Mittelalter aber fehlt, und die älteren byzantinischen Kirchen sind so niedrig, daß ein ausgewachsener Mann fast das Dach mit der Hand erreichen kann. Am lebhaftesten fühlt man diese Abwesenheit des Mittelalters, wenn man den neuen Stadtteil, Neapolis, durchstreift, mit welchem man ja selbstverständlich seine Wanderung beginnt, wenn man dort oder in der Nähe wohnt und sich nicht, wie es aber bei manchem Neuangekommenen

der Fall ist, für verpflichtet hält, eine selten einträgliche Hetzjagd unter den alten Ruinen anzustellen. Für letztere muß man volle Zeit haben und früh am Morgen anfangen, bevor die Hitze Studien unmöglich oder wenigstens genußlos macht.

Zu den Höhen des Likavitos erstreckt sich der vornehmste und eleganteste Stadtteil, welcher der Länge nach von vier großen Pulsadern durchzogen wird, die sich folgendermaßen eine über die andere reihen: die Stadion-, die Universitäts- (Odós Panepistimiu), die Akademie- und die Solonstraße. Die drei ersten sind mit Anpflanzungen versehen, meist von hübschen Pfefferbäumen mit feinem, saftigem Laubwerk, grünen Blumen und gleichzeitig mit Büscheln von roten Beeren. Die Straßen erhalten jedoch durch sie nicht genügenden Schutz gegen die von den weißen Marmorhäusern zurückprallenden Sonnenstrahlen und sind nicht gepflastert, infolgedessen dicht mit Staub bedeckt. Zwar sucht man das Aufwirbeln desselben durch Bewässerung frühmorgens zu dämpfen, aber so freigebig man auch mit dem Leitungswasser und den Wasserbehältern ist, das Sprengen hilft doch nicht viel.

Innerhalb der eisernen Gitter mit häufig prächtigen Eingangspforten erblickt man manchen hübschen Vorgarten mit Palmen, Orangen und anderen, dem Nordländer nicht oft zu Gesicht kommenden Pflanzen. Von den größeren Gärten beherbergen manche Marmorstatuen und Springbrunnen. Viel davon sieht man von der Straße aus jedoch nicht und man muß den Besitzer kennen, wenn sich die sonst verschlossenen Pforten öffnen sollen. Eine Ausnahme bildet der schöne von der Königin Amalie angelegte Schloßpark, mit einer bedeutenden Mosaikarbeit aus einer in der Römerzeit hier belegenen Villa und herrlichen Durchsichten auf die Akropolis. Desto häßlicher ist das am Fuße des Parkes, rechts von dem gewöhnlich kurzweg Sintagma genannten Grundgesetzplatz erbaute Schloß. Dieser Königsbau ist eine wahrhafte Marmorscheune, dessen bayrischer Erbauer (Gärtner) einen unerhörten Mut gehabt haben muß, da er es wagte, seine Arche als Gegenstück zu dem Parthenon auf der Akropolis, zu welcher die Aussicht damals ganz frei war, aufzustellen.

Die bemerkenswertesten Gebäude in diesen Straßen sind die Universität und die Akademie, beide von den berühmten dänischen Architekten, den Brüdern Konstantin und Theophilus Hansen erbaut. Von dem ersteren, jetzt verstorbenen Bruder stammt die Universität, während der letztere, der Erbauer der Akademie, noch jetzt in Wien prächtige Werke schafft, unter welchen das herrliche Parlamentshaus seine letzte Großthat ist. In dessen Nähe hat der weißhaarige, aber rüstige und lebensfrohe Baron — diesen Titel gab ihm der Kaiser — auch seine Privatwohnung, wo er gern sein Diplom als Ehrenbürger von Wien dem Gaste zeigt, während seine alternde Schwester diesem ein ausgesucht gutes Glas Wein kredenzt.

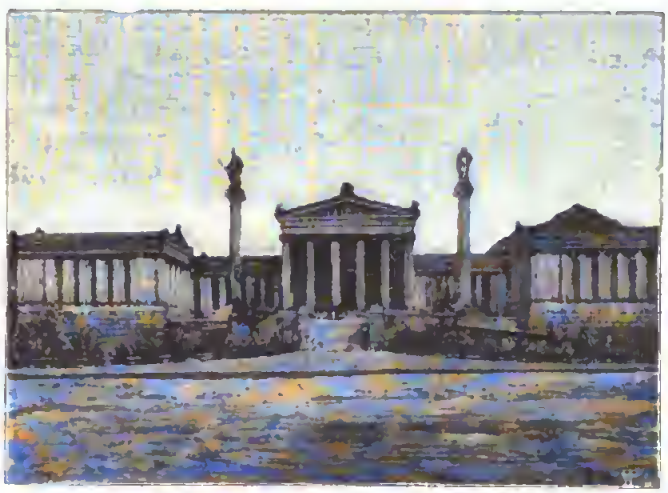
Die beiden eben erwähnten Prachtbauten Athens sind im reinen griechischen Stil erbaut, die Eintönigkeit des weißen Marmors wird durch reiche Vergoldungen und sparsam angewendete Farben unterbrochen. Obwohl die Gebäude wirklich schön sind, machten sie auf mich doch keinen bedeutenden Eindruck. Vielleicht verlangt das Auge in dieser Sonnenglut eine kräftigere Färbung. Jedenfalls ist die Universität ein großartiger Beweis für den Glauben an die Zukunft, welcher das kaum frei gewordene Volk beseelte. Man darf nicht vergessen, daß das Gebäude i. J. 1837 fertiggestellt wurde, zu einer Zeit, wo die Stadt fast nur aus Hütten und Häuschen bestand.

Von Kirchen findet man nur wenige in diesem Stadtteil, die interessanteste ist die neue katholische Kirche, welche in der Universitätsstraße im Bau begriffen ist. In der Stadionstraße liegt das alte malerische Gotteshaus Ajos Theodoros, ein Muster der byzantinischen Baukunst, wie diese in Athen auftritt. Ferner befindet sich in der Stadionstraße das aus- und inwendig häßliche Parlamentshaus I vuli, das auf einem eingezäunten Platz in schiefem Winkel mit der Straße steht. Die Ministerien sehen in der Regel wie weiß getünchte Speicher aus; am wenigsten noch das Kriegsministerium in der Universitätsstraße, dem Schlosse gegenüber. Daß man zum allgemeinen Verdruß und zur Erschwerung des Geschäftsganges die verschiedenen Büreaus so zerstreute und sie nicht in einem Gebäude vereinigt hat, ist namentlich in einem so demokratischen Lande schwer zu begreifen.

Selbstverständlich durfte ich es nicht unterlassen, einer Sitzung des Parlamentes

beizuwohnen. Es geschah das bei der Wiedereröffnung desselben im November, nachdem das unkluge Säbelrasseln Diljannis die Großmächte veranlaßt hatte, im Sommer 1886 den Hafen von Piraeus zu blockieren. In seinem Vorgänger Charilaos Trikupis hatte er auch seinen Nachfolger gefunden, welcher nach dem Tode von Kumundúros gewiß der bedeutendste Staatsmann Griechenlands ist.

In dem Hause geht es ziemlich ungeniert zu, und es wurde mir ohne Umstände ein Platz in der Diplomatenloge angewiesen. Ich fühlte mich jedoch dort nicht ganz geheuer und suchte mir einen bescheideneren Platz, trotzdem wurde ich im Sitzungssaale selbst nahe der Rednertribüne untergebracht, bei späteren Sitzungen in der Loge „der höchsten Beamten". — Schließlich fand ich mich denn auch zurecht in meiner hohen Würde. — Der Saal bildet eine mächtige Halbrotunde mit amphitheatralisch in zwei keilförmigen Abteilungen angebrachten Sitzen; rechts sitzt selbstverständlich die Regierungspartei, simpolitevsis; links die Opposition, antipolitevsis, in deren erster Reihe der abgetretene Premier Dilijannis, als Führer der Opposition, Platz genommen hatte. Die in Kasetten abgeteilte, in Gold und matten Farben gehaltene Decke ruht auf zwei kolossalen, ganz außer allem Verhältnis stehenden korinthischen Säulen. Wie das Äußere des Gebäudes, so macht auch das Innere einen unruhigen Eindruck.



Die Akademie in Athen.

O protipurgós Trikupis ist ein Mann mit der behäbigen Körperfülle und der gemütlichen Weise eines gesunden Mittelfünfzigers. Der Ausdruck des Gesichts in seiner Gesamtheit ist offen und sympathisch; die Nase ist etwas groß, jedoch wohl proportioniert, ein starker Schnurrbart beschattet den wohlgeformten Mund, die Hautfarbe ist gelblich, aber gesund, doch deuten eine gewisse Müdigkeit in den Zügen und die dunkeln Augenränder auf die unerhörte Arbeit, der sich der Minister unterwirft. Das hält man eben für seinen größten Fehler, denn er beschäftigt sich persönlich ebenso eifrig mit der kleinsten wie mit der wichtigsten Sache. Sein Auftreten sowohl im öffentlichen wie im Privatleben ist ungezwungen, aber würdig. Er gehört zu den wenigen stillvornehmen Männern, die ich in Griechenland gesehen habe.

Dilijannis Äußere ist nicht angenehm. Die Züge sind zwar keineswegs häßlich und sein silberweißes, sorgfältig zurückgekämmtes Haar, welches den ganzen Scheitel bloß läßt, steht ihm gut. Aber sein mit dem Schnurrbart zusammenfließender Backenbart gibt dem Kopfe etwas von den Zügen eines Hundes oder dessen Verwandten, eines Fuchses. Die Augen sind unruhig, und das ganze Aussehen macht den Eindruck der Unzuverlässigkeit und Nachlässigkeit. Mit der Phrase den pirási — es bleibt sich gleich — verschiebt der Grieche gar zu oft jeden Gedanken daran, etwas anzufassen, es sei denn in der zwölften Stunde. Ein guter Redner ist er aber und er hat durch seine Freigebigkeit in Parteibelohnungen einen großen Anhang gewonnen. Gewiß ist, daß wenige Griechen ihr Land so schwer geschädigt haben wie er.

Nach Erledigung einiger Formalitäten ergreift Trikupis ein mächtiges, mit Schriftstücken vollgepfropftes grünes Portefeuille, entblößt sein kahles Haupt und besteigt die Rednertribüne. In meiner Nähe wurde die Bemerkung gemacht, daß er sich zum erstenmal eines Klemmers bediente; man erblickte darin ein Zeichen des herannahenden Alters. Atemloses

Schweigen herrschte im Saale, als er begann, und, was merkwürdiger ist: die Ruhe hielt in den drittehalb Stunden, welche seine Rede dauerte, an.

Sein Vortrag ist gleichmäßig und angenehm, seine Gestikulation äußerst sparsam. Selbst im höchsten Pathos gibt er nur seiner Stimme einen tieferen, innigeren Klang. Durch seinen Vortrag geht ein breiter Zug von Vaterlandsliebe ohne Chauvinismus, diese Schoßsünde so vieler Griechen und früher des Trikupis selbst. Der Zuhörer empfängt den bestimmten Eindruck, daß er der rechte Mann ist, um in gewitterschwüler Zeit das griechische Staatsschiff zwar nicht in den Hafen — denn der Mann dazu ist noch nicht gekommen, vielleicht noch nicht geboren —, sondern zu einem sicheren Ankerplatz zu lenken. —

Unter den Privatgebäuden schien mir das „Hôtel grande Bretagne," früher das französische archäologische Institut, das geschmackvollste zu sein. Die größte Aufmerksamkeit zieht indes das Schliemannsche Haus, oder wie es in der Inschrift über der Loggia heißt, Iliu mélathron — Trojanische Hütte — in der Universitätsstraße auf sich. Ein besonderes Kennzeichen sind die vielen Statuen auf dem Dache, homerische Götter und Göttinnen, die jedoch nicht von dem Meißel eines Phidias geschaffen sind. Das Haus bietet übrigens von seinem oberen Stock aus eine prachtvolle Aussicht auf Athen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist dabei der Anblick der südöstlichen Ecke der Akropolis, die, von hier aus gesehen, das Profil eines, dem Gladstoneschen erstaunlich ähnlichen Gesichtes zeigt.

Da eine Empfehlung des berühmten Nordpolfahrers Nordenskjöld mir das äußerst gastliche Haus des bekanntesten unter allen in Athen ansässigen Gelehrten eröffnete, ich daselbst nicht selten einkehrte und viele interessante Bekanntschaften machte, so bitte ich den Leser, auf unserer gemeinschaftlichen Wanderung ein wenig auszuruhen, indem ich ihm meinen ersten Besuch hier schildere und ihm Einblick in eins der gesellschaftlich und geistig hervorragendsten Häuser Athens gewähre.

Die Einladung lautete auf ein Déjeuner dinatoire, die übliche Form der Schliemannschen Gastfreiheit. Der Eintritt in das Haus führt durch den prächtigen Garten. Von einem sich tief verbeugenden, auf den Namen Bellerofóntis hörenden Bedienten empfangen, steigt man die glänzende Marmortreppe hinauf, durchschreitet das reichdekorierte Vestibül und steht in einem eleganten, vielleicht zu farbenkräftig ausgestatteten Vorgemach Herrn Schliemann und dessen Gattin gegenüber.

Der Wirt ist ein kleiner, ziemlich gut genährter Mann, mit einem brillengeschmückten Gesicht, das — ähnlich dem Windthorsts — etwas an den Vogel Minervas erinnert. Das Haar spielt ins Graue, der dunkle Bartschimmer sticht gegen die gelbliche Hautfarbe ab. In seinem Blick spricht sich große Wachsamkeit aus. Der Ehrengast wird gefragt, welcher Sprache er sich zu bedienen wünscht, und die Antwort stellt die Konversationssprache für diesen Tag fest, wenn auch ab und zu Sätze in anderen Sprachen hingeworfen werden, da in diesem Hause ein Verfasser stets in derjenigen Sprache citiert wird, in welcher er geschrieben hat.

Die Flügelthüren des Speisesaales öffnen sich. Die Zahl der Gäste ist nicht groß, da der Raum, wie überall in Athen, klein ist. Wir nehmen Platz; dem Wirt zur Rechten sitzt Mrs. D'Ooge, die hübsche und heitere Gemahlin des damaligen Direktors des amerikanisch-archäologischen Instituts in Athen, zur Linken der Generaldirektor Kavvadias. Diesem folgt Herr Athanasios Rusópulos, früher Professor an der Universität, ein renommierter Archäolog, zugleich geachteter Antiquitätenhändler; dann kommen ein englischer Professor und Mr. D'Ooge, weiterhin eine deutsche Gouvernante zwischen Andromachi und Agamemnon, keine Antiquitäten, sondern Schliemanns wohlerzogene und blühende Kinder, anderen Kindern ähnlich, jedoch mit dem Unterschied, daß sie einen guten Teil des Homeros auswendig können. Andromachi reicht wohl an die vierzehn heran; Agamemnon, ein hübscher breitschulteriger Junge, ist acht Jahre alt. Last but not least folgt die Frau des Hauses, die meine Nachbarin ist. Ich habe somit Gelegenheit, sie etwas näher zu studieren, und in Wahrheit, sie verdient es, studiert zu werden.

Der Sage nach hat Schliemann erklärt, er sei gewillt, diejenige zu seiner zweiten Frau zu erwählen, die er mit dem Homeros am genauesten vertraut fände. Diese Bedingung

Dr. Schliemann und seine Frau mit dem sog. Schmuck der Helena.

erfüllte Fräulein Kastrómenos bis auf den Punkt über dem i und so ward aus ihr Kyria Schliemann. Hübsch ist für die etwa vierzigjährige Frau eigentlich nicht das rechte Wort, denn ihr Gesicht ist nicht regelmäßig und die Züge sind etwas streng. Aber über ihre Zunge haben die Grazien ihren ganzen Zauber verbreitet. Ich kann nicht leugnen, daß ich eine gewisse Angst vor geistreichen und sich lebhaft unterhaltenden Frauen habe. Jedoch das Wesen und die Unterhaltung der Frau Schliemann nahmen mich sofort vollständig gefangen. Angenehm leicht und ungezwungen fließt ihre Rede. Meisterhaft versteht sie es, einen jeden der Gäste anzuregen und ihn in den Unterhaltungsstrom hineinzuziehen. Ihre ungewöhnliche Gelehrsamkeit verbirgt sich unter ihrem weiblichen Takte, wie auch ihr Anzug nicht die Frau eines vielfachen Millionärs verrät.

Ein ausgesucht schönes silbernes Service und die herrlichsten Blumen der Jahreszeit schmücken den Tisch. Der ganze Speisesaal ist ebenso elegant als gemütlich. Als dessen größten Schmuck betrachten unsere Wirte die homerischen Verse, welche an der Vorderseite des Ofens angebracht sind. Von meinem Platze aus bot sich mir die allerliebste Aussicht über die schönen Pflanzen und Büsche des Gartens dar, gegen dessen grünen Schmuck die Marmorfiguren sich prächtig abtönten. Welch ein Unterschied zwischen dieser fürstlichen Wohnung und dem ungeheizten Dachstübchen in Amsterdam, in welchem der jetzt so weitberühmte Mann im Winter vor Kälte zitterte und im Sommer vor Hitze verschmachtete!

Die vielen Gerichte, darunter ganz vorzügliche griechisch-türkische Gemüseschüsseln, erwähne ich nur als Nebensachen; es sind aber doch angenehme Nebensachen. Charakteristisch für den Ort um diese Jahreszeit sind die vortrefflichen Gelees von Weinmost, welche zu dieser Zeit fast in jedem Hause Athens gegessen werden.

Das Gespräch, welches gleich von Beginn ab heitere Saiten angeschlagen hatte, drehte sich besonders um Amerika und Schweden, mit welchem letzteren alle Gäste einigermaßen vertraut waren. Aus den bauchigen Champagnerbechern erhoben die Schmetterlinge des Scherzes ihre Flügel. Bald beginnt ein lebhaftes Hinundher mit homerischen Versen zu ungemeiner Belustigung von Andromachi und Agamemnon, welcher seine Mutter mit den Augen verschlang, als sie mit ihrer reinen, klangvollen Stimme und mit dem begeisterten Blick einer pythischen Priesterin die schöne Stelle aus dem sechsten Buch der Odyssee vortrug, in welcher berichtet wird, wie der in Verlegenheit versetzte Held sich der Prinzessin-Wäscherin Nausikaa nähert. So recitierten sicherlich die alten Rhapsoden! Hier in diesem Hause, auf diesem klassischen Boden ist das Antike kein toter Buchstabe, und der Sinn aller ist davon wahrhaft durchdrungen. Schliemann scherzte etwas von einer Xanthippe; der Handschuh blieb nicht unaufgehoben liegen, und es entwickelte sich ein Wechselgespräch, das an jenes erinnerte, welches Plato in seinem „Gastmahl“ als in Agathons Haus geführt schildert. Unmerklich war dabei das Gespräch in das Griechische hinübergeglitten.

Bei all dem bleibt doch hie und da ein Anflug des Komischen nicht ganz aus, und ein Lächeln spielt leicht um die Lippen des einen oder des anderen Gastes, wenn der Obergärtner als Priamos, der Diener als Odysseus und die Hausmamsell als Kirke von dem Hauswirt angerufen wird, denn schwerlich haben doch die Betreffenden diese Namen über dem Taufbecken erhalten. Aber die Stunden fliegen dahin, kein Engel schwebt durch den Raum, oder wie es in der griechischen Redewendung heißt, gennjáte kalós: „ein glücklicher Mensch ward geboren!“

Wie recht und billig, leitete ein Toast des Wirtes auf die anwesende fremde Dame die Tischreden ein. Darauf brachte er, mit mehr Liebenswürdigkeit als Rednertalent und mit seinem eigentümlichen, etwas stockenden Vortrag — der an Bismarck erinnert — ein Hoch auf Schweden, auf dessen gelehrten und geistreichen König und auf Adolf Nordenskjöld aus. Schliemann spricht mit Entzücken von Stockholm, „das fast so schön sei wie Athen,“ das denkbar höchste Lob, das aus seinem Munde fließen kann.

Das Mahl ging zu Ende, wir blieben jedoch noch eine gute Weile bei dem Kaffee und den Cigaretten sitzen. Mit Befriedigung bemerkte ich, daß die Frau des Hauses, nicht wie es sonst hier üblich ist, sich bei dem Rauchopfer beteiligte. Die fremde Dame gab das Signal zum Aufstehen, jedoch verbrachten wir noch einige Zeit mit der Be-

Digitized by Google

sichtigung des im Untergeschoß befindlichen trojanischen Museums, bestehend aus Doubletten der nach Berlin verschenkten Schätze. Endlich wird Abschied genommen, und der kleine weltberühmte, fürstlich reiche, freundliche Wirt geleitet den armen, unbekannten Schulmeister unter vielen, höflichen Verbeugungen und Komplimenten auf die Treppe hinaus. —

Wir erwähnten, daß die Cigarette selbst bei den Damen, wenigstens innerhalb der vier Wände, sehr beliebt ist; für die große Mehrzahl der Männer ist der Tabak beinahe ein Lebensbedürfnis. Kein Wunder deshalb, daß in dem vornehmen Stadtteil, in welchem wir uns jetzt befinden, wo ein Laden sonst eine Seltenheit ist, die Verkaufsstellen für Tabak oder, wie die Griechen sagen, für Rauch (kapnos), neben den Ministerien, sehr stark vertreten sind. Die Männer rollen oder rauchen vom Morgen bis zum Abend Cigaretten — sigara. Eigentliche Cigarren — pûra — werden nur selten geraucht. Ein Tagesverbrauch von 20—30 Stück Cigaretten ist nichts Ungewöhnliches, und in der Fertigkeit, mit den Fingern allein Cigaretten zu rollen, kommen die Griechen den Spaniern gleich, wenn sie sie nicht gar übertreffen. Jedes Gespräch, jedes Geschäft zwischen denjenigen, welche sich nicht vollständig „fränkische" Bildung angeeignet haben, beginnt mit dem Anbieten von Tabak und Papier, und will man auf einem guten Fuße mit Männern aus dem Volke stehen, so darf man sich nicht scheuen, Tabak aus den schmutzigsten Händen anzunehmen. Der ganz heruntergekommene Vagabund — eine Klasse, die jedoch in Griechenland nicht zahlreich ist — schnappt ohne weiteres die Cigarette einem ihm Begegnenden aus dem Munde und zündet, ohne sich zu bedanken, die seinige damit an. Man raucht in allen Speise- und Arbeitsräumen. Man sagt — mit welchem Rechte, weiß ich nicht — daß Dilijannis seiner Freigebigkeit im Tabakanbieten an alle und jeden, die ihm im Ministerium einen Besuch abstatteten, seine Popularität teilweise zu verdanken habe. Im übrigen verursacht diese Freigebigkeit der Kasse keinen großen Schaden, denn selbst der stärkste Raucher bestreitet seinen Tagesbedarf mit einer vorzüglichen Sorte — agrinion oder mi rodátu — für wenige Pfennige. Indessen spielten bei dem sehr großen Verbrauch die Abgaben auf Tabak und der Stempel auf Cigarettenpapier eine nicht unbedeutende Rolle in dem griechischen Budget. Trikupis machte sich allerdings sehr unpopulär durch diese Abgaben, bis man später deren dringende Notwendigkeit einsehen lernte.

Will man die feine Welt versammelt sehen, so muß man nachmittags zwischen 5 und $6^1/_2$ Uhr eine Promenade antreten und zwar den zweiten großen Platz, den Eintrachtsplatz, gewöhnlich kurzweg als Omónia bezeichnet, als Ausgangspunkt nehmen. Hier befindet sich das berühmte Café des Herrn Charámis, genannt das Spiegelcafé. Hier spielt abends Konzertmusik, wenigstens im Herbst, wobei die Tische der kaffeetrinkenden Zuhörer bis weit auf den Platz hinaus stehen, denn Kaffee, nach türkischer Art bereitet, ohne Zucker oder mit einem größeren oder kleineren Quantum desselben, ist neben Politik und Tabak das dritte Lebensbedürfnis der Griechen. In der Legion von Cafés drängen sich die Gäste, ausgenommen in den allerheißesten Stunden. Alle Welt besucht sie; jeder hat seine Stammkneipe, wo man ihn zu gewissen Stunden des Tages mit ziemlicher Sicherheit treffen kann. In solchen Lokalen habe ich ärztlichen und juristischen Konsultationen zugehört, habe ich in Piraeus den schwedischen Konsul aufgesucht. In allen habe ich Minister gesehen, und in den Zeitungen wird allen Ernstes von dem Lokale des Charámis als vom Café Trikupis gesprochen. Orgien werden hier nicht gefeiert. Eine Tasse Kaffee für etwa zwölf Pfennig, bei welcher man oft stundenlang sitzt, eine Mastika, in der heißen Jahreszeit ein Glas Eis, das ist für gewöhnlich die ganze Zeche. Es gibt in ganz Griechenland kein so elendes Nest, das sich nicht eines kafenion rühmt. Öfters ist dies ein bakkali, Schenke und Spezereiladen zugleich. Nicht selten ist der Geistliche ó papas und Cafévirt in einer Person, während die Ehehälfte, i papadia, ihren Mann in dem Geschäft unterstützt.

Doch wir müssen den hübschen, baumumpflanzten Omónia verlassen, von welchem aus in den obenerwähnten Stunden ein Menschenstrom sich in die Stadionstraße ergießt. Die Zahl der Equipagen ist verhältnismäßig nicht groß, doch darf man nicht vergessen, daß Athen auch noch nicht eine Großstadt ist. Trotzdem habe ich mich doch darüber gewundert, wie man unter einem so mageren Volke wie dem der Griechen

Digitized by Google

die hinlängliche Anzahl von Kutschern von dem genügenden Körperumfang hat ausfindig machen können, welchen man überall, also auch hier, für ein notwendiges Attribut eines herrschaftlichen Kutschers hält. Viele Mietswagen gibt es nicht, die vorhandenen sind aber recht gut. Die Griechen fahren gar gern, und an den Feiertagen sieht man oft vier bis fünf junge Leute der Mittelklassen, die sich zusammengethan haben, um einen Wagen zu mieten, durch die Stadt kutschieren, eine griechische Melodie, skopó, die gewöhnlich keine Melodie ist, singend.

Mit den Reitenden ist es ziemlich gut bestellt; es finden sich unter diesen vorzügliche Reiter, oft stattlich aussehende Kavallerieoffiziere mit westeuropäischem Schick. Leider haben sie eine häßliche, für ihre Mitmenschen sehr unangenehme Sitte von den Türken geerbt; sie reiten gern Galopp und erscheinen mitunter etwas unmotiviert auf den Trottoirs oder in den Alleen für Fußgänger. Im allgemeinen kam es mir vor, als ständen sie ihren italienischen Kameraden nach. Übrigens gibt es zwei Klassen von Offizieren; eine, die von der Pike auf diente, und eine, die eine wissenschaftliche Vorbildung als Kadetten, Evélpides, genossen hat. Mehrere haben sich längere Zeit im Auslande aufgehalten. Gewöhnlich sind sie zuvorkommend und dienstfertig gegen Fremde. In den kleineren Städten könnten sie sich zum Teil etwas sauberer halten.

Den sonst sehr seltenen Anblick, daß Ehepaare oder Verlobte sich führen, kann man auch auf der Nachmittagspromenade haben. Das Familienleben ist in der Regel fleckenlos — Eheleute titulieren sich Bruder und Schwester —, aber mit seltenen Ausnahmen wenig ausgebildet. Die Männer verbringen zumeist ihre nicht gerade karg zugemessene freie Zeit in den Cafés, politisierend und rauchend. Die Frauen haben sich noch nicht ganz von der morgenländischen Sitte freigemacht und bleiben größtenteils ruhig zu Hause, die Zeit mit Plaudern und Cigarettenrauchen totschlagend, und zwar in einem Negligé, welches den Empfang von Gästen nicht leicht ermöglicht. Wenn aber die Visiten- und Promenadenzeit heranrückt, ziehen sie sich zum Teil sehr geschmackvoll an. Trotzdem muß ich doch, so liebenswürdig ich auch die athenischen Damen, zu welchen ich in näheren Verkehr trat, gefunden habe, zu meinem Leidwesen sagen, daß ich in Athen nur wenige schöne Damen gesehen habe. In der Regel haben sie eine untersetzte Figur und ein etwas breites Gesicht. Selbstverständlich gibt es Ausnahmen, die meisten in den Fanariotenfamilien, adeligen Geschlechtern, die, von Konstantinopel hierher gezogen, in sozialer Bedeutung auch hier den Adel bilden, jedoch ohne irgendwelche politische Prärogative zu besitzen. Erblickt man eine wirkliche Schönheit, so hat man zuerst anzunehmen, daß sie aus den Eparkien, d. h. aus der Provinz, stammt. Will man den griechischen Frauentypus in seiner Reinheit und ganzen Anmut suchen, so muß man sich nach dem Parnassos, in das Innere des Peloponnesos oder auf einige der Inseln begeben. Doch, schön oder nicht schön, im Umgang sind die griechisch erzogenen Frauen sehr angenehm, unterhaltend und in seltener Weise kenntnisreich, denn die Schulen Athens sind vorzüglich. Die Frauen werden noch einen bedeutenden Anteil an der Zukunft Griechenlands haben und fangen schon an, ihren Einfluß geltend zu machen. Nennen wir nur die eine, Frau Schliemann, welcher fast die gleiche Ehre wie dem berühmten Forscher in betreff der Ausgrabungen zukommt. Die bedeutende Mädchenerziehungsanstalt, Arsakion, ist ein Augenstern der Athener. Ihr fünfzigjähriges Jubiläum, 1886, wurde durch den Besuch der königlichen Familie, sowie der ganzen höheren Gesellschaft geehrt.

Ich begreife recht wohl, daß ich mich durch die fortwährenden Abschweifungen dem Vorwurf aussetze, mit meiner Promenade nicht recht vorwärtszukommen, aber es liegt ja in der Natur des Flanierens begründet, daß man herumschlendert, wie es die Gelegenheit gerade mit sich bringt.

Was die promenierenden Herren betrifft, so läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß die Griechen der höheren Klassen im allgemeinen auf ihre äußere Erscheinung Sorgfalt verwenden. Ausnahmen kommen natürlich auch hier vor; der Minister des Innern Lombardos*) von Zante ist z. B. eine solche, denn der Hut und der Überrock des alten Publizisten würde eher die Zierde für eine Trödlerbude für alte Kleider als für den Körper eines Ministers abgeben. Die Männer sind

*) Er ist 1889 gestorben.

Digitized by Google

in der Regel auch hübſcher als die Frauen; wir müſſen zugleich hinzufügen, auch viel koketter als dieſe. Ein junger Grieche, ſei er nun mit Rock oder Fuſtanella bekleidet, weiß nicht allein ſehr wohl, daß er Beſitzer eines wohlgeformten Beines, eines ſchlanken Wuchſes, ſchöner melancholiſcher Augen und eines prächtigen Schnurrbartes iſt, ſondern er verſteht es auch, dieſe Vorzüge ſo vorteilhaft als möglich zur Geltung zu bringen. Der junge Mann, der eine gute Erziehung genoſſen hat, iſt wirklich ein angenehmer Geſellſchafter, namentlich wenn er durch eignes Nachdenken oder längeren Aufenthalt in den

Volks-Kaffeehaus.

weſtlichen Ländern Europas die Wahrheit zu ſprechen gelernt hat, was einem Griechen, wie überhaupt allen Levantinern, recht ſchwer fällt. Die franzöſiſche Romanlitteratur und Sprache kennt er in- und auswendig, wenn er es auch nur ſelten laſſen kann, cheval als tzewal auszuſprechen, u. dgl. Italieniſch können viele, namentlich die jungen Kaufleute, und die Kenntnis der deutſchen und engliſchen Sprache wird immer allgemeiner. Dabei iſt der Grieche freundlich, dienſtbereit und zuthunlich. Wer auf ſeinen Reiſen im Innern Griechenlands eine Empfehlung an einen jungen, in der Geſellſchaft gut angeſchriebenen Mann hat, kann ſich darauf verlaſſen, daß dieſer ihm ſeine ganze Zeit widmen und ihm ſeinen vollen Einfluß zur Verfügung ſtellen wird. Auch heißt es bei ihm nicht gleich: „Aus den Augen, aus dem Sinn;“ wenigſtens erhalte ich hiervon oft Beweiſe von Leuten, mit denen ich dort in Berührung kam.

In der Stadionſtraße oder deren Fortſetzung ſieht man mitunter zur Promenadenzeit eine Equipage, die ſich eigentlich nicht ſehr von den anderen unterſcheidet und deren Inſaſſen durchaus nicht große Aufmerkſamkeit erregen, obwohl die Königin Olga zu denſelben gehört. Nach ihrer äußeren Erſcheinung zu urteilen, würde man ſie für eine Dame in den zwanziger Jahren halten, thatſächlich zählt ſie aber an vierzig. Ihre Geſichtszüge ſind fein und verraten Güte und Einfachheit, zeigen aber einen Anflug von Schwermut. Sie beſitzt einen ſchneeweißen Teint, und Anmut iſt über die ganze Perſon verbreitet. Sie als allgemein geliebt zu bezeichnen, wäre vielleicht nicht das rechte Wort, denn viele betrachten das ganze Königtum, mit allem, was damit in Verbindung ſteht, nur als ein notwendiges Übel. Das muſterhafte Verhalten der Königin als Gattin und Mutter zwingt aber ſelbſt den Widerwilligſten Bewunderung ab, und man hört öfters den Ausdruck: Ine kali Nikokirá, oder, da leider ſo viele griechiſche Damen die franzöſiſche Sprache ihrer Mutterſprache vorziehen: Elle est bonne ménagère. Ihre älteſte, jetzt zwanzigjährige Tochter, Prinzeſſin Alexandra, von nordiſchem Typus, iſt von anziehendem Äußeren und ſehr ſorgfältig erzogen.

Mitunter befindet sich in Gesellschaft der Königin ein Mann in mittleren Jahren, der echte Typus eines weltmännischen, eleganten Reiteroffiziers, mit großem blondem Schnurrbart, dessen Gesicht einen ebenso gutmütigen als klugen Ausdruck hat. Es ist der König Georgios. Er ist lange verkannt worden, und man kann, obwohl er ein Vierteljahrhundert König ist, es nicht recht vergessen, daß er als solcher dem Lande aufoktroyiert wurde. Man vermerkt es auch nicht gut, daß er einen großen Teil des Jahres außerlands zubringt. Man sagt, daß er keinen sonderlichen Einfluß auf die Regierung ausübe; wahr ist davon, daß er streng konstitutionell regiert und sich der Majorität der Volksvertretung unweigerlich fügt. Der auswärtigen Politik schenkt er jedoch große Aufmerksamkeit und, dank seiner Klugheit und seiner Familienverbindungen, in erfolgreicher Weise. Auch hat er es verstanden, den Fehler des Königs Otto zu vermeiden und bevorzugt nicht seine Landsleute. Ich habe nur drei Dänen in seinem Dienste getroffen, Herrn Münter, Intendant des königlichen Lustschlosses Tatoi und zwei Militär-Tierärzte. Im ganzen gibt es übrigens wohl kaum eine Haupt- und Residenzstadt, wo das Königshaus so unbemerkt lebt wie in Athen.

Königin Olga von Griechenland.

Sehr gutgelitten ist der jetzt einundzwanzigjährige Thronfolger Konstantinos, Herzog von Sparta. Als geborner Grieche steht er dem Volke bereits näher, ist einfach und freundlich in seinem Benehmen und wird, wie man annimmt, ein tüchtiger Militär werden; daß er ein guter Reiter ist, hatte ich Gelegenheit zu bemerken. Die meisten der Griechen denken: „Der wird es schon fertig bringen," d. h. uns Kreta und, wenn irgend möglich, Konstantinopel auf dem Präsentierteller reichen.

Unter den Spaziergängern bemerkt man ferner ein Paar, in dem man sofort Bruder und Schwester erkennt. Beide sind eines Schlages, untersetzte Figuren mit gelblichem Teint und festen Zügen, es sind Charilaos und Sophia Trikupis. Vom ersteren haben wir bereits oben gesprochen, die letztere führt das Regiment in dem Hause des Bruders in der Universitätsstraße. Tag und Nacht stehen vor der Thüre ein Konstabler und ein Leibjäger in der national-griechischen Tracht; die Nacht hindurch leuchtet die Lampe in dem Arbeitszimmer des unerhört fleißigen und überall persönlich eingreifenden Ministerpräsidenten. Die Schwester soll einen großen Einfluß auf den Bruder üben, und man behauptet sogar, sie habe ihn im Herbst 1886 dazu gebracht, die Kammer aufzulösen. — Von der Stadionstraße ergießt sich der Menschenstrom über die Sintagma. Dreimal wöchentlich spielen dort Militärkapellen. Das große Café des „Hôtel d'Athènes" ist fast ebenso besucht wie das Spiegel-Café auf der Omónia. Über den Platz drängt sich am „Hôtel des Etrangers" vorüber die Masse in die Philhellenenstraße, die zum großen Teil mit luftigen Pfefferbäumen bepflanzt ist. Fahrende, Reitende und die unternehmungslustigsten der Fußgänger setzen den Weg, an den Säulen des Olympiostempels vorbei, an dem Ufer des Ilissos fort nach Faliron, wo sich viele, abends stark besuchte Vergnügungsorte befinden.

Digitized by Google

Biegt man vom Iliſſos nach links ab und um die Rückſeite des Olympiostempels herum, ſo kommt man auf die Akropolis zu. Von hieraus nimmt ſich der hohe Felſen mit ſeinen Prachtruinen ganz herrlich aus, namentlich gegen den Schluß der Promenadenſtunde hin, wenn die kurze holdſelige Abenddämmerung des Südens eintritt. Rein und ſcharf tönen ſich die edlen Linien des Felſens gegen den mit Blau geſättigten, nach und nach dunkler werdenden Himmel ab. Die Säulen des Parthenon, welche am Tage graubraun oder, in weiterem Abſtand, goldbraun erſcheinen, glitzern, wenn die Sonne flieht, als wäre ein Zuckertau, etwa wie der, mit welchem die Roſinentrauben überzogen ſind, auf ſie gefallen. Tritt dann der Mond über den Cypreſſen und Pinien hervor, ſo iſt es für denjenigen, der ein wenig Phantaſie beſitzt, nicht ſchwer, vor ſeinen Augen den Tempel und den Vorhof hinzuzaubern, wie der Wanderer ſie zur Zeit des Perikles von hier aus in ihrer Vollendung erblickte, ewig ſchön, wie es heutzutage ihre Ruinen noch ſind.

König Georgios von Griechenland.

* * *

Der Parthenon auf der Akropolis. Frontansicht. Heutiger Zustand.

Ich kann es mir leicht vorstellen, daß mancher Leser der obigen Skizzen die Schilderung des echt Griechischen in Tracht und Sitte vermißt, aber hiervon ist auch blutwenig zu sehen, solange man in den neuen Stadtteilen flaniert, wo alles „fränkisch“ ist. Anders stellt sich das Verhältnis, wenn man in die meist engen und winkligen Straßen aus der Zeit des Königs Otto einbiegt, die ohne Plan seitens der Behörden, oder, wenn ein solcher vorhanden war, ohne daß man sich um denselben bekümmerte, ausgeführt wurden. Die Häuser dort lassen sich, wenn sie auch seiner Zeit einen bedeutenden Fortschritt gegen die Hütten, die sich dem Auge auf der oberen Höhe der Akropolis darboten, zeigten, nicht mit den Marmorbauten des neueren Stadtteiles vergleichen. Aschgrau von außen, sind sie im Innern noch anspruchsloser. Die vornehmen Klassen möblieren ihre Stuben wie überall in dem civilisierten Europa, obwohl das Fehlen einer inländischen Kunst und eines Kunstgewerbes sich recht bemerkbar macht und noch mehr machen würde, wenn man nicht öfters sich einer Menge antiker Nippes bediente, um das Fehlen der Einrichtung zu bemänteln. Doch die bürgerlichen Kreise und die schlecht besoldeten Beamten und Offiziere müssen ihre Ansprüche auf häusliche Eleganz auf ein Minimum reduzieren.

Ein Bett, krevváti, ein Sofa, ein Waschgestell ist alles, und von diesen fehlt sogar in den kleinen Städten oder auf dem Lande leicht das eine oder das andere. Manchmal fehlen sogar alle diese nach unsern Begriffen nötigen Gegenstände; doch entstehen in letzterer Zeit auch in dem älteren Teile von Athen verschiedene, prachtvoll eingerichtete Häuser. Hier sieht man nun auch bei Männern sowohl wie bei Frauen die eigentümliche sogenannte griechische, richtiger wohl albanesische Tracht. Um von oben anzufangen, so tragen Männer eine rote oder blaue, schief aufsitzende, mit weit herabhängender Quaste, ab und zu auch mit einer Goldtresse geschmückte wollene Mütze. Die Bekleidung des Körpers besteht aus einem Hemd mit weiten offenen Ärmeln, nach unten von der Fustanella bedeckt, einem Kleidungsstück, das wie ein in Falten gelegter Reifrock, aus der Entfernung aber, oder im Halbdunkel wie das Röckchen einer Tänzerin, das nicht über die Kniee oder, in seiner größten Länge, ein wenig unter dieselben reicht, aussieht. Über dem Hemd werden mindestens zwei Jacken von verschiedenen Farben getragen; die obere ganz ohne, die untere nur mit ganz kurzen offenen Ärmeln. Das Rückenstück ist mit hervorstehenden Schulterteilen in Flügelgestalt versehen, beide Jacken werden blau, rot oder mit Gold gestickt. Unter der Fustanella erscheinen lange, weit über das Knie reichende wollene, meist ungefärbte, mit blauen Bän-

Der Parthenon. Seitenansicht. Heutiger Zustand.

dern festgehaltene Strümpfe. Mit vielen Knöpfen, oft mit Stickereien versehene Gamaschen, ghätes, fallen über die roten Saffianschuhe, die in eine nach oben gebogene Spitze mit blauem Knopfe endigen. Als Oberrock wird eine ziemlich kurze Kappe von schwarzem Samt mit rotem Tuchfutter verwendet. An dem Gürtel hängt eine gewaltig große, in den Städten jetzt ungefüllte, Patronentasche. Auf dem Lande vervollständigen nicht selten ein Säbel, Dolch oder eine Flinte die Ausstattung.

So ist die sogenannte griechische Bekleidung beschaffen, die in Athen von den Évzones, einer aus den Grenzbataillonen ausgewählten Jägertruppe von tausend Mann, welche den Dienst als Leibgarde des Königs verrichtet, getragen wird. Auf dem Lande wird diese einen hübschen Wuchs vorteilhaft hervorhebende Tracht auch noch öfters von Mitgliedern der höheren Gesellschaftskreise benutzt, verschwindet jedoch mehr und mehr. Hierzu trägt außer dem alles nivellierenden Zeitgeiste wohl auch bei, daß die Tracht schwer und teuer und ein fortwährendes Waschen des dazu gehörenden Leinenzeuges erforderlich ist.

Die Tracht stammt, wie erwähnt, von den Albanesen, welche im XII. Jahrhundert von ihrem Wohnsitze Albanien aus sich über ganz Griechenland verbreiteten und noch bis heute ihre Sprache und ihre Nationalität bewahrten, obwohl sie in einer nicht zu fernen Zukunft sich mit den Griechen verschmelzen werden. Indessen nähre ich den Verdacht, daß die Albanesen mit ihrer Tracht nur etwas Altgriechisches nachahmen. Wenigstens ist in dem Centralmuseum in Athen der Grabstein eines Kriegers Aristion aus der Zeit der Perserkriege vorhanden, der fast wie ein Fustanellás aussieht; auch in der Varigrotte, nicht weit von der Hauptstadt, sieht man das Bild eines Steinhauers oder Schmiedes in einer ähnlichen Tracht. In vielen Gegenden wird, namentlich von den Hirten, ein einfacheres Kleid getragen, zu welchem ein Mantel aus Schafsfell oder Filz gehört. Die Griechen von den Inseln haben ein eigentümliches blaues Beinkleid, das in weiten Falten bis an die Waden geht und hinten in einem großen Sack endigt.

Die weibliche Nationaltracht sieht man in Athen noch seltener als die männliche, hauptsächlich immer nur dann, wenn die Damen der Hautevolée sich zu irgend einem Zwecke mit ihr kostümieren. Wie die männliche, zeigt auch die weibliche Tracht Abweichungen in den verschiedenen Gegenden. Von dem rabenschwarzen Haar fällt ein feiner, mit Gold durchwebter Florschleier

Ein Haus in dem älteſten Stadtteil Athen

über die öfters mit koſtbarem Schmuck verſehenen Ohren. Der Schleier wird dann ein- oder mehreremal über den Hals geworfen, wallt von dort über die Schulter und bietet einen vorzüglichen Schutz gegen die Sonne. Die Bruſt iſt mit einem weißen Linnen bedeckt. Von der mit einem bunten Shawl umgebenen Taille fällt ein ſchwerer Rock bis an die Füße. Der untere, ſtets dunkle Teil desſelben iſt ſchön geſtickt, öfters mit Perlen, und hebt ſich in Languetten gegen den weißen Oberteil ab; hierzu kommt unter Umſtänden noch öfters eine reich benähte Schürze; mitunter iſt auch das Vorderblatt des Kleides reich geſtickt.

Den Oberkörper umhüllt eine vorn offene Jacke, nicht ſelten von ſchwerer Seide, zuſammengehalten durch einen Gürtel mit großer goldener Schnalle. Die Griechinnen von den Inſeln beſetzen dieſe Jacken auch öfters mit Fiſchbein, ſo daß es ausſieht, als würde der Schnürleib über dem Kleide getragen. Ein Unterkleid von meiſtens wollenem Zeug mit dunkelſamtnem Beſatz fällt bis an die Kniee, die Ärmel ſind geſtickt oder mit Perlen beſetzt. Die reicheren Frauen aus der Provinz tragen teuren Schmuck. So ſah ich in dem Centralmuſeum eine Frau aus Tanagra, alſo eine Landsmännin der reizenden Figürchen, welche über dem weißen Bruſtlatz einen koloſſalen Goldſchmuck, beſtehend aus einem breiten, wie ein Panzer geſchuppten Halsband, mit einer weit herabhängenden Kette von großen Goldplatten, trug. Außerdem ſchmückte ſie ein goldener, mit Goldknöpfen von wenigſtens zehn Centimeter Durchmeſſer zuſammengehaltener Gurt. Zu all dieſer Pracht kommt mitunter noch ein Stirnſchmuck von Goldmünzen. Ein Fes, wie der der Männer, bedeckt oft den Kopf und wird von älteren Frauen auch zu der ſonſt fränkiſchen Tracht getragen.

* * *

Wir ſchlagen nun auf unſerer Wanderung durch die alte Stadt den Weg von der Omónia nach der Äolusſtraße ein, der direkt bis an den Fuß der Akropolis führt. Dieſe Straße iſt die belebteſte von ganz Athen oder teilt dieſe Ehre allenfalls nur mit der, von der Sintagma ausgehenden Hermesſtraße, welche die Äolusſtraße ſo durchſchneidet, daß der größere Teil der letzteren nach der Akropolis hin zu liegen kommt. In der Nähe der Omónia liegt das große häßliche Gebäude der griechiſchen Nationalbank, Ethniki Trápeza tis Elládos. Dieſe Anſtalt macht unter der energiſchen Leitung des Herrn Renieri glänzende Geſchäfte und gab 1884: 26 Prozent Ausbeute. Allerdings iſt der Zinsfuß in Griechenland ſehr hoch, nicht ſelten 9 Prozent. Der Bank gegenüber lag damals die Ruine eines angefangenen Theaterbaues, den man jedoch 1888 wieder in Angriff genommen hat.

Volkstracht des Peloponnes.

In der Äolusstraße befinden sich unter offenem Himmel eine Menge von Banken in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: Wechslertische. Indessen muß man sich, ehe man sich an diese trapezites wendet, in den Morgenzeitungen nach dem Kurs umsehen, denn die Forderungen sind nicht immer bescheiden; namentlich wenn man französisches oder türkisches Geld kaufen will.

An Läden hat die Äolusstraße keinen Mangel, auch nicht an solchen, die, wenn auch ihr Äußeres, sowie das der Häuser, worin sie sich befinden, ziemlich unansehnlich ist, doch gut versehen sind. Die inländischen Fabrikate sind billig und oft sehr gut, wie z. B. Lederwaren und Matten. Aber Griechenland hat während der sechzig Jahre seit der Befreiung von der, jeden Unternehmungsgeist tötenden Türkenherrschaft noch nicht die Hebung seiner Industrie auf eine höhere Stufe vollbringen können. Die Kräfte des Staates wurden zu sehr für die Organisation der Verwaltung in Anspruch genommen, und die Masse der Bevölkerung war von uralter Zeit zum

Griechiſche Volkstracht aus Böotien.

großen Teil eine ackerbauende. Da zudem die finanzielle Lage hohe Zölle auf ausländiſche, d. h. alſo auf die meiſten Fabrikate notwendig macht, ſo ſind dieſe teuer. Im Handel ſind die Griechen, wie bekannt, ſehr verſchlagen und verlangen in der Regel mehr, als ſie haben wollen. Selbſt die Aufſchrift: „Feſte Preiſe," time oristiké, in den großen Geſchäften ſchließt es nicht aus, mit Ausſicht auf Erfolg zwei Drittel des verlangten Preiſes zu bieten. Zuverläſſiger iſt ein anderer Anſchlag: den pistévete — „hier wird nicht Kredit gegeben" — obwohl ſonſt ein weit ausgedehnter Kredit zu den griechiſchen Handelsuſancen gehört.

Ganz beſonders muß man auf ſeiner Hut ſein beim Ankauf von antiken Kunſtſachen und Münzen, da in Athen bedeutende Fabriken ſolcher Gegenſtände, für die dann enorme Preiſe verlangt werden, vorhanden ſind. Auch auf dem Lande werden die höchſten Preiſe für die gemachten Funde gefordert, meiſt jedoch, weil die Verkäufer gar keine Idee von dem Werte haben. So verlangte

Griechiſcher Biſchof.

man von mir in Tiryns gegen zehn Mark für eine Kupfermünze Juſtinian I., die ich für den Wert von 50 Pfennige kaufen konnte.

Die Aushängeſchilder ſehen gewöhnlich ſehr einfach aus. Eigentümlich für Athen ſind die der Mythologie oder der alten Geſchichte entnommenen Bezeichnungen der Läden. Eine Garküche in der Nähe der Piraeusbahn führt den Namen Sokrates, auch gibt es ſolche mit den ſtolzen Bezeichnungen Ares, Perikles; eine Dampfmühle nennt ſich Prometheus ꝛc. Hier möge auch erwähnt ſein, daß die alten Perſonennamen ſehr in Aufnahme gekommen ſind. Gaſſenjungen werden Themiſtokles, Sophokles ꝛc. gerufen, wenn ſie nicht Jorji oder Jani (Janko) heißen, was wohl bei drei Vierteln der geehrten Straßenjugend Athens der Fall iſt.

Zur Phyſiognomie der Straßen tragen hier, wie überall im Süden, die vielen, laut ſchreienden Verkäufer ſehr bei. Dieſe haben in Athen noch beſſere Lungen als irgendwo in Italien, aber nicht die präch-

tigen Stimmen, die dort oft die Ausrufe zu einem wirklichen Ohrenschmaus gestalten. Mit die besten Schreier dürften die Weinbauer sein, die von Ende August bis weit in den November hinein, oft zu Dutzenden auf einmal, schöne frische, neue Trauben — oréa kria droserá, stafília — mit Zusatz des Preises für irgend ein Gewichtsquantum, ausbieten. Für etwa zwölf Pfennige hat man für einen Tag genug. Die Verkäufer durchziehen mit ihren Eseln, welche die Körbe mit den in allen Farben schillernden Trauben tragen und mit einem Ah! und einem leichten Gertenhieb angetrieben werden, alle Straßen. In welchen wechselnden Formen zeigt sich hier nicht der Gott Dionysos seinen Verehrern! Denjenigen, die seine Gaben traubenweise verzehren, gewährt er Süßigkeit und Wohlgeschmack; denen, die ihm trinkend huldigen, Sorgenfreiheit und Vergessen. Um jedoch in Prosa zu reden, so ist es schade, daß die Griechen es noch nicht verstehen, ihre Weine richtig zu behandeln. Was würde die Ausfuhr einbringen können, wenn allein der Vertrieb der Korinthen, stafides, eines guten Jahres die Zinsen der Staatsschuld von 700 Millionen Mark decken kann.

Einer von den Straßenrufen, welche im Spätsommer und im Herbste die zu lange schlafenden Fremden wecken — die Griechen sind Frühaufsteher — lautet: Oréa, vasiliká syka, prächtige, königliche Feigen. Die attischen Feigen sind vortrefflich, namentlich die kleinen, weißgrünen, welche vasiliká genannt werden. Nicht weniger eifrig sind die Gemüseverkäufer, und von früh bis spät hört man ihre Nasentöne: Melisánes, tomátes, potátes, fasúlia, die einzige Abwechselung ist eine Umstellung dieser Reihenfolge. Der allerfrüheste Ruf ist wohl: Salépi. In warmem Wasser zu einer leichtflüssigen Brühe gekocht und mit Ingwer versetzt, schmeckt es sehr gut und wirkt, wie ich aus Erfahrung gelernt habe, nach einem anstrengenden Ritt und wenigem Schlaf auf harter Diele sehr belebend. Früh auf den Füßen sind auch die Milchhändler mit ihren Blecheimern und ihrem kurzen, wie in der Kehle sitzen gebliebenen Ruf: Ghála, Milch, und der Eiermann mit seinem Aufschrei: Augá fréska, fréska augá. Ziegenkäse, tulumitiri, wird in großen Ledertaschen herumgetragen; kulúria, Bretzeln, und paximádia, Zwieback, trifft man überall, ebenso allerlei Kuchen von recht gutem Geschmack, wenn man sich nicht vor Ziegenmilch fürchtet. Auch allerlei Konfekt kann man erhalten, welches sehr gut sein würde, wenn es nur gegen Staub und Fliegen geschützt wäre; am meisten scheint eine Sorte beliebt zu sein, die wie große Gartenerdbeeren aussieht. Petréli, Petroleum, verkauft man ebenfalls in kleinen Portionen auf der Straße.

In den vorgerückten Stunden kommen die Stoffhändler daran. Was man wirklich vermißt, sind die italienischen Schwefelholzjungen. Der Verkauf von Streichhölzern, spirta, findet in den Tabakläden statt und ist in Athen wie in Italien Monopol, aber der Preis ist in Athen viel höher. Obwohl ein bekannter Weltumsegler behauptet, daß nächst der Sünde nichts so durch die Welt verbreitet sei wie schwedische Streichhölzer, habe ich in Griechenland doch keine gesehen. Ebenso vermißt man die zwar zudringlichen aber netten, blumenverkaufenden Bauernkinder Italiens. Sonst kann man so gut wie alles auf der Straße erwerben. — Bösartige Schreihälse sind begreiflicherweise, wie überall, die Zeitungsjungen. Ganz besonders eingeübt sind die Ausläufer der radikalen Palingennesia; das Pa—lin—gen—nes—sy—y—ya klingt mir noch manchmal in den Ohren.

Nicht weniger flott als der Zeitungsumsatz geht der Verkauf von allerhand kalten, gebackenen oder gekochten Speisen. Zu dem, was ich über das Ausbieten von Früchten und Grünsachen gesagt habe, muß ich hinzufügen, daß es für den Verkauf derselben auch eine Menge ebenso farbenschimmernd und frisch aussehende Läden wie die italienischen gibt. Die Farbenskala wird gebildet durch Blumenkohl (kunupidia) potátes, Sellerie (sélino), von welchem man, wie in Italien, den Stiel roh ißt, durch weiße und grüne Bohnen, Erbsen (biséllia), Artischocken und andere Herrlichkeiten. Die höheren Farbentöne liefern die goldgelben Citronen, die gummiguttfarbigen Pomeranzen, die goldigen Apfelsinen und Mandarinen, die dunkelblauen Melisanes, die laxfarbigen, durchgeschnittenen Melonen, die saftroten Wassermelonen mit den dunklen Kernen, die kupferrostfarbigen kydónia (Quittenäpfel), später im Jahre die hochroten Kerne des gespaltenen Granatapfels, dessen Farbe an die schöne Blume erinnert, aus denen die

Digitized by Google

Früchte entſtanden ſind, ſchließlich, während der ganzen Herbſtzeit, die vollen, weichen, alle Farben der Palette wiederſpiegelnden Weintrauben. Die geringſten Produkte ſind die Äpfel und Birnen mila und agladia, die faſt ohne Geſchmack ſind. Dieſe Früchte nehmen ſich beſonders gut bei Licht aus, wenn die Läden ſich auch nicht mit denen Londons meſſen können, in welchen die ſämtlichen vegetabiliſchen Herrlichkeiten aller Weltteile ausgebreitet liegen. — Gegen ihr ſüdliches Ende, in der Nähe des „Turms der Winde," iſt die Äolusſtraße am allerbelebteſten. In dieſer Gegend liegt der uneigentlich ſogenannte „Alte Bazar," denn das Gebäude, welches dieſen Namen trug, iſt abgebrannt. Dort befinden ſich zu beiden Seiten der Straße lauter Läden oder offene Verkaufsſtände für alle möglichen Waren, namentlich für Lebensbedürfniſſe und Kleider. Hier wie überall in Athen wird das Verkaufsgeſchäft nur von Männern betrieben; Verkäuferinnen in einem Laden ſind mir nicht vorgekommen. Auch die Einkäufe werden hauptſächlich von Männern beſorgt. In den kleinen Haushaltungen, darin inbegriffen die der meiſten Offiziere und Civilbeamten, iſt es gewöhnlich der Hausherr, der auf den Markt und in die Läden geht. Ich habe einen Offizier in Uniform geſehen, wie er eine bluttriefende Hammelkeule nach Hauſe trug. Die Beſſergeſtellten halten beſondere Einkäufer oder ſenden die Köche, s'tin agorán, auf den Markt. Dieſe ſind übrigens, im Gegenſatz zu den ärmeren Hausherren, zu vornehm, um das, was ſie nach einem endloſen Schachern gekauft haben, heimzutragen. Doch an Gaſſenbuben iſt kein Mangel, die ſich gern für 10 oder 20 Pfennig als Laſttiere verwenden laſſen.

Attiſcher Hirt.

Es ſind gerade keine Leckereien, die hier ausgeboten werden. Das Fleiſch iſt meiſtenteils gering, Schöpſen- und Lammfleiſch ſind die Lieblings- und gewöhnlichen Gerichte.

Diese an und für sich guten Nahrungsmitteln werden jedoch auf eine dem Westländer wenig zusagende Weise zubereitet, mit einer wie schmutziges Wasser aussehenden, nach Knoblauch und Teufelsdreck schmeckenden Sauce, oder man bratet sie am Spieß in ihrem eignen Fette, wodurch der strenge Geschmack recht hervortritt. Die Fische sind gut, aber, wie bereits zu der Zeit des Aristophanes, sehr teuer, und auch diese sind schlecht zubereitet, so daß sie entweder trocken werden, oder, was noch schlimmer ist, sie werden erst in Öl gebraten und dann in Essig mariniert. Das Öl müßte am Heimatsorte des Olivenbaumes gut sein, man behandelt es jedoch gewöhnlich schlecht und es wird bald ranzig. Es ist eine betrübende Thatsache, daß Griechenland jährlich ein bedeutendes Quantum rohes Öl nach Frankreich ausführt, von welchem ein großer Teil von den Griechen, die das übliche hellenische ladi nicht vertragen, in veredelter Gestalt mit französischer Etikette zurückgekauft wird. Die gewöhnlichsten Fische sind die kleinen sardelles; auf griechische Art zubereitet, sind sie für den Fremden ungenießbar.

In der Nähe der „Bazare" findet man jeden Winkel, einschließlich der Treppen, die zu den Kellerwohnungen führen, von Leuten mit Beschlag belegt, die auf beweglichen Öfen Fisch- und Fleischklöße braten oder Gemüse kochen, um damit den Hunger der die Stadt besuchenden Bauern oder den der ärmeren Stadtbevölkerung zu stillen. Eine der gesuchtesten Leckereien in diesen ursprünglichsten aller Restaurationen sind lukumádes, ein Gebäck von ziemlich unbestimmtem Geschmack, welches mit dem herrlichen attischen Honig bestrichen wird; überhaupt ist Brot mit Honig, besonders zum Thee, to tsaï, ebenso allgemein als vortrefflich schmeckend. Hier am „Bazar" kann man auch alle die oben beschriebenen, zu der Nationaltracht gehörenden Stoffe und Ausschmückungsgegenstände, sowie die groben, aber oft vorzüglich gearbeiteten Matten erwerben, die dem weniger Bemittelten manchmal sowohl als Sofa wie als Bett dienen. Die feineren, oft in den schönsten Mustern und Farben gearbeiteten Teppiche kann man in dem unter dem Schutz der Königin Olga stehenden Institut für Handarbeit in der Philhellenenstraße kaufen; sie sind alle den Arbeiten des Volkes der verschiedenen Gegenden nachgeahmt, das einen bedeutenden Sinn für Form und Farbenharmonie besitzt.

An den Bazar stößt eine lange Querstraße, in welcher ausschließlich Lederwaren feilgehalten werden: rote Schnabelschuhe, tsarúchia, unverwüstliche Lederränzel, zierliche, in Gold, Silber und farbiger Seide gestickte Frauengürtel, Patronentaschen, Tabaksbeutel, Gamaschen ꝛc. Die Arbeiten zeugen von einer nicht geringen Handfertigkeit.

Wenn ich noch die Barbierstuben, ta kuria, in welchen grauenhaft politisiert wird, und die Weinstuben, ta inopolia, erwähne, so glaube ich so ziemlich erschöpfend die Physiognomie der Straßen geschildert zu haben; vielleicht ausführlicher, als es manchem Leser notwendig erscheint. Ich muß jedoch hierzu bemerken, daß alle die Reisewerke, die ich über Griechenland gelesen habe, und sie machen eine ziemliche Zahl aus, zu vornehm sind, um über das Straßenleben ausführlicheres mitzuteilen. Und doch läßt es sich wohl nicht leugnen, daß dies gerade einer Stadt ihr besonderes äußeres Gepräge aufdrückt, und von diesem Gepräge ist es doch Pflicht des Reisebeschreibers eine Vorstellung zu geben.

Die Weinstuben und die einfacheren Kaffeehäuser sind die einzigen Belustigungsorte für das Volk. Vor denselben erblickt man eine Menge Tonnen und Weinschläuche antiker Art, d. h. fest zusammengenähte und geharzte Häute von Ziegen oder Schweinen mit den Haaren, Borsten und den daran gelassenen Füßen. Sie sehen ganz wie Tiere aus, so daß man leicht begreifen kann, wie der Held in dem „goldenen Esel" des Apulejus sie in der Dunkelheit für lebendige Wesen ansehen konnte. Die innere Einrichtung ist ebenso einfach wie in den italienischen Osterien; Fässer rings an den Wänden, rohe Tische und ebensolche Bänke. Doch herrscht hier nicht dasselbe frohe, ungenierte Leben wie in Italien. Keine Mandoline begleitet den „bella Napoli," kein Tänzchen wird gemacht, denn ein Frauenzimmer besucht fast nie eine Weinschenke. Der griechische Volkscharakter ist viel ernster und zurückhaltender als der italienische. Man trinkt vielleicht mehr als in Italien, jedenfalls politisiert man viel mehr als dort. Wie bereits angedeutet wurde, ist das Politisieren ein Fehler oder eine Tugend eines jeden Griechen, sei er vornehm oder gering, reich

oder arm, gebildet oder ungebildet. Da gute Keller und Eis faſt unbekannt ſind, ſo verſetzt man ſeit undenklicher Zeit den Wein mit Pinienharz, damit er ſich hält. Dieſer krasi retinito oder resináto ſchmeckt, namentlich in Attika, wie Terpentin, je mehr Waſſer man zugießt, deſto hervortretender wird der Terpentingeſchmack. Man findet jedoch bald, daß er einen ſehr guten Einfluß auf die Geſundheit des aus dem Norden nach dem Süden kommenden Fremden ausübt, und ſo trinkt man den Zuſatz ohne Widerſtreben und gewöhnt ſich bald ganz daran. Die peloponneſiſchen roten, ſüßen Weine ſind viel ſparſamer reſiniert und im ganzen vortrefflich. Jetzt hat man an mehreren Orten Griechenlands angefangen, den Wein ohne mit dem ïássu (zuſammengezogen aus is tin ijian su, auf Eure Geſundheit). Bier, welches diejenigen Griechen, die das Neugriechiſche durch die alte Sprache erſetzen wollen, sitos, die gewöhnlichen Leute birra nennen, wird zwar viel in Athen getrunken, es iſt aber gewöhnlich nicht gut. Bei Beruindakis in der Solonſtraße erhält man zwar ſehr gutes bayriſches Bier, aber zu einem unvernünftig hohen Preiſe. Sein einfaches Lokal iſt abends der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft Athens, und man trifft dort auch manche Ausländer, namentlich Deutſche.

Sonſt iſt es in der Hauptſtadt mit den Abendbeluſtigungen ſchwach genug beſtellt. Nach dem Mittageſſen, gewöhnlich zwiſchen halb ſieben und halb acht, iſt man im Winter

Theſeustempel zu Athen.

Harz zu behandeln, und verſchiedene Sorten können ganz wohl den Kampf mit den beſſeren italieniſchen und ſpaniſchen aufnehmen. Die erleſenſten Gewächſe liefern die Weinberge bei Korinth, Patros und auf Zante; ſie werden von Deutſchen oder Italienern gepflegt. Die Trauben von Chios und Santorin ſind durch die ganze Welt berühmt. Die beſten Weinſorten ſind natürlich teuer, ſonſt iſt der Preis des Liters in der Regel etwa 30 Pfennig und dazu ein paar Pfennige für einige Tropfen krassáki, die den Boden des Glaſes bedecken, das mit Waſſer vollgefüllt wird. Der Grieche iſt zwar im allgemeinen mäßig, doch wird, außer dem Wein, auch nicht wenig Branntwein, raki, getrunken. In Theſſalien iſt ein Getränk uso ſehr üblich, das aus den Träbern, stémfyla, ausgezogen wird. Die Griechen trinken einander zu mit dem halbitalieniſchen evviva sas, oder auf die Cafés oder auf Familienzuſammenkünfte angewieſen. Im Sommer hat man den Ausweg, nach Faliron zu fahren und die friſche Meeresbriſe, franzöſiſche Muſik und mitunter franzöſiſches Theater zu genießen. In der Stadt hatte man kein ſtehendes Schauſpiel- oder Opernhaus. Für den beabſichtigten großen Theaterbau Ernſt Zillers ging das Kapital aus, die Arbeit hörte auf und die Ruinen wurden von den Landleuten als Schutz für Pferde und Rindvieh benutzt. In der Univerſität hat man verſchiedentlich mit großem Beifall alte Tragödien aufgeführt. Jetzt wird jedoch das Zillerſche Theater zur Vollendung kommen, da der König Ende 1887 verſchiedene Summen, die ihm zur freien Verfügung geſtellt waren, dafür beſtimmt hat. Inzwiſchen wird wohl einige Zeit vergehen, bevor eine inländiſche Truppe ſich ausbilden kann. Mutmaßlich wird mit

dem Engagement einer französischen Truppe begonnen werden, um so mehr, als jeder gebildete Grieche und ein großer Teil der nicht Gebildeten das Französische vollständig versteht. Ob dies jedoch einen guten Einfluß auf die bis jetzt im allgemeinen reinen griechischen Sitten üben wird, bleibt eine Frage.

Geht man aus dem Innern Athens nach dem Ilissos zu, so kommt man ganz in die Nähe der übriggebliebenen Pfeiler des Zeustempels nach dem sogenannten Olympia-Sommertheater mit Restauration. Wenn es regnet, kann nicht gespielt werden; es regnet jedoch in Athen fast nie in der Zeit vom April bis Oktober oder November. Die Plätze sind billig, aber die Leistungen auch danach. Ich sah einen Teil von einem Stück, denn das ganze auszuhalten wäre nicht möglich gewesen. Der Länge nach war es ein chinesisches Stück, sonst eine dramatische Umarbeitung von Dumas' „Drei Musketieren" in 14 Akten! Dieses Olympiatheater und eine kleine Hütte in der Stadt, weit hinaus bei dem botanischen Garten, waren bis auf weiteres die einzigen Nationalbühnen im ganzen Hellas. Zwar ist ein Gebäude im Piraeus vorhanden, aber es steht noch leer; in Patras und Syra wird mitunter von durchreisenden italienischen Truppen gespielt.

Weiter den Fluß herab läßt die Sage die schöne Tochter des Erechtheus, Oreithyia, Blumen pflücken und vom Boreas, dem Nordwinde, geraubt werden. Platon verlegt hierher seinen Dialog Phädros, in welchem er schildert, wie Sokrates, im Schatten der Platanen auf den weichen Rasen hingestreckt, mit dem rieselnden Fluß zu seinen Füßen, mit seinen Freunden im traulichen Gespräch lagerte, umgeben von Blumenduft und kühlenden Winden und dem noch heute lieblichen Zirpen der Cikaden, d. h. wo solche vorhanden sind, denn vom Ilissos sind sie geflohen und werden durch verschiedene sogenannte cafés chantants ersetzt, welche ihr Lager in den teilweise hübschen Gärten mit anlockenden Namen, als „Grotte der Nymphen," „der Garten der Göttinnen des Gesanges," „der Park der Grazien" ꝛc. aufgeschlagen haben. Die Sängerinnen sind gewöhnlich Italienerinnen, eine oder die andere derselben ist einmal ein heller Stern in Rom, Florenz oder Neapel gewesen; jetzt befinden sie sich auf der Kunstreise — Alexandria, Athen, Syra waren die früheren Stationen dieser Reise, dann ging es etwas rückwärts nach den kleineren Städten, und mitunter erreichen diese unglücklichen Wesen erst den Hafen tief in Asien. Selten gelingt ihnen eine Heirat, was öfters den abscheulich falsch intonierenden Sängerinnen aus Böhmen glückt, die man überall in der Levante trifft. Diese sind ordentlich und ökonomisch und machen deshalb oft bleibenden Eindruck auf griechische Geschäftsmänner der kleineren Städte.

Für denjenigen, der gern Eingang in die feinen Kreise begehrt, ist kaum weiteres nötig als eine Empfehlung an eine der tonangebenden Familien, die Fähigkeit, flott französisch zu konversieren und sich sauber anzuziehen. Für denjenigen indes, der seine Zeit nützlich verwenden will, ist dies nicht von großem Wert, denn die Soireen, esperides, nehmen viele Zeit in Anspruch und bleiben sich überall ziemlich gleich. Es ist bei diesen Gesellschaften ein „stehender" Zug, selbst in feinen Familien, daß es mehr Personen gibt als Stühle, was für denjenigen, der den Tag zwischen Ruinen herumgekrochen ist, verdrießlich genug sein kann. Musik, aber selten gute, wird mitunter verabreicht, ein leichtes Büffett gehört auch mit dazu. Was Visiten, Mittage ꝛc. betrifft, so ahmt man in den guten Familien die Franzosen nach. Diese Frankomanie geht mitunter etwas sehr weit, z. B. wenn Fanarioten anstatt ihrer Muttersprache sich des Französischen unter sich bedienen, welche Sprache sie gewöhnlich flott, doch nicht ohne gewisse Mängel in der Aussprache handhaben. Überhaupt werden in Athen alle möglichen Sprachen gesprochen. Außerdem ist die Zahl der Fremdlinge eine große, und die Griechen selbst haben einen ausgeprägten Sprachsinn.

* * *

Damit kommen wir zu der Frage: „Sprechen die Griechen ihre eigne hellenische Sprache gut oder schlecht?" Trotz der anziehenden und unparteiischen Erörterung derselben seitens des Verfassers glauben wir jedoch, uns an dieser Stelle auf einen kurzen, selbst den vollständigen Laien interessierenden Auszug beschränken zu sollen.

Diese Frage hängt mit einer anderen, die jedoch jetzt als abgethan betrachtet werden kann, zusammen: „Sind die jetzigen Einwohner von Hellas wirkliche Nachkommen

desjenigen Volkes der Vorzeit, unter welchem die homerischen Gesänge entstanden, welches später der Beredsamkeit des Perikles und des Demosthenes lauschte?" oder: „Ist es dieselbe Rasse, welche die Nase rümpfte über die unattische Sprache des Halbgriechen Paulus?" Jakob Fallmerayer namentlich hat diese Frage mit einem bestimmten Nein beantwortet, und seine Stimme hat einen großen Einfluß geübt. Nach seiner Ansicht sollte das hellenische Volk nur zu einem sehr geringen Teile altgriechisches Blut in seinen Adern haben und slawischen Völkern entstammen, welche sich im frühen Mittelalter Griechenlands bemächtigt hatten. Daß diese Behauptung, die nicht bewiesen werden konnte, einem Volke, das sich in neuerer Zeit seine Freiheit mit einem Heldenmut fast ohnegleichen in der Geschichte erkämpft hatte, sowohl schaden als es tief kränken und auch ungerecht gegen Fallmerayer stimmen mußte, ist ganz natürlich.

Das Erechtheion.

Gegen Fallmerayer spricht vor allem die neugriechische Sprache. Es war eine Zeitlang Mode, die griechische Volkssprache, so wie sie vom Balkan bis zum Kap Matapan gesprochen wird, als ein Gemisch von türkischen und italienischen Bestandteilen mit einem Zusatz von rein griechischen Formen zu betrachten. Genaue Studien haben längst dargethan, wie falsch diese Behauptung war. Sicherlich hat die venezianische Herrschaft sprachliche Spuren in italienischen Bezeichnungen, namentlich der täglichen materiellen und kulturellen Bedürfnisse hinterlassen, ebenso sind aus der türkischen Sprache neue Wörter für neue Begriffe eingeführt worden, aber der Grund und Boden ist ein rein griechischer geblieben, wovon man sich leicht beim Durchlesen einer Sammlung von Volksliedern oder Sagen überzeugen kann. Natürlicherweise hat die griechische Sprache, wie jede andere, im Laufe der Zeiten sich sehr geändert, sie ist jedoch der alten Sprache weit ähnlicher geblieben als das Italienische dem Lateinischen. Auch ist es mit Recht als etwas Wunderbares betrachtet worden, daß das Volk nach Tausenden von Jahren das feine Sprachgefühl behalten hat, welches erforderlich ist, um ohne Unterricht das richtige Tongewicht zu treffen, selbst wo dies dem jetzigen Gebrauch widerstreitet; ja man findet noch im Volksmunde uralte Wörter und Formen, welche bereits in der Zeit des Blühens des alten Hellas aus der Schriftsprache verschwunden waren.

Jedenfalls zum großen Teil auf Grund der damaligen allgemeinen Ansichten über Volkssprache, begann bereits gleich nach Beendigung der Freiheitskriege eine Bewegung, um das Neugriechische ganz zu vernichten. Man

fand, daß diese, wenn richtig behandelt so schöne Sprache zu simpel sei und wollte einfach zu dem altgriechischen oder wenigstens zu dem Byzantinisch-Griechischen zurückkehren. Noch heutigentages gibt es eine Menge Lehrbücher, wissenschaftliche Schriften, Schauspiele, Zeitungen in einer Sprache, Katharévusa, die von keinem Menschen im täglichen Leben angewendet wird. Ein Fremder, der nur solche Erzeugnisse der neugriechischen Litteratur kennt, kann wirklich Grund haben der oft gehörten Behauptung Glauben zu schenken, daß derjenige, der das Altgriechische gelernt hat, ohne weiteres auch das Neugriechische versteht. Jetzt haben einige der besten neugriechischen Schriftsteller den einzig richtigen Weg eingeschlagen, eine von fremden Wörtern und erweislich falschen Formen gereinigte Volkssprache anzuwenden. Doch geht man bei der Reinigung mitunter zu weit. In der Bemühung, einer natürlichen und doch edlen Schriftsprache den Weg zu bahnen, ist wohl der Dichter Georgios Drosinis am glücklichsten gewesen.

Eine für den Ausländer sehr unangenehme Puristerei ist die Umschreibung fremder Namen mittelst griechischer Buchstaben. Es ist doch etwas schwer unter Gkaite, Lampis, Ongko, Chaine, Pagieron: Goethe, Labiche, Hugo, Heine, Pailleron wiederzuerkennen; jetzt haben jedoch die verständigsten Schriftsteller angefangen, fremde Namen in lateinischen Buchstaben wiederzugeben. In jeder Beziehung bleibt das Neugriechische eine für Ausländer schwer zu erlernende Sprache wegen seiner vielen, sowohl für die Kenner der germanischen, als der romanischen Sprachen fremden Wendungen. Zu dieser Schwierigkeit kommt für den praktischen Gebrauch, daß es in einer ganz anderen Weise ausgesprochen wird, als in Europa üblich ist. Die jetzt lebenden Hellenen sind davon fest überzeugt, daß ihre Ureltern so ausgesprochen haben, wie sie es jetzt thun, womit zugleich behauptet wäre, daß in der griechischen Sprache allein unter allen die Aussprache der Vokale und der Diphthonge sich im Laufe der Zeit nicht geändert haben sollte. Eins kann man wohl zugeben, daß der „Itacismus" eben so alt ist, wie die Zeit des Heilands, und daß die „erasmische" Aussprache ganz willkürlich erfunden sei.

Der Geburtstag der Freiheitskriege.

Von Th. H. Pantenius.

(Zu dem nebenstehenden Einschaltbilde.) (Abdruck verboten.)

Das waren sturmbewegte Tage für Ostpreußen, die Januartage des großen Jahres 1813! So wilde Wetter auch über das alte Ordensland im Laufe der Jahrhunderte hingebraust waren, so bis ins Innerste hatte keins die Seelen der Menschen aufgewühlt, wie der Anblick, der sich diesen jetzt alltäglich bot. Auf allen Straßen, auf allen Pfaden schwankten fremde Männer einher, hohläugig, die Leiber gehüllt in allerlei Lumpen, von denen mancher noch erblindete Goldtressen zeigte. Das waren die Reste jener „großen Armee," die vor einem halben Jahre über das ausgesogene Land hingezogen war wie ein Heuschreckenschwarm. Über das ausgesogene Land, denn schon vorher, nach der unseligen Schlacht bei Jena, waren die Fluren von den Rossen französischer und russischer Reiter in Angriff und Flucht zerstampft worden. Dann folgten der Tilsiter Friede und die Kriegskontributionen. An ein Wiederaufrichten des Zerstörten war nicht zu denken, und was nicht sehr fest stand, fiel. Drei Viertel aller Güter standen schon 1810 unter Sequester. Weite Strecken Acker lagen unbestellt da, das Vieh verfiel dem Schlachtbeile, weil es an Futter fehlte. Und doch zog 1812 eine halbe Million fremder Krieger durch das Land, eine Armee, äußerlich glänzend, aber zuchtlos und frech. Was fragte sie danach, daß sie sich noch in Freundesland befand! Sie nahm, was noch zu nehmen war. Mehr als 26 500 Wagen, 79 000 Pferde schleppte sie widerrechtlich mit sich fort.

Und jetzt fluteten ihre Reste zurück, ein Haufen Jammergestalten, welche die Russen vor sich hertrieben wie der Wolf die Lämmer.

Am 21. Dezember 1812 berichtete der Oberpräsident von Auerswald nach Berlin: „Nach dem Rapport sind in Königsberg noch befindlich: 255 Generale, 699 Obriste, 4412 Kapitäns und Leutnants, 26 590 Mann Unteroffiziere und Gemeine, fast alle in er-

bärmlichem Zustande. Das Angespann der Provinz wird durch die ungeheure Anzahl von Fuhren, die von allen Seiten her requiriert werden, jetzt völlig zu Grunde gerichtet."

Diese Flüchtlinge, die noch als solche „zu Grunde richteten," waren offiziell Freunde, in Wahrheit aber jene Franzosen, die das Preußen Friedrichs des Großen zerschlagen. Wo sollte man sie bitterer hassen als in der Provinz, die dem einst so herrlichen Bau den Namen gegeben! War es nicht natürlich, wenn in der Volksseele sich der Wunsch regte, über diese in doppeltem Sinne Elenden herzufallen und sie niederzuschlagen, Mann für Mann. Sollte man sie ruhig fortziehen, sich wieder zu einem gewaltigen Heere sammeln lassen? Freilich der König hielt noch am Bündnis mit den Franzosen fest, aber war der König, umlagert von den Franzosen wie er war, Herr seiner Entschließungen? Und wenn er es nicht war, galt es dann nicht, Land und König zu befreien auch gegen des letzteren Willen?

Aber wie stand es mit der preußischen Armee? Sie war nicht zahlreich, sie bestand aus kaum 20000 Mann, aber sie war der einzige Heeresteil, der noch unerschüttert in festem Verbande stand. Warf sie sich jetzt den ebenfalls aufs äußerste geschwächten Russen entgegen, so konnten die Franzosen sich wieder sammeln. Kehrte sie die Waffen gegen den Franzmann, so war Ostdeutschland für ihn verloren.

Seit dem Juni 1812 standen die Preußen mit einer französischen Division zum X. Armeekorps zusammengeschmiedet in Kurland. Korpskommandeur war Macdonald, die Preußen standen erst unter Grawert, dann unter York. Zum großen Kriege gab es hier keine Gelegenheit, die Entscheidung lag in Moskau. Man hielt die Russen in Riga in Schach und besetzte die Linie: Semgaller Aa-Eckau-Misse. Das war alles.

Der General York war ein Mann aus der alten Schule. In einem wechselvollen Leben, das ihn nach Holland, ans Kap, nach Ceylon geführt, war er zu einem harten Manne geschmiedet, einem Manne, für den es nur ein Gebot auf Erden gab: die Erfüllung der Pflicht. Selbst gehorchen, unbedingten Gehorsam verlangen, das war alles. Der stolze Preuße litt unsäglich darunter, daß ein Franzose sein Chef war, aber sein König wollte es so, und er litt schweigend.

Die Nachricht vom Brande Moskaus, vom fluchtartigen Rückzuge der Franzosen drang zu ihm, erst als Gerücht, dann als Thatsache. Wie Frühlingswehen umflog es die Preußen in nordischer Winternacht. Sollte es wirklich wieder Tag werden?

1. Graf zu Dohna-Wrusau.
2. Landrat von Gibel.
3. von Knobloch-Birmaldo.
4. Justizrat Soely.
5. Geheim. Justizrat v. Brandt.
6. Graf von Kalnein.
7. Graf von Schlieben-Gerdauen.
8. Bürgermeister Lilienthal-Friedland.
9. Federrecht-Memelsdorf.
10. Kgl. Forstmeister.
11. Oberbürgermeister Heidemann.
12. General von York.
13. Kammerpräsid. v. Schimmelpfennig.
14. Minister Gr. z. Dohna-Schlobitten.
15. von Rekenberg-Gruszczynski.
16. Landschaftsdirektor von Kraffi.
17. von Ka-beleben.
18. Bürgermstr. Lilienthal-Friedland.
19. Graf zu Dohna-Schlobitten.
20. Graf von Lehndorff-Steinort.
21. von Bahl-Gr. Körpen.
22. Rendant Kamp-Mohringen.
23. Stadtrat Speidert-Elbing.
24. Graf von Lehndorff-Wargitten.
25. Lutterloh-Tilsit.
26. Graf von Eulenburg-Kraleyski-Wapitz.
27. Graf von Rudern Stangenberg.
28. Zimmermann-Königsberg.
29. Curau-Wehlack.
30. von Gottowski.
31. Kalkulator Liebe-Pregallen.
32. von Kannacher-Heilsberg.
33. Landschaftsrat von Brandt.
34. Kaufmann Seydlitz-Memmingen.
35. Rokcow-Gumbinn.
36. Graf von Eulenburg-Prassen.
37. Kaufmann Bergau-Labiau.
38. Stadtrat Förster-Memel.
39. Superintendent Reber-Gartenstein.
40. Graf von Kanitz-Podangen.

General von Essen, der Höchstkommandierende in Riga, sandte Botschaft über Botschaft: die große Armee ist verloren. Jetzt gilt es für Preußen mit Rußland zusammenzustehen, die Gottesgeißel von Frankreich zu stürzen. Essens Nachfolger, Marquis Paulucci, wurde noch drängender. Dann: Macdonald, der liebenswürdigste aller Sterblichen, war es endlich doch überdrüssig geworden, um die Gunst des spröden Untergebenen zu werben. Er ließ ihn jetzt herrisch an, bot alles auf, ihn unmöglich zu machen.

In angstvoller Spannung harrte York auf Befehle aus Berlin. Dort allein konnte ja die Entscheidung fallen. Dann lag, wie sie auch ausfiel, der Weg der Pflicht wieder klar vor ihm.

Aber die Entscheidung blieb aus. Geschah das, weil der König unfrei war? Oder weil er überloyal sich in seinem Gewissen an den Erbfeind gebunden fühlte? Wer konnte diese Frage beantworten? Was war nun Pflicht?

Und die Ereignisse gehen unaufhaltsam ihren Gang. An der Beresina erhält die weidwunde große Armee den Genickfang, Kutusof besetzt Wilna, Wittgenstein dringt über die Düna, immer eifriger wirbt Paulucci. Schon ist der Rückzug ernsthaft gefährdet. Was ist nun Pflicht?

Wer hätte dem eisernen Manne an der Spitze der preußischen Regimenter je vorausgesagt, daß er einmal auf diese Frage keine Antwort finden würde? Und doch ist dem so. Der Mann des unbedingten Gehorsams muß einen selbständigen Entschluß fassen, einen ungeheuren Entschluß; der gefürchtete Isegrim muß es darauf ankommen lassen, ob seine Armee ihm gehorchen oder sich von ihm, als einem Verräter, abwenden wird.

Am 30. Dezember schloß er die Konvention von Tauroggen. Die Preußen werden neutral zwischen Tilsit und Memel bleiben, bis der König entschieden hat.

Die Truppen jubeln dem General zu, aber was wird der König sagen?

Ostpreußen atmete auf, als die Kunde von der Konvention das Land durchflog. Gottlob, die Entscheidung war gefallen, der Tag der Freiheit brach an. Die Faust, die starke Faust hatten die Gallier dem Ostpreußen lassen müssen. Jetzt sollte sie Schwert und Muskete umklammern dürfen. Es ist ein stolzes Geschlecht, diese Ostpreußen! Nirgends sonst im Reiche findet sich die alte trotzige, nur auf sich selbst gestellte Germanenart noch so oft wie dort im äußersten Osten. Damals nun galt es, alles zu gewinnen, oder auch noch das letzte hinzugeben in ehrenvollem Kampfe, das Leben. Die alten Geschlechter, die Kalnein, die Dohna, die Lehndorf, die Auerswald wie immer voran; hinter diesen die Bürger der Städte, die freien Bauern — alle sind zu allem bereit. Aus Alldeutschland entstand einst, was deutsch ist in diesem Grenzlande; was bald in Alldeutschland vorgehen soll, spielt sich jetzt, wie symbolisch, in ihm ab.

Nur eine Furcht bewegte diese tapferen Herzen, die Furcht vor dem neuen Bundesgenossen, dem Russen. Unvergessen war hier, daß schon einmal auf dem Schlosse zu Königsberg die russische Fahne geweht als Landesfahne, daß am Alexander-Newski-Tage sogar in den evangelischen Kirchen dieses unbekannten Heiligen hatte gedacht werden müssen. (Ein Pfarrer predigte aus diesem Anlasse über 2. Tim. 4, 14: Alexander, der Schmidt, hat mir viel Böses erwiesen. Der Herr bezahle ihm nach seinen Werken.) Wie nun, wenn die Russen wieder als Eroberer kamen? Und man haßte sie doch mit dem ganzen starken Hasse des Grenzers.

Als Kommissar des russischen Kaisers erschien am 22. Januar der Freiherr von Stein in Königsberg, der deutscheste der Deutschen. Wohl, er erschien aber als Vertreter Rußlands. Und dann: der gewaltige Mann hielt seinen Feuerblick auf das Ganze gerichtet. Wie nun, wenn dieses Ganze, daniederliegend wie es war, sich nur durch eine Amputation retten ließ? Wir haben in unsern Tagen erlebt, daß, als der Russenkrieg drohte, deutsche Zeitungen so kaltblütig von der Möglichkeit sprachen, „vorläufig" Ostpreußen preiszugeben, als ob das Heimatland Kants und Herders eine Art Anhängsel an Deutschland wäre.

Man war fest entschlossen gewesen, die Vollmacht Steins nicht anzuerkennen, sich neben Rußland zu stellen, nicht unter dasselbe. Da trafen am 24. Januar die Berliner Zeitungen vom 19. ein und brachten die Kunde, York sei vom Könige des Kommandos entsetzt, solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Die Truppen sollten zur

alleinigen Disposition des Kaisers Napoleon bleiben.

Was nun? Der Oberpräsident von Auerswald hatte am 23. ohne Auftrag, aber im Namen des Königs einen Generallandtag einberufen. Jetzt modifizierte er das Schreiben am 25. dahin, daß eine Versammlung der Deputierten stattfinden solle, um die Eröffnungen des Bevollmächtigten Rußlands entgegenzunehmen.

Und York? Er schwankte eine Weile. Dann aber, als er die Nachricht erhielt, der König werde von Potsdam nach Breslau abreisen, erließ er am 27. eine Erklärung, nach welcher er über die Zeitungsnachricht zur Tagesordnung überging, das Kommando behielt.

Zwischen Stein auf der einen, Auerswald, dem Grafen Dohna, York auf der anderen gab es heftigen Streit. Schließlich gab Stein nach, ließ die preußischen Herren gewähren.

Am 5. Februar traten die Herren Deputierten im Ständehause zur ersten Sitzung zusammen. Den Vorsitz führte in Vertretung des erkrankten Landhofmeisters Herr von Brandt. Man sandte eine Deputation zu York und erbat sich seine Anwesenheit. Er kam und bat um die Wahl eines Ausschusses, dem er seine Pläne vorlegen wollte. Dann wandte er sich in kurzer, kerniger Ansprache an die Versammlung: „Ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde. Ich rechne hierbei auf die kräftige Teilnahme aller. Ist aber die Übermacht zu groß, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen."

Diesen Augenblick stellt unser Bild dar.

„Es lebe York!" jauchzten die Versammelten, als York schwieg. Da wandte er, der schon fortging, sich um: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!"

Und wie oft ist dieser Ruf nachher auf dem Schlachtfelde erklungen! Der Freiheitskrieg begann.

Was und wie man in Afrika ißt.

Von Gerhard Rohlfs.

(Abdruck verboten.)

Oft bin ich gefragt worden, wie man auf Reisen in Afrika äße, was man bekomme, ob man alles, was sich die Eingebornen bereiten, genießen könne. Ich werde nun versuchen, hier meine Erfahrungen, die sich auf einen Zeitraum von über dreißig Jahren erstrecken, und welche sich auf Völker beziehen, die inmitten der Wüste, in Abessinien, in Sansibar, in Centralafrika, an der Westküste und am Kap wohnen, in kurzem wiederzugeben. Man erwarte aber nicht interessante Auseinandersetzungen zu finden, wie etwa in der Physiologie du goût von Brillat Savarin, oder auch nur Rezepte, wie im Kochbuche des Grafen Münster, unsers deutschen Botschafters in Paris. Ich will nur einfach die Art und Weise des Essens, sowie die Zubereitung der Gerichte schildern, wie ich sie kennen lernte, als ich mich unter Berbern und Arabern, unter Abessiniern und Negern befand. War ich doch oft genug, ja, in den ersten Jahren meiner Reisen immer darauf angewiesen, mit den Afrikanern zu leben, folglich auch mit ihnen zu essen und zu trinken.

Heutzutage haben es die Afrikareisenden unendlich viel leichter als vor einem Menschenalter. Die Mittel, welche man heute den Reisenden zur Verfügung stellen kann, wo Gesellschaften und Vereine (afrikanische Gesellschaft) mit den Regierungen und reichen Gönnern (Bennet, König Leopold, „Daily Telegraph") wetteifern, sind so bedeutend, daß nur infolge ganz unvorhergesehener Zufälle die Reisenden sich veranlaßt sehen können, die Hilfe der Eingeborenen in Anspruch zu nehmen, und von Hunger oder Durst während der Reisen nur selten die Rede sein kann. Das schließt freilich nicht aus, daß Reisende, obgleich sie sich mit größter Sorgfalt ausgerüstet hatten und mit den reichsten Mitteln zu ihrer Reise versehen waren, Not litten, wie das noch neulich Stanley und Graf Teleki erfahren mußten.

Die Zeit hat in bezug auf die Verpflegung innerhalb eines Menschenalters unendliche Fortschritte und Verbesserungen geschaffen. Auf meinen ersten Reisen war ich froh, wenn ich Thee und Kaffee als Anregungsmittel mit mir führen konnte. Als

ich meine große Reiſe quer durch Afrika antrat, war ich glücklich, als mein mich mit ſeiner Freundſchaft beehrender Gönner Juſtus von Liebig mir hinlänglich Fleiſchextrakt in kleinen Büchſen — welche er ſtets zum Unterſuchen im Hauſe hatte —, mit auf den Weg gab. Später hatte Liebig Kaffeeextrakt zu machen erfunden, ſo daß ich mich, als ich 1867 die engliſche Expedition nach Abeſſinien begleitete, der Vorräte, die er mir von dieſem ſo nützlichen Anregungsmittel übergab, erfreuen durfte. Freilich ſollte ich ſpäter in Abeſſinien erfahren, daß meine Vorſicht überflüſſig war, denn man kaufte in den ſüdlichen Provinzen Kaffeebohnen ſo billig — etwa 50 Pfund für 4 Mark —, daß wir die ganze Zeit über in Kaffee hätten ſchwelgen können. Als ich dann 1873 meine Expedition in die Libyſche Wüſte unternahm, waren die Konſervenfabriken mittlerweile derart entwickelt, die Preiſe der mitgenommenen verſchiedenen Fleiſchſorten und Gemüſe ſo billig und die Geldmittel dieſer auf Koſten des Khedive Ismael ausgerüſteten Reiſe ſo großmütig gewährt, daß ich mit einer aus zehn Deutſchen beſtehenden Geſellſchaft während vier Monaten in allen möglichen Genüſſen förmlich ſchwelgen konnte. So blieb es auch während meiner ſpäteren Reiſen, ſowohl während meiner Kufra-Expedition, als während meiner auf Koſten und Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers ausgeführten Miſſion nach Abeſſinien.

Als ich auf meinen beiden erſten Reiſen Marokko durchwanderte, den großen Atlas überſtieg, die Oaſen Tafilet, Draa und Tuat explorierte und dabei einen großen Teil der Sahara durchwanderte, ſtand es in bezug auf die Mitnahme von Lebensmitteln für mich ſehr ſchlimm, weil mir die Geldmittel zur Beſchaffung europäiſcher Genüſſe fehlten. Ich mußte es alſo machen wie die Eingebornen. Das war aber auch ſchon deshalb notwendig, weil die Beſchaffung europäiſcher Lebensmittel den Verdacht erweckt haben würde, ich wäre ſelbſt ein Rumi oder Nſrani (Europäer, Chriſt). Ich mußte mich eben in Kleidung, Gebräuchen, Nahrung ꝛc. vollkommen den Eingebornen anſchmiegen.

Ebenſo mußte ich auf meiner Reiſe ſüdlich von Marokko, welche ich nur in Begleitung von Eingebornen machte, auch für mich Vorräte anlegen. Dieſe beſtanden in Biſchmat, Sometа, Chlea, Mehl und Datteln. Außerdem hatte ich einen kleinen Vorrat von Zucker und gebrannten Kaffeebohnen mit.

Unter Biſchmat verſtehen die Araber — das Wort iſt offenbar von Biskuit abgeleitet — hart getrocknete Brotſcheiben. Gewöhnliches Brot, wie man es in Marokko auf jedem Markt bekommen kann, wird in kleine Stücke geſchnitten und dann im Backofen einem Austrocknungsprozeſſe unterworfen. Man ißt es, indem man es in Waſſer einweicht und es dann womöglich in Öl oder Butter tunkt.

Sometа nennen die marokkaniſchen Reiſenden Gerſtenmehl, welches aus geröſteter Scheldegerſte (geſchälte Gerſte) bereitet iſt. Dieſe wird zu Mehl verarbeitet, mit Salz und etwas Pfeffer vermiſcht und in ledernen Beuteln mitgeführt. Gewöhnlich wird Sometа als zweites Frühſtück genoſſen. Man feuchtet die Portion Mehl, welche man nötig zu haben glaubt, mit etwas Waſſer an, ſo daß das Ganze einen konſiſtenten Teig ausmacht, und formt es dann zu kleinen Klößen, welche mit Butter oder Öl, in der weſtlichen Wüſte meiſt mit Arganöl (vom Baume Argania Sideroxylon) gegeſſen werden. Es iſt das ein äußerſt ſchmackhaftes, leicht verdauliches und nahrhaftes Eſſen.

Wer einſam die Wüſteneien durchzieht, iſt in der Regel nicht mit vielen Gerätſchaften ausgerüſtet, eine jede Karawane aber iſt im Beſitze einer hölzernen Schüſſel (worin ſowohl Sometа, wie auch andere Speiſen, wenn man ſolche hat, bereitet werden), einem kupfernen Keſſel, einem Kaffeeſieder und zwei oder drei Kaffeeſchälchen. Dazu kommt noch ein lederner Waſſereimer, um Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen.

Nichts ſchmeckt beſſer als das ſelbſtbereitete Brot. Ich zog es immer vor, es ſelbſt zu bearbeiten, d. h. es zu kneten. Wenn man nämlich oft wochenlang nur das notwendigſte Waſſer zu trinken hat, kann natürlich von Waſchen keine Rede ſein. Das köſtliche Naß iſt ja ſo ſelten, daß ſelbſt die vorgeſchriebenen Waſchungen von den Wüſtenreiſenden nicht gemacht zu werden brauchen, ſondern für dieſen Fall von Mohammed — „Gott gebe ihm die ewige Glückſeligkeit“, wie die Araber ſtets bei Nennung ſeines Namens hinzuzuſetzen pflegen — ein fingiertes Waſchen mit Sand geſtattet iſt. Ich zog es alſo deshalb vor, das Brot ſelbſt für die ganze Karawane zu kneten, weil ich mir ſagte, es ſei

beſſer, wenn die Leute meinen unvermeidlich an den Händen haftenden Schmutz äßen, als ich den ihrigen. Ich konnte in der That auf dieſe Weiſe den ganzen Tagesſchmutz — horribile dictu —, der ſich an den Händen angeſammelt hatte, abkneten.

Es wurden mir alſo ſo viele gehäufte Handvoll Gerſten- oder Weizenmehl in die hölzerne Schüſſel gethan, als wir Männer in der Karawane waren — man entnimmt hieraus, daß man gerade nicht ſchwelgte — dazu Salz und Waſſer nach Belieben, bis das Ganze einen dicken Teig ausmachte. Nun begann die Knetarbeit. Unterdeſſen legte ein anderer auf einen Platz, ſo groß wie das Brot werden ſollte, kleine Kieſelchen in Kreisform dicht nebeneinander und zündete auf ihnen ein Feuer an. Brennmaterial findet man in der Wüſte immer genügend, meiſtens wird ſchon während des Tagemarſches davon geſammelt, und findet man gar keine Sprikelchen, ſo behilft man ſich mit trockenem Kameldünger, denn man lagert ja faſt immer auf denſelben Plätzen, auf welchen ſchon vorher eine Karawane gelagert hat. Nachdem nun das Brot geknetet und die Steine glühend erhitzt ſind, werden Feuer und Aſche weggeſtrichen und der Teig wird auf die Steine gebreitet. Darauf ſchichtet man aufs neue Aſche und kleine Feuerpartikelchen und überſchüttet endlich das Brot wieder mit Sand. Auf dieſem Sande wird ſodann ein neues Feuer angezündet. Nach kaum zehn Minuten hat man ein köſtlich gares Brot mit herrlicher Kruſte, auf welcher und in welchem auch nicht der geringſte Sand iſt. Wenn die Mittel es erlauben, ſo bäckt man auch kleine Stückchen Hammelfett, welches man getrocknet bei ſich führt, in das Brot, oder man fügt getrocknete Zwiebelſcheiben hinzu, welche auch faſt immer im Beſitz der Karawane zu finden ſind.

Wie glücklich und zufrieden war ich, wenn es gleich nach Fertigſtellung des Brotes an die Verteilung ging. Es wurde gebrochen und ein jeder erhielt ſein Stück, welches, in Öl getunkt, herrlich mundete. Falls aber Hammelfett hineingebacken war, wurde es nicht geſtattet, Öl zu nehmen. Dies iſt die gewöhnliche Form des Brotbackens. In der öſtlichen Sahara hat dagegen faſt jede Karawane eine eiſerne Platte bei ſich. Auf dieſer werden Fladen gebacken, die auch recht ſchmackhaft ſind, doch bei weitem hinter jenen auf freiem Erdboden gebackenen Broten an Wohlgeſchmack zurückſtehen.

In den Oaſen der Wüſte findet man übrigens auch nach unſerer Art gebackenes Brot. In der Oaſe Tafilet hat man große Wochenmärkte, welche im Hauptorte, in Abuam abgehalten werden. Aus der ganzen Oaſe kommen die Leute zu dieſen Märkten her, die einen, um ihre Produkte an den Mann zu bringen, die anderen, um das Notdürftigſte einzukaufen. Außer dem, was man zum gewöhnlichen Haushalt braucht, wird hier noch alles verkauft und zwar ſchon zubereitet, was genießbar iſt. Es geſchieht das in einer Menge von Reſtaurationshüttchen, welche durchaus aus hartgebackenen Thonklumpen beſtehen. Sie ſind bienenkorbartig gebaut, haben nur einen niedrigen Eingang und können außer dem Eigentümer ungefähr ein Dutzend Inſaſſen faſſen.

Der Eigentümer, alſo der Reſtaurateur, hat nur friſche Brote, Salz und Öl feil. Der Gaſt kauft ſich ein Brot, etwas Öl und Salz. Das Öl wird in eine kleine hölzerne Schüſſel von der Größe unſerer Untertaſſen gegoſſen. Darauf hockt der Mann, mit dem Geſicht zur Wand gekehrt, nieder und verzehrt ſein Brot, das ſtets gebrochen und von dem die einzelnen Stücke in Öl und Salz getunkt werden. Auf den Fremden macht es einen höchſt eigentümlichen Eindruck, alle Beſucher eines ſolchen Reſtaurants auf dem Boden hocken und das Geſicht der Wand zugedreht, eſſen zu ſehen. Es iſt das aber ganz natürlich, denn ſäße einer anders, mit dem Geſicht dem Mittelpunkte der Hütte zugekehrt, ſo wäre er verpflichtet, jeden Eintretenden zum Miteſſen aufzufordern. Es iſt nicht nur bei den Mohammedanern, ſondern auch bei den eingebornen Chriſten Afrikas Sitte, jeden Fremden einzuladen, an der Mahlzeit teilzunehmen. Wer ihn aber nicht ſieht, hat das nicht nötig. So bemerkte ich bei meinen abeſſiniſchen Dienern und auch bei meinen anderen Leuten in Abeſſinien, daß, wenn ſie ihre Mahlzeiten einnehmen, ſie ſich jedesmal unter eine große Schama (abeſſiniſches Kleidungsſtück, welches ausgebreitet die Größe eines großen Tiſchtuches hat) verkrochen, ſobald ſie in einer Gegend waren, wo ſie beim Eſſen von Vorbeikommenden überraſcht werden konnten. Abeſſinien iſt chriſtlich.

Eine ganz beſondere Sorgfalt verwenden die Marokkaner auf die Zubereitung ihres

Nationalgerichtes, des Kuskuſſu. So verbreitet dieſe Speiſe auch iſt, denn man findet Kuskuſſu ſo gut in Kairo und Mekka, wie in Fes und Marokko, am beſten wird er doch im Lande des äußerſten Weſtens zubereitet. Ich glaube, daß dieſes Gericht eins der älteſten iſt, welches die Araber kennen, denn nur dieſen iſt es urſprünglich eigen. Ob es in den „Traditionen" ſchon erwähnt wird, weiß ich nicht, aber ich bin überzeugt, daß es ſchon Mohammed — Gott gebe ihm die ewige Glückſeligkeit — ja ſelbſt ſchon Abraham gegeſſen hat.

Kuskuſſu wird auf die verſchiedenſte Art zubereitet und in verſchiedenſter Weiſe, ſüß und nicht ſüß, mit Fleiſch und ohne Fleiſch, gekocht. Zur Herſtellung gehört vor allem ein Köskas, ein trichterförmiges Sieb, welches aus Korbgeflecht angefertigt iſt und das dicht auf die Giddra oder den eiſernen Keſſel, paſſen muß. Man bereitet es auf folgende Art: Es wird aus Gerſten- oder Weizenmehl ein ziemlich trockener Teig recht gleichmäßig geknetet. Dieſer Teig wird ſodann auf einem grob gerippten, etwa einen Fuß Durchmeſſer haltenden Strohbricken ausgebreitet und mit der Hand zu feinen Kügelchen zerrieben, die möglichſt fein und gleichmäßig ſein müſſen; dieſe werden getrocknet. Eine ſolche Prozedur nimmt natürlich Stunden in Anſpruch, weshalb man möglichſt große Vorräte herſtellt, um ſie für mehrere Mahlzeiten benutzen zu können. Nachdem man ſo Graupen oder Grütze erhalten hat, wird dieſe in den Köskas geſchüttet. Der Köskas wird ſodann auf einen eiſernen (Giddra) oder thönernen Topf gebunden und luftdicht mit dieſem verſchnürt. In den Topf kommt bei ganz armen Leuten nur Waſſer und etwas Gemüſe, bei Reichen aber Fleiſch, Hühner- oder Hammel- oder auch Rindfleiſch. Dann läßt man alles kochen. Durch den aufſteigenden Dampf wird die im Trichter befindliche Grütze gar gekocht. Nachdem dies geſchehen, wird ſie abermals auf dem Strohbricken oder auf einer hölzernen Schüſſel ausgebreitet und behutſam mit Butter durchgearbeitet.

Zum Eſſen wird der Kuskuſſu in eine hölzerne Schüſſel geformt, derart, daß in der Mitte des puddingartig in die Höhe gewölbten Kuskuſſu das Fleiſch liegt, während die Außenſeiten mit dem Gemüſe, meiſtens Rüben, Karotten und Zwiebeln, verziert werden.

Dies iſt die einfachſte Weiſe, Kuskuſſu herzuſtellen, es gibt aber natürlich verſchiedene Arten, z. B., wie ſchon geſagt, ſüße oder mit Milch oder anderen Sachen angerichtete.

Wie man bei uns, nach der Art und Weiſe, wie jemand ſich des Meſſers und der Gabel bedient, mit ziemlicher Sicherheit darauf ſchließen kann, ob er eine gute Erziehung genoſſen hat, ſo erkennen auch die Araber, namentlich die des Magreb, einen gut erzogenen Menſchen daran, wie er mit den Händen ißt und ſpeziell wie er den Kuskuſſu aus der Schüſſel nimmt und zum Munde führt.

Ich ſetze als bekannt voraus, daß man bei allen Afrikanern, nicht nur bei denen mohammedaniſchen Bekenntniſſes, ſich beim Eſſen nur der Hände bedient. Bei den Mohammedanern wird die Linke als unrein betrachtet, man ißt deshalb auch nur mit der rechten Hand. Mit ihr bricht man das Brot, mit ihr formt man die Kuskuſſu-Kügelchen, welche man auf elegante Art in den Mund ſchiebt, derart, daß der rechte Daumen die treibende Kraft bildet. Mit ihr zerpflückt man auch das Fleiſch, welches immer ſo weich gekocht oder gebraten ſein muß, daß es ſich mit Daumen und Zeigefinger leicht zerreißen läßt. Mit der rechten Hand endlich ſpült man ſich nach dem Eſſen den Mund aus, während die Linke, als überhaupt nicht vorhanden gedacht, bei allem die Rolle eines Zuſchauers ſpielt. Hieran kann man, wie geſagt, einen feingebildeten Araber erkennen.

Ein ſehr beliebtes Gericht auf Reiſen iſt die auch von Heinrich Barth und anderen erwähnte Mhamſa. Dieſe beſteht eigentlich nur aus einer Polenta — in manchen Gegenden in der That aus Mais — von Weizen- oder Gerſtenmehl. Man ißt dazu entweder Butter oder Öl, oft auch Dattelſirup.

Ein anderes Eſſen in den Städten Marokkos und Nordafrikas iſt die Sfintſch. Sie iſt nur den Wohlhabenderen zugänglich, obgleich zu ihrer Bereitung nur eine Kaſſerolle ſiedenden Öls und eine Schüſſel dünnflüſſigen Mehlbreies gehört. Man nimmt einen Löffel voll Mehlbrei und gießt ihn ſchnell ins Öl. Es formen ſich darauf recht große Klümpchen, welche heiß mit Honig gegeſſen werden. Es iſt das eine vorzügliche Speiſe, die man ſich aber nur in den Städten verſchaffen kann.

Chlea iſt ein äußerſt beliebtes Eſſen, kein

Wüstenreisender kann es entbehren. Hammelfleisch oder Ziegenfleisch wird in kleine, fingergroße Streifen geschnitten und dann so lange in Butter gesotten, bis alle Feuchtigkeit aus ihm herausgetrieben ist. Auf diese Weise erhält man ein köstliches Fleisch, welches sich in einen Mſud*) verpackt, monatelang sehr gut hält. Man hat abends nur nötig, die Portion Fleisch herauszunehmen, deren man zu bedürfen glaubt, ihr etwas Salz zuzusetzen, und hat gleich ein äußerst schmackhaftes Gericht.

Eine andere Art, Fleisch zu konservieren, besteht darin, daß man recht dünne Streifen an der Sonne trocknet. Bei der außerordentlichen Trockenheit, die in der Sahara herrscht, und die sich in den Sommermonaten durch eine relative Feuchtigkeit von + 2 bis + 3° ausdrückt, werden die Fleischstreifen innerhalb 24 Stunden vollkommen gedörrt. Auch so kann man das Fleisch während mehrerer Monate konservieren. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß es mir eines Tages, etwas nördlich vom Tschadsee, gelang, von einer durchziehenden Tebu-Karawane eine ganze Kamelladung getrocknetes Antilopenfleisch für einen Maria-Theresienthaler zu erhalten. Alles an der Sonne oder an der Luft getrocknete Fleisch hat etwas Schinkengeschmack, ist aber äußerst gesund und kräftigend.

Man ißt in Afrika eigentlich alle Tiere. Für die Bewohner mohammedanischen Bekenntnisses ist freilich das Fleisch der Einhufer, der Schweine und anderer auch im alten Testamente in diesem Zusammenhang namhaft gemachten Tiere verboten. Aber ich muß konstatieren, daß, als ich eines Tages mit dem Sheriff von Uesan auf der Jagd war — wir waren alle beritten — und Wildschweine und Hyänen erlegt wurden, mir abends mehrere Berberburschen ein kleines gebratenes Wildferkelchen brachten, welches wir, natürlich heimlich, verzehrten. Die Leute sagten, bei den Berbern des Rif äße man eben alles.

In Nord- und Centralafrika wird am meisten Hammel- und Ziegenfleisch gegessen. Man bereitet es auf die verschiedenste Art und Weise. Sehr beliebt ist es, einen ganzen Hammel an einem Rost zu braten. Ein Reicher hat auch auf Reisen immer einen eisernen Spieß mit sich. Es wird ein gehörig großes Feuer entzündet und der Spieß über die Kohlen gestellt. Durch sanftes Drehen erhält man einen ausgezeichneten gerösteten Braten.

Einen vorzüglichen Hammelbraten erhält man auch, wenn man in die Weichteile kleine Mandelstücke hineinsteckt, ihn gewissermaßen damit spickt. Ganz köstlich wird das Fleisch, wenn man eine Grube mit Steinplatten auslegt, in ihr ein tüchtiges Feuer anmacht und den Hammel später in die glühend erhitzte Grube, die wieder verdeckt wird, hineinlegt. Auf der gefüllten Grube wird nun wieder ein großes Feuer entzündet.

Ganz roh habe ich nur die Abessinier Fleisch genießen sehen, und zwar Ochsenfleisch. Man nennt dieses rohe Fleisch in Abessinien Brondo. Bruce erzählt in seinem Reisebericht, daß die Abessinier aus einem lebendigen Ochsen Fleischsträhne herausschnitten, sie mit Salz und Pfeffer bestreuten und so genossen hätten, während sie die Wunde mit der Haut bedeckten und das Tier noch weiter trieben. Ich bezweifle keineswegs, daß sich das in Abessinien vor hundert Jahren wirklich so zugetragen hat, aber ich habe nie so essen sehen. Auch bei den wilden und halbcivilisierten Völkern verfeinern sich allmählich die Sitten.

Während meiner letzten, 1881 unternommenen Expedition konnte ich täglich beobachten, wie meine abessinischen Diener, wenn abends der gelieferte Ochse geschlachtet war, sich große Strähne Fleisch aus demselben herausschnitten und sie roh mit einem wahren Vergnügen verzehrten. Es ist dies die Ursache, daß alle Abessinier mit dem Bandwurm behaftet sind und mindestens alle vier Wochen eine Kussokur durchmachen müssen. Sie unterziehen sich ihr aber lieber, als daß sie ihr Brondogericht aufgeben. Merkwürdigerweise wird die Vorliebe der Abessinier für rohes Fleisch fast von allen dort lebenden Europäern geteilt. Ich rede nicht von den Engländern, die ja auch in Europa das Privileg des rohen Fleischessens in Anspruch nehmen, sondern auch von den Deutschen, die ich in Abessinien kennen lernte. Sie waren alle Brondoesser und somit auch gezwungen, ihre vorschriftsmäßige Kussokur durchzumachen.

In der Wüste ist man häufig gezwungen, Kamelfleisch zu genießen. Ein sonst gesundes Tier wird infolge des Tragens schwerer und schlecht gepackter Frachten „batal," d. h.

*) Mſud ist ein Lederschlauch, welcher zum Verpacken trockener oder fetter Gegenstände dient, wie die Girba ein Lederschlauch zur Einnahme von Wasser ist.

Digitized by Google

unfähig, weiter zu marschieren. Man muß es töten, und es wird gegessen. Auch in den Oasen wird täglich Kamelfleisch auf den Markt gebracht, z. B. in Mursuk in Fesan. Ich gestehe offen, daß ich dem Kamelfleisch nie Geschmack abgewinnen konnte, weder gekocht noch gebraten. Das Fleisch, besonders das des alten Kamels, ist derart von Hippursäure*) durchsetzt, daß dieser Umstand schon es für den Europäer ungenießbar macht.

Nur das Herz des Kamels konnte ich mir dadurch mundrecht machen, daß ich dasselbe in einem hölzernen Mörser zerstampfen ließ, etwas Mehl, sehr viel Gewürz, wie Nelken, Muskat, Pfeffer ꝛc. hinzuthun und daraus kleine Frikadellen bereiten ließ, welche in Butter gebraten wurden.

Das Fleisch der Giraffe ist dagegen ganz köstlich. Besonders gut war die Zubereitung eines Giraffenbratens, den ich in Mai Gommeri im Sultanat Bornu erhielt.

Ausgezeichnet munden auch die Kista der Marokkaner. Es sind dies kleine Stückchen Hammetfleisch und Hammelfett, die abwechselnd auf dünne Holzstäbchen gesteckt, mit Pfeffer und Salz bestreut und über einem Kohlenfeuer gebraten werden. Anstatt des Fleisches kann man auch Leber verwenden, oder auch Frikadellenteig um das dünne Holzstäbchen machen, so daß das Ganze etwa fingerdick denselben umgibt.

In Innerafrika werden eigentlich alle Fleischarten genossen. Nicht genug zu rühmen ist Pantherbraten, der einen kaum vom wilden Schweinebraten zu unterscheidenden Geschmack hat. Löwenfleisch fand ich weniger gut. Daß Antilopen- und Gazellenfleisch zu den zartesten Leckerbissen gehört und jederzeit unserm Hirsch- und Rehbraten an die Seite gesetzt werden kann, dürfte allgemein bekannt sein. Bei der Häufigkeit der Antilopen und Gazellen wundert es mich, daß man nicht schon auf die Idee gekommen ist, das Fleisch, in Büchsen eingemacht, auf den europäischen Markt zu bringen. Von Hasen und Kaninchen gilt dasselbe. Besonders zeichnen sich die in Nordafrika durch den Wohlgeschmack ihres Fleisches aus, was wohl in den dort so häufigen aromatischen Kräutern seinen Grund hat.

*) Wahrscheinlich, weil das Kamel nie schwitzt. Es sondert nur an einer ganz kleinen Stelle des Hinterkopfes Schweiß aus.

Wie groß der Einfluß der Nahrung auf den Geschmack des Fleisches ist, bewies mir ein Vorgang im Jahre 1865, inmitten der Sahara. Als wir damals eines Tages in der Wüste lagerten, wurden wir von einem Heuschreckenschwarm überfallen, der tagelang in Beständen der Artemisia geweidet haben mußte. Es war die große Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria). Meine mich begleitenden Tuareg waren schnell bei der Hand sie aufzulesen und brachten bald einen ganzen Haufen zusammen. Die Heuschrecken wurden ihres Kopfes, der Flügel, der Beine und des Hinterleibes beraubt und auf eine Kohlenglut ausgebreitet. Geröstet wurden sie dann in einen hölzernen Mörser geschüttet, zerstampft und durch Salz und Pfeffer gewürzt. So erhielten wir ein sehr schmackhaftes Gericht, welches stark nach Artemisia roch und schmeckte.

In der Sahara und in Nordcentralafrika wird der Strauß, den man wegen seiner Federn jagt, auch verspeist. Man kann nur die Schenkel genießen, die dem Geschmack nach von Rindfleisch nicht zu unterscheiden sind. Die Straußeneier werden ebenfalls gegessen. Ein solches entspricht ungefähr dem Inhalt von 30 Hühnereiern. Als Rührei oder Omelette zubereitet, ist es kaum von Hühnereiern zu unterscheiden. Eine für uns abscheuliche Eigentümlichkeit sei hier erwähnt: Die Kanuri, d. h. die Bewohner von Bornu, essen die Hühnereier dann am liebsten, wenn sie ganz faul sind. Eier, die schon ein kleines, deutlich zu erkennendes Kücken in sich bergen, gehören dort zu den größten Leckerbissen. Krokodileiern habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Von der Größe unserer Gänseeier und mit einer pergamentähnlichen Haut, die an einer Seite stark eingedrückt erscheint, umhüllt, haben sie einen stark nach Moschus duftenden Inhalt. Ich konnte mich nicht überwinden, auch nur eins zu kosten.

Ebenso aß ich nur mit Widerstreben das Fleisch der Krokodile, während das der Dub und Warane für recht gut befunden wurde. Ich habe auch häufig am Essen von Schlangen teilgenommen. Sie schmeckten ganz wie Aale. Natürlich wird das Fleisch aller Geflügel gegessen. Frankoline und Rebhühner, sowie Tauben und Papageien geben ein vorzügliches Gericht ab. Den Mitgliedern meiner Expedition in die Lybische Wüste werden gewiß die Menge der Truthühner unvergeßlich

Digitized by Google

Heimkehr vom Schützenfest. Nach dem Gemälde von Fr. Prölß

ſein, die wir in Dachel und Chargeh, ſowie auch in Farafrah zu fabelhaft billigen Preiſen kaufen konnten. In Abeſſinien ließ es ſich der Quarter master general der britiſchen Armee nicht nehmen, uns zum Frühſtück ſtets mit einem guten Perlhuhn zu verſorgen. Auch in Sanſibar konnten wir Perlhühner haben und unſern Hühnerſtall mit vielen Exemplaren derſelben bevölkern.

Die Neger pflegen gar nichts zu verſchmähen. Sogar ihre Mitmenſchen laſſen ſie nicht ungegeſſen. Obſchon ich es auf meinen Reiſen nie geſehen habe, ſo laſſen doch die Schilderungen der neueren Reiſenden kaum einen Zweifel daran übrig, daß ein Teil, wenn auch nur ein kleiner Teil, der afrikaniſchen Neger dem Kannibalismus huldigt. Ebenſo bin ich nicht in Gegenden gekommen, wo die Neger die weißen Termiten als Leckerbiſſen oder als Nahrungsmittel zu ſich nehmen. Es iſt aber gar nicht zu bezweifeln, daß es Neger gibt, welche wie die Eingebornen von Amerika, z. B. die am Rio Negro wohnenden Indianer, Ameiſen verſpeiſen.

Als ich Yoruba durchreiſte, ſah ich auf den Märkten von Ibadan und anderen Städten Negerweiber ſitzen, die vor ſich ein ſauberes Brettchen hatten, auf dem hübſch ausgebreitet Raupen lagen. Dieſelben wurden von den Städtern eifrig gekauft. Es war die ſogenannte langhaarige Bärenraupe. Ich ſah auch die Zubereitung. Die Raupen wurden auf ein Kohlenfeuer gelegt, die Haare abgeſengt und dann ohne weiteres gegeſſen. Einige, und das waren wohl die Reicheren, pflegten die Raupen in Sheabutter*) zu tauchen und erſt dann zu verſpeiſen.

Die ſchönſten Datteln genießt man am Ued Draa. Es ſteht überhaupt feſt, daß, je weiter nach dem Weſten, die Datteln um ſo feiner und ſchmackhafter werden. In Ägypten ſind ſie kaum gut zu nennen; in Tripolitanien ſind ſie ebenſo ſchlecht, aber in den Oaſen Algeriens und Tuneſiens werden ſie ſchon vorzüglich, während die von Tafilet und Draa an Güte alles übertreffen.

Man ißt in Draa die friſchen Datteln mit ungeſalzener Butter, indem man zu jeder Dattel ein winziges Stückchen Butter nimmt. Hat man keine Butter, ſo trinkt man einen Schluck Buttermilch dazu. Dieſe Sitte habe ich jedoch nur am Draa angetroffen, während man in all den anderen Oaſen die Datteln ſo ißt, wie man ſie erhält. Friſche Datteln führen anfangs, in großen Quantitäten genoſſen, ſtark ab, ſpäter aber verliert ſich dieſe Eigentümlichkeit. Ja, ich habe beobachtet, daß mein Magen, der durch anhaltenden Opiumgenuß, infolge von ſtarker Dyſenterie, zerrüttet war, durch eine Kur von friſchen Datteln vollkommen wiederhergeſtellt wurde.

Die Wüſtenbewohner verſtehen aus Datteln einen Sirup herzuſtellen, welchen ſie als Zuthat zu ihren Mehlſpeiſen und Brot zu verwenden pflegen.

Sehr beliebt ſind auf Wüſtenreiſen ganz getrocknete Datteln, die zu Mehl verſtoßen ſind, oder Dattelmehl mit geröſtetem Gerſtenmehl zuſammengemiſcht. Man mengt etwas Waſſer hinzu und formt Klümpchen, welche man verſpeiſt wie die früher erwähnte Someta.

Man ißt im allgemeinen in Afrika nicht viel Gemüſe. Speziell in Nordafrika gelten die Gemüſe nur als Zuthat. Eine Hibiscusart wird gebraten und gekocht. In Centralafrika gibt es ſüße Kartoffeln und Yamswurzeln. Dieſe Diaskoreen geben ein ſehr ſchmackhaftes Mus. In Yoruba und Nupe bereiteten die Neger eine Art von gallertartigem Mehl, welches anſtatt Brot auf den Märkten in großen Blättern feilgehalten wurde und welches mit Palmöl genoſſen leidlich ſchmeckte.

Ebenſo erinnere ich mich, daß ich, als ich am letzten Tage meiner Reiſe quer durch Afrika bei Lagos ankam und etwa 24 Stunden nichts genoſſen hatte, ſehr froh war, als mein kleiner Diener Noël für einige Seidentücher Ekaroa für uns eintauſchen konnte, d. h. in Palmöl gebackene Mehlkügelchen.

Die verſchiedenen Bananen (Piſang, Plantains) geben in Scheiben geſchnitten und geröſtet ein ſchmackhaftes Eſſen. Auch die Musa ensete liefert ein vorzügliches Gemüſe in ihren Schößlingen, ein Eſſen, das beſonders in Abeſſinien geliebt wird. Die Abeſſinier bereiten die Erbſen zu einem breiartigen, ſtark gepfefferten Gericht zu. Daran muß ſich der europäiſche Gaumen überhaupt gewöhnen, daß in Centralafrika, beſonders in Bornu, alle Speiſen auf entſetzliche Art mit Capſicum gepfeffert werden. Es iſt das wohl auf die Spärlichkeit des Salzes in jenen Ländern zurückzuführen. Dieſe Salzloſigkeit iſt in den echten ſudaniſchen Ländern ſo groß, daß man einem kleinen Negerkinde durch

*) Ein feſtes Fett vom Baum der Bassia Parkii, der in ganz Afrika wächſt, in der Tropenzone.

Digitized by Google

Darreichung eines Salzstückchens ein größeres Vergnügen bereitet als einem unserer Kinder durch irgend eine Süßigkeit.

Die Arachis, aus der man ein gutes Öl gewinnt, ist auch genießbar; ebenso brachte man in Kuka eine Erdnuß von der Größe einer Haselnuß auf den Markt, Ngangala genannt, die gekocht ganz wie Kastanien schmeckte.

Daß ich hier kein irgendwie erschöpfendes Verzeichnis alles dessen, was in Afrika gegessen wird, gegeben habe, versteht sich von selbst. Habe ich doch Abstand genommen, von all den köstlichen Früchten Centralafrikas auch nur ein Wort zu sagen. Wie oft aber haben wir die Pampelmus in Centralafrika mit Honig — in Ermangelung von Zucker — zu einem köstlichen Kompott gekocht, wie oft eine Limone mit Eiern nach Art der Suffi zu einem spanischen Eierkuchen verbacken. Wenn man das Kapland und Nordafrika mit hinzurechnet, gibt es ja jetzt wohl kaum eine Frucht, die nicht in Afrika heimisch wäre. Hat sich doch die von Amerika importierte Ananas jetzt derart durch ganz Afrika verbreitet, daß sie in vielen Gegenden, z. B. in Sansibar und an der Goldküste, als wild wachsend gefunden wird.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Der „Herbstmorgen“ hat in E. Hallatz einen verständnisvollen Darsteller gefunden. Wie viel Stimmung liegt in dem kleinen Bilde. Frieses „Tiger im Schnee auf der Lauer“ wirken durch den unerwarteten Kontrast zunächst verblüffend. Was soll der König der sonnendurchglühten Dschungeln auf dieser Schneefläche! Und doch ist unsere Darstellung durchaus naturgetreu, denn der Tiger kommt in einer nordischen Abart in der That bis an den Amur nud bis zum Aralsee vor. In eine deutsche Bauernstube führt uns Th. Kleehaas mit „Hurra, die Knödel kommen.“ Wer könnte das lustige Bild ohne Lachen betrachten! Die „Falkenjagd“ von Alfr. Wierusz-Kowalski zeigt uns das alte lebenslustige Polen. Wie fröhlich fahren sie über das weite Blachfeld dahin, die Magnaten, ihre Jäger und die laut Hals gebende Meute. Schneller aber noch als sie ist der Falke. In dem „Mädchenpensionat“ von G. Knorr handelt es sich um ein hochnotpeinliches Verhör über eine verfrühte Huldigung. Bei dem in der That mannbaren Alter der Pensionärin dürfte übrigens das Urteil nicht allzustreng ausfallen, zumal wohl kein anderes Vergehen vorliegt als die Anziehungskraft, welche die Schönheit schon unbewußt ausübt. Ein echtes, rechtes Bild aus dem bayerischen Volksleben ist die „Heimkehr vom Schützenfest“ von Fr. Prölß. Das sind die allbekannten Gestalten aus dem Hochgebirge, zu denen man, so oft man sie auch schon sah, immer wieder gern zurückkehrt. Aus ihnen spricht eben eine unverwüstliche Kraft und eine gesunde Lebenslust, die jedermann anzieht.

Sonniger Herbsttag.

Bunte Schmetterlinge fliegen
Und mit schwankem Flügel wiegen
Sie um farb'ge Blumen hin.
Rot und goldig glühn die Bäume,
Wie des Sommers letzte Träume...
Hoch im Blau die Vögel ziehn.

Abschiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter holder Klang. —
Wo sind jene schönen Tage,
Da aus jedem Blütenhage
Tönte Nachtigallensang?

Zwar noch blüht die letzte Rose,
Doch die bleiche Herbstzeitlose
Schimmert schon im Wiesengrün:
Sie verschlief das gute Wetter
Und nun kommt sie ohne Blätter,
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumerisch in sich versunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt so blau und weit,
Sehnsuchtsvoll, doch ohne Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der schönen Rosenzeit!

Heinrich Seidel.

Seltsamer Brauch.

Zu den Heiligen, welche nach der Volksanschauung ein beschränktes Wirkungsgebiet haben, gehört in Neapel St. Liborio, den man als Helfer gegen Gesichtsschmerzen anruft. — Gegen Augenkrankheiten wendet man sich an die heilige Lucia, deren Statue, mit silbernen Augen, lauter Votivgaben, behangen, oft vor der Thüre ihrer Kirche steht. Gegen Kehlleiden erfleht man Hilfe von St. Biagio (Blasius), gegen Kopfschmerz von St. Asprenas ꝛc. Das Jahresfest des St. Liborius ist am 23. Juli, und da zeigt sich ein seltsamer Brauch. Diejenigen nämlich, welche sich bei dem genannten in Gunst setzen und Genesung erhalten wollen, gehen in die Kirche desselben und fegen dieselbe, zu welchem Zwecke dann zahlreiche Besen in Bereitschaft stehen. Man sieht dann zahlreiche, oft sehr gut gekleidete Personen, namentlich Frauen, welche dort den Besen in die Hand nehmen, ohne indes das Fegen mit deutscher Gründlichkeit zu betreiben. Diese Arbeit wird mit Ernst und Andacht verrichtet.

Digitized by Google

Ein anderer, uralter Brauch hat sich im südlichen Frankreich in vielen Dörfern erhalten. Am Himmelfahrtsfest zieht die Jugend in festlicher Kleidung, eine Fahne voran, zum benachbarten Flusse, um sich Himmelfahrtsblumen zu holen. Der Zug beginnt in der Kirche, wo er sich ordnet, und als Fahnenträgerin fungiert ein weißgekleidetes, mit Blumenguirlanden geschmücktes Mädchen, im Haar eine Rosenkrone. Singend begibt sich diese Prozession zum Flußufer und dort werden jene Blumen gepflückt. Es sind Blüten einer Wasserpflanze, die aus der Tiefe auftauchen und schneeweiß glänzen. Man schreibt ihnen eine bewahrende, schützende Kraft zu, namentlich gegen Sturm und Blitz, weshalb man sie ebenso sorgfältig verwahrt wie in Süditalien die am Palmsonntag gesegneten Palmenzweige, oder in Calabrien Pfeilspitzen aus der Steinzeit, die ebenfalls als Wunderschutz betrachtet werden. Th. Tr.

Der Humor im deutschen Heere.

Wer einmal selbst den bunten Rock getragen hat, inmitten unserer braven Soldaten marschiert ist, zwischen ihnen um das Feuer des Biwaks gesessen hat und dem Exerzierplatze nicht fremd geblieben ist, der weiß auch ein Lied vom Soldatenhumor zu singen und weiß, daß dieser Humor um so drastischer hervorzubrechen pflegt, je größer die Anstrengungen gewesen sind. Er weiß dann auch diesen Soldatenhumor nach seinem richtigen Werte zu schätzen, wenn er einmal selbst erlebt hat, wie ein witziges Wort von Mund zu Munde fliegt und die Anstrengungen vergessen macht, gerade als ob es ein kühler Trunk oder eine Stunde Schlaf gewesen wäre. Unser geschätzter Mitarbeiter A. Oskar Klaußmann hat die hübsche Idee gehabt, solche nützlichen Blüten des Soldatenhumors zu sammeln und in einem unter obenstehendem Titel bei J. H. Schorer, Berlin, erschienenen stattlichen Bande zu vereinigen. Der Verfasser hat sich indessen seine Aufgabe keineswegs so leicht gemacht, einfach einen Band Anekdoten aus dem Soldatenleben zusammenzustellen, wozu es schließlich genügt hätte, einige Jahrgänge der Münchener „Fliegenden Blätter" auszuschlachten; er gibt vielmehr eine mit Beispielen belegte Geschichte des Humors im deutschen Heere, die nach jeder Richtung hin vollständig erscheint, trotzdem der Verfasser allzuderbes unberücksichtigt gelassen hat. Es ist sehr gut, wenn der Humor dieser Art nicht über die Kasernenmauern hinausklingt. Irrtümlich erscheint es freilich, wenn Klouzmann meint, der Soldatenhumor datiere erst seit der Aufstellung von Volksheeren, also seit der Armee der ersten französischen Revolution, und in der Armee Friedrichs des Großen z. B. hätten das Werbesystem und die Stockschläge keinen Humor aufkommen lassen. Eine Armee, welche das Lied sang:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft sich auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen, — — —"

der fehlte es nicht an Humor, und zahlreiche humoristische Einzelzüge sind uns aus jener Zeit überliefert geblieben. Wenn der alte Fritz nach dem Überfall von Kollin seine Kanoniere fragte: „Wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" — und es ihm aus den Reihen zurückschallte: „Die hat der Teufel geholt, aber wir wollen sie ihm schon wieder abnehmen," — so war das auch Humor trotz Werbesystem und Fuchtel, welche dieses Heer gar nicht abhielten, sich zwar nicht in unserm Sinne als nationales Volksheer, wohl aber durchaus als Friedericianische Armee zu fühlen. Der Soldatenhumor wird gewiß mehr durch das kameradschaftliche Zusammenleben junger, sorgloser und kerniger Männer gefördert als durch das Bewußtsein, einem nationalen Volksheere anzugehören, das höchstens rückwirkend, weil es männliches Selbstbewußtsein und Stolz auf den Soldatenstand weckt, auch gesunder Humorentwickelung dienlich sein kann. Unter den Spitznamen, die sich die Waffengattungen und Regimenter der deutschen Armee gegenseitig beigelegt haben, nennt Klaußmann einige, die weniger bekannt geworden und deswegen angeführt sein mögen. Danach werden die Garde-Grenadierregimenter „Kronenengel" genannt, weil sie über den Namenszügen Kronen haben, die ersten Garde-Dragoner führen den Namen „Viktoriareiter," der sich jetzt zwar mit dem Namen des Chefs des Regiments, der Königin von England, deckt, aber auf den berühmten Todesritt von Marsla-Tour zurückzuführen ist, das zweite Garde-Dragonerregiment soll dagegen nach Klaußmann in gewissen Kreisen den Beinamen „König Saul" tragen, weil eine Zeitlang viele jüdische Freiwillige in diesem Regimente ihr Jahr abdienten. Die Mannschaften des Eisenbahnregiments heißen wegen des E auf der Schulterklappe und der in Schöneberg gelegenen Kaserne „Schöneberger Engel," und als aus diesem Regiment das Ballondetachement formiert wurde, dessen Mannschaften ein B auf die Schulterklappe erhielten, wurde dieses B auch dem Spitznamen an entsprechender Stelle eingefügt; später wurde aus dem Ballondetachement eine Luftschifferabteilung und aus dem B ein L. Das L ist dann zu einer unhöflichen Vergröberung des Namens benutzt worden. Die Matrosen der kaiserlichen Marine haben dem in Kiel garnisonierenden 85. Regiment der roten Kragen wegen den Namen „Rotkehlchen" gegeben, den freilich jedes Infanterieregiment führen könnte; die meisten der von Klaußmann angeführten Namen sind auf Eigentümlichkeiten der Uniformen oder den Hauptersatzkreis der Regimenter zurückzuführen. Daß Klaußmann in den Kasernen, auf dem Exerzierplatze, in den Wachtstuben und auf dem Manöverfelde fleißig Umschau gehalten hat, ist selbstverständlich, und auch von den verschiedenen Chargen weiß er manches Lustige zu erzählen. Seine redliche Absicht, dabei nirgends anzustoßen oder Mißstimmung zu wecken, ist ihm wohl auch gelungen; dort, wo der Humor zu Hause ist, wird man ja wohl auch verstehen, daß ein Scherz nicht verletzen soll. Wenn der vierhundert Seiten starke, übrigens nur 3 Mark kostende Band nicht ganz so stark geworden wäre, hätte er vielleicht noch mehr gewonnen. Denn „Kürze ist des Scherzes Würze," und das hat der Verfasser nicht gerade überall beherzigt. P. v. Sz.

Digitized by Google

Französische Orden.

Der Ursprung der Ordensauszeichnungen überhaupt wird von der Legende auf den heiligen Jakob, Bischof von Jerusalem, zurückgeführt, der 69 n. Chr. den Orden vom heiligen Grabe gestiftet haben soll. Nach anderer Angabe fällt die Ehre der ersten Ordensstiftung auf den König Johannes von Äthiopien, der 370 den Sankt Antonius-Orden ins Leben rief; die Franzosen aber, die stets etwas Besonderes haben müssen, nehmen den gleichen Ruhm für den Frankenkönig Chlodwig in Anspruch, der nach der Bekehrung zum Christentume und seiner Salbung durch den heiligen Remigius den Orden von der heiligen Ölflasche (Sainte Ampoule) gestiftet haben soll. Die geschichtliche Forschung indessen hat ziemlich sicher festgestellt, daß die Ritterorden erst im XI. Jahrhundert aufkamen, und als ihr erstes sichtbares Kennzeichen haben wir das weiße Johanniterkreuz zu betrachten. Mit ihm schmückten sich die Hospitaliter, denen 1048 vom Kalifen die Erlaubnis erteilt wurde, in Jerusalem zwei Hospitäler zur Aufnahme erkrankter christlicher Pilger zu errichten. In Frankreich nun gab es im XV. Jahrhundert bereits eine unendliche Menge von Orden, von denen aber viele nichts anderes waren als Narrenorden, und den ersten „ernsthaften," durch königliche Gnade zu verleihenden Orden stiftete 1469 Ludwig XI mit dem Sankt Michael-Orden. Ihm folgte 1579 Heinrich III mit der Begründung des Ordens vom heiligen Geist. Beide Auszeichnungen wurden unter letzterem Namen 1661 von Ludwig XIV zu einem Orden verschmolzen, der 1814 von der Restauration auch wieder ins Leben gerufen wurde und bis zur endgültigen Vertreibung der Bourbonen bestand. Ludwig XIV begründete ferner 1696 den Sankt Ludwig-Orden, Ludwig XV 1759 den Militär-Verdienstorden. Die Revolution schaffte alle Ordensauszeichnungen ab; die bloße Thatsache, ein Ludwigsritter zu sein, genügte in den Schreckenstagen, jemand auf das Schafott zu führen. Auf Beschluß des Konvents wurde das große silberne Siegel des Ordens zerbrochen und in der Münze eingeschmolzen. Ganz ohne Orden aber vermochte auch die Republik nicht lange auszukommen; das Gesetz vom 29. Floréal des Jahres X schuf den Orden der Ehrenlegion. Napoleon I stiftete 1811 den Vereinigungsorden (de la Réunion), der ausschließlich für bürgerliche Verdienste in den mit Frankreich vereinigten Ländern verliehen wurde, d. h. mit dieser Auszeichnung wurden solche Leute beglückt, die in den fremden, gewaltsam mit Frankreich vereinigten Landesteilen sklavisch dem Unterdrücker huldigten. Es scheint indessen, daß niemand das Kainszeichen des Verrates offen tragen wollte, denn schon nach zwei Jahren ging der Orden wieder ein. Auch Louis Napoleon III ließ es bei dem einen wirklichen Orden, der Ehrenlegion, bewenden; dagegen schuf er eine Reihe von Medaillen: die Médaille militaire für Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die Sankt Helena-Medaille und die Kriegsdenkmünzen für die Feldzüge in der Krim, in China, Italien und Mexiko. An solchen Feldzugsmedaillen hat es auch die dritte Republik nicht fehlen lassen und außerdem, um der in Frankreich so ausgeprägten Ordensgier Genüge zu thun, eine Reihe von Ehrenzeichen für bürgerliches Verdienst gestiftet: Medaillen für hervorragende Leistungen im Gewerbe, in Ackerbau, Viehzucht ꝛc. Auch nach den bunten Bändchen dieser Auszeichnungen herrscht in Frankreich lebhaftes Verlangen; die höchste Sehnsucht des Franzosen bleibt aber doch das rote Band der Ehrenlegion, und was man sich's kosten läßt, diese prunkende Zier zu erlangen, das ist durch den Wilsonschen Ordensschacher der Welt kundbar geworden. Übrigens sind die Klagen über die verschwenderische Ausstreuung von Ehrenzeichen in Frankreich alt. Schon unter Heinrich II und Karl IX wurde die allzu freigebige Verteilung des Sankt Michael-Ordens und die dadurch herbeigeführte Entwertung getadelt, und unter Ludwig XIV, dem „Sonnenkönig," kannte die Ordenssucht nicht mehr Maß und Ziel. Wie leicht mancher ein Ritter des heiligen Ludwig oder vom heiligen Geist wurde, darüber folgendes Anekdötchen. Eines Tages wurde der Marquis Puysieux de Sillery, ein früherer Jugendgespiele des Königs, von diesem einer Audienz gewürdigt, und scherzhaft beklagte er sich, daß Se. Majestät seit fünfzig Jahren unterlassen habe, ihm sein Wort einzulösen. „Wieso?" fragte der König. „Erinnern Ew. Majestät Sich nicht," erwiderte der andere, „daß ich oft die Ehre hatte, mit Ihnen bei meiner Großmutter Blindekuh zu spielen? Um Sich unkenntlich zu machen, hingen mir Ew. Majestät dann immer Ihr Ordensband um, und wenn ich es nach Beendigung des Spieles wiedergab, pflegten Sie zu sagen, ich solle es wirklich bekommen, wenn Sie erst am Ruder wären. Ew. Majestät sind jetzt seit fünfzig Jahren am Ruder, aber das blaue Band hab' ich noch nicht." Der König erinnerte sich in der That an die Geschichte, und der Marquis erhielt für seine Verdienste um das Blindekuhspiel den Orden vom heiligen Geist. Der Held eines anderen Histörchens ist der Herzog von Richelieu, der, um einer frivolen Laune zu frönen, und gerade knapp bei Gelde, seinen mit edlen Steinen verzierten Heiligengeistorden beim Pfandleiher versetzte. Das wurde bekannt, und der zügellose Herzog mußte sich folgendes Epigramm gefallen lassen:

Judas verkaufte Gott den Sohn
Und erhängte sich zum Lohn;
Richelieu als kluger Mann
Gibt den heil'gen Geist nur dran.

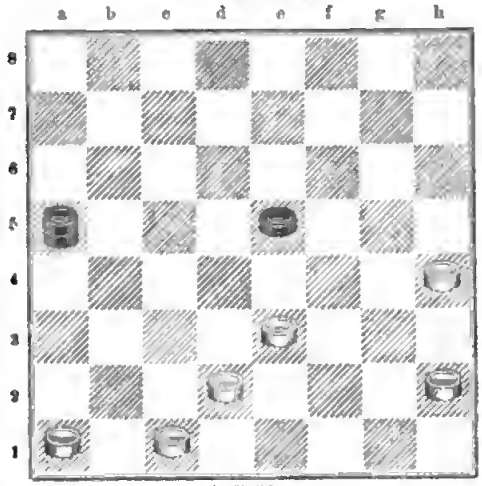
Judas vendit Jésus-Christ
Et s'en pendit de rage;
Richelieu, plus fin que lui,
N'a mis que le Saint-Esprit
En gage. St.

Briefkasten.

Abonn. in Klagenfurt. In Heft 1, Seite 125 lies statt Lemaphor: Semaphor (Zeichentelegraph an der Küste, auch zu Sturmwarnungen).

In unserer Spielecke.

1. Damespielaufgabe.



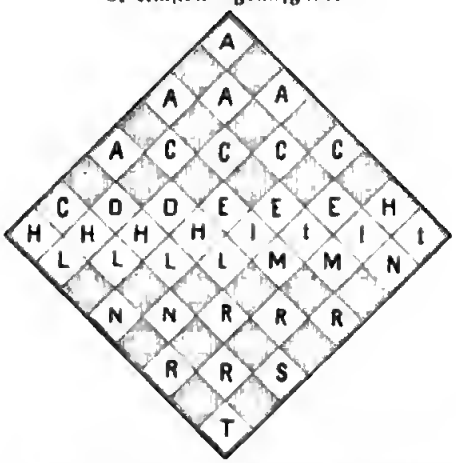
W. 5188.

Weiß zieht und gewinnt mit dem fünften Zuge.

2. Rätsel.

Dichter und Komponist gemeinsam mich schufen
als Kunstwerk;
Wenn ihr den Kopf mir vertauscht, bin ich als
Stadt euch bekannt.

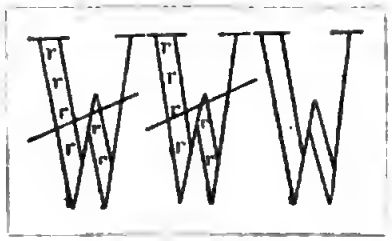
3. Umstellungsaufgabe.



Werden die hier eingetragenen Buchstaben richtig in die weißen Felder der Figur verteilt, so entstehen in den wagerechten Reihen folgende Wörter: 1. ein Fisch, 2. ein patriotischer deutscher Dichter, 3. ein deutscher Künstler aus der Reformationszeit, 4. ein deutscher Dichter, 5. ein deutscher Komponist der Gegenwart, 6. ein deutscher Novellist der Gegenwart, 7. der Held einer Dichtung von Herder.

Werden die zwei übrigbleibenden Buchstaben oben und unten angesetzt, so nennt die senkrechte Mittelreihe von oben nach unten den Ort, an welchem der in der wagerechten Mittelreihe genannte Dichter seine ersten Triumphe gefeiert hat.

4. Bilderrätsel.

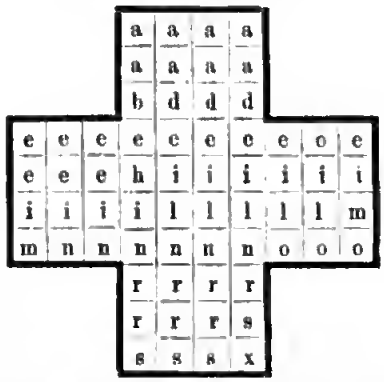


5. Zweisilbige Scharade.

Mein Erstes hat voll Frömmigkeit
Manch schönes Lied gedichtet,
Mein Zweites in bedrängter Zeit
Die Herzen aufgerichtet.

Mein Ganzes könnt im Alpenland
Auf manchem Haus ihr schauen;
Gewaltig steigt's als Riesenwand
Empor aus grünen Auen.

6. Magisches Kreuz.



Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so entstehen fünf magische Quadrate, in denen die entsprechenden wage- und senkrechten Reihen gleichlauten. Das Mittelquadrat hat die äußersten Seiten mit den anstoßenden Quadraten gemeinsam.

I. Oberstes Quadrat. 1. Ein Prophet, 2. ein orientalischer Name, 3. ein Nebenfluß des Rheins, 4. ein Gott der Griechen.

II. Erstes Quadrat des Querbalkens. 1. Eine Münze, 2. eine Stadt in Deutschland, 3. ein Vogel, 4. ein Gott der Griechen.

III. Mittelquadrat. 1. Ein Gott der Griechen, 2. eine Pflanze, 3. ein Paradies, 4. eine der Personen in Schillers „Wallenstein."

IV. Letztes Quadrat des Querbalkens. 1. Eine der Personen in Schillers „Wallenstein," 2. ein Vorname, 3. ein französischer Marschall, 4. ein Fluß in Frankreich.

V. Unterstes Quadrat. 1. Eine der Personen in Schillers „Wallenstein," 2. eine Göttin der Griechen, 3. eine Wasserbewohnerin, 4. ein See in Italien.

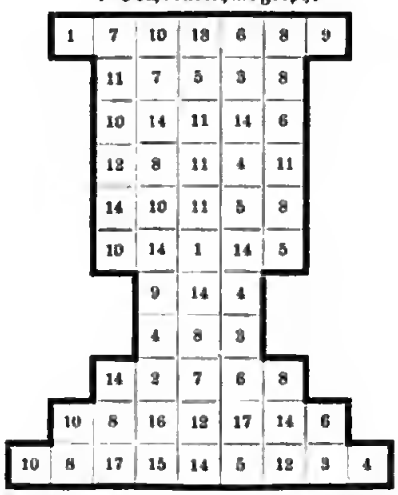
7. Verwandlungsaufgabe.

Aus je drei Wörtern sollen durch Versetzung der Buchstaben zwei neue Wörter gebildet werden, welche in irgend einer Beziehung zu einander stehen; z. B. Gischt, Rolle, Ehe = Schiller, Goethe. Auf solche Weise entstehen aus:

1. Burke, Arno, Tajo zwei Monate,
2. Peruaner, Ei, Tau zwei Musen,
3. Eva, Chile, Ernst zwei Blumen,
4. Torf, Note, Nidda zwei deutsche Kaiser,
5. Hofer, Ring, Fasan zwei fremdländische Säugetiere,
6. Zinne, Gold, Turin ein deutscher Opernkomponist und eins seiner Werke,
7. Polen, Lear, Nase zwei Städte in Unteritalien,
8. Handel, Rinde, Irene ein europäisches Königreich und ein Fluß, welcher dasselbe durchströmt,
9. Sem, Abel, Ar zwei Vögel.

Werden die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter richtig geordnet, so nennen sie ein Drama von Schiller.

8. Becherarithmogriph.



Ersetzt man die Zahlen in den Feldern der Figur durch die betreffenden Buchstaben, so bezeichnen die elf wagerechten Reihen, aber in anderer Folge: 1. Ein Getränk, 2. eine Stadt in Schlesien, 3. eine Stadt in Portugal, 4. einen alttestamentlichen männlichen Namen, 5. einen anderen alttestamentlichen männlichen Namen, 6. einen deutschen Komponisten unsers Jahrhunderts, 7. ein musikalisches Instrument, 8. einen englischen Schriftsteller, 9. eine Insel, 10. eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner, 11. etwas, das zur Ausrüstung jedes Schiffes gehört (i = j).

Sind die richtigen elf Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben wie auch ihre Endbuchstaben den Titel eines klassischen Dramas.

9. Arithmetische Aufgabe.

Wann zuerst nach $6\frac{1}{2}$ Uhr bilden die beiden Zeiger einen Winkel von 84°?

10. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sieben Steine auf. A und C haben je einen Doppelstein. B hat drei, D zwei Doppelsteine. A hat auf seinen sieben Steinen zwei Augen weniger als D, C 18 Augen mehr als B. A setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. D behält einen Stein übrig. B und C haben immer gepaßt. Die Summe der Augen auf den dreizehn gesetzten Steinen beträgt 48.

Welche Steine sind gesetzt? Welchen Stein behält D übrig? Welchen Doppelstein hatte C? Wieviel betrug die Summe der Augen auf den sieben Steinen des B, wieviel auf den sieben Steinen des C?

11. Anagramm-Kleeblatt.

I.

Nachricht geb' ich der Welt aus der ältesten Zeit der Germanen;
Umgestellt wahr' ich in mir ihre Gebeine noch heut.

II.

Will in der jetzigen Zeit mit mir ein Volk sich behaupten,
Muß, was verschoben ich nenn', tüchtig zu Diensten ihm stehn.

III.

Ich bin die Gattin des Manns, der Deutschland vom Joche befreit hat;
Schlesien birgt mich als Stadt, wenn ihr die Zeichen versetzt.

Werden die Anfangsbuchstaben der bei der Auflösung sich ergebenden Wörter richtig geordnet, so ergeben sie den Namen eines hochverehrten Mannes.

12. Dreisilbige Scharade.

Den Ersten gleich, die auf dem Ganzen leben,
Ein harmlos Völkchen, unter sich beglückt,
Soll deine Seele mutig aufwärts streben,
Wenn dich des Lebens vielfach Elend drückt.

Nicht grollen darfst du, stille mußt du leiden,
Wenn, der dich lange ganz und voll umfloß,
Der Quell der Harmonie, wie jenen Beiden,
Sich dir auch plötzlich ungeahnt verschloß.

Mit einer Dritten kann sich alles wenden!
Was du entbehrst, kehrt manchem ja zurück.
Auch kann die Letzte leicht dein Dasein enden,
Denn wandelbar ist alles Erdenglück.

Fr. St.

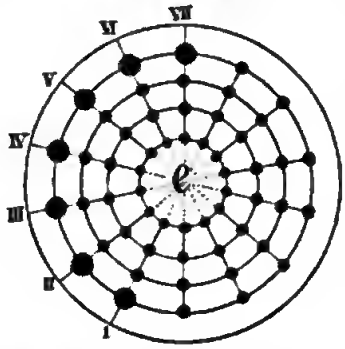
13. Rätsel.

Verdrängt aus meiner Väter Land,
Hab' einstens ich mit kühner Hand
Ein neues Heim gewonnen;
Doch alles, was mein Schwert errang,
Ist in der Zeiten Sturm und Drang
In leeres Nichts zerronnen.
Verändert sich ein Laut an mir,
Schmückt ewig mich des Lorbeers Zier.

14. Mit und ohne.

Mit Kopf und Fuß eine der Personen in einem Drama von Shakespeare, ohne Kopf und Fuß ein italienischer Küstenfluß. — Mit Kopf und Fuß die Hauptstadt eines gleichnamigen türkischen Vilajets, ohne Kopf und Fuß ein alttestamentlicher männlicher Name. — Mit Kopf und Fuß einer von vier Brüdern, ohne Kopf und Fuß ein italienisches Fürstengeschlecht. — Mit Kopf und Fuß eine Stadt in Palästina, ohne Kopf und Fuß ein Fluß auf der pyrenäischen Halbinsel. — Mit Kopf und Fuß ein römischer Konsul, ohne Kopf und Fuß ein großer Fluß.

15. Punkträtsel.



Die Punkte der Figur sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die sieben Durchmesser bekannte Namen von je neun Buchstaben mit dem gemeinsamen Mittellaut e ergeben.

Die sieben Wörter bezeichnen:

1. Eine Stadt in Belgien,
2. eine preußische Provinz,
3. einen Titel,
4. einen homerischen Helden,
5. eine Stadt in Preußen,
6. ein kleines Raubtier,
7. eine Stadt in Holland.

Sind die richtigen sieben Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben eine berühmte Griechin.

16. Dreisilbige Scharade.

Die Liebe findet immer neue Pflichten,
Beständig eine Dritte noch zu thun.
Willst du mit ihr dein Ganzes treu verrichten,
Darfst an den ersten Zwein du selten ruhn.

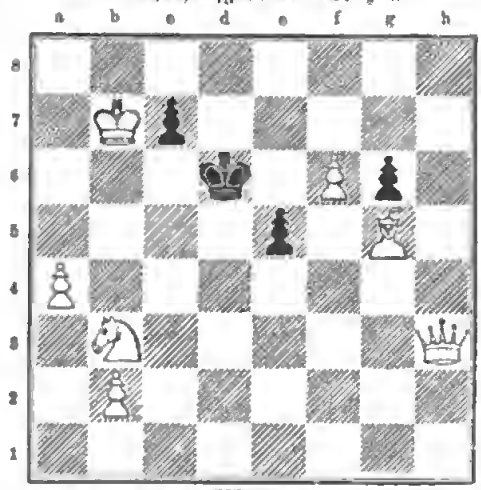
Fr. St.

17. Rätselfrage.

Wie kann man aus den fünf Wörtern „Bock," „Krieg," „Pflicht," „Lotte," „Doris" die beiden Vornamen und den Zunamen eines deutschen Dichters erhalten?

18. Bilderrätsel.

19. Schachaufgabe von C. Hill.



WEISS.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Band I, Heft 2.

1. Bilderrätsel.

Altdeutscher Spruch.

Gut Bier, frisch Wein, ein Musika rein,
Dazu ein Jungferlein. Wär' ja ein Stein,
Der nit wollt lustig sein.

2. Schachaufgabe.

1. T g 6 — d 6 — 1. K e 5 : d 6 oder — d 4
2. D b 7 — e 7 oder : d 5 ♯

A.

1. . . . — 1. T d 5 oder L f 8 : d 6
1. S f 2 — g 4 oder D b 7 — g 7 ♯

B.

1. . . . — 1. T d 5 — d 4 oder anders
2. T d 6 — e 6 oder L g 1 — h 2 ♯

(Anderes leicht.)

3. Rätselfrage.

Aus den fünf Wörtern: „Buche, Agathe, Kind, Rute, Inn“ erhält man durch Umstellung der Buchstaben: „Keine Ruh bei Tag und Nacht.“

4. Rätsel. Seerose.

5. Rätsel-Distichon. Ulme — Ulm.

6. Citatenrätsel.

Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts
auf der Welt.

7. Viersilbige Scharade. Hellebarde.

8. Rätsel.

Relief — Pfeiler — Reliefpfeiler.

9. Rätsel. Beschlagen.

10. Dreisilbige Scharade. Thatenreich.

11. Rätsel. Lauf — Faul.

12. Kreuzrätsel.

		R	A	S		
		e	r	t		
D	e	b	o	r	a	h
D	o	l	l	a	r	t
C	r	a	s	s	u	s
		u	e	s		
		s	n	e		

13. Dreisilbige Scharade. Tintenfaß.

14. Rätsel. Wasserrose — Wasserhose.

15. Schlüssel zum Königszug.

16	17	14	44	12	46	49	48
18	15	43	13	45	11	47	50
21	19	23	42	10	55	51	53
20	22	41	24	56	9	54	52
27	29	25	40	8	57	61	59
28	26	30	7	39	62	58	60
4	2	6	31	63	38	34	36
3	5	1	64	32	33	37	35

Auflösung des Königszugs.

Wagnerschwärmer, Mozartschwärmer,
Hei, wie grimmig sie sich hassen!
Zucken über uns die Achseln,
Die wir beide gelten lassen.
Trank ich gestern Abend Rheinwein,
Schwärm' ich heute für den roten.
Raphael und Rembrandt lieben,
Hat noch niemand mir verboten.

K. Woermann.

16. Kapselrätsel.

Karl Gerok.

kann er = Kanne
Rad am = Adam
ihre Herzen = Reh
Glanz erfreun = Lanze
verborgen trage = Gent
lautem Mannesmut = Emma
Wer aber = Rabe
Todes Saat = Odessa
Trank nie = Knie.

17. Rätsel. Guß.

18. Metamorphosen-Aufgabe.

Guben — Geben — Weben — Weber — Weser — **Wesel.** **Gera** — Ger — Eger — Egel — Regel — Regen — **Rügen.** **Mainz** — Main — Mais — Maus — Haus — Hals — Halm — **Hamm.** **Linz** — Lenz — Enz — Ens — Eis — Eris — Erie — Arie — Marie — Maria — Paria — **Paris.**

19. Wortkette.

1	2	3	Enzian	1	24	25	Enzio
3	4	5	Ancona	25	26	27	Olive
5	6	7	Navarra	27	28	29	Verona
7	8	9	Ratibor	29	30	31	Najade
9	10	11	Borneo	31	32	33	Demeter
11	12	13	Onega	33	34	35	Tertia
13	14	15	Gaeta	35	36	37	Adria
15	16	17	Tadema	37	38	39	Aroma
17	18	19	Maria	39	40	13	Malaga
19	20	21	Ameise	13	41	42	Garonne
21	10	22	Senegal	42	32	43	Nemea
22	23	1	Gallien	43	44	1	Asien.

20. Damespielaufgabe.

1. b 6 — c 7	1. b 8 — d 6 †
2. e 3 — f 4	2. D g 3 — e 5 †
3. b 4 — a 5	3. d 6 — b 4 †
4. a 5 — c 3 †	4. D e 5 — b 2 †
5. a 1 — c 3 †	5. e 7 — f 6 (— d 6)
6. c 3 — d 4 und gewinnt.	

21. Magische Buchstabenquadrate.

a.

A	I	D	A
I	d	a	r
D	a	h	n
A	r	n	o

b.

S	E	N	I
E	m	i	l
N	i	e	l
I	l	l	o

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 2.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google